SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

75. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 40

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstag der „Grenzboten“ 1
Aus Preußens Ostmark. Von Professor Kranz 5
Nachtstück. Gedicht. Von Reinhard Weer 12
Brüsseler Theaterspiel während des Krieges. Von Dr. R. Schacht 13
Der Name des gegenwärtigen Krieges. Von Professor Dr. Alfred Götze 18
Akademische Kriegsliteratur. Eine hochschulgeschichtliche Zeitstudie von Professor Dr. Paul Szymank 21

Ausgegeben am 4. Oktober 1916

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11, und durch alle Annoncenexpeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der **Invaliditätsgefahr.**

Sicherheitsfonds: **445⅔ Millionen Mark**

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Unterrichts-Anstalten

vorm. **Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt**

Leit.: Dr. Schünemann. **BERLIN W. 57** Zietenstraße Nr. 22—23

für alle Militär- und Schul-Prüfungen, auch für Damen.

Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung — von den höchsten Kreisen vorzüglich empfohlen — hervorragende Erfolge.
In 27 Jahr. best. 4324 Zöglinge, u. a. 2757 Fahnenj., 515 Einjähr. etc. etc.
Bereitet zu allen Notprüfungen auch Beurlaubte oder Kriegsbeschädigte zur Reifeprüfung vor.

Königlich Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

Die **Vorträge** und **Übungen** im Studienjahre 1916/17 beginnen am 10. Oktober 1916. Inskriptionen vom 9. Oktober 1916 ab. Druckschriften versendet das Sekretariat unentgeltlich.

v. Hartungsche Anstalt

Cassel-Wilhelmshöhe

Vorbereitung für alle Schul- und Notexamina, besonders Fähnrichexamen. — Prospekt durch den Direktor K. Topf.

Vorbereitungsanstalt

für das Einjährigen-, Prima- und Abiturientenexamen zu

Bückeburg

(Unter staatlicher Aufsicht.) Kleine Klassen. Familieninternat. Prospekt.

ABITURIENTEN-KURSE

Dr. phil. Vogt, Berlin W. 30 Goltzstrasse 28 (Winterfeldtplatz).

(Sprechstunde 1—2.) 1909—1916 bestanden 112 Abiturienten (53 Damen, 59 Herren)
Einziges Institut, das nur Abiturienten vorbereitet.

Die Militär-Vorbereitungsanstalt

zu Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 105

bereitet seit 1904 besonders auf die **Fähnrichprüfung** u. Prüfung für **Prima** vor, sowie Offizierprüfung unter Anleitung des Oberstleutnants z. D. Zwenger. Unterricht durch **7 Professoren** und 2 Oberl. in kleinen Klassen. Prospekt frei.
Hempel, Professor, früher langjähriger Lehrer im Cadettenkorps.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Seit 1895: **330 Einjährige, 203 Primaner.** (7/8 Kl.) **Einzelbehandlg. Arbeitsstunden. Sport. Spiel. Wandern. Familienheim.**

Deutscher Wille

Des Kunstwarts

30. Jahrgang

Herausgeber: Ferd. Avenarius

„Helft mit an der Bildung eines Deutschen Willens der Gebildeten und ihrer Verantwortung Bewußten, damit die Lehren und Errungenschaften des Weltkriegs für den Frieden erhalten bleiben!" / Darauf deutetes, wenn der Kunstwart, der während des Krieges als Kulturwart noch eine besondre Bedeutung errungen hat, vor seinen alten Namen jetzt „Deutscher Wille" schreibt. Er erscheint während des Krieges zum ermäßigten Preise von 3.60 Mark vierteljährlich.
+ Probehefte unentgeltlich. +

Kunstwart-Verlag Callwey, München

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Grenzboten

75. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber

Georg Cleinow

75. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1916

UNIV. OF
CALIFORNIA

GT30
G7
v.75:1

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1916. Viertes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Belgiens Zukunft, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 49, 294
Belgiens Zukunft, Noch ein Wort über —, von Dr. Karl Buchheim 51, 363
Burgfrieden, Zum — unter den Weltanschauungen, von Dr. Karl Buchheim 52, 413
Deutschland. Im neuen —, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 45, 178
Frankreich, Poincaré — und die Revanche, von Dr Karl Friedrich Vogel 42, 65
Französischen Sozialismus, Vom —, von Dr. Karl Friedrich Vogel 48, 257
Friedrichs des Großen, Worte — für die Gegenwart, von Dr. A. Kamp 44, 129
Galiziens, Die Selbständigkeit — und die Deutschen, von Prof. R. F. Kaindl . . . 50, 321
Geschichtschreibung neuester Zeit und ihre Kritik, von Dr. Hans Goldschmidt 51, 368
Illusionen, Die Zeit der schwindenden —, . 49, 289
Kolonialfrage, Grundsätzliches zur —, von Dr. Karstedt 43, 97
Öffentlicher Geist, von Rudolf Borchardt . . 52, 385
Ostmark, Aus Preußens —, von Prof. Kranz 40, 5
Palästina und unsre Feinde, von Superintendent Fritz Hoppe 47, 225
Poincaré, Frankreich und die Revanche, von Dr. Karl Friedrich Vogel 42, 65
Polnische Problem, Das —, von Georg Cleinow 46, 193
Rußland siehe: Die Zeit der schwindenden Illusionen 49, 289
Rußland und Rumänien, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 50, 335
Rußland siehe: Vendez russie, vendez vite . 41, 33
Rußland, Wohin geht —? Gorki und Mereschkowski über die russische Zukunft . . . 43, 103
Siebenbürgen, Die deutschen Einwanderungen in —, von Pfarrer R. Honigberger 48, 270, 49, 303
Stürgkh s. Wiener Brief 44, 152
Vendez Russie, vendez vite 41, 33
Wiener Brief. Zur Ermordung Stürgkhs, von Karl Hermann 44, 152

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Dienstpflicht, Die allgemeine —, von Prof. Wittschewsky 51, 353
Seeschiffahrt, Die Zukunft der deutschen —, von Prof. Dr. Wygodzinski 46, 211
Sparfrage, Die — vor, während und nach dem Kriege, von Assessor Dr. rer. pol. H. Brockmann 44, 137
Wasserkräfte, Deutschlands — als Stütze in unserm Wirtschaftskampfe, von Prof. Dr. Halbfaß 50, 328
Weltweizenversorgung im Wirtschaftsjahr 1916/17, von Leonhard Neumann 52, 392
Wirtschaftskrieges, Die Grundgedanken des —, von Dr. Otto Pfeffer 42, 74
Zeitungen, Sammlung und Nutzbarmachung der —, von Dr. Ernst Götz 43, 122

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Akademische Kriegsliteratur. Eine hochschulgeschichtliche Zeitstudie, von Prof. Dr. Paul Siymank . . . . . (vgl. 39, 401) 40, 21
Alabamafrage, Die —, von Dr. H. Knüfermann 45, 183
Burgfrieden, Zum — unter den Weltanschauungen, von Dr. Karl Buchheim 52, 413
Erdkunde in den höheren Schulen, von Oberlehrer Dr. Hans Osse 41, 41
Klein, Franz, von Gerichtsassessor Dr. Karl-Ludw. Schimmelbusch 46, 223
Kriegsgefangener, Die Entlassung — gegen Ehrenwort in alter und neuer Zeit, von Dr. Wilh. Knorr 47, 233
Religion und Volk, von Dr. Fritz Roepke . . 42, 90
Tauchbootkrieg, Der —. Eine völkerrechtliche Betrachtung, von Prof. Dr. Ludwig Traeger 45, 161
Völkerrechts, Das Schicksal des —, von Prof. Dr. Julius Friedrich 41, 59

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Constanza, von Prof. Dr. W. Cavelle . . . 51, 380
Kultur und Sprache, von Dr. Alfred Götze . 50, 343
Name, Der — des gegenwärtigen Krieges, von Prof. Dr. Alfred Götze 40, 18
Not und Teuerung, Von — vor hundert Jahren und ihrer Abwehr, von Dr. H. Knüfermann 50, 339
Ostseeprovinzen, Bilder aus dem deutschen Bürgerleben der — im Mittelalter, von Prof. Dr Friedrich Bertheau 42, 82
Poilu, Vom Argot —, von Winfried Lüdecke 47, 253
Siebenbürgen, Die deutschen Einwanderungen in —, von Pf. R. Honigberger . 48, 270; 49, 303
Tommy Atkins, Wie spricht —? von Winfried Lüdecke 45, 185

Heft Seite

Literatur, Kunst, Philosophie

Avenarius, Zu — sechzigstem Geburtstage. Zwischen Gründerzeit und Weltkrieg, von Dr. H. Ullmann 51, 377
Goethes häusliches Leben, von Julius R. Haarhaus 41, 50
Grenzboten, Zum fünfundsiebzigsten Geburtstag der —, ... 40, 1
Ideologischen Deutung, Zur — der Gegenwart, von Dr. Max Hildebert Boehm 47, 244
Leibniz und der deutsche Geist. Zum zweihundertsten Todestage Leibnizens am 14. November, von Dr. Gerhard Schultze-Pfaelzer 45, 171
Phänomene und der Fiktionen, Die Welt der —, von Prof. Dr. Herbertz 49, 312
Psychologie, Angewandte —, von Dr. Otto Lipmann 48, 279
Schönheitsbegriff, Der germanische —, von Dr. Rich. Müller-Freienfels 46, 216
Theaterspiel, Brüsseler — während des Krieges, von Dr. R. Schacht 40, 13

Novellen, Romane, Gedichte

Delli Omer. Die Geschichte eines türkischen Lastträgers, von M. S. Larsen 52, 397
Fabeln, von Otto Buchwald . . 41, 64; 48, 128
Jahreswende. Gedicht von Karl Berner . . 52, 416
Landser, Der —, Gedicht von Max Bittrich . 48, 286
Nachtstück, Gedicht von Reinhard Beer . . . 40, 12

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Akademische Kriegsliteratur (Sammelbericht von Prof. Dr. Paul Symank) (vgl. III. 39, 401) 40, 21
Bahr, Hermann: Himmelfahrt (Carl Jentsch) 49, 317
Becker, Carl: Religion in Vergangenheit und Gegenwart (Dr. Fritz Roepke) 42, 91
Birt, Theodor: Römische Charakterköpfe (Prof. Dr. W. Janell) . . . . . 46, B
Böhm, Max Hildebert: Der Sinn der humanistischen Bildung (Prof. Dr. Hartmann) . . 45, 190
Bonus, Arthur: Religion als Wille (Dr. Fritz Roepke) 42, 95
Bornhak, Conrad: Der Wandel des Völkerrechts (Prof. Dr. Jul. Friedrich) 41, 59
Bovenschen: Frankreichs Schande (Prof. Kranz) 44, 158
Bozi, Dr. Alfred, und Dr. Hugo Heinemann: Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland (Prof. Dr. Conrad Bornhak) . 45, 179
Buchner, Eberhard: Kriegsdokumente (Dr. Ernst Götz) 43, 125
Dittenberger: Sylloge inscriptionum Graecarum (Prof. Dr. W. Janell) . . . . . 45, B
Eggert-Windegg, Walther: Der Barde (Frieda Port) 48, 287
Eltzbacher, Paul: Totes und lebendiges Völkerrecht (Prof. Dr. Jul. Friedrich) 41, 59
Faber, Kurt: Unter Eskimos und Walfischfängern (Sch.) . . . . . 46, B
Grät, Hans Gerhard: Goethes Briefwechsel mit seiner Frau (Julius R. Haarhaus) . . 41, 50
Grimm, Brüder: Aschenputtel und fünfzehn andere Märchen (Sch.) . . . . . 48, B
Haas, Albert: Die Propaganda im Ausland (Dr. Konrad Vollert) 44, 156
Hallinger, Ingenieur Th.: Die großen staatlichen Niederdruckwasserkräfte in Süd-Bayern. Zwei deutsche Großkraftquellen (Prof. Dr. W. Halbfaß) 50, 333
Jäckh, Ernst: Weltkultur und Weltpolitik (Dr. jur. K. Ed Imberg) 49, 319
Kiesl, F. X.: Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie (Dr. K. Buchheim) . 52, 414
— Die Theorie des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums (Dr. K. Buchheim) 52, 414
Klingsor-Karten . . . . . 50, B
Konewka, Paul: Der schwarze Peter und andere Schattenbilder . . . . . 50, B

Heft Seite

Kriegsliteratur, Unterhaltende (Sammelbesprechung von K. Schulze) 50, 347
Lerche, Julius: Waldhof (Sch.) . . . . . 48, B
Marschall von Bieberstein, Frhr.: Die Sparpflicht für Minderjährige und die Wohnungsfrage (Dr. H. Brockmann) 44, 189
Masaryk: Rußland und Europa (Dr. M. H. Boehm) 47, 246
Paquet, Alfons: Der Kaisergedanke (Dr. M. H. Boehm) 47, 252
Plenge, Johann: 1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des deutschen Geistes (Dr. M. H. Boehm) 47, 250
Sandfeld-Jensen, Kr.: Die Sprachwissenschaft (Dr. Alfred Goetze) 50, 344
Schanz, Martin: Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian (Prof. Dr. W. Janell) . 44, B
Schwann, Mathien: Sinn der deutschen Geschichte (Dr. M. H. Boehm) 47, 249
Stapel, W.: Avenarius (Dr. H. Ullmann) . . 51, 378
Strack, Prof. D. Dr. H. L: Jüdisches Wörterbuch (E. Bosse) 49, 318
Traub: Der Krieg und die Seele (Dr. Fritz Roepke) 42, 93
Triepel: Die Zukunft des Völkerrechts (Prof. Dr. Jul. Friedrich) 41, 59
Uckeley, Prof. Alfred: Wie sie im Kriege Gott fanden (Dr. Fritz Roepke) 42, 92
Vaihinger, Prof. Dr. H.: Philosophie des Als Ob (Prof. Herbertz) 49, 314
Valentiner, U. R.: Aus der niederländischen Kunst . . . . . 40, B

Mitarbeiter-Verzeichnis

Berner, Karl: Jahreswende. Gedicht . . . 52, 416
Bertheau, Prof. Dr. Friedrich: Bilder aus dem deutschen Bürgerleben der Ostseeprovinzen im Mittelalter 42, 82
Bittrich, Max: Der Landser, Gedicht . . . 48, 286
Boehm, Dr. Max Hildebert: Zur ideologischen Deutung der Gegenwart 47, 244
Borchardt, Rudolf: Öffentlicher Geist . . . 52, 385
Bornhak, Prof. Dr. Conrad: Im neuen Deutschland 45, 178
— Belgiens Zukunft 49, 294
— Rußland und Rumänien 50, 335
Bosse E.: „Jüdisches Wörterbuch", von Prof. Dr. Strack 49, 318
Brockmann, Assessor Dr. rer. pol. H.: Die Sparfrage vor, während und nach dem Kriege 44, 137
Buchheim, Dr. Karl: Noch ein Wort über Belgiens Zukunft 51, 363
— Zum Burgfrieden unter den Weltanschauungen 52, 413
Buchwald, Otto: Fabeln 41, 64, 43, 128
Capelle, Prof. Dr. W.: Constanza 51, 380
Cleinow, Georg: Das polnische Problem . . 46, 193
Friedrich, Prof. Dr. Julius: Das Schicksal des Völkerrechts 41, 59
Goldschmidt, Dr. Hans: Geschichtschreibung neuester Zeit und ihre Kritik 51, 368
Götz, Dr. Ernst: Sammlung und Nutzbarmachung der Zeitungen 43, 122
Götze, Prof. Dr. Alfred: Der Name des gegenwärtigen Krieges 40, 18
— Kultur und Sprache 50, 348
Haarhaus, Julius R.: Goethes häusliches Leben 41, 50
Halbfaß, Prof. Dr. W.: Deutschlands Wasserkräfte als Stütze in unserm Wirtschaftskampfe 50, 328
Hartmann, Prof. Dr.: „Der Sinn der humanistischen Bildung", von Max Hildebert Boehm 45, 190
Herbertz, Prof. Dr.: Die Welt der Phänomene und der Fiktionen 49, 312
Hermann, Karl: Wiener Brief. Zur Ermordung Stürgkhs 44, 152
Honigberger, Pfarrer R.: Die deutschen Einwanderungen in Siebenbürgen . 48, 270, 49, 308
Hoppe, Superintendent Fritz: Palästina und unsere Feinde 47, 225

	Heft	Seite
Janell, Prof. Dr. W.: „Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian", von Martin Schanz	44,	B
— „Sylloge inscriptionum Graecarum", von Dittenberger	45,	B
— „Römische Charakterköpfe", von Theodor Birt	46,	B
Jentsch, Carl: „Himmelfahrt", von Hermann Bahr	49,	317
Imberg, Dr. jur. K. Ed.: „Weltkultur und Weltpolitik", von Ernst Jäckh	49,	319
Kaindl, Prof. R. F.: Die Selbständigkeit Galiziens und die Deutschen	50,	321
Kamp, Dr. A.: Worte Friedrichs des Großen für die Gegenwart	44,	129
Karstedt, Dr.: Grundsätzliches zur Kolonialfrage	43,	97
Knorr, Dr. Wilh.: Die Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort in alter und neuer Zeit	47,	233
Knüppermann, Dr. H.: Die Alabamafrage	46,	183
— Von Not und Teuerung vor hundert Jahren und ihrer Abwehr	50,	389
Kranz, Prof.: Aus Preußens Ostmark	40,	5
— „Frankreichs Schande" von Bovenschen	44,	158
Larsen, M. S.: Delli Omer. Die Geschichte eines türkischen Lastträgers	52,	397
Lipmann, Dr. Otto: Angewandte Psychologie	48,	279
Lübecke, Winfried: Wie spricht Tommy Atkins?	45,	185
— Vom Argot Poilu	47,	253
Müller-Freienfels, Dr. Rich.: Der germanische Schönheitsbegriff	46,	216
Neumann, Leonhard: Weltweizenversorgung im Wirtschaftsjahre 1916/17	52	392
Offe, Oberlehrer Dr. Hans: Erdkunde in den höheren Schulen	41,	41
Pfeffer, Dr. Otto: Die Grundgedanken des Wirtschaftskrieges	42,	74
Port, Frieda: „Der Barde" von W. Eggert-Windegg	48,	287
Roepke, Dr. Fritz: Religion und Volk	42,	90
Sch.: „Unter Eskimos und Walfischfängern" von Kurt Faber	46,	B
— „Waldhof" von Julius Lerche, „Aschenputtel" von Brüder Grimm	48,	B
Schacht, Dr. R.: Brüsseler Theaterspiel während des Krieges	40,	13
Schimmelbusch, Gerichtsassessor Dr. Karl-Ludwig: Franz Klein	46,	223
Schultze-Pfaelzer, Dr. Gerhard: Leibniz und der deutsche Geist. Zum zweihundertsten Todestage Leibnizens am 14. November	45,	171
Schulze, K.: Unterhaltende Kriegsliteratur (Sammelbesprechung)	50,	347
Szymank, Prof. Dr. Paul: Akademische Kriegsliteratur (Sammelbesprechung)	40,	21
Träger, Prof. Dr. Ludwig: Der Tauchbootkrieg. Eine völkerrechtliche Betrachtung	45,	161
Ullmann, Dr. H: Zwischen Gründerzeit und Weltkrieg. Zu Avenarius sechzigstem Geburtstag	51,	377
Vogel, Dr. Karl Friedrich: Poincaré, Frankreich und die Revanche	42,	65
— Vom französischen Sozialismus	48,	257
Vollert, Dr. Konrad: „Die Propaganda im Ausland" von Dr. Albert Haas	44,	156
Weer, Reinhard: Nachtstück. Gedicht	40,	12
Wittschewsti, Prof.: Die allgemeine Dienstpflicht	51,	353
Wygodzinski, Prof. Dr.: Die Zukunft der deutschen Seeschiffahrt	46,	211

UNIV. OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1841 bis 1916

Zum fünfundſiebzigſten Geburtstag der „Grenzboten“

Nicht wie des Menſchen Leben, das nach dem Worte des Pſalmiſten ſiebzig, und wenn es hoch kommt achtzig Jahre währet, iſt die Stätte ſeiner Arbeit zeitlich begrenzt. Aber gleich dem individuellen Daſein gibt ihr die Mühſal, die ſie ſah, den Ausſpruch köſtlich genannt zu werden — ihr vor allem, wenn ſie ein Hort geiſtigen Ringens, ehrlichen Strebens war. Wenn wir fünfundſiebzig Jahre, die Spanne Zeit vom Tage des erſtmaligen Erſcheinens der „Grenzboten“ bis zur Gegenwart rückſchauend umfaſſen, ſo ſehen wir Kräfte am Werk, die, Ziel und Richtung wechſelnd, den Höhenflug des Wollens nie verleugneten. Weit, ohne ſcharfe Begrenzung, wie der Linienzug des norddeutſchen Tieflands, war der Pflichtenkreis der „Grenzboten“, friſch wie die Luft, die darüber hinſtreicht und über ſeine Grenzen dringt, war ihr Wirken. Ihr Lebensgang war aber nicht hemmungsloſer Aufſtieg, er heiſchte oft die Kraft der Überwindung und ſie hat nie verſagt.

Als die „Grenzboten“ ins Leben traten, ſchien ſich ihnen ein reiches Arbeitsfeld im Nordweſten Deutſchlands aufzutun: Belgien, das große Rätſel unſerer Tage, das damals erſt kürzlich zur Selbſtändigkeit gelangt war, galt es mit Deutſchland innerlich zu verknüpfen. Durch ſeine geographiſche Lage erſchien Brüſſel für einen Austauſch geiſtiger Güter, zumal deutſcher und belgiſcher, beſonders geeignet. So ſchuf denn Ignatz Kuranda in Brüſſel ein Organ, das er „Die Grenzboten, Blätter für Deutſchland und Belgien“ nannte. „Eine große und edle Aufgabe ſehen wir vor uns liegen“, ſchrieb er einleitend im erſten Heft ſeiner Zeitſchrift, „zwei Länder, die von der Natur, von der Geſchichte, von unzähligen inneren und äußeren Beziehungen, geiſtigen und materiellen Lebensimpulſen dazu beſtimmt ſcheinen, in dem innigſten Verſtändnis, in dem freundlichſten Verkehr mit einander zu gehen, ſtehen durch

eine Reihe von Vorurteilen, durch ein Verkennen ihres gegenseitigen Interesses schroff und fremd einander gegenüber. Diese Vorurteile zu heben, dieses Verkennen auszurotten, die Scheidewand zu untergraben und die Brücke zu einer geistigen Vereinigung und gegenseitigen Anerkennung zu bauen, ist eine Aufgabe des besten Strebens würdig. Diese Aufgabe sollen diese Blätter unveränderlich im Auge behalten. Eine zweifache Arena sehen wir unserer Tätigkeit eröffnet. Indem wir einerseits ein deutsches Organ in einem fremden Lande eröffnen, glauben wir den in diesem Lande einzeln zerstreuten, dem deutschen Geistesleben verwandten und geneigten Elementen einen Mittelpunkt zu bieten. Wir denken die Kenntnis deutscher Zustände den damit unbekannten Personen dadurch zu erleichtern, daß wir eine Tribüne in ihre Mitte schieben, die über das geistige, soziale und geschichtliche Leben der deutschen Nation manche nötige Aufschlüsse geben kann. Wer die ungeheuren Fortschritte, die Deutschland in seiner neuesten Zeit gemacht, in allen Folgen erfaßt, dem ahnt es wohl, daß die Zukunft Europas im Schoße jenes Landes ruht. Der mächtige Aufschwung des preußischen Staates, die industrielle Ausdehnung Österreichs, die Konzentrierung der einzelnen Stämme und Gebiete durch den Zollverein und die Eisenbahnen, alles dies zeigt, daß der Stern jener Nation erst im Aufgehen begriffen ist. Wem kann es wichtiger sein, die Entwicklung desselben zu beobachten, als Belgien, das die Garantie seiner Zukunft nur in einem klaren Verständnis der Weltlage findet, und in dem klugen Begreifen, welche Kraft in auf- und welche in absteigender Linie sich bewegt.“

Der Kampf um die Seele Belgiens, der damals begann, hat nicht die Früchte gezeitigt, die Kuranda auf Grund geschichtlicher und psychologischer Beobachtung zu ernten hoffte — Belgien ist uns heute Feind. Der Geist der Freiheit, der es beseelt, ist das kostbare Erbe mittelalterlich-germanischen Städtelebens, seine Abneigung gegen das Einerlei, die Ausgeglichenheit, die um einen einzigen Mittelpunkt kreist, ist deutsch und doch hat der blinkende Flitter französischen Wesens den Zugang zu den Quellen seiner Kraft verschüttet. Heute, wie vor fünfundsiebzig Jahren ringt niederdeutsches Blut mit seiner eignen Schwäche.

Schon im Jahre 1842 erkannte Kuranda Umstände mannigfacher Art, die seinen Bestrebungen den Erfolg versagten. Von regem Unternehmungsgeist erfüllt, entschloß er sich, die „Grenzboten“ nach Leipzig in die Firma F. W. Grunow (F. L. Herbig) überzuführen und ihnen nunmehr die Aufgabe zuzuweisen, einen regen Verkehr zwischen Deutschland und seiner alten Heimat Österreich zu vermitteln. Der schwere Druck, der damals auf Österreich lastete, machte es den regen Geistern zum Bedürfnis, jenseits der Grenze eine geistige Heimstatt zu suchen. Freilich wurde die Zeitschrift in Österreich verboten, aber das verhinderte nicht, daß sie dorthin gelangte und eifrig gelesen wurde. In den siebenundsechzig Jahren, während welcher die „Grenzboten“ in Leipzig und im Verlage von F. W. Grunow verblieben, spiegelte sich aber naturgemäß der

Wechsel der Zeiten in den Blättern. Immer mehr fanden sie ihr Genüge im Dienst der deutschen Heimat, wenn sie auch heute noch über die Grenzen greifen, so weit sie deutsche Brüderhände fassen. Bedeutsam wurde für die „Grenzboten", daß Friedrich Wilhelm der Vierte am 3. Februar 1847 den Vereinigten Landtag einberufen hatte. Sie wurden dadurch genötigt, sich in erster Linie mit preußischen Angelegenheiten zu befassen. Eine Reihe aufsehenerregender Artikel über preußische Verhältnisse aus der Feder des damals noch völlig unbekannten Berliner Realschullehrers Julian Schmidt trugen diesem eine Aufforderung Kurandas ein, probeweise in die Redaktion der „Grenzboten" einzutreten. Damit gewann das Preußentum in den „Grenzboten" festen Boden. Überdies verschlugen die Wogen der Februarrevolution Kuranda nach Wien, wo er sich bald überzeugte, daß die veränderten Verhältnisse der österreichischen Wirksamkeit der „Grenzboten" Schranken setzten. Sie hatten ihre Mission erfüllt, als sie in den Jahren der Bedrückung den Deutsch-Österreichern für ihre Klagen und Wünsche Gastrecht gewährten. Nunmehr war die Preßfreiheit in Österreich im ausgedehntesten Maße hergestellt. Der Abschluß der ersten Entwicklungsperiode der „Grenzboten" der somit erreicht war, und der Wunsch Julian Schmidts, sie jetzt in den Dienst rein deutscher Interessen zu stellen, sowie auch seinen persönlichen Standpunkt in erster Reihe geltend zu machen, führten dazu, daß er 1847 in Gemeinschaft mit Gustav Freytag die Leitung der grünen Hefte aus den Händen des bewährten Begründers übernahm.

Die revolutionäre Bewegung war abgeebbt, aber die Geister waren auseinandergestäubt wie Spreu vom Winde. Die neue liberale Grenzbotenredaktion suchte eine Partei um sich zu sammeln zur Reformarbeit auf Grund dessen, was durch die Revolution erreicht worden war. „Die Grenzboten werden den Regierungen gegenüber entschiedene Demokraten sein, gegen die Launen und den Unverstand der Masse die Aristokratie der Bildung und des Rechts vertreten" — so lautete das Programm der neuen Redaktion. Gustav Freytags politische Anschauungen und somit der Standpunkt, den er in der Redaktion vertrat, ist erst kürzlich anläßlich seines hundertsten Geburtstags in den Grenzboten geschildert worden.*) Julian Schmidt vor allen war es, der immer wieder die Notwendigkeit einer organischen Entwicklung dessen, was sich als lebensfähig erweisen sollte, betonte und den Preußen den hohen Wert ihres Staates vor Augen führte. Aber den Junker Bismarck, dessen Stern zu leuchten begann, haßte und bekämpfte er. Er fand einen Bundesgenossen in Moritz Busch, der sich der Redaktion zugesellt hatte. Auch Busch verabscheute Bismarck als den Hauptfeind des Liberalismus, aber im Kampf mit ihm erkannte er die Bedeutung der genialen Schöpferkraft und unterlag der dialektischen Entwicklung seiner Gefühle. Die natürliche Folge war eine Absage an die Genossen der Arbeit. Aber auch deren Zeit bei den „Grenzboten" hatte sich

*) Heft 28 d. J.

erfüllt. 1865 verließ Julian Schmidt die Redaktion und wurde durch Max Jordan ersetzt, jedoch schon wenige Jahre später, am 1. Januar 1871 löste sich die gesamte Redaktion vom Grunowschen Verlage. Die „Grenzboten“ blieben in den Händen Friedrich Wilhelm Grunows, der bereits 1878 starb, ohne daß es ihm gelungen wäre mit Hilfe von Hans Blum den alten Baum zum Sprießen zu bringen.

Sein Sohn Johannes Grunow ergriff nun die Zügel. Er entschloß sich alsbald, um Konflikte zwischen Verlag und Redaktion zu vermeiden, das Blatt unter eigener Verantwortung herauszugeben und zwar wollte er es im Sinne der Bismärckischen Politik leiten. Freilich wurde der Rahmen nicht auf das politische Gebiet eingeengt, vielmehr wurde das ganze innere Leben des neuen Reiches der Gegenstand der Beurteilung und vielfach der Ablehnung. Die unerfreulichen Züge der neuen Zeit sind noch frisch in der Erinnerung. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schäden, die geistige Öde kam dem größeren Teil der Volksgenossen erst allmählich zum Bewußtsein. Tapfer haben die „Grenzboten“ in den Irrungen der Geister, im Streit der Meinungen und Parteien den Sammelruf zur Betrachtung der Dinge von höherer Warte aus erschallen lassen, jedoch nur langsam fand sich die Gemeinde zusammen, die der Nährbodens ihres Wirkens werden konnte. Sie lebten der Überzeugung dem Wahren und Guten zu dienen und sind dieser Überzeugung auch treu geblieben, als sie 1909 aus dem Besitz der Grunowschen Erben in denjenigen des gegenwärtigen Herausgebers übergingen und nach Berlin als dem Zentrum des politischen Lebens übersiedelten.

Wie die „Grenzboten“ ihren Idealen dienen, weiß jeder Freund der Zeitschrift; es wäre müßig in wenigen Worten darauf hinzuweisen, was jahrelange Arbeit kündet. Ihren Ausbau auf dem Grunde ihrer altehrwürdigen Überlieferung zu einem Organ gesunden nationalen Lebens, das den Forderungen der Gegenwart in ihrer Weite und Tiefe Rechnung trägt, hat das gigantische Unwetter jählings unterbrochen. Daß sie ihm standhielten, mag für die Güte des Fundamentes sprechen. Da die scheinbar unerschütterlichen Grenzen des alten Europas barsten, ward der Name der grünen Hefte wieder zum Symbol. Vom Auslug schweift der Blick in die Ferne, sieht die Klippen und Fährnisse der Brandung um uns her — aber unbeirrt bleibt der Glaube an die Zukunft unseres Reiches und an die Kräfte, die ihm in Treue dienen. Abermals sprechen wir mit dem Psalmisten:

> Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich, und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.

Aus Preußens Ostmark

Von Professor Kranz

Die Ansiedlungskommission sagt in ihrer Denkschrift für das Jahr 1914, wo im ganzen 14 614 Hektar erworben wurden, daß seit Beginn des Krieges der Güterkauf und die Anlage neuer Siedlungen eingestellt, die eingeleiteten Abschlüsse aber erledigt worden seien. In der für 1915 bemerkt sie, der Landerwerb (364 Hektar) und das Siedlungsgeschäft hätten fast ganz gestockt; um so mehr Arbeit hätte die Güterverwaltung und die Fürsorge für die Ansiedler verursacht. Obwohl sie von ihren Beamten und Angestellten zwei Drittel für den Kriegsdienst abgegeben hat, steht sie den Familien vor dem Feinde stehender oder gefallener Ansiedler tatkräftig zur Seite und bewahrt so die meisten vor Vermögensverfall. Ende 1915 waren von den etwa 22 000 Ansiedlern 7252 mit 7775 Söhnen und 2534 Knechten, im ganzen also ein stattlicher Heerbann von 17 561 Feldgrauen, ins Feld gerückt; 1080 waren bereits für das Vaterland gefallen und 51 wurden vermißt; Frauen mußten 2208 Anwesen im Umfange von 29 500 Hektar ohne männliche Arbeitskraft bewirtschaften. Nach einer — vielleicht unvollständigen — Zusammenstellung sieht sich die Kommission 1916 zu Ausnahmen von jener Regel, d. h. zum Erwerb solcher Güter (bisher 5—6000 Morgen) gezwungen, die anderenfalls Gefahr laufen, aus deutscher Erde polnische zu werden. In einem Falle handelte es sich um ein großes Rittergut, dessen deutsche Besitzerin, eine Witwe, der Schwierigkeiten der Bewirtschaftung wohl nicht Herr wurde, in drei anderen um mittlere Güter, deren Zwangsverkauf beantragt war oder stattfand. Das eine war das wertvollste Objekt der Konkursmasse des Breslauer Beamten-Spar- und Darlehnsvereins, das zweite in schnellem Wechsel aus einer Hand in die andere gewandert und zuletzt, am Tage der Zwangsversteigerung, vermutlich in polnischer, ein drittes mit ähnlichem Schicksal zuletzt in deutscher Hand gewesen.

Unsere polnischen Mitbürger haben während des Weltkrieges von ihren bisherigen Bemühungen, Boden innerhalb der Ansiedlungsprovinzen und außerhalb zu erwerben, nicht abgelassen. Durch unerbittliche Brandmarkung ihrer „Kolonisatoren", der „Verschacherer polnischer Erde", als Verräter an Volk und Vaterland hatten die Leiter der polnischen Aktion erreicht, daß deutsche Unterhändler an verschlossene polnische Türen klopften. In den ersten zehn Jahren hatte die Kommission zu mäßigen Preisen von Polen 67 500 Hektar erstanden;

1907—13 konnte sie, trotz hoher Preise, von Polen nur noch 20 000 Hektar kaufen, von Deutschen dagegen rund 90 000. Seit 1896, namentlich seit Wawrzyniak, der „Lenker des gesamten polnischen Finanzwesens", wie ein Pole ihn nennt, energisch und zielbewußt das polnische Genossenschaftswesen der polnischen Bodenpolitik dienstbar gemacht hatte, ging der deutsche Grundbesitz in beiden Provinzen dauernd zurück, während der polnische entsprechend (1896—1911 um 96 000 Hektar) zunahm. Wer, der unsere Polen kennt, hat erwartet, daß sie, weil 1912 ein leiser Rückschlag zu deutschen Gunsten eintrat, den bis dahin siegreichen Kampf aufgeben, oder nicht vielmehr, daß sie ihre Anstrengungen verdoppeln werden? Es steht für sie zuviel auf dem Spiele. Nicht die Verhetzung der Massen, nicht Zeitungslärm und Intellektuellen-Geschwätz, nicht die Verdrängung der deutschen Handwerker und Kleinhändler, auch nicht die allmähliche, vorläufig recht mäßige Erstarkung ihres Großhandels oder gar ihrer in den Anfängen befindlichen Industrie, nur die Erhaltung und Mehrung ihres Bodenbesitzes, des kleinen, wie des gut fundierten und so umfangreichen großen, des Hauptfaktors ihrer nationalen Existenz in Preußen, vermag, das wissen sie, den Bestand ihres Volkstums diesseits von Drewenz und Prosna auf die Dauer zu sichern.

Der Güterhandel ist auch in Posen und Westpreußen, trotz des Krieges, recht lebhaft. Die Subhastationskalender ostmärkischer Blätter weisen jedesmal eine stattliche Reihe überwiegend kleinerer Begüterungen auf, deren in Not geratene Eigentümer auffallend oft polnische Namen tragen. Deutsche Käufer kommen aus dem Westen, bis aus dem Rheinlande, und machen sich, wenn möglich, ansässig. Bei der Zwangsversteigerung werden nicht selten erhebliche Summen an Hypotheken verloren; der Inhaber einer letzten Forderung übernimmt dann und wann die Last der Bewirtschaftung, bis er auf einen Waghalsigeren oder Dümmeren stößt. Weit häufiger freilich bewahrt die organisierte, wohl von einer Zentrale aus geleitete polnische Wachsamkeit polnischen Besitz, auch größeren, vor dem Übergange an Deutsche und erwirbt die polnische Begehrlichkeit mit raffinierter Schlauheit deutschen, selbst unter Überzahlung, in maiorem Poloniae gloriam. Es würde zu weit führen, wollte ich die deutschen größeren, mittleren und kleinen Begüterungen, die bisher in diesem Jahre in polnische Hand gelangt sind, sämtlich aufzählen. Erinnert sei an die freihändigen Verkäufe Deutscher von Obiecanowo an Dr. von Brodnicki, von Nieder-Lissa in Nieder-Schlesien an Herrn von Grabski-Gnesen, von Grabin in Westpreußen für mehr als eine Million an den bekannten Parlamentarier Saß von Jaworski und vor wenigen Tagen von Nieder-Alt Driebitz bei Fraustadt an Frau Stanislawa Maciejewska.

Gibt es auf deutscher Seite eine ähnliche — private — Organisation? Wirkt sie gleichfalls mit tödlicher Sicherheit? Was bisher in die Erscheinung trat, war jedenfalls von Staatswegen, im Zusammenhange mit der großzügigen Ostmarkenpolitik von 1886, geschaffen. Vom Gesamtbesitz beider Provinzen,

von welchem Ende 1910 zwei Drittel deutsch (3 452 000 Hektar) und ein Drittel polnisch (1 705 000 Hektar) war, war damals nach einer Mitteilung des Landschaftsministers, Herrn von Schorlemer, ein Drittel (1 747 000 Hektar), die größere Hälfte des deutschen und etwas mehr als der ganze polnische Besitz, als Staatseigentum, als deutschen Korporationen oder der Ansiedlungskommission gehörig, ferner durch fideikommissarische Bindung, sowie durch Befestigung seitens der Mittelstandskasse in Posen und der Deutschen Bauernbank in Danzig für das Deutschtum gesichert; nur noch 1 705 000 Hektar, gerade soviel, als die Polen besaßen, waren verkäufliches, wegen der nationalen Gleichgültigkeit vieler Deutschen jederzeit gefährdetes und der polnischen Erwerbssucht preisgegebenes deutsches Eigentum. Ergänzend sei hinzugefügt: 1912 besaß der preußische Staat in beiden Provinzen, nachdem er seinen Bestand an Domänen und Forsten seit 1886 unablässig durch Ankäufe vermehrt hatte, 159 000 Hektar Domänen und, namentlich in Pommerellen, 677 000 Hektar Forsten. Der Besitz der Ansiedlungskommission umfaßte Ende 1915 rund 460 000 Hektar oder 80 Quadratmeilen, die seiner Zeit mit 480 Millionen Mark bezahlt worden waren; verwendet waren bereits 402 000 Hektar, davon zu Ansiedlerrecht vergeben 309 000 Hektar = $54^2/_3$ Quadratmeilen und so dem Deutschtum erhalten. Majorate waren von Deutschen seit 1886, auch in der letzten Zeit, häufig gegründet worden; die dadurch gewährleistete Besitzbefestigung löste stets das lebhafte Mißfallen der Polen wie ihrer deutschen Schutzpatrone aus. Von 1892 bis 1911 wurden im Posenschen von Deutschen 43 Majorate mit 69000 Hektar und von Polen 6, unter Caprivi und bald nach ihm, mit 18 500 Hektar errichtet. Nach Herrn von Guitry, einem Polen, gab es 1915 in dieser Provinz 15 polnische mit 59 000 Hektar; die ältesten waren aus den Tagen Friedrich Wilhelms des Vierten. Die Deutsche Bauernbank endlich und die Posener Mittelstandskasse hatten bis 1914 weit über 250 000 Hektar und zwar 209 größere Güter und 9379 Bauernhöfe für immer als deutschen Besitz befestigt; sie ersparten den regulierten bäuerlichen Wirten an Zinsen jährlich $1^3/_4$ Millionen Mark, davon 850 000 zum Zweck der Schuldentilgung.

Eine nahe Zukunft wird erweisen, ob die seit Kriegsanfang stockende deutsche Besitzbefestigung nach dem Kriege in der bisherigen Art wieder aufgenommen, insonderheit ob die Ansiedlungskommission ihre Käufe gefährdeten deutschen Landbesitzes fortsetzen, auch wohl sonstigen zur Zwangsversteigerung ausgebotenen erwerben oder aber dem polnischen Güteraufkauf frei Feld lassen wird. Nur oberflächliche Betrachtung kann der Ansicht sein, den preußischen Polen, die doch sonst für polnische Zwecke, für die Sienkiewiczspende, den Posener Unterstützungsausschuß für die notleidenden Polen Kongreßpolens usw., mit oft betätigter Opferwilligkeit Millionen aufbringen, die sich wohl auch, nach der Verfügung des Erzbischofs Dr. Dalbor, an der Zeichnung der 5. Kriegsanleihe „in weitestem Umfang" beteiligen werden, werde es dann an Mitteln zur erfolgreichen Weiterführung ihrer Auskaufaktion fehlen. Sie erhöhen, nebenbei

gesagt, im dritten Kriegsjahre das Aktienkapital der Posener Rustikalbank (bank wloscianski) um eine Million, gründen eine Gesellschaft zur Förderung der polnischen Industrie in Posen und lassen soeben in Posen die ersten Nummern der „Gazeta narodowa" (Volkszeitung) erscheinen; diese soll, da die vorhandenen polnischen Blätter meist an dem anderen Strange ziehen, für die vom Hochadel immer wieder verfochtene, sonst in keiner Schicht beliebte Versöhnungsidee Anhänger werben und wird den Gründern, „Großgrundbesitzern mit zusammen über 100 000 Hektar", so manchen Obolus aus den Taschen ziehen. Nach dem „Kuryer Poznanski" herrschte im Mai d. J. in den polnischen Banken und Genossenschaften solch Überfluß an Bargeld, daß „die nicht untergebrachten Kapitalien der polnischen Genossenschaftsorganisation fast 100 Millionen Mark, fast 25 v. H. sämtlicher Kapitalien, über die die Organisation vor Ausbruch des Krieges verfügt hatte, betrugen."

Der Geschäftsbericht des Wawrzyniakschen Verbandes polnischer Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften für 1915, der gedruckt vorliegt, bringt den zahlenmäßigen Beweis, daß das Polentum der Ansiedlungsprovinzen tatsächlich über so bedeutende Geldmittel verfügt. Da das polnische Bankwesen erst schwach entwickelt ist, so ist das, was diese Genossenschaften an Kapitalien, Depositen, Reserven usw., aufweisen, der Grundstock und Hauptbestandteil des zu jeder Zeit flüssigen polnischen Nationalvermögens. Dem Verbande waren Ende 1915, bis auf 45, sämtliche (298) polnische Genossenschaften angeschlossen; 209 waren Kreditgenossenschaften, Volksbanken (bank ludowy) genannt, 16 Landerwerbs- und Aufteilungs- und 13 Landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaften (rolniks). Die Spareinlagen, 1900 erst 36 Millionen Mark, stiegen bis Ende 1907, 1910, 1913, 1914 und 1915 auf 123, 204$^2/_3$, 253, 284 und 306 Millionen; der größte Teil rührt also aus der Zeit vor dem Kriege her, wenn auch „der Geldbedarf der Genossenschaftsmitglieder während des Krieges mit Rücksicht auf den teilweisen Stillstand des Gewerbes geringer geworden ist und aus diesem Grunde den Depositenkonten größere Beträge zugeführt werden." Ähnlich ist die Sachlage bei der Bank des Verbandes; Ende 1913 verzinste sie 40$^1/_2$ Millionen Mark Einlagen, Ende 1914 bezw. Februar 1915 aber 45 und 51 Millionen. Die Reserven der Genossenschaften, 1907 nicht ganz 8 Millionen, wuchsen bis 1910 auf 12$^1/_3$, bis Ende der Jahre 1913, 1914 und 1915 auf 17, 18$^1/_2$ und 20 Millionen, die Geschäftsanteile seit 1907 von 17$^1/_4$ bis Ende 1915 auf 29$^1/_3$; sie waren im letzten Jahre noch um rund 40 000 Mark gestiegen. Das polnische Genossenschaftswesen, von dem verstorbenen Wawrzyniak genial und zäh auf feste Grundlagen gestellt, ist, wie gezeigt, im Kern gesund und verfügt, mag auch seine Entwicklung durch die Kriegsnöte verlangsamt sein, über ganz erhebliche, eben zum großen Teil vor dem Kriege aufgespeicherte Aktiva, die nach dem Kriege auch für die Zwecke der Landerwerbs- und Aufteilungs-, kürzer der Landgenossenschaften arbeiten werden. Um nicht durch ein Zuviel an Zahlen zu ermüden, stelle ich noch

fest, daß der Gesamtgewinn (1913 drei Millionen) sich 1915 auf $2^1/_2$ Millionen Mark beziffert hat, daß 1914 keine, 1915 nur 2 Genossenschaften ihre Tätigkeit eingestellt haben, daß 1915 nur 6 Volksbanken Verluste in Höhe von 59 000 Mark aufwiesen, die rolniks mit dem sehr günstigen Gewinnergebnis von 865 000 Mark abschlossen, die Landgenossenschaften aber einen empfindlichen Verlust von fast 305 000 Mark erlitten. Auf letztere ist näher einzugehen.

Der „Dziennik Poznanski" hat sich vor einigen Tagen der dankenswerten Aufgabe unterzogen, von der Tätigkeit der Landgenossenschaften während der letzten 6 Jahre in Tabellenform ein anschauliches Bild zu entwerfen; die folgenden Zahlen sind ihm entnommen:

Jahr	Genossenschaften	Genossen	Gewinn	Verlust	Bankdarlehen
1910	19	3 944	438 645	38 298	2 719 123
1911	23	**5 671**	**475 507**	**19 266**	2 970 237
1912	**24**	5 432	406 006	95 437	**5 778 186**
1913	22	5 285	360 730	220 725	5 393 118
1914	18	4 149	80 612	177 963	3 642 027
1915	16	3 830	85 728	304 863	2 664 876
			1 847 228	856 552	

	Anteile	Reserven	Depositen	Grundbesitz	Betriebskapital
1910	1 805 853	2 339 867	11 869 380	3 691 631	30 436 241
1911	**1 985 059**	2 352 881	13 246 140	4 467 095	32 771 639
1912	1 859 993	**2 452 718**	14 020 940	**4 811 625**	**35 142 977**
1913	1 822 095	2 230 575	**15 065 461**	4 515 342	34 714 331
1914	1 318 155	1 541 347	11 387 908	4 520 436	22 664 183
1915	1 263 866	1 290 289	11 349 123	4 303 882	21 046 231

Wer diese Zahlen sorgfältig mustert, nimmt zweierlei wahr; erstens, daß der Krieg den Rückgang des national-polnischen Landerwerbs- und Aufteilungsgeschäfts zwar wesentlich beschleunigt, aber nicht ausschließlich verursacht hat; zweitens, daß, worauf die fett gedruckten Zahlen hindeuten, der Höhepunkt der Entwicklung bereits vor dem Kriege 1911 und 1912 erreicht und 1913 überstiegen war, was namentlich die Abnahme der Reserven und des Betriebskapitals und die Zunahme auf der Verlustseite ergibt. Wie erklärt sich das?

Herr von Podbielski, damals Landschaftsminister, übte 1904 im Herrenhause in Abwehr von „Geistesblitzen" des Herrn von Koscielski, nach dem Grundsatze: Die beste Verteidigung ist der Hieb, an den polnischen Parzellierungsbanken einschneidend Kritik. Er kennzeichnete ihre Verträge als „Halsabschneiderkontrakte" und betonte, daß diese Banken „nur Geldinstitute und auf hohe Zinsen bedacht" seien. Indem er, unter dem Beifall des Hohen Hauses, hinzufügte, es würden so „Stellen geschaffen, wo die Käufer vom ersten Tage an ihrem Untergang entgegengingen", hatte er nach der deutschen Theorie ganz, nach der polnischen Praxis nicht ganz recht. Recht hatte er in Betreff

der Güterschlächter und der zahlreichen polnischen Privatunternehmungen zu — angeblich patriotischen — Parzellierungszwecken, deren gewagten Geschäftsbetrieb, z. B. den des verstorbenen Biedermann*), die unabhängige polnische Presse ja oft genug gerügt hat. Nicht ganz recht hatte er, falls sein Tadel auch nach dieser Seite gerichtet war, gegenüber der Parzellierungsaktion der dem Wawrzyniak-Verbande angeschlossenen Landgenossenschaften. Diese arbeiten pro patria, wollen allzeit Mehrer des polnischen Nationalvermögens sein und mit der — augenblicklich allein durchführbaren — Anlieger- und Ausbauparzellierung das Gedeihen ihrer Klienten fördern; sie wollen also weder Krawattenmachergeschäfte machen noch bewirken sie, wenigstens in der Regel nicht, wirtschaftlichen Ruin. Um ihr hochgegriffenes Ziel zu erreichen, mußten Wawrzyniak und seine Getreuen, obgleich ihnen das Geld gewisser deutscher Hypothekenbanken zur Förderung anti-deutscher Bestrebungen, zuerst wohl im Falle Pinschin, zur Verfügung stand, die Ersparnisse ihrer Volksgenossen, vor allem den breiten Strom der von den polnischen Wanderarbeitern alljährlich aus dem Westen aufgebrachten, sagen wir zwanzig Millionen Mark in die Kassen ihrer Kreditgenossenschaften überleiten, um aus diesen Geldern die Landgenossenschaften zu finanzieren. Sie mußten in dem erbitterten Kampfe um den Boden zu jedem Mittel auch dem der Überzahlung greifen, wenn anders sie möglichst viel deutsches Land der deutschen Hand entwinden wollten, sie mußten sogar, was die Ansiedlungskommission nicht durfte, Verluste riskieren. Wenn sie das alles taten, so konnten sie es tun, weil auf den kleinen Anwesen nicht anspruchsvolle Deutsche, sondern genügsame und unverdrossene polnische Unterschicht angesetzt wurde; sie konnten es freilich nur unter harten Zahlungsbedingungen, die sie ihren Schützlingen auferlegten, tun und nur tun, weil und solange ihre Wanderarbeiter, Männer und Mädchen, im Westen bedeutende Summen verdienten, von diesen zwar im Winter mit den Greisen, Weibern und Kindern, die die Wirtschaft im Gange halten, lebten, aber doch noch soviel erübrigten, daß sie die — nach deutscher Auffassung — zu hohen Zinsen des Restkaufgeldes und wohl auch etwaige Tilgungsraten bezahlen konnten.

Als der Krieg ausbrach, die polnischen Saisonarbeiter zu unzähligen Tausenden dem Rufe des obersten Kriegsherrn folgten, die Sachsengängerei und jene Ersparnisse also aufhörten, trat nicht der Zusammenbruch des Schwindelbaus,

*) Biedermann hatte bis zum Herbst 1906, nach seiner dem vierten Kongreß der polnischen Juristen und Nationalökonomen vorgelegten Übersicht, 73 Besitzungen, darunter zwei große Herrschaften, zusammen 113 340 Morgen, davon 74 840 von Deutschen, in Posen, Westpreußen und Schlesien gekauft, auch 11 694 Morgen unter 389 Parzellanten aufgeteilt. Er konnte damals schreiben: „Alle von uns gekauften Güter befinden sich bis jetzt in polnischen Händen". Später wurde Modrze der Knochen, an dem er sich verschluckte. Diese Begüterung, mit Hypotheken immer höher belastet, ist seitdem bereits in der dritten polnischen Hand.

wie Schadenfrohe weissagten, sondern nur der abnorm hohe Verlust von 1915 ein, der unter diesen Umständen selbstverständlich war und zum Teil durch die Überspannung des Bogens seit 1912, durch die Zahlung zu hoher Kaufpreise an deutsche Vorbesitzer und durch die Festsetzung zu hoher Verkaufspreise für die misera contribuens plebs erklärt wird. Bereits im Frühjahr 1914 hatte ein Sachkenner, gelegentlich des Grundteilungsgesetzes, in der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Korrespondenz" auf diese Mißstände hingewiesen. Die Erfolge unserer mit großen Mitteln ins Werk gesetzten Ostmarkenpolitik, schrieb er, werden großenteils durch die polnischen Ansiedlungsbanken in Frage gestellt, die ihrerseits deutschen oder auch polnischen Großgrundbesitz zu abnormen Preisen aufkaufen und als kleine Besitzer möglichst zahlreiche polnische Land- und Industriearbeiter, die als Wanderarbeiter etwas Ersparnisse gemacht haben, ansiedeln. Immerhin, wie all dem sein mag, die polnischen Landgenossenschaften kommen, das läßt sich schon heute behaupten, über die sicherlich recht kritische Situation mit einem blauen Auge hinweg. Ihrem Verlust der letzten sechs Jahre von 856000 Mark steht ein Gewinn von fast einer Million mehr gegenüber; ihre Reserven, ihr Grundbesitz, die Geschäftsanteile sind so groß, daß, selbst wenn der Krieg noch lange dauern sollte, die Belastungsprobe doch ertragen werden wird. Dazu kommt, daß, wenn es sein muß, die polnischen Banken und Kreditgenossenschaften nicht einen Augenblick schwanken, sondern mit den ihnen ja im Überfluß zur Verfügung stehenden Kapitalien helfend einspringen würden. Die Sache ihrer Landgenossenschaften ist eben für alle, nicht bloß für die preußischen Polen, wie z. B. die Gründungsgeschichte der Bank Ziemski zeigt, Herzens- und Ehrensache. Nur indem sie ihren Ausdehnungsdrang in dieser Weise betätigen, können sie, das wissen sie, ihren Landbesitz und damit ihr Volkstum erhalten und mehren. Aus dieser Erwägung wird, was im laufenden Jahre zwangsweise versteigert oder freihändig verkauft wird, von und für Polen, selbst mit Verlust, zurück- oder aufgekauft. Zudem läßt sich das ja, da der deutsche, wenigstens der staatliche Wettbewerb auf dem Gütermarkte so gut wie ausgeschaltet ist, bei sinkenden Preisen durchführen. Erinnert sei hier an ein Vorkommnis von 1906. Damals sagte der Verband der polnischen Genossenschaften auf seinem Verbandstage unter dem Vorsitz seines Patrons Wawrzyniak „den Parzellierungsgenossenschaften auch fernerhin seinen sorgsamen Schutz und die Erledigung der Finanzierung ihrer Geschäfte in geeigneter Weise" zu, desgleichen gab er der Überzeugung Ausdruck, daß „weder jetzt noch in Zukunft aus dem Verhältnis der Kredit- zu den Parzellierungsgenossenschaften ein Schaden entstehen könne, für die ersteren nicht einmal beim Sinken der Bodenpreise". Was der Verband damals versprach und als seine Überzeugung aussprach, das wird er (kein Kenner der Polen zweifelt daran) wie in Wawrzyniaks Tagen auch heute in Wawrzyniaks Geist zur Richtschnur seines Handelns machen.

Was wird die Zukunft, die „Neuorientierung der inneren Politik"

bringen? Nach dem Programmartikel der „Gazeta Narodowa", die über vorzügliche Informationen verfügt, haben „die anti-polnischen Strömungen ihren Einfluß wesentlich eingebüßt" und werden wichtige „Änderungen in Bezug auf die Anerkennung der Rechte der Polen eintreten". Wird die Besitzbefestigung deutscher Bauern und Gutsbesitzer sowie die Ansiedlung deutscher Bauern durch die Ansiedlungskommission wieder aufgenommen, die Errichtung von Majoraten und der Ankauf von Domänen und Forsten weitergeführt werden? Der Landvorrat der Ansiedlungskommission betrug Ende 1915 alles in allem 57 082 Hektar, das reine Stellenland aber 27 000 Hektar für 2250 Ansiedler; die Besitzbefestigung, die für die Ansiedlungsprovinzen ausgesetzt ist, schwebte Ende 1915 für 1879 bäuerliche Stellen und 42 größere Güter. Ich frage wieder: Was wird die Zukunft bringen? Da ich nicht weissagen gelernt habe und selbst der schärfste Kopf, wenn er sich auf das Glatteis der Konjekturalpolitik begibt, nur zu leicht ein Bein bricht, stehe ich, aus diesen, aber auch aus anderen Gründen, von der Beantwortung meiner Frage ab. Der Rest sei Schweigen.

Nachtstück

Atmender Schlaf wob über Näh' und Fernen.
Aus tiefen Höhlen glommen spärlich Lichter,
In Baum und Büschen lauerten Gesichter;
Der blanke Himmel war bestickt mit Sternen. —

Die treuen Rohre gähnten schwarz ins Weite,
Des Mondes Glanz umspielte ihre Glieder,
Und in der erznen Wölbung hallte wieder
Des scharfen Taglieds traumleis Nachgeläute.

Jäh sprang Kommandoruf aus Finsternissen:
Erschreckt vernahm die blaue Nacht den Ton;
Die Sterne bargen sich in Wolkenkissen.

Ein Rufen, Laufen, Fluchen, Mühen — schon
Hat grell ein Blitz die Dunkelheit zerrissen.
Da war der Frieden dieser Nacht entflohn.

Reinhard Weer

Brüſſeler Theaterſpiel während des Krieges

Von Dr. R. Schacht

In einem kleinen Staate wie Belgien, in dem bei annähernd gleichem Kräfteverhältnis zwei völlig verſchiedene Volksgruppen beſtändig um die geiſtige Oberherrſchaft bezw. um Gleichberechtigung ringen, muß notwendig jede den Anſchluß an ihr naheſtehende ſtärkere Kulturgruppen außerhalb des Staates ſuchen. So liebäugeln die Vlamen mit „Groß-Niederland“, die Wallonen mit Frankreich, genauer geſagt mit jener Kulturmacht, die ſich im Namen Paris verkörpert oder verkörperte. Wallone ſein war nichts, Belgier war — eben infolge der völkiſchen Spaltung — etwas Unbeſtimmtes, Phyſiognomieloſes — geiſtig Franzoſe ſein dagegen, das hieß einen Teil der geiſtigen Welt beherrſchen. So iſt es bei dem kulturellen Übergewicht, das die Wallonen nun einmal hatten, ohne weiteres verſtändlich, daß die offizielle belgiſche Kultur franzöſiſch orientiert iſt. Nicht ſo, als ob es ihr völlig an Selbſtändigkeit mangelt. Die neue belgiſche Monumentalarchitektur iſt z. B. durchſchnittlich beſſer als die franzöſiſche, die belgiſche Gartenkunſt ſteht weit höher, und Maeterlinck, Verhaeren ſowie der Bildhauer Minne ſind wichtige Faktoren des franzöſiſchen Geiſteslebens geworden. Aber alles, was die Kultur des täglichen Lebens betrifft, Kunſtgewerbe, Möbel, Kleidung, Lebensführung, wird in den walloniſchen Provinzen durchweg von Paris beſtimmt. Der Brüſſeler Advokat, der Brüſſeler Gelehrte, der Brüſſeler Induſtrielle ſind von den franzöſiſchen Berufsgenoſſen nur ſchwer zu unterſcheiden. Sie ſind im Vergleich zu Pariſern Provinziale, ihre Lebensführung iſt nicht ſo nervös, dafür breiter und gröber, ihr Franzöſiſch klingt nicht tadellos, aber ihr Ideal iſt deutlich der Pariſer.

Es iſt daher nicht weiter verwunderlich, daß im Gegenſatz zu den vlamiſchen Zentren Gent und Antwerpen, auch die Theater in Brüſſel, die mit Ausnahme der Königlichen Oper faſt durchweg ihre Tore wieder geöffnet haben, im weſentlichen, d. h. mit Ausnahme eines kaum ins Gewicht fallenden Volks- und eines Operettentheaters, franzöſiſche Theater ſind. Auch ſie haben unleugbar etwas Provinziales: In Dekorationen, die, auch wenn ſie prunkvoll gedacht ſind, immer an die altmodiſche Pracht von Paſſagecafés der achtziger Jahre erinnern, bewegt ſich um wenige gute oder doch mindeſtens gewandte Schauſpieler viel Anfängertum mit offenkundiger Freude an geſchmetterten Tiraden und leeren Geſten, viel hoffnungsloſe Mattheit und Gleichgültigkeit, und angeſichts der

ausgibig bemalten überschlanken Damen, die im dürftigen Staat einer Zirkusdirektorin auf Redaktionsbesuch mit linkischem Lächeln vergeblich Aristokratinnen vorzutäuschen suchen und hübscher Bonvivants, die von spekulierenden Regisseuren nur allzu absichtlich in den Vordergrund geschoben werden, wird niemand behaupten können, vor Offenbarungen der Schauspielkunst zu sitzen. Den Deutschen stören überdies die beständige Zwischenaktmusik, die verhältnismäßig langen Pausen und die Rauchfreiheit im Parkett.

Das Repertoire ist durchaus französisch und es ist bezeichnend, daß selbst belgische Autoren den Schauplatz ihrer Stücke durchweg nach Paris oder Frankreich verlegen. Im Théâtre Molière, das den hübschesten Theaterraum Brüssels hat, mit vielen, aber vortrefflich und intim disponierten Plätzen, gibt es für die beste bürgerliche Gesellschaft altmodische Reißer wie den „Hüttenbesitzer", die „Kameliendame", „Nos bons villageois" von Sardou, dessen zweiter Aktschluß mit dem Umzug einer kleinstädtischen Bürgergarde das durch den Anblick französischer Uniformen in kindische Freude versetzte Publikum zu ostentativen Beifallsstürmen hinreißt, dazwischen mal einen routiniert gemachten Blender von Kistemaekers. In der „Olympia" und im „Winter-Palace" gibt es mal die Pariser Thesenstücke von Bernstein oder Lavedan, mal die Lustspiele der Caillavet und Genossen, man läßt sich hier als behaglicher Bürger gerne von dem weltgewandten Causeur belehren, belacht eifrig und ein wenig ostentativ die in Paris üblich gewordenen Bonmots über den lieben Gott und spendet mäßig aber voll dankbarer Anhänglichkeit Beifall. Wärmer wird man in der Gaîté, wo die um das aus Pariser Stücken hinlänglich bekannte zweischläfrige Bett aufgebauten Schränke Hennequins durch eine von Geist, Grazie und echter Komik völlig verlassene Darstellung vollends unmöglich gemacht werden.

Künstlerisch Wertvolles wird nur in einem Theater geleistet, einer Neugründung, die den für Deutsche irreführenden Namen „La Bonbonnière" trägt. Ein kleiner, nach unsern Begriffen reichlich dürftiger Saal mit einem Parkett von höchstens vierzehn Sitzen Breite, in gleicher Höhe an den Seiten ein paar Logen ohne erhöhte Wände, im Hintergrunde ein kleiner Balkon, im ganzen höchstens 200 Plätze und eine Bühne, auf der die Bewegungsfreiheit der Schauspieler um ein paar Möbel herum zu einem ernsthaften Problem wird. Aber mit unleugbarem Geschick hat man aus der Not eine Tugend zu machen gewußt und hier, mitten im Kriege mit ruhiger Sachlichkeit ein Ideal erreicht, dessen Verwirklichung in Deutschland trotz aller Sehnsucht aufrichtiger Theaterfreunde und aller Prätention von seiten der Direktoren noch immer nicht, wenigstens nicht dauernd geglückt ist: das intime Theater. Allabendlich finden sich hier zwei ausgezeichnete, mehrere gute und durchweg ernsthaft bestrebte Schauspieler zusammen, um vor oder nach einem trefflich einstudierten schwankhaften Einakter, der das größere Publikum einfangen muß, jene hübschen Nichtigkeiten zu spielen, in denen mit erfreulichem Bühnengeschick eine schalkhafte aber richtige Beobachtung, eine unnachahmlich graziöse Strecke Dialog, eine leichte

und heitere Situation steckt, oder mit ein paar skizzenhaften aber lebensprühenden Strichen ein tragischer Charakter umrissen wird. Wer Verständnis hat für jene Eigenart französischer Schauspielkunst, alle Äußerungen des alltäglichen Lebens: leichte Plauderei, Lachen und Weinen, Ärger und Zorn, Verlegenheit und Müdigkeit, Liebe und Enttäuschung zu psychologisch verräterischen, menschlich bedeutsamen Momenten zu erheben, mit einer selbstverständlichen Fülle von scheinbar unbedeutenden Gesten lebenswahr zu charakterisieren, ohne Pose immer neu und interessant zu sein, und auch die fadeste Rolle ohne Gewaltsamkeit reizvoll zu gestalten, kommt hier bei jeder Premiere d. h. alle acht Tage aufs neue voll auf seine Rechnung. Eine Aufführung von Dieudonnés „Perdreau" mit Emile Delne und Yvonne George gehörte im bescheidensten Rahmen zu dem bedeutendsten, was ich an Darstellungskunst überhaupt gesehen habe.

Ähnliche Bestrebungen hat das Theater „Bois Sacré", das jedoch weniger gute Schauspieler hat und zu allerlei Kompromissen im Repertoire greifen muß.

Das alles ist wie gesagt Französisch. Brüsseler Lokalgeist taucht erst auf in den zahlreichen Revuen. Die Form der Revue ist international und auch dem Deutschen hinreichend bekannt. Nur ist die Brüsseler Revue intimer. Das zeigt sich nicht nur in dem beliebten Hineinziehen des Theatersaals in die Handlung (beispielsweise tauchen die Mitspieler aus dem Parkett auf), sondern auch in dem Kontakt, den besonders der männliche Causeur, der Compère, mit dem Publikum sucht. Er fragt ins Parkett hinunter, wendet sich in gesungenen Tiraden an die Logen, postiert den Wohltäter der Armen, gibt gute Lehren, ja man kann sagen, er vertritt den antiken Chor, indem er sich zur Stimme des Publikums macht. Für die Kenntnis Brüsseler Lebens während des Krieges bilden diese Revuen, wenn man vom Politischen, das natürlich unberührt bleiben muß, absieht, eine wichtige Quelle. Im Vordergrund des Interesses steht selbstverständlich die auch in Brüssel bereits empfindliche Teuerung, die Lebensmittelversorgung durch die städtischen Behörden, die nach den Revuen zu urteilen, hier so wenig klappt, wie anderswo, obgleich man im allgemeinen weniger Klagen hört als beispielsweise in Berlin, der Mangel an Seife, Gummi, Kleingeld usw., ferner werden glossiert die Faulheit der Arbeitslosen, die Langsamkeit der Handwerker, der Paßzwang, der wirklich lächerliche Neuigkeitenhunger, die Straßenjugend. Dazwischen stehen ein paar sentimentale Reißer von sozialen Pflichten (in jeder Revue tritt das kleine Mädchen oder der Junge mit Streichhölzern und Schnürbändern auf!) und fast durchweg hübsch arrangierte Balletts. Gesprochen wird im Brüsseler Dialekt, d. h. in jenem unschönen aber gemütlichen Französisch mit breitgesprochenen Endungen und auf barocke Weise vermischt mit drolligen vlämischen Ausdrücken. Und dieser Sprache gemäß ist der ganze Ton: kein ätzender Witz, keine scharfe Satire, kein gallischer Esprit, aber ein klownhafter Humor, ein joviales Belachen der kleinen Nöte des Alltags, gemütlich mit lauerndem Ernst dahinter, leichtsinnig, weil das Klagen ja doch nichts hilft, burschikos aus Kraftgefühl.

Französisch ist die Oberschicht, eine Mischung die Mittelschicht, will man wissen wie das Volk ist, so muß man sich die ursprünglich vlämische, hier aber in französischer Übersetzung gespielte Lokalposse „Familie Klepkens" von Aug. Hendrickx ansehen.

Der aufgehende Vorhang zeigt im bescheidensten kleinbürgerlichen Milieu, in der Wohnstube, die zugleich Werkstatt, Eß-, Kinder- und Empfangszimmer ist, eine Schneiderfamilie. Ein paar komische Gesten beim Maßnehmen, ein paar Witze im Brüsseler Dialekt, ein paar volkstümliche Redensarten, die Miesmuschelverkäuferin, eine Liebesszene zwischen Haustochter und Geselle voll frischer Naturlaute und ohne jegliche Sentimentalität, bringen das Publikum in gute Laune, bis mit großem Geschrei und stürmisch begrüßt der Bruder von Madame ins Haus fällt. Ein aus dem Leben gegriffener Typus. Friseur von Beruf, lang, ungepflegt, mit rotem Gesicht und schlechten Manieren, die er auf Grund eines zehnjährigen Pariser Aufenhalts für den Gipfel des Schick hält, entsetzlich renommierend und hinter jedem Satz ein alsbald in der Familie wie im Publikum widerhallendes Oh là là! hinterdrein fanfaronnierend. Nachdem er mit Marktschreiergebahren die mitgebrachte billige Bazarware unter die geblendete Familie verteilt hat, sucht er, ein Bein übergeschlagen, die Daumen in den Ärmellöchern seiner tiefausgeschnittenen Kommisweste und mit den übrigen Fingern am Ausschnitt Klavier spielend, mit seinem Plan heraus: Klepkens müssen mit nach Paris kommen, wo es zur Weltausstellung Geld wie Heu zu verdienen gibt. Allgemeine Begeisterung, Madame ist gleich bereit, einmal „Pariserisch" zu lernen, man ißt und trinkt, und mit den Aussichten auf eine glänzende Zukunft schließt der Akt.

Die Herrlichkeit des windigen Verwandten erweist sich als eine trostlos kahle Mansarde mit zwei wackligen Betten und ein paar Flaschen als einzigem Hausrat. Nach der enttäuschenden Ankunft und einem Wortwechsel mit der Concierge, die mit geradezu grauslicher, aber keineswegs übertreibender Realistik als versoffene Furie dargestellt wird, wird Essen eingeholt. Weißwein vom Bistro, dessen Wohlfeilheit die Familie mit Ausnahme des nach dem heimischen Lambic seufzenden Oberhauptes die Familie etwas mit der Unbehaglichkeit aussöhnt, und Kartoffelschnitz. Dann gehen die Männer die Ankunft begießen, während die übrige Familie Anstalten zum Schlafengehen trifft, was Anlaß zu einer Fülle komischer Mimik gibt. Das Jüngste wird im geöffneten Koffer verstaut, der Junge sucht unter vielen Grimassen und wechselweise krampfig hochgezogenen Beinen das Nachtgeschirr, Madame, dem Publikum ihr enormes Hinterteil zukehrend, enthüllt beim Auskleiden zuerst einen knallroten Unterrock, dann die Hose aus zartrosa Flanell (keine Spur von Wagnis, eher eine Parodie auf die Entkleidungsstücke), der Junge klatscht mit einem Pantoffel Wanzen tot. Gewitter, tropfende Löcher in der Decke, böse Nachbarn. Endlich kommt, mit einem Rausch, dem man die tiefe Enttäuschung und gänzliche Hoffnungslosigkeit anmerkt, Vater Klepkens nach Hause und wird von der energischen Ehehälfte unter Beihilfe

der Tochter ausgezogen und aufs Bett geworfen. Nach einem kurzen Kampf um die Bettdecke fällt der Vorhang.

Im gleichen Stil ist der dritte Akt gehalten. Man hat Geld verdient, leidet aber jetzt nach der Ausstellung unter der allgemeinen Arbeitslosigkeit. Zwei Kinder sind (ganz einfach!) gestorben, Vater Klepkens sucht Heimweh und Sorge durch Trinken zu verscheuchen, noch einmal wird gegessen und getrunken (ohne das geht es nun einmal im schmauselustigen Belgien nicht), die Liebenden kriegen sich und der große Losgewinn der Ausstellungstombola gibt Anlaß zu vergnügter Rückkehr nach Brüssel.

Das Interessante und Bezeichnende an all dem ist jedoch nicht so sehr die Handlung, sondern die Figuren, die Art der Darstellung und die Aufnahme beim Publikum. Solche frischen Mädel wie die Tochter, solche Typen wie Meister, Geselle und Schwager sieht man Sonntags auf der Elektrischen hinausfahren nach Tervueren und Waterloo, solche Hausmütter, mit rotem Haar, vollbusig und doch beweglich, ein wenig ordinär aber gutmütig, mit bedeutenden Stimmitteln und einer schwindelnmachenden Zungengeläufigkeit, gründlich in ihrem Tun, umsichtig, sauber und doch von einer gewissen Schlampigkeit in Gebaren und Anzug beobachtet man auf dem Markt oder abends vor den Haustüren der kleinen Straßen. Die Darstellung arbeitet, dem Stil des Stückes entsprechend, mit groben Strichen aber mit sicherem Gefühl für die Natur des Dargestellten, kunstlos im Zusammenspiel, energisch zupackend, erstaunlich echt in Maske und Bewegung. Die Trunkenheitsszenen aber stimmen nachdenklich. Es ist keine Spur von Komik darin, kein Witz, der Betrunkene lallt, lärmt und rülpst ohne Übertreibung, aber auch ohne jede konventionelle Verschleierung. Es wäre falsch von „erschütterndem" Realismus zu reden, es fehlt, wie dem ganzen Stück, die soziale Note, es fehlt auch die melancholisch-lyrische Weichheit des „Nachtasyls", alles bleibt ruhig, sachlich, es ist eine fast naturhistorisch anmutende Schilderung alltäglicher Szenen und nur Kunst, weil man mit Klepkens nicht zufällig auf demselben Flur wohnt. Und wenn Mutter und Tochter einer tüchtigen Familie ihre ganze Kraft anwenden müssen, um den aus sehr ernsthafter Enttäuschung viehisch betrunkenen Mann und Vater zu Bett zu bringen, so hat man bei aller Bewunderung für die Darstellungskunst, denselben peinlichen Eindruck, den man vor gewissen Experimenten des Naturalismus der neunziger Jahre hatte. Anders das Publikum. Das Parkett, voll kleiner Leute, ist ein einziges Meer von Gelächter, in den Logen ist man deutlich amüsiert und von den Rängen lacht es in immer sich erneuernden Kaskaden herunter. Empfindet kein Mensch das Peinigende, das hier geboten wird? Befremdet sieht man sich um, bis einem einfällt, daß der Paolo Veronese der Vlamen, dessen unflätige Schmausereien Patrizier in ihre Speisesäle hingen, Jordaens heißt, daß der größte und feinste Kolorist dieses Volkes, Brouwer, in Wüstheit zu Grunde ging und daß der große Rubens, der Weitgereiste, Vielsprachige, der als Diplomat an den zeremoniellsten Hof Europas geschickt wurde, zugleich der

Maler der urwüchsigsten Bauernkirmeß, der ungezügeltsten Bacchanalien ist. Man sieht auf einen Untergrund von kraftstrotzender Roheit, von fast widerwärtig anmutender fleischlicher Gesundheit, der überall, wo nicht ausschließlich Wallonen sitzen, den Unterton des Lebens abgibt.

Das ist das Fundament, auf dem sich der schwer zu analysierende Brüsseler Volksgeist aufbaut. Das Volk ist, wie man sich überall überzeugen kann, im wesentlichen vlamisch, auch wenn es Französisch spricht, der turbulente wallonische Typus ist in der Minderzahl, reißt aber den schwerfälligen Vlamen, wenn er ihn erst in Bewegung gebracht hat, leicht mit weg, französisch sind die Leitenden und das Ganze ein wunderliches Gemisch von dumpfer Kraft, Üppigkeit, Grazie, Bosheit und Leichtsinn, der dieser zwischen London, Paris und Berlin gelegenen Hauptstadt gerade jetzt, wo das internationale Fremdenpublikum fehlt und das deutsche Element sich deutlich abhebt, ein so eigentümliches Gepräge gibt.

Der Name des gegenwärtigen Krieges

Von Professor Dr. Alfred Götze

Namenlos wie das Ungeheure, wie die Gottheit und das Schicksal, ist der Krieg in unsere Friedenswelt gesprungen, und noch reicht der Gattungsname vollkommen aus, ihn, der unser Gesichtsfeld ganz erfüllt, eindeutig zu benennen: der Krieg, wie ihn die Franzosen la guerre, die Engländer the war nennen. Aber die Zeit wird kommen, wo man auch diesen ungebärdigen Ankömmling wird taufen müssen, aus dem gleichen Grund, aus dem man Buben und Mädchen einen Namen gibt: um ihn, der in seinen Dimensionen, an Fülle und Gewalt kriegerischen Erlebens seinesgleichen nicht hat, von den Ereignissen zu unterscheiden, mit denen er den Gattungsnamen Krieg teilen muß, um so den Zweck der Sprache, die Verständigung, auch an ihm zu erfüllen. Das wird erst nach seinem Ende nötig sein, wie auch ältere Kriege der Deutschen ihren endgültigen Namen erst nach ihrem Abschluß erhalten haben. Der dreißigjährige und der siebenjährige Krieg zeigen das ja schon äußerlich an.

Dann aber wird die Verlegenheit nicht gering sein. Als sich der ungeheure Krieg aus begrenzten Anzeichen entwickelte, da konnte man wohl vom serbisch-österreichischen Konflikt hören und lesen, der bald zum serbisch-österreichischen Kriege wurde. Rußland mischte sich ein, und man mußte die Vorstellung er-

weitern auf einen Kampf der europäischen Ostmächte. Doch auch sie wurde binnen weniger Tage zu eng, als Rußland mit seiner Mobilmachung uns zur Kriegserklärung zwang, als unmittelbar darauf Frankreich und Belgien ihre Neutralität verweigerten und England die Stirn hatte, uns den Krieg zu erklären. Damals konnte man von einem europäischen Krieg sprechen, wie es die Amerikaner tun — strenggenommen war freilich auch dieser Name von vornherein zu eng, denn Frankreich war längst entschlossen, seine afrikanischen Kolonialtruppen, Senegalneger, Turkos und Zuaven gegen uns kämpfen zu lassen; Rußland führte sibirische Regimenter gegen die deutsche und österreichische Ostgrenze; England ließ sich von Kanada Hilfe versprechen, landete indische Truppen auf dem europäischen Festland, wiegelte Japan zum Kriege gegen Deutschland auf und trug mit seiner Hilfe den Kampf in den Indischen Ozean und das Gelbe Meer. Ein Weltbrand ohne gleichen ist rings umher entloht, und ein Wort, das ihn räumlich faßte, ist nicht mehr zu denken, es wäre denn das Wort Weltkrieg selbst, dem wir uns soeben schon genähert haben. Es scheint Aussicht zu haben, sich durchzusetzen, und wenn der Sprachgebrauch dahin entscheidet, wird man ihn gelten lassen und gern anerkennen, daß der Name hinter seinem großen Gegenstand nicht zurückbleibt. Eher im Gegenteil: so ungeheuer der Krieg ist, die größere Hälfte auch schon der von Menschen bewohnten Welt läßt er unbeteiligt und vollends unberührt dehnt sich über uns eine unermessene Welt, in der unsere arme Erde kaum ein Tropfen am Eimer ist. So betrachtet ist der Name Weltkrieg viel zu weit.

Anderseits sind aber die Namen vergangener Kriege räumlich oft zu eng genommen worden. Der peloponnesische Krieg ist nicht nur auf der Peloponnes und nicht nur um ihren Besitz geführt worden. Hier ist der Name für uns bestimmt worden durch die kämpfende Partei, mit deren Augen wir den Krieg zu sehen gelernt haben: der Athener Thukydides spricht vom peloponnesischen Krieg ebenso selbstverständlich, wie ein Lakedämonier vom atheniſchen Krieg sprechen mußte, seine atheniſche Namengebung ist für alle Folgezeit maßgebend geworden. So haben wir den trojanischen und die Perserkriege mit den Augen der Griechen, die punischen Kriege mit denen der Römer zuerst sehen gelernt und nennen sie mit den alten Siegern, die dann auch zu den klassischen Darstellern ihrer Kriege geworden sind, nach den unterlegenen Gegnern. Daß eine solche Namengebung beim Kriege von 1914/16 unmöglich ist, springt in die Augen: ihn lernen wir nicht mit den Augen des Geschichtsschreibers sehen, sondern als innerlichst beteiligte Zeitgenossen kennen wir ihn von seinem ersten Tage an. Und auch der unterlegenen Feinde sind zu viele. Nicht ein Volk ist der Gegner, nicht eines kann als Hauptleidtragender den Namen leihen, wie beim französischen Krieg von 1870/71 (ein Krieg war es, kein Feldzug; einen im sprachlichen Sinne guten Namen hat er leider nie erlangt), sondern eine Koalition steht gegen uns in Waffen, die sich bei der Namengebung ebenso schlecht bewährt wie im Felde. Kurz, auch hier kann die Namengebung nicht Fuß fassen.

Die Freiheitskriege vor hundert Jahren — die törichte Mode, sie Befreiungskriege zu nennen, ist ja wohl überwunden — sind auch darin glücklich gewesen, daß sie in der sittlichen Triebkraft, die die Völker gegen den Welteroberer siegen ließ, zugleich den Ehrennamen für alle Zeit gefunden haben. Damit ist aber zugleich jener Name für alle Zeit vorweggenommen und unmöglich für den Krieg von 1914/16, obgleich er geführt wird, um die deutsche Freiheit zu behaupten, die damals erkämpft ward. So ist es ein deutscher Krieg, den wir heute führen, der herrlich vollenden soll, was damals angehoben war. Und wenn unsere Feinde im Westen heute schon vom deutschen Krieg sprechen und damit den von 1914/16 meinen, wohl auch dabei bleiben werden, je mehr sie die deutsche Kraft zu spüren bekommen, so könnten wir ihnen in diesem einen Punkte gern nachgeben, sind wir doch überzeugt, daß mit deutscher Größe, um deutsche Größe dieser Krieg geführt wird, wie nur einer. Dann hieße der deutsche Krieg nach seinen Helden, dem deutschen Volk. Aber, ganz abgesehen davon, daß schon unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen sich diesen Namen niemals aneignen könnten, die Kriege unseres Volkes heißen nicht nach ihren Helden. Die Kriege, die Friedrich der Große geführt hat, heißen die schlesischen und der siebenjährige Krieg, obgleich doch in ihrem Mittelpunkt ein Held steht von einer persönlichen Größe, wie niemals in einem Feldzug der Deutschen seit dem, den Arminius gegen die Römer führte, der eben auch nicht nach seinem Helden benannt ist.

Wiederum einen persönlichen Helden, der allein und ausschließlich im Mittelpunkt stünde, hat der gegenwärtige Krieg nicht. Unser Volk, die Völker führen ihn, und Völkerkrieg wäre zum Ende die treffendste Benennung. An die Freiheitskriege knüpften wir dann mit dem gegenwärtigen Krieg auch in diesem Sinn an. Vor hundert Jahren die Tore aufgestoßen zu einer deutschen Zukunft, die 1871 ihr politisches Vorzeichen im nationalen Machtstaat empfing — jetzt das deutsche Menschheitsvolk an die Spitze der Erdenvölker berufen, um eine neue Epoche der Weltgeschichte heraufzuführen. Damals der ganze Seelenbesitz des innerlich reichsten Kulturvolks hineingeschmolzen in die deutschen Waffen und ihren Sieg über den Erbfeind — heute unser gesamtes geistiges Sein aufgerufen zur Selbstbehauptung gegen eine Welt. Die Völkerschlacht an der Schwelle der Zeiten, der Völkerkrieg in der Stunde der Erfüllung!

Akademische Kriegsliteratur

Eine hochschulgeschichtliche Zeitstudie von Professor Dr. Paul Szymank

II.

Aber nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft muß jedem Freund unseres deutschen Hochschulwesens am Herzen liegen. Und da ist es denn für die gesamte kommende Entwicklung eine Lebensfrage, ob die Wissenschaft imstande sein wird, die tiefen Klüfte zu überbrücken, die der Krieg zwischen den verschiedenen Kulturvölkern hat entstehen lassen. In der Beantwortung dieser Frage herrscht augenblicklich noch große Meinungsverschiedenheit. Der Kieler Mediziner Professor Lubarsch zeigt in einer Rede, wie sich in der neueren Entwicklung der Wissenschaft die Zunahme des völkischen Bewußtseins bei allen Nationen offenbare. Er kommt zu dem Schluß: „Der Vorsprung der Deutschen ist nur ein Ausdruck des Einflusses des Volkstums auf die Wissenschaft" und sieht „als eine sichere Lehre des Krieges die Tatsache an, daß man den Gedanken aufgeben muß, als ob die Wissenschaften geeignet seien, die Gegensätze zwischen den Völkern zu mildern und die dunklen Mächte zu bannen, die Leidenschaft bis zur Raserei in ihnen entfacht." An eine national bedingte, fest im Volkstum verankerte Wissenschaft denkt letzten Endes auch die von mehr denn 3000 Hochschullehrern unterzeichnete Erklärung, welche sich dagegen wendet, daß man im Ausland einen Unterschied zwischen dem Geiste der deutschen Wissenschaft und dem des preußischen Militarismus mache.*) Vom gleichen nationalen Stolze zeigt sich auch der Schreiber des Aphorismus: „Weltwissenschaft" erfüllt, wenn er sagt:**) „Eine Zeit friedlichen Zusammenarbeitens und -forschens der Gelehrten aller Völker wird kommen, wenn Europa in harter Schule gelernt hat, sich zu beugen vor dem Volk, das sein Herz ist, zu ahnen, daß an dem deutschen Wesen die Welt genesen soll .... Hilf sie erstreiten, die deutsche Weltwissenschaft! Sie, nur sie gewährleistet jetzt der Wissenschaft das, was sie braucht: Internationalität."

In schroffem Gegensatz zu Professor Lubarsch steht dagegen Professor von Wilamowitz-Moellendorff, der in seiner Bismarckansprache begeistert ausruft:

*) In gedrungener Kürze spricht dies in der schönen Schrift: „Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg" (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, A.-G., 1916) auch der Nachfolger Lamprechts, Professor Walter Götz aus, indem er sagt: „Die deutsche Wissenschaft darf es für sich in Anspruch nehmen, dem nationalen Ziel in vollster Hingabe gedient zu haben."

**) „Wenn es gilt fürs Vaterland."

„Wissenschaft ist nicht eines Staates, nicht eines Volkes. Der versündigt sich an ihr, der sie ihres übernationalen, überirdischen Wesens entkleiden will." Und diese überschwengliche Auffassung führt naturgemäß dazu, auf die Wissenschaft als Versöhnerin große Zukunftshoffnungen zu setzen. „Die Liebe zur Wissenschaft," so sagt der gleiche Gelehrte in seiner Rektoratsrede, „der Drang empor zu denselben Idealen ist ein göttliches Feuer, und die Herzen, in denen es brennt, müssen sich einander trotz allem verwandt fühlen. Eros, der Mittler zwischen Göttern und Menschen, wird auch die Seelen wieder zueinander führen, sobald nicht die ebenso heilige Liebe zum Vaterlande unsere ganze Kraft des Leibes und der Seele in Anspruch nimmt." Und auch der Leipziger Rektor Professor Adolf Strümpell betonte in seiner Ansprache an die Vertreter der neutralen Presse am 16. Dezember 1915 nachdrücklich „daß gerade die Wissenschaft und die Universitäten die ersten Fäden spinnen werden, die in einer nicht allzu fernen Zeit des Friedens die Völker wieder verknüpfen können und ihnen aufs neue zum Bewußtsein bringen werden, daß es über der Welt der Interessen- und Machtkämpfe auch eine lichte Welt des Geistes und der Gedanken gibt — ohne Kanonen und blutige Menschenopfer."*) Wann allerdings in der Wissenschaft eine Wiederherstellung der alten internationalen Beziehungen, deren bisherigen Wert ein erfahrener Beurteiler wie der Münchener Historiker Th. v. Heigel übrigens ziemlich niedrig einschätzt, wirklich erfolgen dürfte, ist heute eine schwer zu beantwortende Frage.

Eine eigenartige, für den Kenner der sehr konservativen akademischen Verhältnisse allerdings nicht auffallende Erscheinung, zeigt sich in der gesamten akademischen Kriegsliteratur insofern, als von offizieller Stelle aus nirgends die Frage behandelt wird, welche Änderungen oder gar Umwälzungen der Weltkrieg in den Einrichtungen des zukünftigen Hochschulwesens hervorrufen dürfte. Professor Albert Köster stellt in seiner feinsinnigen Leipziger Rektoratsrede fest, wie die Verbindung der Universität mit den Kriegen der Neuzeit seit dem Erwachen deutschen Lebens unter Friedrich dem Großen immer enger geworden sei, und meint am Schlusse allgemein, der gegenwärtige Weltkrieg wirke auch auf die Universität und ihre Einrichtungen umgestaltend und nach Friedensschluß müßten einige Zöpfe am Hochschulwesen abgeschnitten werden. Ebensowenig berührt der Jenaer Professor Cartellieri diese Seite des akademischen Lebens in seinem Vortrag, worin er sehr kurz von den Einwirkungen des Krieges auf die wissenschaftliche Arbeit spricht. Rein negativ kritisierend und verdammend ist die in den ungemein scharfen Streitschriften Hans Blühers gehaltene Philippika gegen die heutige Universität, jene „Universal-Lehranstalt, in der das jeweilige Intellektuellengewerbe die jeweiligen Tendenzen der Öffentlichkeit bedient." Die Ausführungen Blühers, der zuerst durch seine Geschichte des „Wandervogels" bekannt geworden ist, erscheinen als der lebendige Aus-

*) Die Rede ist nur in der Tagespresse, nicht als selbständige Veröffentlichung erschienen.

druck einer an Nietzsche und dem Griechentum entzündeten dionysischen Künstlerstimmung, welche in einem Teil der akademischen Jugend, besonders im Kreise der Mitarbeiter an der kurzlebigen Zeitschrift: „Der Aufbruch", nach Gestaltung und Geltung ringt. Über die schwere und nüchterne Organisationsfrage, die sich bei Ausführung jedes Planes ganz von selbst einstellt, gleitet Blüher leichten Herzens hinweg; es genügt ihm, als Ideal zu verkünden: „Die Freie Akademie . . . . ist die oberste geistige Instanz eines Volkes, in der nur die im schöpferischen Ur-Zustande verharrenden, unbestechlichen und entscheidenden Köpfe lehren. Die Lehrer der Freien Akademie sind unabhängige Denker, die Schüler sind Jugend und zwar ausgewählte Jugend." Mit seiner Forderung, der Hochschulbildung den alten männlichen Charakter wiederzugeben und die Frauen davon auszuschließen und für sie besondere Frauenhochschulen zu schaffen, kommt Blüher heute, wo das Frauenstudium vollendete Tatsache ist, zu spät. Ebensowenig greifbare Vorschläge zur Neubildung der Universität bietet Blühers geistiger Gesinnungsgenosse Ernst Joël mit seinen in dichterisch schöner, stellenweise überschwenglicher Sprache vorgetragenen Forderungen der „Wartenden Hochschule". Bedeutungsvoll ist nur bei beiden die heiße Sehnsucht nach Befreiung von jeglichem alexandrinischen Wissenschaftsbetrieb und ihr kühnes Eintreten für das Hochschulideal Fichtes, das seit Felix Behrends „Freistudentischem Ideenkreis" (1907) mehr als früher in der akademischen Öffentlichkeit als tonangebend hervortritt. In dem Wirken für eine Erneuerung von Fichtes Gedankenwelt treten übrigens der Jugend auch Ältere zur Seite, und das Studium dieses Philosophen wird von berufenen Kritikern wie dem Berliner Professor Riehl und dem Rostocker Historiker Professor Reincke-Bloch den Universitäten besonders ans Herz gelegt. Und zwar gilt die Wiederbelebung dem in lichter Höhe idealer Gedanken weilenden Philosophen nicht weniger als dem begeisternden Volksredner, wie ihn das ausdrucksvolle und fesselnde Bild Arthur Kampfs in der Berliner Universitätsaula, das erst während des Weltkrieges beendet ward, uns lebensplastisch vor Augen führt.*)

Sehr beherzigenswerte Anregungen zu Reformen bringt der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Hallier. Er meint, daß die durch den Krieg verursachte große Krisis im Hochschulwesen dazu benutzt werden solle, einen Weg zur Verkürzung des Studiums zu finden, die er im allgemeinen Volksinteresse für unbedingt nötig hält. Seinen Vorschlag, schon an der Gymnasialzeit zu kürzen, dürfte wahrscheinlich kein Freund unserer Jugend unterstützen, dagegen verdient seine Forderung, durch Neugliederung des akademischen Jahres Zeit zu gewinnen, gerade jetzt wieder Beachtung. Abweichend von andern Reformern, die Tertiale

*) Eine gutgelungene Nachbildung von Arthur Kampfs „Fichte als Redner an die deutsche Nation" (Photogravüre auf Chinapapier, Bildgröße 88×85 Zentimeter, Preis 30 Mark, Volksausgabe in bestem Schnellpressentiefdruck, Bildgröße 17×88 Zentimeter, Preis 1 Mark) ist in Berlin-Charlottenburg 9, in der Photographischen Gesellschaft, Kunstverlag erschienen.

statt Semester wünschen, schlägt Hallier Quartale vor — Zeiträume, die doch wohl zur Erreichung der Hochschulziele zu kurz sein dürften.

Wirklich fruchtbare und wertvolle Zukunftsgedanken wirft auch Diplomingenieur Berger in die Diskussion, und seine Ausführungen verdienen es, selbst von seinen grundsätzlichen Gegnern eingehend geprüft und beachtet zu werden. Sein Büchlein ist durchglüht vom berechtigten Stolz auf die Leistungen der heutigen Technik, aber dies macht ihn nicht blind den Mängeln gegenüber, welche der von ihr erzeugten Kultur zu seinem Schmerze heute noch anhaften. Mit Recht sagt er: „Über dem Bildungswesen unseres Vaterlandes waltet eine gewisse Tragik, die zu einem versöhnenden Ausklang zu bringen, die vornehmste Aufgabe der geistig führenden Kreise ist, wenn anders Deutschland stark und fähig werden soll, seine innerpolitischen Kulturaufgaben zu lösen und weiter eine Kulturmission an einer vielfach im Materialismus und Sinnenkult versinkenden Welt zu vollbringen. Diese Tragik liegt in dem Ringen einer alten stolzen, durch Tradition geheiligten idealistischen Kultur mit der kühn und kraftvoll ihr Haupt erhebenden jungen technischen Kultur. Diese beiden Hauptströmungen lassen sich in unserem vielgestaltigen Kulturleben nach unten leicht bis zu den beiden verschiedenen Bildungsquellen der geistigen Auswahl unseres Volkes, den humanistischen und realistischen Lehranstalten, zurückverfolgen. Nach oben setzen sie sich fort durch die Lern- und Lehrjahre an den verschiedenen Hochschulen und werden auch bei den meisten reifen Akademikern unserer führenden Kreise nicht überbrückt." Eine gewisse tragische Schuld mißt er den Universitäten bei, mit denen er scharf ins Gericht geht und denen er vorwirft, daß sie der technischen Kultur das „Brandmal des Barbarismus" aufgedrückt hätten. Als Ideal schwebt ihm eine Vereinigung unserer Universitäten mit den Technischen Hochschulen vor; solange sich diese aber nicht verwirklichen läßt, sollen die ersteren wenigstens an einer harmonischen Verschmelzung alten deutschen Geisteslebens mit der jungen technischen Intelligenz mitarbeiten und so den tragischen Zwiespalt im deutschen Geistesleben beseitigen helfen.

Ähnliche Stille wie bezüglich der Hochschulreformen herrscht auch hinsichtlich der Zukunftsgestaltung des studentischen Lebens, der „großen Saatzeit für das eigene wie für des Vaterlandes Zukunft", wie es Professor Adickes in der einen Tübinger Schrift bezeichnet. Diese Ruhe ist einesteils darauf zurückzuführen, daß die Hauptträger des Studententums, die akademische Jugend, zum größten Teil im Felde steht und für viele das sonst so vertraute oder heißersehnte Hochschulleben wie mit einem Vorhange verdeckt ist, der vorläufig noch lange niedergelassen bleibt. Andernteils mag auch der Wunsch lebendig sein, die alten vorhandenen Gegensätze und Spannungen zwischen den studentischen Parteien nicht hervortreten zu lassen und den bestehenden Burgfrieden nicht zu brechen. In der Hauptsache finden in der akademischen Presse nur Gegenwartsfragen von geringerer Bedeutung wie z. B. die des Farbentragens während des Krieges eingehendere Besprechung; aber auch das Problem der Unterstützung

kriegsbeschädigter Akademiker sowie das der Fortbildung während der langen Kriegszeit in der Heimat und in der Fremde, die Schaffung von Kriegshochschulkursen und Ähnliches treten allmählich mehr hervor. Dagegen verschwinden naturgemäß andere Fragen, die vor der Mobilmachung zum Teil die Gemüter sehr erhitzten, zunächst völlig von der Tagesordnung wie die Frage des Sports und die des studentischen Wohnens.*) Was sich im übrigen an Verbesserungsvorschlägen in der Broschürenliteratur wie in den studentischen Zeitungen geltend macht, ist durchaus allgemeiner Natur. So wünscht der Rottenburger Bischof Dr. von Keppler („Unter deutschen Eichen"), daß in Zukunft „das kurze akademische Dasein nicht auf den schwanken, moorigen Grund des Genießens, träger Sinnlichkeit, niedriger Lüste" gestellt werde, sondern „einzig und allein auf den Felsengrund der Pflicht", daß „der Religion an unsern Universitäten wieder das volle akademische Bürgerrecht zugestanden werde", daß der Gemeinsinn mehr gepflegt und der Alkohol wirksam bekämpft werde.

Eine durchgreifende Änderung in der Gruppierung der Studentenschaft ist nach dem Kriege kaum zu erwarten. Wohl alle Teile der akademischen Jugend haben heftige Erschütterungen erlitten und werden Zeit brauchen, um sich zu erholen, aber im großen und ganzen dürften sie sich in ihrer Eigenart in die Friedenszeit dank ihrer Organisation hinüberretten. Den schwersten Schlag haben zweifellos die auf internationale Studentenverbrüderung abzielenden Bewegungen erhalten, wie sie in den bei der akademischen Jugend bisher wenig heimischen „Internationalen Studentenvereinen" und in den noch in den Anfängen steckenden Abzweigungen des „Christlichen Studenten-Weltbundes" zum Leben strebten. Von den Erschütterungen, die dem letzteren widerfuhren, gibt Pfarrer Humburg einen eingehenden Bericht, an dessen Schluß er nach berechtigter Polemik gegen die Auslandspresse den deutschen Standpunkt ruhig, aber nachdrücklich darlegt.

Ganz zweifellos wird nach dem Kriege das studentische Korporationswesen weiterleben, wenn es sich auch in mancher Hinsicht wandeln dürfte; dagegen läßt sich heute noch nicht voraussagen, in welcher Form die jüngeren Bewegungen wie die des Freistudententums, der Freischaren und der Freideutschen sich in der Zukunft erhalten und welche Kraft die neu aufkommenden Strömungen wie die von Hans Blüher und Franz Sachs laut verkündigte antifeministische entwickeln werden. Ein Aphorismus der Schrift: „Wenn es gilt fürs Vaterland" rühmt

*) Eine abschließende Zusammenfassung der studentischen Sportbewegung und der Wohnungsfrage bis zum Ausbruch des Weltkrieges bieten die beiden nachstehend genannten, gut unterrichtenden Schriften: Die studentische Wohnungsfrage in Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Fritz Elsas. Berlin—Stuttgart—Leipzig. W. Kohlhammer, 1914. — Turnen und Sport im Leben des deutschen Studenten. Vortrag, gehalten auf dem zweiten deutschen Wissenschaftertag in Frankfurt a. M. Pfingsten 1914. Von Hauptmann Carl Freiherr von Seckendorff. Sonderabdruck aus der Akademischen Rundschau. Mit Geleitwort von Professor Dr. Paul Szymank. Leipzig 1915. Verlag von K. F. Koehler.

den Korporationsgeist und das Korporationswesen. „Wir waren nicht ein bloßer Klub, heißt es dort, der einige gemeinsame Abende auf seinem Programm hatte, sondern ein festes Organon." Mit warmen Worten tritt auch der Freiburger Prorektor Professor von Below im „Weihnachtsgruß 1915" für die Forterhaltung altüberlieferten Studententums ein, das während des Weltkrieges in dem Tübinger Professor Adickes und dem Leipziger Professor Götz ungemein scharfe Kritiker gefunden hatte. „Die alten Symbole studentischer Landsmannschafts- und Ordensverbände, sagt von Below, wie sie sich in den Farben der Bänder, in Wappen und Zirkeln, den Inhalt wechselnd, bis auf unsere Tage erhalten haben, die Erinnerungen an die Stellung des Hochschülers als Ritter und Edelmann, wie sie sich in der Führung der Schärpe und des Schwertes äußern, die Spuren der historischen Kämpfe um die akademische Freiheit, das köstlichste Gut unserer Studentenschaft, welches sie in der damit verbundenen Selbstverantwortlichkeit über alle ausländischen Studentenschaften erhebt und verpflichtet, wie sie sich in Liedern, Sitten und Gebräuchen in die Kreise unserer Korporationen und sonstigen studentischen Verbände gerettet haben, sie alle wollen wir aufs treuste pflegen und nach dem Kriege erst recht wieder zum lebendigen Ausdruck bringen. Unser Volk ist nicht so reich an historischen Symbolen, daß es sich mutwillig auch nur des kleinsten entäußern darf. Die alles verneinenden Kritiker des studentischen Farbentragens, der studentischen Sitten, des deutschen Korporations- und Verbindungslebens sind über den erzieherischen Wert all dieser Dinge viel zu wenig unterrichtet. Gute Ratschläge ernst nachdenkender, die akademische Jugend liebender Männer seien auch von ihr stets gehört und beachtet. Aber der Spötter erwehre sie sich."

Das studentische Gemeinschaftsgefühl ist durch das gemeinsame Leben, Leiden, Kämpfen und Streben im Felde stärker geworden als früher; man hat auch die Vertreter anderer Richtungen, die man sonst verachtete und verfehmte, achten und schätzen gelernt, und empfindet, wie das akademische Leben unsichtbar sonst feindliche Brüder umschlingt. „Ich kenne Euch nicht, Ihr kennt mich nicht, schreibt ein Student aus dem Felde*), und doch fühle ich stärker denn je das Band, das alles umschlingt, was in wahrer Erkenntnis der schönen Aufgaben, der großen Berufung unser aller, die wir uns die akademische Jugend nennen, wie vordem im Frieden so jetzt im Kriege restlos seine Arbeit und seine Kraft dem Vaterland und der Nation schenkt." Und ein anderer schreibt: „Möge die Scheidung zwischen Korporations- und Freistudenten sowie jegliche konfessionelle Spaltung in Zukunft unterbleiben." Und zukunftsverheißend ist vielleicht die mehrfach erhobene Forderung einer stärkeren Vereinheitlichung des studentischen Lebens und eines Ausgleichs der oft recht künstlichen Gegensätze, die auf religiösen und sozialen Unterschieden beruhen. Einen schönen Ausdruck hat diesem Wunsche der Jenaer Professor Thümmel gegeben, der auf die Schaffung einer

*) Der deutsche Student im Felde. S. 17.

neuen idealen Burschenschaft hofft, in welcher als gleichberechtigte und unter gemeinsamem Ehrengericht stehende Gruppen die bisher feindlich geschiedenen Teile der Studentenschaft gemeinsam nebeneinander wirken, und „des heißen Kampfes geistigen Ertrag an innerlichen Gütern für die Entwicklung des studentischen Lebens" sichern. Und eine Gruppe scheint ihm zur Erreichung dieser Ziele besonders geeignet, und an sie wendet er sich mit Nachdruck: „Möchte die Deutsche Burschenschaft", so ruft er aus, „auch dazu mit aller Kraft mitwirken und sich bei diesem friedlichen, aber nicht weniger mühevollen Einsetzen aller Kräfte der burschenschaftlichen Vorfahren von 1815 würdig erweisen." Und tatsächlich hat während des Weltkrieges die Deutsche Burschenschaft einen wichtigen Schritt vorwärts getan, um eine einheitliche Zusammenfassung der Studentenschaft anzubahnen. Von ihr ging der große Gedanke des Akademischen Hilfsbundes aus, der bisher schon eine segensreiche Fürsorgetätigkeit für kriegsbeschädigte Akademiker entfaltet hat. Die wertvolle Weiterarbeit dieses Bundes ist nach dem Kriege nur dann gesichert, wenn die in ihm vertretenen Studentengruppen sich nicht gegenseitig wieder in unschöner Weise verfehmen oder in unüberbrückbaren Gegensatz zueinander treten, sondern zu gemeinsamen großen sozialen Aufgaben sich die Hand reichen. Daß die Einordnung der einzelnen studentischen Zusammenschlüsse als „dienender Glieder" in ein großes Ganzes auch für die akademische Jugend keine Unmöglichkeit ist, zeigen die bereits vorhandenen Studentenausschüsse, zu denen mit Beginn des Weltkrieges nach langen Bemühungen auch der an der Universität Berlin hinzugetreten ist, und vielleicht hat gerade der Weltkrieg der Studentenschaft klar vor Augen geführt, welche Kraft und Bedeutung einer guten Gesamtorganisation innewohnt, und was für große Leistungen durch sie allein möglich werden.

Überblickt man zum Schluß zusammenfassend das gesamte akademische Leben der Gegenwart, wie es auch in der Kriegsliteratur nach Gestalt und Geltung ringt, so erkennt man, daß es Lehrer und Jünger der Hochschule trefflich verstanden haben, das Wertvolle aus der Vergangenheit in die Zukunft durchzuwintern. Nirgends ist ein scharfer Bruch mit der früheren Zeit erfolgt, im Gegenteil; die organische Weiterentwicklung unseres Hochschulwesens schreitet trotz des Weltkrieges ruhig und stetig fort. Für all die unverdrossene und aufopferungsvolle Tätigkeit unserer Hochschulen im Dienste des Vaterlandes kann es kein schöneres Zeugnis geben als ein Urteil des feindlichen Auslandes, auf das Professor Götz in seiner schon genannten Schrift hinweist: „Man sagte einst, so heißt es bei ihm, der preußische Schulmeister habe die Schlacht von Königgrätz gewonnen; vor kurzem schrieb eine englische Zeitung (The Lancet), an die Stelle des Schulmeisters sei jetzt der deutsche Gelehrte getreten und ihm gebühre im Falle des deutschen Sieges ein wesentlicher Anteil am Erfolg". Wenn sich nun auch in der vorläufig vorhandenen Literatur etwas überragend Neues und Großes im Hochschulwesen für die Zukunft nicht ankündigt, so darf man doch die Erwartung hegen, daß sich das erreichte hohe Niveau unseres

wissenschaftlichen Lebens weiter erhält, und daß unsere Hochschulen imstande sind, den neu auftauchenden Problemen eines veränderten Europa gerecht zu werden. Die enge Fühlung, die unsere Wissenschaft und unsere Hochschulen infolge des Weltkrieges mit dem Gesamtleben des Volkes genommen haben, muß ihnen als köstlichstes Erbteil für die Zeit des kommenden Friedens verbleiben. Sie sichert sie vor Erstarrung und führt ihnen neue Kräfte zu; sie erhält in ihnen das Streben, das einst Leopold von Ranke mit den Worten kennzeichnete:

„Nur in beständiger Selbstbesinnung erhalten sich große Bewegungen."

Schriftenverzeichnis

Abgeschlossen Ende August 1916

1. Die Technische Hochschule München im Weltkrieg. Vom derzeitigen Rektor H. v. Schmidt. München, den 1. August 1915. — 2. Kommilitonen! Vom Rektorat der Technischen Hochschule. München, zur Jahreswende 1916. — 3. Breslauer Hochschul-Rundschau. 12. Kriegsnummer. Den Breslauer Akademikern unter der Fahne gewidmet. 20. Mai 1916. Breslau, Verlag von W. Finsterbusch. — 4. An die im Felde stehenden Studierenden der Universität Halle-Wittenberg. Von Professor Dr. O. Kern, Rektor. Halle, den 10. Februar 1916. — 5. Bericht über die ersten zwei Kriegssemester der Universität Leipzig, Oktober 1914 bis August 1915. Herausgegeben für die Kommilitonen im Felde vom Allgemeinen Studentenausschuß. Leipzig 1915. — 6. Rechenschaftsbericht über die Einrichtung eines Verwundetenspitales in der K. K. Universität. Erstattet im Namen der Spitalskommission des Akademischen Senates und der Spitalsverwaltung von Dr. Richard Wettstein Ritter von Westerheim, d. Z. Prorektor der K. K. Universität. Wien 1914. Druck von Adolf Holzhausen. — 7. 1. Nachtrag zum Rechenschaftsbericht über die Einrichtung eines Verwundetenspitales in der K. K. Universität. Erstattet im Namen der Spitalskommission des Akademischen Senates und der Spitalsverwaltung von Hofrat Professor Dr. R. v. Wettstein. Ebenda 1915. — 8. Ostergruß der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn an ihre Angehörigen im Felde. Bonn, Ostern 1916. Carl Georgi, Universitätsbuchdruckerei. — 9. Erlangen in der Kriegszeit. Ein Gruß der Universität an ihre Studenten. Schriftleitung: Prorektor Professor D. Grützmacher. 1915. Druck der Universitätsdruckerei E. Th. Jacob in Erlangen. — 10. Erlanger im Kriege. Ein zweiter Gruß der Universität an ihre Studenten. Schriftleitung: Professor D. Grützmacher. Erlangen 1916. Universitätsbuchhandlung von Theodor Krische. — 11. Unsere Kommilitonen! Weihnachtsgruß 1915! Die Freiburger Hochschule. Mit Zeichnungen von stud. phil. Gertrud Moritz und stud. rer. nat. Johanna Greiner. Freiburg 1915. — 12. Freiburg und der Breisgau im Krieg. Von Professor Dr. Franz Doflein. Sonderdruck aus den Süddeutschen Monatsheften. 1915. — 13. Gießener Universitätsbilderbuch. Liebesgabe für die im Felde stehenden Angehörigen der Universität Gießen. Hof- und Universitätsdruckerei Otto Kindt. Gießen 1915. — 14. Die Teilnahme von Angehörigen der Universität Gießen am Kriege. Zwei Hefte. Ausgabe vom 31. Dezember 1914 und vom 31. Oktober 1915. Ebenda 1915. — 15. Der Rektor der Universität Gießen an die im Heere stehenden Angehörigen der Alma mater Ludoviciana. Gießen, Juni 1915. — 16. Die Georgia Augusta ihren Angehörigen im Felde. Göttingen, Weihnachten 1915. Druck der Dieterichschen Universitätsbuchdruckerei (W. Fr. Kaestner). — 17. Greifswalder Universitätskalender. Kriegsausgabe. S-S. Greifswald 1916. Verlag von Bruncken u. Co. — 18. Ein Weihnachtsgruß der Universität Jena an unsere Kommilitonen im Felde. Von Prorektor D. Thümmel. Weihnachten 1915. Druck von G. Neuenhahn in Jena. — 19. Die Universität Jena während des

Zeichne Kriegsanleihe —
Du hilfst den Krieg verkürzen!

Krieges 1914/16. Personalnachweise und Bekanntmachungen, zusammengestellt vom Universitätsamt. Zwei Hefte. Jena 1915 und 1916. Ebenda. — 20. Sonnwendgruß. Ihren im Felde stehenden Kommilitonen am 21. Juni 1916 zugesandt von der Universität Marburg. Marburg a. d. L. 1916, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). — 21. Kriegszeitung der Universität Tübingen. Den Studenten im Felde gewidmet. Schriftleitung: Professor Dr. Fuchs. Tübingen 1915 und 1916. Verlag Wilh. Kloeres. — 22. Weihnachtsgruß der Universität Tübingen. Schriftleitung: Professor Dr. Fuchs. Ebenda 1915. — 23. Liebe Kommilitonen! Sendschreiben vom Rektor der Universität Würzburg Professor Dr. Ernst Mayer. Ostern 1916. — 24. Ihren Studenten zum Gruß! Die Universität Würzburg. Ostern im Jahre 1916. Mit Bildentwürfen von Heinz Schiestl. — 25. Die Universität Heidelberg ihren Studenten im Feld. Neujahr 1916. — 26. Denkschrift über die Einrichtung von Ergänzungskursen für Kriegsteilnehmer. Mit einem Gutachten von Gymnasialdirektor Miller (Göttingen). Universität Göttingen. 1915. — 27. Zusammenstellung über die derzeitigen mutmaßlichen Aussichten für bayerische Studierende in verschiedenen akademischen Berufen. München, Universität, im Februar 1916. — 28. Studentenauszug von Wilhelm Hermanns (Aachen). Für Klavier mit unterlegtem Text komponiert von Josef Schaeben (Euskirchen). Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. München-Gladbach. — 29. An die deutsche Jugend im Weltkriegsjahr 1914. Von Eugen Kühnemann. 11. bis 20. Tausend. Leipzig 1914. Verlag von K. F. Koehler. — 30. Wenn es gilt fürs Vaterland! Ein Kriegsbüchlein für Studenten. Berlin 1915. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — 31. Flugblätter an die deutsche Jugend. Ausgegeben von der Berliner Freien Studentenschaft. Heft 1—12. 1915/16. Jena, Verlag von Eugen Diederichs. — 32. Vorträge, herausgegeben von der Züricher Freistudentenschaft: Über den Sinn des Krieges. Von Professor L. Ragaz. 1915. — Die Kulturbedeutung Englands. Von Professor Dr. Theodor Vetter. 1915. — Die Kulturbedeutung Frankreichs. Von Professor J. Matthieu. 1915. — Die Kulturbedeutung des deutschen Volkes. Von Professor Dr. Fritz Medicus. 1915. — Die Kulturbedeutung Rußlands. Von F. v. Wrangel. 1916. — Neutrale Pflichten und nationale Aufgaben. Von Professor Dr. O. Nippold. 1916. Sämtlich bei Art. Institut Orell Füßli in Zürich. — 33. Kraft aus der Höhe. Ein Heimatgruß ehemaliger und jetziger Universitätsprofessoren an ihre Kommilitonen im Felde. Herausgegeben von Geh. Hofrat Professor Dr. H. Finke. 4. Aufl. Kempten 1915. Verlag der Josef Kösel'schen Buchhandlung. — 34. Das große Becken. Eine Feldgabe für unsere Kommilitonen. Herausgegeben vom Katholischen Aka-

demiker-Ausschuß München. München-Gladbach 1916. Sekretariat sozialer Studentenarbeit. — 35. Aus der Kriegsarbeit der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (Der deutsche Studentendienst). Von Dr. Gerhard Niedermeyer. Berlin 1916 (Sonderabdruck, 8 Seiten). — 36. Deutsche Weihnacht. Eine Liebesgabe deutscher Hochschüler. Kassel 1914. Furche-Verlag. — 37. Deutscher März. Zweite Liebesgabe deutscher Hochschüler. Ebenda 1915. — 38. Das Johannes-Evangelium. Dritte Liebesgabe deutscher Hochschüler. 2. Aufl. Mit einer Einleitung von Professor Dr. D. Seeberg und 16 Bildern von Professor W. Steinhausen. Ebenda 1915. — 39. Unter deutschen Eichen. Vierte Liebesgabe deutscher Hochschüler. Ebenda 1915. — 40. Heliand. Ein Sachsensang aus dem neunten Jahrhundert. Fünfte Liebesgabe deutscher Hochschüler. Mit Buchschmuck von Ida C. Stroever (Bremen). Ebenda 1915. — 41. Vom deutschen Michel. Sechste Liebesgabe deutscher Hochschüler. Ebenda 1915. — 42. Teure Heimat in der Ferne, sei gegrüßt! Vierundzwanzig teils unbekannte Handzeichnungen Ludwig Richters. Liebesgabe deutscher Hochschüler Nr. 7. Mit einem Geleitwort von G. J. Kern. Ebenda, Weihnachten 1915. — 43. Moritz v. Schwind und Karl Spitzweg: Bilder der Heimat. Je sechs farbige Blätter nach Karl Spitzweg und Moritz v. Schwind, vier einfarbige Blätter nach Moritz v. Schwind. Liebesgaben deutscher Hochschüler. 2. Kunstgabe. Ostern 1916. (Die Mappe ist eine Schöpfung der Universität München. Ihre Widmung verdankt sie Sr. Magnifizenz Geh. Rat Professor Dr. v. Grauert. Sie wurde zusammengestellt von Geh. Rat Professor Dr. Wölfflin.). Verlag von F. Bruckmann, München, dann im Furche-Verlag, Kassel. — 44. Herr, unser Trutz! Vierzig altdeutsche Kirchengesänge für Männerchor. Herausgegeben von Bruno Röthig. Mit neun Bildern von Rembrandt. Liebesgaben deutscher Hochschüler. 3. Kunstgabe. Berlin-Kassel 1916. Furche-Verlag. — 45. Vor uns der Tag. Eine Gabe deutscher Studentinnen in großer Zeit. Ebenda 1916. — 46. Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. Von Friedrich Wilhelm Foerster. Ebenda 1916. — 47. Der deutsche Student im Felde. Ein Echo auf die erste Liebesgabe deutscher Hochschüler. Ebenda 1915. — 48. Kriegsbriefe deutscher Studenten. Herausgegeben von Professor Dr. Philipp Witkop. Verlag von Friedrich Andreas Perthes. Gotha 1916. — 49. Kriegsbriefe deutscher Studenten. Von Professor Dr. Philipp Witkop. Sonderabdruck aus der Monatsschrift: „Der Panther". Leipzig 1915. Panther-Verlag. — 50. Wissenschaft und Volkstum. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Deutschen Kaisers, König von Preußen Wilhelm des Zweiten in der Aula der Kgl. Christian-Albrechts-Universität am 27. Januar 1916. Von Professor Dr. Otto Lubarsch. Kiel 1916. Kommissionsverlag der Universität Kiel (Lipsius u. Tischer). — 51. Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches. Berlin, den 16. Oktober 1914 (28 Seiten). Für die Richtigkeit: Professor Dr. Dietrich Schäfer. Zu beziehen vom Kaiser-Wilhelm-Dank. Berlin W. 35. — 52. In den zweiten Kriegswinter. Rede zum Antritt des Rektorates der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Gehalten in der Aula am 15. Oktober 1915 von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin 1915. Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt. — 53. Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des Fürsten Bismarck, gehalten in der Aula der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität am 1. April 1915 von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin 1915. Universitätsbuchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke). — 54. Reden aus der Kriegszeit von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. 2. Heft. IV. Militarismus und Wissenschaft. Berlin 1915. Weidmannsche Buchhandlung. — 55. Krieg und Wissenschaft. Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Kgl. Akademie der Wissenschaften am 14. November 1914 von K. Th. v. Heigel. München 1914. Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth). — 56. Der Krieg und die Universität. Rede bei Antritt des Rektorates am 31. Oktober 1914 gehalten von Albert Köster. 1914: Im Insel-Verlag zu Leipzig (= Rektorats-

programm. Leipzig 1914. Druck von Alexander Edelmann). — 57. Ulrich v. Wilamowitz und der deutsche Geist 1871/1915. Von Hans Blüher. Tempelhof-Berlin 1916. Verlag von Hans Blüher. — 58. Die Intellektuellen und die Geistigen. Von Hans Blüher. Ebenda 1916. — 59. Der Krieg und die wissenschaftliche Arbeit. Rede Sr. Magnifizenz des Prorektors Geh. Hofrats Professor Dr. A. Cartellieri, gehalten in der Studentenversammlung am 31. Oktober 1914. 1914. Sonderabdruck aus der Jenaischen Zeitung Nr. 259 u. 260. — 60. Die Wartende Hochschule. Akademische Kundgebungen von Ernst Joël und Erich Mohr. Jena 1916. Verlegt bei Eugen Diederichs. — 61. 1813 — Fichte — 1914. Rede am 23. Oktober 1914 von Professor Dr. Alois Riehl. Berlin 1914. Carl Heymanns Verlag. — 62. Fichte und der deutsche Geist von 1914. Rede, gehalten am 28. Februar 1915 von Dr. Hermann Reincke-Bloch, d. Z. Rektor der Universität Rostock. Verlag von H. Warkentiens Buchhandlung. Rostock 1915. — 63. Kann das Studium unserer Akademiker abgekürzt werden? Eine Zeitfrage von Dr. Ed. Hallier, Rechtsanwalt in Hamburg. Mit einem Vorwort des Geh. Hofrats Professor Dr. Hubert Engels in Dresden. Hamburg 1916. Verlag von E. Boysen. — 64. Unsere Kulturaufgaben. Ein Wort an denkende Menschen. Den deutschen Hochschülern, insbesondere den Kommilitonen an den Technischen Hochschulen gewidmet von Diplomingenieur P. Berger. Kassel 1915. Furche-Verlag. — 65. Der christliche Studentenweltbund im Kriege. Von Pfarrer Paul Humburg. Ebenda 1915. — 66. Der bürgerliche und der geistige Antifeminismus. Von Hans Blüher. Tempelhof-Berlin 1916. Verlag von Hans Blüher. — 67. Rede an die Kameradinnen. Von Franz Sachs, Kriegsfreiwilliger. Ebenda 1916. — 68. Akademischer Hilfsbund. Berlin. Werbeschrift. 8. Ausgabe (Aufruf, Richtlinien und Ziele, Satzungen usw.). Juli 1915. — Zusammenstellung

Dr. MICHAELIS'

Paedagogium Waren

i. Mecklb. am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung

und

Paedagogium Rheinsberg

(Mark)

Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).

Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

derjenigen staatlichen Zuwendungen, welche kriegsdienstbeschädigten Studierenden nach Maßgabe der bestehenden Gesetze und Dienstvorschriften bewilligt werden können. August 1915. — Niederschrift der Arbeitsausschußsitzung des Akademischen Hilfsbundes vom 24. Oktober 1915 im Reichstagsgebäude zu Berlin. November 1915. — Halbjahrsbericht des Vorstandes des Akademischen Hilfsbundes. E. V. Erstattet von Dr. Hugo Böttger und Dr. Erich Uetrecht. Berlin, den 15. Oktober 1915. — Niederschrift der 4. Arbeitsausschußsitzung des Akademischen Hilfsbundes vom 11. Dezember 1915 im Abgeordnetenhause zu Berlin. — Geschäftsbericht des Akademischen Hilfsbundes über das erste Geschäftsjahr, vom Tage seiner Gründung, 8. April, bis 31. Dezember 1915. — Niederschrift der 5. Arbeitsausschußsitzung des Akademischen Hilfsbundes vom 25. März 1916 im Reichstagsgebäude zu Berlin. — Niederschrift der 6. Arbeitsausschußsitzung des Akademischen Hilfsbundes am 1. Juli 1916. 69. (Nachträglich:) Mein Kriegsfreiwilliger. Tagebuch eines Studenten von seinem Vater. Bielefeld und Leipzig 1915. Velhagen und Klasing.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum IV. Quartal 1916 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Vendez Russie, vendez vite!

Als Fedenjka Neugodow zum Kollegienrat ernannt wurde, telegraphierte ſein Mamachen, die ihre Gelder im Auslande verlebte, zur Beförderung ihres Sohnes: „Suis toute fière bénis conseiller collège vendez Russie vendez vite argent envoyez suis à sec.“ Onkelchen Fedenjka, der dieſes Telegramm erhielt, ſchüttelte den Kopf, da er nicht verſtehen konnte, was die merkwürdigen Worte bedeudeten „vendez Russie, vendez vite“, „verkaufe Rußland, verkaufe es ſo ſchnell als möglich.“ Schließlich aber begriff er, daß es ſich um das Loch Ruskina, das Familiengut der Neugodows handelte, und daß der Telegraph ſich geirrt hatte, als er von ihm den Verkauf ganz Rußlands verlangte. „Aber was für ein bedeutungsvoller Irrtum“, rief Onkelchen, als er dieſe Entdeckung gemacht hatte . . .

Dieſe niedliche Geſchichte, die für die ruſſiſche Empfindungswelt kennzeichnender iſt, als manches lange Buch, ruft die „Rußkija Wjedomoſti“ ihren Leſern ins Gedächtnis zurück zur Charakteriſtik der Epoche, die Rußland zur Zeit durchlebt. Die Zeitung denkt dabei insbeſondere an die abenteuerliche Verhaftung jenes Manaſſewitſch-Manuilow, der es vom Polizeiſpitzel und Provokateur der Pariſer ruſſiſchen Botſchaft zum politiſchen Emiſſär Rußlands in Schweden, zum „Diplomaten“ der „Nowoje Wremja“, zum Beamten für beſondere Aufträge bei dem Miniſterpräſidenten Stürmer gebracht hatte. Er hatte in ſeinem wechſelvollen Daſein die Grundbedingung, die Loſung richtig erkannt, unter der man ſeinem Vaterlande am beſten nützen konnte. Vendez Russie, vendez vite! Mit dem Chor der Suworinjünger, jener „bande de fausseurs“, wie ſie Saſonow einmal genannt hat, hatte er ſein Schlachtgeſchrei angeſtimmt. Unter dieſem Signum feierte der Liebling der Petersburger Ballerinen, der Freund der Mächtigen, ſeine Triumphe. Alles nützte

er für sein Geschäft aus, der im Gange befindliche Patriotismus lieferte ihm die besten Gimpel für seine Sprenkel. Heute abend schreibt Herr Rennikow oder Herr Resanow in der „Nowoje Wremja" über die verdächtig deutschfreundliche Firma Karl Karlowitsch S . . ., morgen präsentiert Manuilow pünktlich seinen Wechsel im Geschäftslokal. Das Geschäft blüht und die Gelder fließen. Im Bären und bei Cubat kostet die Flasche französischer „Limonade" 40 Rubel. Da heißt es verdienen. Aber schließlich geht der Krug solange zu Wasser, bis er bricht. Manuilow, der kluge und weltkundige Mann, kam an den Falschen. Er soll sich an den Grafen Tatischtschew, Direktor der Moskauer Unionbank und Ministerkandidat, herangewagt haben. Der verstand keinen Spaß, oder vielmehr verstand ihn besser als Manassewitsch-Manuilow. Die 50 000 Rubel, die der Gauner forderte, wurden Nummer für Nummer im Beisein von Zeugen notiert, am nächsten Tage lieferte eine Haussuchung die Scheinchen alle ans Tageslicht. Man hatte Herrn Stürmer benachrichtigt, der gerade noch Zeit hatte, den einflußreichen Mann, den Freund hoher Personen, seines Beamtencharakters zu entkleiden.

Vendez Russie . . . Manuilow ist nur ein Fall unter vielen. Er ist nur eine Illustration. Rußland wird im kleinen verkauft und im großen, im wirklichen und übertragenen Sinne. Man könnte lange Geschichten über das verkaufte Rußland schreiben.

Da gibt es eine Brot- und eine Mehlnot fast in allen großen Städten. In Petersburg kriegt man kein Weißbrot mehr, eine Art Kleister stellen die Bäcker her, aus dem sie ein übelschmeckendes weißliches Gebäck bereiten. Während der Ministergehilfe Glinka feierlich erklärt, von der alten Ernte sei noch über eine halbe Milliarde Pud vorhanden, stehen in Moskau vor allen Läden lange Reihen von Leuten, um ein halbes Pfund Schwarzbrot zu erhalten. Der Oberkommandierende der Stadt erläßt einen Aufruf an die hungernde Bevölkerung, der ganz an die Zeiten Trepows erinnert. Zwar drohte er nicht, wie dieser damit, daß er seine Truppen angewiesen habe „patronow ne shalätj" (die Patronen nicht zu sparen), aber er wies für den Fall von Unruhen mit nicht mißverständlicher Gebärde auf den Kriegszustand hin. Die Moskauer „Wetschernija Iswestia" vom 10. September sprechen es deutlich aus:

„Alles ertrugen wir, alle Teuerungssorgen. Nun stehen wir vor der größten Heimsuchung: wir hungern! Wir haben weder Milch noch Eier noch Butter noch Fleisch. Seit gestern sind Zucker und Brot aus Moskau verschwunden. Zucker und Brot sind für Moskau Luxusmittel . . . Die hungernde Bevölkerung vermag nicht, diesen Bund zwischen bösem Willen und Talentlosigkeit zu beseitigen. Gegen diesen Bund müssen wir einen langen, hartnäckigen und wohlüberlegten Kampf beginnen. Allerdings ohne Aufreizung zu Unruhen, die jetzt nicht am Platze wären. Gegen diesen Bund muß die Gesellschaft zur Selbsthilfe schreiten. Zu diesem Zwecke

müssen diejenigen Gesetze, die die schwachen Elemente den stärkeren gnadenlos ausliefern, abgeschafft werden." *)

Das ist keine Schamade mehr, das ist eine Fanfare, und wie es in Moskau ist, so ist es in Tambow, in Nischny, in Saratow und sogar im kornreichen Süden, in Jekaterinoslaw. Und während dort die Mengen hungern, halten in den großen Mühlen die Spekulanten das Mehl zurück, in Erwartung der kommenden höheren Preise, über die ganz Rußland — mit Ausnahme der Bobrinskyleute in Aufregung geraten ist.

„Wir sind alle, so erklärte ein Ölschläger in Nowotscherkask, abgefeimte Spekulanten, nicht feste Preise (der russische Ausdruck für Höchstpreise) sind für uns nötig, sondern feste Gefängniswände. Setzt uns alle hinter Schloß und Riegel und haltet uns dort möglichst lange Zeit fest, wir werden dann schon eine Taxe ausarbeiten, die sowohl für uns wie für die Bevölkerung angemessen ist." —

In Moskau stehen die Fleischpolonäsen von früh bis abend und von abend bis früh, schlimmer, weit schlimmer, als es bei uns jemals der Fall war. Ich entnehme der „Rjetsch" vom 19. September folgende Beschreibung:

„Von Freitag vier Uhr stand die Polonäse. Um elf Uhr abends kam berittene Schutzmannschaft und jagte sie auseinander. Mancher verlor dabei im Getümmel seinen Schal, sein Tuch, seine Schlüssel. So erzählte man wenigstens am nächsten Morgen. Um drei Uhr Nachts, also vier Stunden nach dem Auseinanderjagen fingen wiederum Frauen an, sich dem Laden zu nähern. Zuerst schüchtern, dann dreister, begannen sie die Polonäse zu bilden, die um sieben Uhr morgens, als sich endlich der begehrte Schlächterladen öffnete, beträchtliche Dimensionen angenommen hatte. Über die Größe der Polonäse kann man danach urteilen, daß die von sechs Uhr früh Stehenden erst um drei Uhr nachmittags ihre zwei Pfund Fleisch erhielten. Am Sonnabend war der Laden bis um acht Uhr abends geöffnet, aber beim Zuschließen bildete sich schon wieder eine neue Polonäse, die die Nacht über wuchs. In dieser Nacht wurde niemand weggejagt. Um sieben Uhr Sonntags wurde der Laden geöffnet, und als er um acht Uhr abends geschlossen wurde, da schrien über hundert Menschen, daß es für sie nicht gelangt hatte und sie blieben die folgende Nacht über in der Polonäse stehen. In der Nacht fiel ein heftiger Regen und die Temperatur ging bis auf vier Grad herunter. Die Leute

*) Aus diesen Zeilen spricht die ganze Gefahr, die Rußland droht, falls es nicht gelingt, der gegenwärtigen Desorganisation Herr zu werden. Die Regierung hat bisher alles bekämpft, was nur entfernt an Liberalismus, Semstwo usw. erinnerte, und dadurch eines der Ventile geschlossen, aus dem der Dampf hätte abströmen können. Vielleicht bedeutet die Ernennung Protopopows, der den Semstwooktobristen nahe steht, einen Versuch, einzulenken. Es scheint mir, daß sie aus innerpolitischen Gesichtspunkten zu erklären ist, wenngleich manche Beobachter aus der Freundschaft Protopopows mit Miljukow auf ein Siegen des Einflusses von England schließen.

wurden bis auf die Haut durchnäßt und ein Teil von ihnen lief weg. Aber als sie am Morgen unter dem feinrieselnden Regen zurückkamen, fanden sie natürlich ihre Plätze besetzt. Am Montag um sieben Uhr war ich neugierig und ging sehen, was wohl am Laden los war. Ich fand in der Polonäse über vierhundert Menschen, von denen die Hälfte die ganze Nacht ausgehalten hatte, und ungefähr fünfzig waren der Rest von der Sonntagspolonäse, die der Regen auseinandergejagt hatte ..... Wie viele Leute müssen mit ihrer Gesundheit für diese zwei Pfund Fleisch bezahlen. Wie viele alte — und ihrer waren viele dabei — kürzen ihr Leben um Jahre dadurch ab! —"

Und während das in Moskau passiert, in „dem reichsten Lande der Welt, das jährlich auf dem Weltmarkt Milliarden Pud Nahrungsmittel warf," wie es in dem Hilferuf der Moskauer Stadtverordneten heißt, fahren die Spekulanten auf den entferntesten Dörfern Sibiriens herum, treiben dem Bauer die letzte Kuh aus dem Stalle unter der Drohung, daß das Militär sie requirieren werde, falls sie nicht gutwillig verkauft würde.

Das Schlachten von Kälbern ist verboten, um den Nachwuchs des schon allzusehr gelichteten Viehbestandes zu sichern, aber der „Kälbergeist" fährt durch das russische Dorf. Es ist Sonntag und die Bäuerinnen möchten gern einen guten Braten essen. Langsam lüftet der Schlächter seine Wagendecke und läßt die Neugierigen hineinblicken. „Aber das ist doch Kalbfleisch", — ruft eine der Unvorsichtigen. Bald wird sie zum Schweigen gebracht. „Nur junges Rind gibts bei mir" und die Bäuerinnen haben bald den Wagen geleert. — Vendez Russie, vendez vite. —

Eine neue Kriegsanleihe ist in Rußland im Gange. Von den zwanzig Milliarden Rubeln Kriegsausgaben sind nur 4,6 Milliarden bisher in festen Anleihen untergebracht und Bark macht ein neues Experiment, und versucht das Papier, mit dem das Land überschwemmt ist, einzudämmen und die Ausgaben, wenn auch nur eines Monats (der Krieg kostet jetzt täglich 40 Millionen Rubel) festzulegen. Die bisherigen Anleihen waren in dieser und mancher anderen Beziehung ein totales Fiasko. Statt vom Papiergeld zu entlasten, machten sie die Ausgabe immer neuer Noten notwendig und Bark erweitert zum dritten Mal auf Grund des berüchtigten Artikels 87 der Verfassung das Emissionsrecht der russischen Staatsbank. Am 1. September gab es 7,1 Milliarden russischen Papiergeldes auf dem Markte. Bald wird es mehr geben, und der Rubelkurs, dessen Disagio an der Newyorker Börse zur Zeit 41 % beträgt, wird weiter fallen. Wie ist denn die Technik der russischen Anleihe? Ganz einfach. $^3/_5$ jeder Anleihe wird den russischen Privatbanken aufgepackt. Die aber hüten sich das Geld etwa aus ihren Depositen zu zahlen. „Sie lombardieren zu Vorzugsbedingungen die Zertifikate der neuen Anleihe bei der Staatsbank und bewirken die Zahlungen auf die Anleihe in der Hauptsache aus den von der letzteren vorgeschossenen Mitteln" („Nowy Ekonomist" Nr. 36). Kraft dieses Verfahrens konnten die russischen Anleihen den Verkehr nicht um einen einzigen

Papierrubel erleichtern und Bark muß zusammen mit der Ankündigung der neuen Anleihe die Emissionsmarge von neuem erhöhen. Aber wohin wandert das Geld? Entweder in den Strickstrumpf — oder zum Börsenspiel. „Man muß mit Bedauern feststellen," heißt es im „Ekonomist", „daß das Privatkapital zum großen Teile sich von den Kriegsanleihen zurückhält, daß es sich dem Börsenspiel widmet und bisweilen sogar geradezu abenteuerliche Unternehmungen den Kriegsanleihen vorzieht." Die „Nowoje Wremja" konstatiert in einem interessanten Aufsatz vom 13. September, daß Rußland das einzige Land ist, wo sich eine starke Gründertätigkeit während des Krieges bemerkbar macht. „Wenn die Sache in dem bisherigen Tempo weiter geht, so wird die Gründertätigkeit im Jahre 2 Milliarden Rubel erreichen. Die bekannten russischen Börsenpapiere stehen glänzend. Ich nenne ein paar Unternehmungen, die auch dem deutschen Leser bekannt sind. So stiegen:

Nobelaktien . .	von	1132	Rubeln	i. J.	1913	auf	1325	i. J.	1916
Baku	„	643	„	„	1913	„	855	„	1916
Moskau Kasanbahn	„	470	„	„	1913	„	570	„	1916
Kiew Woronesh .	„	741	„	„	1913	„	830	„	1916
Norddonetz . .	„	331	„	„	1913	„	450	„	1916
Asowdonbank . .	„	550	„	„	1913	„	671	„	1916
Wolgakamabank .	„	845	„	„	1913	„	975	„	1916
Sibirische Bank .	„	559	„	„	1913	„	710	„	1916
Internationale .	„	446	„	„	1913	„	536	„	1916
Diskontobank . .	„	442	„	„	1913	„	595	„	1916
Brjansk	„	155	„	„	1913	„	274	„	1916
Maltzew . . .	„	290	„	„	1913	„	437	„	1916
Donetz Jurjewka .	„	247	„	„	1913	„	320	„	1916
Tula	„	400	„	„	1913	„	782	usw.	

Ein Taumel hat die Petersburger Börse erfaßt. Vendez Russie, vendes vite!

Manchem Russen mag ein anderer Gedankengang in diesem Zusammenhang nahe liegen. Ich meine das Verhältnis Rußlands zu England.

Zunächst wiederum auf finanziellem Gebiete. Der britische Botschafter in Petersburg, Herr Buchanan, hat neulich den russischen Freunden eine Liste der Wohltaten vorgehalten, die England während des Krieges Rußland geleistet hat. Taktvoll, wie er war, ist er auch auf das Geld zu sprechen gekommen, das England seinem Verbündeten vorgestreckt hat. Wie Coriolan seine Wunden entblößt, so zeigte Buchanan auf das Soll und Haben in dem englisch-russischen Hauptbuche:

„Ich will die Ziffern nicht nennen, hunderte von Millionen Pfunden, welche England Ihrer Regierung zur Verfügung stellte, aber ich täusche mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß wenn die russische Gesellschaft diese Ziffern erfahren wird, sie die Loyalität und Freigebigkeit ihres Verbündeten anerkennen muß."

Vor mir liegt ein Aufsatz des bekannten russischen linksstehenden Politikers Peschechonow in den „Rußkija Sapiski", der die russische schwebende Schuld an England auf Grund des russisch-englischen Finanzabkommens auf 7 Milliarden Rubel beziffert. Peschechonow fährt fort:

„Zugleich mit dieser Hilfe . . . hat sich England verpflichtet, uns unter der Bedingung mit Gold zu versehen, daß dieses Gold die ganze Zeit in den Kellern der englischen Bank bleibt, aber bei Schluß des Krieges unverzüglich an das uns leihende England zurückgegeben wird. Solches Gold im Ausland hat die Reichsbank nach dem Ausweis von 23. Mai jetzt über 1400 Millionen Rubel . . .*) Auf diese Weise sind wir an „Gold im Ausland jetzt erheblich reicher geworden und haben dort nur etwas weniger als im Inlande (1540 Millionen Rubel). Dieses ausländische, in Wirklichkeit nur nominelle (auf dem Papiere stehende) Gold ist der Reichsbank nötig, um im Innern weiter Papiergeld ausgeben zu können . . .".

Ist wirklich, wie es hiernach den Anschein hat, von England die Bedingung der Rückgabe in Gold nach Beendigung des Krieges an Rußland gestellt worden, so ist in Wahrheit kein Gold mehr in den Kassen der russischen Staatsbank vorhanden, sondern alles russische Gold gehört England und Buchanan hatte wirklich Anlaß, sich dieser Wohltaten zu rühmen . . . — Vendez Russie!

Einer der interessantesten Aufsätze, die in der letzten Zeit über das russisch-englische Zusammenarbeiten geschrieben worden sind, ist zweifellos der von Migulin im „Nowy Ekonomist" vom 2. September. Migulin ist ein naher Verwandter von Alexejenko, dem Präsidenten der Budgetkommission der russischen Duma, also ein sehr unterrichteter Mann. Er steht anscheinend ganz auf dem Boden der englisch-russischen Freundschaft. Interessant ist seine Darstellung, daß sich England nur unter der Bedingung Rußland gegenüber zum Mitgehen verpflichtet hat, daß Rußland keinen Sonderfrieden schließt. Ist das richtig, so ist die englische Politik wirklich sehr klug und vorausschauend gewesen. Migulin aber fühlt sich verpflichtet, über die Zukunft zu sprechen, über die glückliche Zukunft, die kommen wird, wenn Deutschland vernichtet ist. Und was er da sagt, ist von hohem Interesse, weil es die Furcht und zugleich die Naivität zeigt, die noch jetzt in manchem Russen steckt. Ich zitiere Herrn Migulin wörtlich:

„Wenn aber Deutschland nicht mehr sein wird, wenn Österreich-Ungarn in seine Bestandteile zerfallen und die Türkei untergegangen sein wird, wer wird dann noch Rußland bedrohen? Und wie kann England denn Rußland bei Lösung seiner Lebensaufgabe, den Ausgang zu dem warmen Meere zu erlangen, hinderlich in den Weg treten? Zu welchem Zweck würde England dies tun wollen? England wird nach dem schweren Kriege ebenso einen

*) Jetzt ist die zweite Milliarde schon überschritten!

langen Frieden nötig haben wie Rußland.*) Wird England wohl anfangen, einen neuen großartigen Konflikt vorzubereiten, — und gegen wen? Gegen seinen Bundesgenossen, der es soeben aus tötlicher Gefahr gerettet und der von ihm ebenso aus der gleichen Gefahr gerettet wurde?! Alle solche Voraussetzungen sind für England geradezu beleidigend.(!) England weiß, daß das heutige Geschlecht des russischen Volkes ganz gut ohne unmittelbare Ausgänge zum Mittelmeere und Persischen Meeresbusen bestehen kann, und daß Rußland vorläufig keine Vergrößerung seines Gebiets nötig hat. Bei der gewohnten russischen Bescheidenheit ist Rußland stets bereit, von eigenen Vorteilen zurückzutreten. Aber die künftigen Geschlechter? Kann man wohl dem künftigen großen Rußland den Ausgang zu den offenen Meeren verschließen, kann man wohl dem russischen Volke die an seiner heutigen Staatsgrenze gelegenen Wüstengebiete absperren? Das würde eine Vorbereitung zu einem künftigen neuen großartigen Zusammenstoß bedeuten, wobei für England die Aussichten auf Erfolg sehr gering sein würden. Und wozu auch? Hat England tatsächlich Alexandrette oder Bender-Abbas nötig? Hat es Armenien oder das türkische Küstenland am Schwarzen Meere oder Mesopotamien nötig?**) Die türkische Erbschaft ist groß. England wird seinen Anteil erhalten, aber auch Rußland muß seinen Anteil haben. Die Teilung ist keineswegs schwer.

Freilich wird England nicht die russischen Interessen vertreten. Das ist Sache der russischen Diplomatie. Die russische Diplomatie war in früheren Zeiten immer bereit, auf russische Interessen zu verzichten. Man braucht z. B. nur an das Vordringen Rußlands in Zentralasien oder sein Verhältnis zu Persien zu denken. Wenn Rußland auch jetzt den alten Traditionen folgen wird, so wird es natürlich keine Vorteile aus dem jetzigen Kriege ziehen. Schließlich muß man jedoch etwas lernen. Am Ende wird Rußland noch tatsächlich auf den Gedanken kommen, ein unabhängiges oder autonomes Armenien, Kurdistan, Lasistan usw. zu gründen oder für die Erhaltung der Türkei in beschnittenem Zustande zu sorgen. Rußland wird vielleicht auf die deutsche Erbschaft in der Türkei (Rayon der Bagdadbahn) und auf die Ausgänge zum Mittelmeer und zum Indischen Ozean verzichten. Alles ist möglich. England aber kommt dabei nicht in Betracht. Es wird uns keine neuen Gebiete und neue Stützpunkte am Meere aufdrängen .... Daß im mittleren Orient für uns nicht alles glatt und glücklich von statten geht, zeigt das Verhältnis zu Persien, welches offenbar feindselig sowohl gegen Rußland wie auch gegen England gesinnt ist und eine sogenannte Neutralität einnimmt, die für die Feinde Rußlands sehr günstig erscheint, obgleich es im wesentlichen vollständig von Rußland und England abhängig ist. Trotzdem sind sowohl die Russen wie auch die Engländer Persien gegenüber besonders zuvorkommend, unter-

*) Auch wenn es siegreich war?

**) Man sieht, wohin die russischen Wünsche gehen!

zeichnen Verträge über seine Unabhängigkeit, Unversehrtheit, Unantastbarkeit, formieren persische Truppen (die später gegen Rußland kämpfen),*) versehen Persien mit Geldmitteln usw. Persien hätte indessen längst zwischen Rußland und England geteilt werden müssen. Jedenfalls hätte mit der doppelsinnigen Haltung dieses in Zersetzung übergehenden Staates, der keineswegs ein unabhängiges Dasein verdient, ein Ende gemacht werden müssen, und England müßte dabei die Initiative übernehmen, denn es ist an der jetzigen anormalen Lage der persischen Angelegenheiten mehr schuld als Rußland, da es auf der Entthronung Schahs Mohamed Ali und auf der Bestätigung einer deutschfreundlichen Regierung bestand.

Über eine zukünftige Gewaltherrschaft Englands, insbesondere über eine Verwandlung Rußlands in eine englische Kolonie zu reden, ist schon aus dem Grunde lächerlich, weil England einer solchen Aufgabe nicht gewachsen ist. England kann im Gegenteil Rußland behilflich sein, sich von der wirtschaftlichen deutschen Knechtschaft zu befreien, die selbst nach dem glücklichsten Kriege erneuert werden könnte.

Die bei England anläßlich des Krieges gemachten Schulden müssen natürlich berichtigt werden. Rußland ist nicht imstande, sie zu bezahlen und sie werden selbstverständlich in dieser oder jener Form dem besiegten Deutschland auferlegt werden. Jedenfalls erscheint es seltsam (!) von einer Enteignung russischer Naturreichtümer zugunsten Englands zur Tilgung der Schulden zu reden. Wird Rußland denn nach einem siegreichen Kriege eine Kriegsentschädigung an England zahlen?

Überhaupt ist ein größeres gegenseitiges Vertrauen und weniger Hintergedanken notwendig. Der Feind ist noch sehr stark, und man kann noch an keine Erbschaft denken. Man muß viribus unitis bis zu Ende kämpfen und sich nicht gegenseitig verdächtigen, Ränke zu schmieden. Rußland und England ergänzen sich gegenseitig und jede dieser Mächte würde einzeln von Deutschland ohne Zweifel besiegt werden. Diesen Gedanken muß man festhalten. Beide Mächte können gegenseitig auf vieles verzichten, wenn nur mit dem Feinde ein Ende gemacht wird, dessen Kraft unvorsichtigerweise von Rußland selbst geschaffen wurde."

Ich möchte den Lesern der „Grenzboten" überlassen, selbst ihr Urteil zu fällen. Die Migulinschen Ausführungen über Persien, Mesopotamien, Syrien sind zu naiv, als daß sie ein Engländer ohne ein heimliches Lächeln lesen wird. Inzwischen geht das „englisch-russische Zusammenarbeiten" weiter. „Und Rußland?" fragte der amerikanische Interviewer Herrn Lloyd George. „Rußland wird bis zum Tode (!) kämpfen", erwiderte der englische Minister.

Vendez Russie, vendez vite!

*) Man erkennt daraus, wie wenig das Abkommen Rußland befriedigt hat.

Erdkunde in den höheren Schulen

Von Oberlehrer Dr. Hans Offe

Der Weltkrieg hat so mancher Frage des öffentlichen Lebens wie mit einem Zauberschlage ein neues Aussehen gegeben. Bei näherer Prüfung ergibt sich allerdings sehr oft, daß die verschiedenen Probleme an sich wenig verändert sind; richtiger wäre es deshalb, von einer Belastungsprobe durch den Krieg zu reden, insofern manche Angelegenheiten, die vorher zu Unrecht als Sache dieses oder jenes kleineren Kreises betrachtet wurden, nunmehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken.

In einer derartigen Lage befinden sich heute die großen Grundprobleme der Schulerziehung und Schulbildung. Wenn irgendein Ideal, hoch über der Mannigfaltigkeit aller anderen mehr oder minder berechtigten Sonderwünsche, grundsätzliche Zustimmung in den verschiedensten Kreisen findet, so gewiß dasjenige einer bewußten und entschiedenen „deutschen Bildung". Mag dabei betreffs der Bewertung der bisherigen deutsch-nationalen Erziehung und Bildung wie über deren künftige Formen eine gewisse Meinungsverschiedenheit bestehen: der Gedanke selbst, der lebhafte Wunsch nach einer solchen ist allerorten rege.

Zu einem Schlagwort mit seinen unvermeidlichen üblen Nebenbedeutungen hatte sich bereits einige Zeit vor Kriegsbeginn der Begriff der „staatsbürgerlichen Bildung" entwickelt. Nicht minder zahlreich wie die Formen, die man ihr im Schulunterricht zu geben gedachte, waren die Ansprüche, die — wenigstens innerhalb der geschichtlich-sprachlichen Fächergruppe — die einzelnen Unterrichtsgegenstände auf die Mitarbeit an der Verwirklichung dieses Ideals erhoben.

Zu wenig beachtet wird dagegen leider auch heute noch das Bestreben, der stofflichen Zersplitterung, wie sie unserem vielgestaltigen höheren Schulwesen je länger desto mehr anhaftet, nach Kräften entgegenzuwirken. Drohte doch schon den Hauptformen, der humanistischen, realgymnasialen und der realistischen, infolge der ihnen im Jahre 1900 ausdrücklich zugebilligten Betonung ihrer Eigenart, ein bedenklicher Mangel an geistigem Gemeinbesitz der Abiturienten jener Anstalten.

Fast noch schlimmer aber sind die Folgen für den einzelnen: wohin man auch blickt, namentlich aber auf der Oberstufe der höheren Schule, ein großenteils unvermitteltes Nebeneinander überreichlich zugemessener Bildungsstoffe und rein formalen Geistesübungen, die auf den jugendlichen Geist einstürmen. Eine besonnene Schulreform der Zukunft wird es sich hoffentlich, entschiedener als

bisher üblich, angelegen sein lassen, den verschiedenen Schulformen ein stark ausgeprägtes Gemeinsames zu geben, dem einzelnen Schüler aber vermehrte Gelegenheit, den von ihm erworbenen geistigen Besitz wie von einer höheren Warte überschauen und dessen einzelne Teile in innerer Beziehung zueinander zu setzen.

Wie kann die Erdkunde zur Lösung der genannten Aufgaben beitragen?

* * *

„Vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Lande hat," sagt Fr. Ratzel. Mancher wird erwidern, der Landeskunde des Deutschen Reiches werde seitens der höheren Schulen genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Soweit sich dies auf den Unterricht der Unter- und Mittelstufe bezieht, trifft es im großen und ganzen auch zu. Es kann aber nicht entschieden genug darauf hingewiesen werden, daß es gerade auch in der Länderkunde sehr viel weniger auf das Was als auf das Wie ankommt. Mit dem leider noch vielfach üblichen Auswendiglernenlassen unzähliger Gebirge, Berge, Flüsse, Städte usw. erzieht man schlecht zu deutsch-nationaler Bildung und Gesinnung. Vielmehr gilt es, unter Beschränkung des Gedächtnisstoffes auf das unbedingt Notwendige, möglichst alle Geistes- und Gemütskräfte anzuregen. Welche nicht ganz gering einzuschätzenden Einsichten und Triebfedern des Wollens lassen sich z. B. schon aus der rechten Beobachtung unserer Grenzen, ihrer Zugänglichkeit für den Verkehr, der Möglichkeit ihrer Verteidigung, der Lage der Festungen u. dgl. m. selbst bei einer ersten elementaren Durchnahme der deutschen Landeskunde erwerben!

Vor dem Kriege war in weiten Kreisen unseres Volkes jeder, der „die ganze Welt" kannte, eo ipso wie von einer Glorie umgeben. Ob ihm das eigene Vaterland nach seiner landschaftlichen und völkischen Eigenart aus persönlicher Anschauung entsprechend vertraut war, kam dagegen kaum in Betracht. Gewiß hat der Modegeschmack seinen nicht zu unterschätzenden Anteil, wenn bald Italien oder Ägypten das Ziel deutscher Reiselust war, bald Schweden oder irgendeine andere Weltgegend im Sinne des Touristen als „modern" galten. Nun aber die Kehrseite! Wie viele Süddeutsche, die nicht Beruf oder Zufall dorthin führte, kannten die landschaftliche Anmut der Holsteinischen Schweiz? Wie viele Norddeutsche die stille Größe der Vogesenlandschaft? Wie viele Rheinländer die seit Hindenburg sozusagen „entdeckten" masurischen Seen? — Abgesehen von der landläufigen Geringschätzung alles dessen, was „nicht weit her" war, hatte nicht zuletzt die mangelnde Sachkenntnis, d. h. letzten Endes die geographische Schulbildung einen Hauptanteil an der Schuld. — Bis vor etwa einem Jahrzehnt war höchstens ausnahmsweise einmal das Deutschtum im Auslande Gegenstand erdkundlicher Betrachtung in der Schule. Es ist ein anerkennenswertes Verdienst der neueren Schulbücher, daß sie, und zwar schon seit einigen Jahren vor dem Kriege, die frühere Versäumnis gutzumachen suchen. Daß aber der Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands die Tatsache der „zwei Millionen deutscher Bauern" in Rußland im Augenblick ihrer höchsten nationalen

Bedrängnis überhaupt erst bekannt wurde, wird späteren Geschlechtern hoffentlich nur schwer verständlich erscheinen.

Weiterhin ist die Erdkunde als Unterrichtsfach höherer Schulen berufen, noch weit entschiedener, als es bisher meist geschah, vor allem die wirtschaftlichen und die völkischen Beziehungen des Deutschtums zum Auslande gebührend zu würdigen. Es scheint, als wenn wir uns in diesen Punkten früher teils von der vielberufenen deutschen „Objektivität" gegenüber anderen Völkern und ihrer nationalen Betrachtungsweise, teils von falsch verstandener Wissenschaftlichkeit und der Lust an systematischer Vollständigkeit allzusehr haben bestimmen lassen.

* * *

So einfach wie auf dem Gebiet der Erziehung zu deutscher Bildung und deutschem Nationalbewußtsein liegen die Dinge keineswegs, wenn wir uns nun die Frage der staatsbürgerlichen Bildung zuwenden. Wie bekannt, wird sie nach ihrer stofflichen Seite außerordentlich verschieden gefaßt. Dem einen bedeutet sie im wesentlichen ein Bekanntmachen mit den Grundfragen und Haupttatsachen der Verfassung, der Staatsverwaltung und der Volksvertretung. Andere möchten der Staatsbürgerkunde im Schulunterricht je nachdem einen mehr historischen, juristischen oder soziologischen Einschlag geben. So berechtigt nun diese Auffassungen sein mögen, darf daneben doch die folgenschwere Tatsache nicht übersehen werden, daß Staat und Staatsboden aufs engste zueinander gehören und in mannigfacher Wechselbeziehung zueinander stehen. Diese letztere Betrachtungsweise kommt aber derjenigen der wissenschaftlichen politischen Erdkunde von heute sehr nahe. Es ist daher von der heraufkommenden staatsbürgerlichen Bildung eine vertiefte Einsicht in die Abhängigkeit der Volks- wie der Weltwirtschaft von den physisch-geographischen Verhältnissen zu fordern. Man denke nur z. B. an die zahlreichen Gelegenheiten, die städtebildende und städtevergrößernde Wirkung gerade der Industrie (im Gegensatz zur Landwirtschaft) mit ihren für das gesamte Staatsleben bedeutsamen Licht- und Schattenseiten. Diesen und vielen ähnlichen Vorfragen der inneren Politik kann eine im staatsbürgerlichen Sinne bildende und erziehliche Wirkung schwerlich abgesprochen werden. Ja, man darf getrost behaupten, daß die Anschauungsweise der modernen politischen Erdkunde geradezu eine unentbehrliche Ergänzung zu dem Bilde liefert, das der Schüler aus der mehr rückschauenden Betrachtung des Geschichtsunterrichts gewinnt. Gibt dieser gleichsam den Längsschnitt der politischen und kulturellen Entwicklung, so die Erdkunde den Querschnitt. Angesichts der ununterbrochenen heutigen Volksverschiebungen innerhalb der Staatsgrenzen und über diese hinweg darf der Schüler bei der Erwähnung des Begriffs „Völkerwanderung" nun nicht mehr wie hypnotisiert einzig die Jahreszahl 375 n. Chr. sich ins Gedächtnis zurückrufen; und wenn mit der gewohnten Ausführlichkeit von der Agrarreform des Gracchus die Rede ist, warum ist dann

im erdkundlichen Unterricht ein Verweilen bei der Frage des gegenwärtigen Bodenbesitzes in unserm Vaterlande etwas so Unerhörtes? —

Die Zahl derer mehrt sich, die selbst dem gebildeten Deutschen eine kaum noch entschuldbare Interesselosigkeit in Sachen der äußeren Politik vorwerfen. Wie mir scheint, wird diese Anschuldigung fast ebenso oft erhoben, wie eine Besserung — an der unrichtigen Stelle gesucht. Man übersieht nämlich meistens die eine folgenschwere und unbestreitbare Tatsache, daß der bloße Begriff „äußere Politik" heutzutage wesentlich umfangreicher und noch dazu sehr viel verwickelter geworden ist, als er es noch — jedenfalls für den Deutschen — etwa vor einem Menschenalter war. Vergleichen wir beispielsweise die rein kontinentale Politik der auf den Krieg von 1870/71 folgenden anderthalb Jahrzehnte mit den welthewegenden Fragen, die in den letztverflossenen Zeitläufen im Vordergrund des außerpolitischen Interesses standen! Zwei Dinge sind es da vor allen anderen, die dem letztgenannten Zeitraume ihr ganz besonderes Gepräge geben: der gegen früher fast sprungartig erweiterte Schauplatz politischen Geschehens bezw. politischer Probleme, sodann die unlösbare Verkettung der wirtschaftlichen mit den (im engeren Sinne sogenannten) politischen sowie mit militärischen Fragen. — Die wirtschaftliche und nationale Bedeutung dieses oder jenes gerade in Betracht kommenden Erdraumes nicht (oder doch nicht genügend) verstehen, ist im Zeitalter der Weltpolitik und Kolonialpolitik nahezu gleichbedeutend mit dem Verzicht auf eine auch nur im bescheidendsten Maße selbständige politische Stellungnahme zu den Fragen der großen Politik überhaupt. Über diese brutale Tatsache hilft uns keine fromme Selbsttäuschung hinweg; und selbst die an sich durchaus berechtigte Forderung eines vertieften Geschichtsunterrichts im Sinne der Erweckung staatsbürgerlichen Denkens und Urteilens ist doch keineswegs das Allheilmittel, als welches es heute oft etwas überschwänglich angepriesen wird. Erst Geschichte und Erdkunde — um von anderen Wissensgebieten zu schweigen — aber auch nur unter der Voraussetzung reinlicher Scheidung ihrer besonderen Aufgaben, geben dem gebildeten Staatsbürger den dringend zu wünschenden Weitblick, ja, überhaupt erst das nötige Interesse an den Grundfragen der neueren wie der zukünftigen äußeren Politik.

Welches sind die Hauptkornkammern der Erde? Welche Länder erzeugen bezw. verarbeiten am meisten Kohle und Eisen? Welche Länder sind vorwiegend Ackerbau-, welche mehr Industriestaaten? Welche Weltverkehrswege verfolgen die großen Baumwoll- (Woll-, Getreide-) frachten? In welchem Herrschaftsbereich werden diese Güter erzeugt? — Diese und zahllose verwandte Fragen sind doch zugleich ebensoviele Vorfragen der äußeren Politik, und zwar in einem Maße, daß das Wissen um sie durchaus nicht nur Sache des Politikers von Fach ist.

Neben dem ernstlichen Betriebe der Wirtschaftsgeographie auf höheren Schulen täte ein sachgemäßes Eingehen auf die Haupttatsachen der Völkerkunde,

soweit sie zum Verständnis der Völker und des Staatswesen dient, bitter not. Längst hat sich zwar — und mit Recht — die eigentliche Völkerkunde aus dem Verbande der Gesamtgeographie als Wissenschaft losgelöst. Aber doch sind, unbeschadet ihrer Sonderziele, Erdkunde und Völkerkunde in Forschung und Lehre aufeinander angewiesen. Im Rahmen der Schulerdkunde lassen sich beide Wissenschaften noch viel weniger ohne Schaden voneinander trennen. Es wäre eine wichtige Aufgabe der Schulerdkunde, die geistig-seelische, körperliche und, nicht zuletzt — die kulturelle Eigenart der Völker darzustellen: der sogenannten Natur- wie der Halb- und Vollkulturvölker. Leider konnte — aus Gründen, die weiter unten erörtert werden sollen — von einer planmäßigen und vom Bewußtsein ihrer inneren Bedeutsamkeit erfüllten Arbeit der höheren Schule auf diesem Gebiet bisher wohl nur in Ausnahmefällen die Rede sein. Soweit ich sehe, fanden bezügliche Äußerungen von Ethnologen und Kolonialpolitikern bisher nicht den verdienten Beifall in maßgebenden Kreisen; jedenfalls hat man aus ihnen nicht die praktischen Folgerungen für einen zeitgemäßen Ausbau des Erdkundenunterrichts, im besonderen auf der Oberstufe, gezogen.

Die großen Linien dessen, was sich, vom nationalen Standpunkt angesehen, im Schulbetrieb unseres Faches zu ändern bezw. anzubahnen hat, zeichnet Paul Rohrbach in den folgenden, der „Deutschen Politik" entnommenen Darlegungen:

... „Das Bekenntnis zur Internationalen und zum Völkerfrieden ist an und für sich heute praktisch ebenso ziel- und wertlos, wie das zum Schutz des Vaterlandes und selbst der Welt- und Überseepolitik. Die Allgemeinheiten helfen nichts, es muß vielmehr das Wissen um eine bestimmte Mindestmenge von positivem Stoff und eine Vorstellung davon erlangt werden, was dieser Stoff, diese Tatsachen mit unsern nationalen Interessen zu tun haben. ...

Angenommen, wir wollten das, was wir brauchen, schulmäßig lehrhaft ausdrücken, so wäre ein neues Fach in die Volksbildung einzuführen: politische Weltkunde. Bleibt man, um zunächst durch die Entwicklung eines Themas formelle Deutlichkeit für unsern Gedanken zu gewinnen, bei dem Bilde eines Schulfaches, so könnte über die Grundlage, auf der es aufzubauen wäre, kein Zweifel sein: natürliche und politische Erdkunde. Erweitert man diesen Begriff nach der geschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Seite hin, so hat man das beisammen, was als Wissen und Anschauung in unsere nationalen Bildung aufgenommen werden muß. ...

Nirgends ist es damit getan, die Flüsse und Gebiete, die Grenzen und Städte, die Quadratzahlen und die Einwohnerzahlen im Kopfe zu haben. Überall kommt es auf die innere Verbindung dieser Dinge an, und darauf, wie sie sich in politische Notwendigkeiten und politisches Streben umsetzen. Überall kommt es vor allen Dingen darauf an, was für Menschen in den Ländern wohnen und was für eine Sinnesart sich in ihnen gebildet hat. Das alles ist „Weltkunde", und wenn diese Art von Weltkunde nicht recht bald zu einem

festen Stück unserer politischen Volksbildung wird, so werden wir nicht daran denken können, zukünftigen Krisen mit einer besseren inneren Vorbereitung entgegenzugehen, als wir es diesmal getan haben." —

* * *

So hervorragend wichtig nun die politisch-kulturelle Seite der Erdkunde im Hinblick auf die allgemeinen Ziele der Bildung ist, darf darum doch die physische Erdkunde im Schulunterricht der Zukunft keinesfalls vernachlässigt oder zugunsten der politischen gekürzt werden. Das Verhältnis der beiden scheinbar so grundverschiedenen Seiten eines und desselben Unterrichtsgegenstandes andeuten, heißt, auf einige weit verbreitete schiefe Ansichten und Mißverständnisse eingehen, die allein schon aus Gründen der gesamten Schulreform einer Klärung in der weiteren Öffentlichkeit bedürfen.

Die preußischen Lehrpläne von 1901 betonen die Notwendigkeit, physische und politische Erdkunde im Unterricht nicht grundsätzlich zu trennen. Es scheint auch heute noch angebracht, darauf hinzuweisen, daß beide zusammen, in engste Beziehung zueinander gesetzt, die spezifisch-erdkundliche Betrachtungsweise im modernen Sinne überhaupt erst ermöglichen. Ein Gebirge z. B. ist an und für sich ein Gegenstand geologischer Forschung, die Entstehung, Alter, Schichtenfolge u. a. m. festzustellen sucht. Die physische Erdkunde dagegen interessieren diese Untersuchungen und ihre Ergebnisse hauptsächlich insofern, als sie die heutigen Gebirgsformen und deren Ausmaße, die Entstehung der Täler, u. dgl. verständlich machen. Das Gesamtbild endlich, wie es namentlich die spezielle Erdkunde („Länderkunde") von jenem Gebirge entwirft, enthält überdies z. B. eine Darstellung der wirtschaftlichen Bedeutung des Gebirges (Mineralschätze, Bodenbenutzung usw.), ferner Näheres über die Verkehrsbedeutung, Lage und Art der menschlichen Siedlungen: alles dies nach Möglichkeit in begründend-vergleichender Darstellung. — Entsprechend könnte man zeigen, wie z. B. die geographische Klimakunde, ihrer scheinbaren „Ähnlichkeit" mit der Meteorologie zum Trotz, tatsächlich nach Methoden und Zielen von der reinen Meteorologie, d. h. Physik der freien Atmosphäre, wesentlich verschieden ist. Und die Meereskunde bedeutet als Teilgebiet der geographischen Wissenschaft — und mutatis mutandis der Schulerdkunde — mehr als die Summe der chemisch-physikalischen Eigenschaften des Meerwassers, der Strömungen und Gezeiten usw. — Eigentümlich ist also der heraufkommenden Schulerdkunde nach ihrem physischen Teil das Hervorheben der Einwirkungen, die z. B. Luftkreis und Meer auf die feste Erdoberfläche ausüben, fernerhin überhaupt die Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen Festem, Flüssigem und Luftförmigem nach ihrer örtlichen Verteilung auf unserm Planeten.

Wie einerseits mit der politischen Erdkunde (Anthropogeographie), ist die physische Erdkunde andererseits mit der astronomischen durch tausend Fäden verknüpft. So wenig wie etwa die Klimakunde im Schulunterricht sich in

„Wolken, Luft und Winde" auflösen darf, soll auch die Betrachtung unseres Erdkörpers als Glied der Sternenwelt nicht in eine richtungs- und uferlose, wenn auch stark verwässerte Astronomie und Astrophysik ausmünden. Viel mehr wird nicht zum wenigsten in dem letzteren Punkte eine besonnene Methodik das Wesentliche von dem Ballast des geographisch Unwichtigen befreien. Um einen der vielen gangbaren Wege anzudeuten, erinnere ich nur an die eine Tatsache der Schiefe der Ekliptik, auf deren schwerlich zu überschätzenden Folgen für die organische — und anorganische irdische Natur Schopenhauer einmal hinweist. —

Das Gesagte möge genügen, um das Oberflächliche der bis in die Kreise der höheren Schule verbreiteten Ansicht zu zeigen: die Erdkunde im allgemeinen, physische und politische Erdkunde im besonderen ein bloßes Konglomerat der verschiedenartigsten Wissensgebiete, dem nur der Gesichtspunkt der räumlichen Anordnung den Schein einer selbständigen Wissenschaft verleihe. —

Demgegenüber gilt es, gerade im Hinblick auf die Mitarbeit unsres Faches an den Gesamtzielen der höheren Schule, auf eine vielfach verkannte Stärke des erdkundlichen Unterrichts hinzudeuten: einmal die Erziehung zum kausalen Denken, dieser im allgemeinen viel zu wenig gewürdigten Aufgabe unsrer höheren Schulen. Zweitens ist die Erdkunde, besonders auf der Oberstufe, in einem Maße wie kaum ein zweites Fach nach ihrer ganzen Eigenart dazu befähigt, das Ineinssehen von Natur- und Kultur und ihrer Wechselbeziehungen zu üben. Es ist nämlich kein Zweifel, daß das Übermaß des rein Stofflichen (bzw. des rein Formalen) in den meisten Unterrichtsfächern nachgerade einen beängstigenden Grad erreicht hat. Die Stimmen derer mehren sich, die der auf diese Weise hervorgerufenen geistigen Zersplitterung für den einzelnen Schüler durch ein entschiedenes Betonen derjenigen Fächer entgegenarbeiten möchten, die das erworbene Wissen ihm in einer neuen Beleuchtung zeigen, seine formalen Fähigkeiten (z. B. Mathematik, Zeichnen, Sprachen) auch außerhalb des jeweiligen eigentlichen Fachgebietes sich betätigen lassen möchten. „Nicht ohne zureichenden Grund sind sicherlich die vielen Klagen, daß der Schüler vor lauter Mathematik nicht mehr die Sterne, noch vor lauter Grammatik die Sonne des klassischen Altertums sehe." Früher erhoffte man die nötigen „assoziierenden" Wirkungen im besonderen vom Deutschunterricht (deutscher Aufsatz), und in der Tat ist das Deutsche zu einer Mittel- und Vorrangstellung schon aus dem angedeuteten Grunde berufen. Aber eben nur innerhalb der sprachlich-geschichtlichen Gruppe von Lehrfächern! — Neben dem Deutschen wird neuerdings gerade zur Erfüllung des genannten Zweckes die sogenannte philosophische Propädeutik für die Oberklassen herbeigesehnt. Indes beschränkt sich ihr Wirkungskreis naturgemäß auf das rein Ideelle.

So bleibt also, wie man die Sachlage auch ansehen mag, der Erdkunde in ihrer Rolle als Vermittlerin zwischen Natur- und Kulturerkenntnis eine wichtige Teilaufgabe unsrer höheren Schule zu erfüllen übrig.

* * *

Bevor die Schulerdkunde imstande sein wird, selbst nur den bescheidensten Erwartungen nach dieser Richtung gerecht zu werden, sind mancherlei Hemmnisse zu überwinden.

Ist die Erdkunde eine ganz besonders „komplexe" Wissenschaft, so folgt daraus für einen gedeihlichen Schulunterricht, daß zu einer vollen Auswirkung ihrer Bildungsmöglichkeiten der Schüler ein nicht zu gering bemessenes Wissen aus den wichtigeren Hilfswissenschaften bereits sein eigen nennen muß, wenn anders der Erdkundenunterricht auf ihnen wirklich aufbauen soll. Praktisch gesprochen ist also, — selbst abgesehen von der nötigen geistigen Reife, — erst die Oberstufe der geeignete Platz, um den geographischen Unterricht zum befriedigenden Abschluß zu bringen.

Heute sind wir von der Verwirklichung dieser auf zwingenden Gründen beruhenden Erkenntnis noch ziemlich weit entfernt. Zwar schreiben die amtlichen Lehrpläne „länderkundliche Wiederholungen im Anschluß an den Geschichtsunterricht" auf der Oberstufe vor; zwar werden den Oberklassen der Oberrealschulen für eine (!) erdkundliche Wochenstunde verhältnismäßig umfangreiche Lehraufgaben gestellt, so u. a. „die Grundzüge der allgemeinen Erdkunde, gelegentlich auch einiges aus der Völkerkunde." Aber man kann sich bei näherer Prüfung dem Eindruck nicht entziehen, daß dieser Unterricht allein schon wegen seines allzu bescheidenen äußeren Umfanges, gleichsam in der Luft schwebt — dies um so mehr, wenn er von Tertia (oder doch Untersekunda) an auf einem großen Teil der höheren Lehranstalten nur mit einer Wochenstunde betrieben wird.

Fast noch schwerwiegender will ein anderer Umstand erscheinen. Wie aus Statistiken der letzten 15 Jahre unzweideutig hervorgeht, ist der Anteil der nicht fachmännisch vorgebildeten Lehrer der Erdkunde an der Gesamtzahl der Lehrer dieses Faches ein unerwartet hoher, obwohl geprüfte Fachlehrer der Erdkunde im allgemeinen weit mehr als unbedingt nötig vorhanden sind. Nach zuverlässigen Angaben aus dem Schuljahr 1907/08, — neuere Zahlen liegen mir nicht vor — die sich auf verschiedene deutsche Landesteile (Berlin, Königreich Sachsen, Elsaß-Lothringen) beziehen, wurde unser Fach zu etwa 40—50 Prozent und darüber von Nicht-Geographen unterrichtet. Leider ist es immer noch, im Widerspruch zu den ausdrücklichen amtlichen Bestimmungen, vielerorten „Brauch", erdkundliche Lehrstunden womöglich ohne Rücksicht darauf, ob der betreffende Nichtfachmann sich einarbeiten kann oder will, als „Füllstunden" zwecks Erreichung der erforderlichen Stundenzahl unter die Mitglieder eines Lehrerkollegiums zu verteilen!!

Ich will auf die naheliegenden Folgen für den wissenschaftlichen Ernst der Schularbeit und ihr Ansehen in der Öffentlichkeit nicht eingehen. Das Gesagte dürfte auch dem Fernerstehenden verständlich machen, weswegen der bisherige erdkundliche Schulunterricht die auf ihn gestellten Erwartungen in der Regel überhaupt nicht erfüllen konnte. Damit ist meines Erachtens zugleich der

Weg angedeutet, den eine künftige Schulreform wird gehen müssen, will sie nicht gegenüber einer dringenden pädagogischen Forderung der Gegenwart als rückständig erfunden werden. —

Vergessen wir nicht den weiteren Zusammenhang, in dem wiederum die Schulreform als Ganzes mit der Reform des Universitätsunterrichts steht! Gern und dankbar sei der Verdienste der akademischen Vertreter der Geographie um die Schulerdkunde gedacht. Ich nenne nur bekanntere Namen, wie Ratzel, Kirchhoff, H. Wagner. Aber von diesen und einigen weiteren rühmlichen Ausnahmen abgesehen, liegt trotz allem, was darüber geredet und geschrieben ist, die akademische Ausbildung der künftigen Erdkundelehrer der höheren Schulen vielfach immer noch im Argen. Es ist ungemein bequem und einleuchtend, vom Schulunterricht zu verlangen, er solle endlich einmal seine alte bläßlich-papierene Farbe ablegen und sich mehr Freilicht- und Luftkultur zum Grundsatz machen. Man darf versichert sein, daß diese und viele andere derartige Wünsche noch nach einem Menschenalter zu den „frommen" gehören werden, wenn nicht inzwischen der akademisch-geographische Unterricht, so namentlich durch regelmäßig wiederkehrende und planvoll geleitete geographische Studienreisen, vorsorgt. Daß gewisse, im Schulunterricht der Erdkunde besonders wichtige Teilgebiete, wie z. B. die Wirtschaftsgeographie, an manchen Universitäten allzu stiefmütterlich behandelt werden, erwähne ich nur der Merkwürdigkeit wegen. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein namhafter Universitätslehrer der Geographie ebenso geringschätzig wie sachunkundig redet von der geographischen Hochschulbildung als einer „Wissenssumme, die dann beim Unterricht nur zu verdünnen ist"*). — Unter den obwaltenden Verhältnissen ist es von vornherein verfehlt, eine Reform des geographischen Unterrichts an höheren Schulen ohne entsprechende durchgreifende Änderungen im Universitätsbetrieb der geographischen Wissenschaft zu erhoffen. Diese Erkenntnis bricht sich in den beteiligten Fachkreisen zwar sehr langsam, hoffentlich aber sicher Bahn. Die Schulmethodik und die verschiedenartigsten Lehrmittel für die Erdkunde sind — mindestens in der Theorie — so weit vervollkommnet, daß wir als das nächste Ziel, aber auch als die conditio sine qua non, eine den Zeitverhältnissen angepaßte äußere Stellung im Lehrplan und Lehrbetrieb der höheren Schule bezeichnen müssen. —

Möchten meine Ausführungen mit dazu beitragen, die mancherlei veralteten und einseitigen Anschauungen über Wesen und Aufgaben neuzeitlicher Schulerdkunde zu klären und so die Verwirklichung ihrer Forderungen zu beschleunigen.

*) Geographischer Anzeiger 1916, S. 228.

Goethes häusliches Leben

Von Julius A. Haarhaus

hakeſpeare der Dichter ſteht als ſcharf umriſſene Perſönlichkeit vor unſeren Augen, obgleich wir über Shakeſpeare den Menſchen nur dürftige Nachrichten beſitzen, die noch dazu in der Hauptſache auf ſpät entſtandenen Legenden beruhen; in Leſſings Werke vertiefen wir uns, ohne daß uns dabei das Verlangen anwandelt, uns eingehender mit ſeinen Lebensumſtänden bekannt zu machen, und bei Schiller haben wir ſogar das dunkle Gefühl, daß uns der Zwieſpalt zwiſchen ſeinem kümmerlichen, von materieller Not und Krankheit eingeengten Erdenwallen und ſeinem himmelſtürmenden Gedankenfluge den Genuß ſeiner dichteriſchen Schöpfungen eher beeinträchtigen als erhöhen müßte. Bei Goethe dagegen iſt uns jede Mitteilung willkommen, die ſeinem äußeren Bilde auch nur eine Linie hinzufügt, ſeine Geſtalt, ſein Weſen, ſeine Lebensführung in neuer Beleuchtung zeigt, oder auch Längſtbekanntes aufs neue beſtätigt. Die Klage, daß Werke über Goethe mehr Leſer fänden als Werke von Goethe, iſt alt und gewiß nicht ganz unberechtigt; aber man ſollte nicht außer acht laſſen, daß das unübertroffene Hauptwerk des Altmeiſters in der Tat ſein Leben iſt, zu deſſen zahlreichen Ausſtrahlungen auch ſeine Schriften gehören. Streng kritiſch betrachtet, iſt, von wenigen Gedichten abgeſehen, bei allem Gedankenreichtum kein einziges ſeiner Werke in Form und Inhalt von vorbildlicher Vollkommenheit, wie denn auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, ſo befruchtend ſie auch auf die ſpätere Forſchung eingewirkt haben, unleugbar den Stempel des Autodidaktentums und des Dilettantismus tragen. Vollkommen im höchſten Sinne des Wortes ſind erſt Goethes Werke in ihrer Geſamtheit und mit dem Brennpunkte ſeiner Perſönlichkeit, in dem ſich alle Strahlen der Außenwelt ſammeln. Und weil für ihn die Quelle aller Erkenntnis und damit zugleich auch allen Schaffens die Welt um ihn her mit allen ihren Erſcheinungen iſt — wie für Shakeſpeare die Menſchenſeele, für Leſſing der eigene kritiſche Verſtand, für Schiller die philoſophiſche Spekulation —, ſo muß uns jede Veröffentlichung willkommen ſein, die uns den großen Lebenskünſtler in irgendwelchen Beziehungen zur Umwelt zeigt.

Ein ſolches Buch, vielleicht den wichtigſten Beitrag zur Goethe-Literatur ſeit dem Erſcheinen der herrlichen „Briefe der Frau Rath Goethe“, herausgegeben von Albert Köſter (Leipzig, Inſel-Verlag, 1908), hat uns ſoeben Hans Gerhard

Gräf in seinem zweibändigen Werke „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau“ geschenkt (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening, 1916. Geh. 15 M., in 2 Halblederbänden 20 M.). Gräf, dem wir unter anderem bereits das grundlegende Werk „Goethe über seine Dichtungen“ in neun Bänden verdanken (Frankfurt a. M. 1901 ff.), erweist sich auch hier wieder als den sachkundigen, gewissenhaften und taktvollen Herausgeber und Erläuterer, als den ihn die Goethe-Gemeinde längst schätzt; er zeigt sich aber auch, wenigstens was Christianens Briefe anlangt, deren Orthographie sich nach Bernhard Suphans' Wort „gegen den Druck sträubt“, und die nur auf dem Wege des lauten Lesens zu enträtseln waren, als einen geduldigen und scharfsinnigen Entzifferer, der freilich in dem köstlich frischen Stil, den er aus dem Wust von Buchstaben und Universalzeichen herausschälen durfte, den schönsten Lohn für seine Mühe gefunden haben wird.

Christianens Briefe erscheinen spät an der Öffentlichkeit, genau hundert Jahre nach dem Tode der Schreiberin. Sie zusammen mit denen des Gatten „als ein seltsames, aber notwendiges Gegenstück zu Goethes Briefen an Frau von Stein“ zu veröffentlichen, erschien dem Herausgeber als eine Pflicht der Dankbarkeit sowohl gegen Goethe als auch gegen Christiane. Galt es doch, vor den Augen der Nachwelt die Beziehungen Goethes zu dem Wesen klarzustellen, dem er achtundzwanzig Jahre lang in herzlicher Liebe zugetan war, und das doch, durch den Klatsch pharisäischer und mißgünstiger Zeitgenossen gebrandmarkt, wie eine Verfemte abseits stehen mußte, bis dann, nach dem Erscheinen der Briefe von Goethes Mutter an den Sohn, die Schwiegertochter und den Enkel im Jahre 1889, der Umschwung eintrat und man damit begann, Christiane zu überschätzen und gegen Frau von Stein auszuspielen.

Die geistige Kluft, die zwischen dem Dichter und seiner kleinen Hausgenossin bestand, wird auch durch den Briefwechsel beider nicht überbrückt. Christianens Natur war einfach und entwickelte sich durchaus folgerichtig, aber bildungsfähig im höheren Sinn war sie nicht. „Ich habe Dich lieb und ganz allein lieb“, schreibt sie einmal, „sorge für mein Bübchen und halte mein Hauswesen in Ordnung und mache mich lustig“ — in diesem Bekenntnis, das man als Motto über die Briefe Christianens setzen könnte, liegt das ganze Programm ihres Daseins. Tieferen Anteil am geistigen Leben ihres Beschützers und Gatten zu nehmen, oder auch nur seine Bedeutung zu ahnen, war ihr versagt. Goethe fand sich mit dieser Tatsache ab, er hat auch nie versucht, die „Kleine“ zur gebildeten Dame zu erziehen. „Sollte man wohl glauben“, sagt er einmal im Gespräch mit einem Vertrauten, „daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war.“ Und ein andermal bemerkt er zum Grafen Reinhard: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß von allen meinen Werken meine Frau keine Zeile gelesen hat. Das Reich des Geistes hat kein Dasein für sie, für die Haushaltung ist sie geschaffen. Hier

überhebt sie mich aller Sorgen, hier lebt und webt sie; es ist ihr Königreich. Dabei liebt sie Putz, Geselligkeit und geht gern ins Theater. Es fehlt ihr aber nicht an einer Art von Kultur, die sie in meiner Gesellschaft und besonders im Theater erlangt hat." Daß die beiden ersten Sätze starke Übertreibungen enthalten, beweisen sowohl seine getreuen Berichte über das Fortschreiten seiner Arbeiten wie ihre ermutigenden Worte, wenn es mit seinem Schaffen einmal „nicht gehen will", vor allem aber Bemerkungen wie die folgenden: „Ich freu mich recht, wenn Du wiederkömmst, etwas von dem neuen Stück (‚Natürliche Tochter') zu hören", „Die Scene mit Egmont und Clärchen ist außerordentlich gut gegangen, und ich und Caroline (ihre Freundin Caroline Ulrich) haben uns an diesem Stück einmal wieder recht erbaut," oder endlich die drastische Herzensergießung: „Mit Deiner Arbeit ist es schön; was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig, aber mit uns armen Schindludern ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In Einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schönen Gurken sind fast alle weg, und ich muß wieder von vorne anfangen. . . Doch was hilft es? ich will es wieder machen; man hat ja nichts ohne Mühe. Es soll mir meinen guten Humor nicht verderben."

Sogar Christianens Urteil scheint dem Dichter nicht so ganz gleichgültig gewesen zu sein, wie hätte er ihr und ihrer Gesellschafterin sonst den eben gedruckten ersten Teil der „Wahlverwandtschaften" unter der Bedingung senden können, das Bändchen bei verschlossenen Türen zu lesen, niemand zu verraten, daß sie es gelesen hätten, und bei der Rücksendung etwas über den empfangenen Eindruck zu schreiben? Das bei Christianens Interesse an Goethes Arbeiten die ökonomischen Rücksichten manchmal stärker waren als die ästhetischen, erkennen wir aus dem Briefwechsel nicht ohne heiteres Behagen. Wer hätte je daran gedacht, „Hermann und Dorothea" einmal in Verbindung mit Seife erwähnt zu finden? Hier lesen wir: „Ich komme auch noch mit einer Bitte bei Dir an: es steht mit meiner Seife schlecht, und hier ist sie wieder teuer geworden. Ich dächte, wenn das Gedicht fertig wär, bekäme ich einen halben Stein." Und Goethe, der den wirtschaftlichen Sinn seiner kleinen Hausgenossin zu würdigen weiß und in diesem Punkt sogar von ihr gelernt zu haben bekennt — „Hiermit, mein Liebchen, schicke ich Dir fünf leere Bouteillen und sogar die Stöpsel dazu, damit Du siehst, daß ich ein gut Beispiel in der Haushaltung nachzuahmen weiß" — geht liebevoll auf ihre kleinen Sorgen ein und schreibt am 10. August 1807 tröstend aus dem teuern Karlsbad: „Übrigens bin ich fleißig gewesen, habe viel diktiert und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuskript zurück, an Romanen und kleinen Erzählungen".

Christiane war vor allem eine unermüdliche, treusorgende Hausfrau, jederzeit bemüht, das leibliche Wohl ihres „lieben Geheimrats" zu fördern. Sie war aber auch eine geschickte Diplomatin, wenn es galt, ihm die zur Arbeit nötige Ruhe zu sichern, in seiner Abwesenheit Beziehungen weiterzupflegen, Geschäfte

abzuwickeln und dem Gatten eigene oder fremde Wünsche behutsam zu unterbreiten. Goethes Vertrauen zu ihren Fähigkeiten als Vermittlerin tritt aus vielen brieflichen Äußerungen zutage, und Aufträge wie: „Wende alles, was Du kannst, die nächsten acht Tage von mir ab, denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen, wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir sehe, und was in kurzer Zeit zu erreichen ist. Wie gesagt, mein Kind, laß nur die nächsten acht Tage nichts an mich heran, was abzuhalten ist," lesen wir mehr als einmal. Während seiner häufigen Abwesenheit in Jena und Karlsbad, wo er offenbar erst die rechte Ruhe zum Schaffen fand, dient sie ihm als Referentin für Theaterangelegenheiten, die nicht nur über die Wirkung der Stücke, die Leistungen der Schauspieler, Intrigen und Krawalle, — bei den Lauchstädter Aufführungen sogar über die Kasseneinnahmen — gewissenhaft berichtet, sondern auch die Verbindung der Mitglieder mit dem Chef aufrechterhält und ihm ihre mannigfachen Wünsche getreulich übermittelt. Da bittet z. B. eine Theaternovize um die Erlaubnis, mit der Truppe nach Lauchstädt gehen zu dürfen, und dann, als ihr dies bewilligt und sie bei Madame Beck in Kost gegeben ist, um ein wöchentliches Taschengeld von vier Groschen; „sie wäre doch nur noch ein Kind, und die Kinder hätten doch manchmal auch außer Tischzeit Appetit." Ein andermal heißt es: „Die ganze Gesellschaft vom Theater empfiehlt sich Deinem Andenken, besonders aber Deny, welcher äußerte, daß, wenn Madame Teller sterben sollte, seine Frau in diesem Fach aushelfen wollte, komische Alte habe sie schon mit Beifall gespielt. Und sie wünscht weiter nichts, als, wenn Du zurückkommst, bei Dir einmal eine Probe von dieser Art abzulegen." Aber Christiane greift gelegentlich auch mit Rat und Tat in die Theaterangelegenheiten ein, so, wenn sie dem Gatten meldet: „Den Tod der Madame Teller wirst Du wohl von Genast erfahren haben. Madame Ackermann wird Dich wohl nun mit vielen Schreiben inkommodieren. Aber zu einem Engagement wollte ich doch ja nicht raten; es ist doch besser, Junge zu engagieren, da einige bei der Gesellschaft doch schon alt sind," oder wenn sie sich mit berechtigtem Stolz ein wenig als Beschützerin unterdrückter Talente aufspielt: „Es ist aber sehr gut, daß ich dieses Jahr wieder hier (in Lauchstädt) war, denn ich habe vielerlei im Stillen für Lortzings würken können, wo ich denn doch täglich mehr sehe, daß die gewissen Leuten nur ein Dorn im Auge sind, und wovon ich Dir allerlei zu erzählen habe."

In ihrer Leidenschaft für das Theater, wie in der Bereitwilligkeit, für andere Menschen, besonders für Schauspieler, ein gutes Wort einzulegen, zeigt die kleine Frau Berührungspunkte mit Goethes Mutter, wie sich denn überhaupt aus diesem Briefwechsel eine unleugbare Seelenverwandtschaft zwischen beiden offenbart. Was Christianen dem Leser vor allem empfiehlt, ist ihr naiver Humor. Sie, die zum Lesen nie Zeit und Geduld hatte, muß sich auch zum Briefschreiben zwingen, und wir dürfen annehmen, daß ihre ausführlichen

Berichte das größte Opfer gewesen sind, daß sie ihrem lieben Geheimrat gebracht hat. Man hört sie förmlich erleichtert aufseufzen, wenn sie eine ihrer Episteln mit den Worten schließt: „Heute ist mein Brief gewiß besser geschrieben, denn ich habe mir sehr große Mühe gegeben. Es ist mir aber auch schon zweimal schlimm geworden, und wär der Brief nicht an Dich, ich hätte schon längst aufgehört." Ein andermal schließt sie, gewiß ebenfalls im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung: „Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allersuperbester auch ein Laubthälerchen an mich wenden wird, weil ich ein so großer tugendhafter Schatz bin." Als ihr eine Reise in Aussicht steht, meint sie treuherzig: „Gutes Wetter werden wir gewiß haben, denn ich bin sehr fromm gewesen", und aus Lauchstädt meldet sie, um ihre Selbstüberwindung ins rechte Licht zu rücken: „Es ist gut, daß Du nicht hier bist, denn es sind drei Putzhändlerinnen hier; und wenn Du hier wärst, so würde gewiß allerlei gekauft. Ach Gott, es sind gar zu schöne Sachen, ich sehe gar nicht hin", und ein andermal: „Alsdann frühstückten wir zusammen auf dem Keller, wo viele Juden kamen; es wurde sich aber sehr tugendhaft betragen und nichts gekauft". Einmal, in ihrem letzten Lebensjahre, zeigt sie sich sogar als eine Tochter der klassizistischen Zeit, wenn sie die Schweine, von denen sie vier Stück besitzt, die „Odysseeischen langnäsigen Völker" nennt.

„Ich habe Dich lieb" —, dieses schlichte Bekenntnis, verbunden mit der Bitte, sie in der Ferne nicht zu vergessen, kehrt in allen Briefen Christianens wieder. Einmal gibt sie mit dem kleinen August dem nach Jena Reisenden bis Kötschau das Geleit. Am andern Tage meldet sie dann: „Stell Dir vor, wie lieb Dich Deine beiden Hasen haben: wie Du in Kötschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg Deine Kutsche fahren, da fingen wir beide eins an zu heulen und sagten beide, es wär uns so wunderlich." Goethes Plan, nach Italien zu reisen, beunruhigt sie monatelang. „Wenn Du so weg bist", schreibt sie, „sehe ich immer, wie schlecht es mir zu Mute sein wird, wenn Du in Italien sein wirst. Vielleicht kann ich auch das wegbeten." Ein halbes Jahr später fleht sie: „Ich bitte Dich um alles in der Welt, gehe itzo nicht nach Italien! Du hast mich so lieb, Du läßt mich gewiß keine Fehlbitte tun. Was mich die Menschen hier ängstigen, daß Du nach Italien gingest, das glaubst Du gar nicht; dem einen hat es der Herzog selbst gesagt, das andere weiß es von Dir gewiß, ich will gar keinen Menschen mehr sehen und hören. Lieber, Bester, nimm es mir nicht übel, daß ich so gramsele, aber es wird mir diesmal schwerer als jemals, Dich so lange zu entbehren; wir waren so aneinander gewöhnt." Sogar zu einer Drohung versteigt sie sich: „Und wenn Du nach Italien oder sonst eine lange Reise machst und willst mich nicht mitnehmen, so setze ich mich mit dem Gustel hinten darauf; denn ich will lieber Wind und Wetter und alles Unangenehme auf der Reise ausstehen, als wieder so lange ohne Dich sein." Und in dem väterlichen Tone, auf den alle Briefe Goethes an sein „kleines Naturwesen" ge-

stimmt sind, antwortet er von Frankfurt aus: „Vor allen Dingen muß ich Dich bitten, mein liebes Kind, daß Du Dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und Dir nicht die guten Tage verdirbst, die Du haben kannst ... Du weißt überhaupt und hast auch auf der letzten Reise gesehen, daß ich bei solchen Unternehmungen sorgfältig und vorsichtig bin, Du kannst leicht denken, daß ich mich nicht aus heiler Haut in Gefahr begeben werde, und ich kann Dir wohl gewiß versichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für Dich und laß die Menschen reden, was sie wollen; Du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt als tröstet und aufrichtet."

Unter den Beunruhigungen durch die lieben Mitmenschen hat Christiane genug zu leiden, besonders, wenn es sich um die Beziehungen Goethes zu anderen Frauen handelt. Aber sie weiß sich auch darein zu finden, und da sie selbst an kleinen Eroberungen — „Äugelchen" ist der Kunstausdruck des Briefwechsels dafür — ihre unverhohlene Freude hat, einigen sich die Gatten auf den vernünftigen Grundsatz der Duldsamkeit und teilen einander ganz offenherzig ihre Herzenserlebnisse mit. So berichtet Christiane aus Lauchstädt, wo sie auf großem Fuße lebt (— „Du glaubst gar nicht, was so eine Equipage und Bedienter vor einen Respekt verschafft!" —) und wo man es offenbar auch der Demoiselle Vulpius gegenüber mit der Etiquette weniger genau nimmt als in dem engherzigen Weimar: „Wir müssen auf unserer Hut sein, man will uns unsre Äuglichen und Kurmacher wegkapern; ... wir wollen nur erst sehen, daß wir etwas Anders kriegen und etwas Besseres, alsdann kann sie die Jagemann bekommen. Es ist recht lustig, wie man da keine Barmherzigkeit mit einander hat; das macht mir viel Spaß, und ich habe Dir allerhand lustige Streiche zu erzählen." Mit milder Nachsicht geht Goethe auf solche Geständnisse ein; nur einmal schreibt er mahnend: „Mit den Äugelchen geht es, merke ich, ein wenig stark, nimm Dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden", fügt aber beruhigend hinzu: „Wie sehr von Herzen ich Dich liebe, fühle ich erst recht, da ich mich an Deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann." Und wie rührend ist es, wenn der Vierundfünfzigjährige die Geliebte bittet: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir schriebst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drücken kann!" Die eigenen Herzensbeziehungen behandelt Goethe mit der Objektivität des Historikers, so, wenn er am 6. November 1812 aus Jena berichtet: „Gestern Abend habe ich auch Minchen (Herzlieb) wiedergesehn. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zusammenkommen sollte. Der hat sich auch recht artig erwiesen, und es war eben recht. Sie ist nun eben um ein paar Jahre älter. An Gestalt und Betragen usw. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben." Gewiß bleiben gelegentliche Anwandlungen von Eifersucht der kleinen Frau

nicht erspart, aber ihre Liebe hilft ihr auch darüber hinweg. „Was willst Du denn mit allen Äuglichen anfangen?“ schreibt sie einmal nach Karlsbad, „das wird zu viel. Vergiß nur nicht ganz Dein ältestes, mich, ich bitte Dich, denke doch auch zuweilen an mich. Ich will indes fest auf Dich vertrauen, man mag sagen was man will. Denn Du bist es doch allein, der meiner gedenkt.“

Damit hat sie recht. Goethe, der Vielbeschäftigte, gedenkt seiner kleinen Hausgenossin an allen Orten und in allen Lagen, und zwar mit dem liebevollen Eingehen auf ihre Beschäftigungen, Neigungen, Sorgen und Wünsche, das ihn ja überhaupt als Briefschreiber kennzeichnet. Er paßt sich vollkommen ihrer Gedankenwelt an, und diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß wir ihn durch diesen Briefwechsel zum erstenmal als treulich sorgenden Haus- und Familienvater kennen lernen. Wir gewinnen Einblicke in einen gut bürgerlichen Haushalt, teilen die Freude des Paares über einlaufende Honorarzahlungen — „Herr Cotta hat sich mit lauter schönen Doppellouisdoren gezeigt, an denen ich nur erst eine Freude haben kann, wenn ich Dir sie aufzähle oder sie zu Deinem und des Kindes Nutzen anlege“ — und lesen nicht ohne Heiterkeit die immer neuen Wendungen, mit denen Christiane dem Eheherrn beibringt, daß sie trotz aller Sparsamkeit wieder einmal nicht mit ihrem Wirtschaftsgelde ausgekommen ist. „Wenn ich nicht gewiß geglaubt hätte, Du würdest heute kommen“, heißt es da z. B., „so hätt ich Dir am Mittwoche geschrieben, daß ich kein Geld mehr habe, und so gehet es mir nun sehr schlecht, ich bin in größter Not, denn ich gebe der Köchin alleweile meinen letzten kleinen Thaler. Ich habe auf das Buch Einen Carolin ausgelehnt, ich wär also noch künftige Woche ausgekommen, und alsdann ist das Vierteljahr um. Und man hat doch immer auch was im Vorrat, ohne das man doch nicht sein kann. Wenn ich das alles rechne, komme ich doch gewiß ordentlich aus. Denn bei itziger Zeit ist es würklich Kunst; denn, wenn Du nicht da bist, es sind unser doch immer 6 zu Tische, und ich habe es die Zeit, daß Du nicht da warst, sehr eingeteilt, so daß die Köchin immer nicht mit mir zufrieden ist. Freilich, weil der Bube krank war, habe ich wieder manche paar Groschen mehr ausgeben und ihm auch wieder etwas Apartes kochen müssen . . . Von dem Carolin, den Du mir schickest, habe ich das Komödie-Abonnement bezahlen müssen und Starke den Thaler. 2 Paar Strümpfe vor Dich, habe Holz machen lassen, dem Kutscher Trinkgeld, und wenn ich nur nicht den Dukaten von Dir schon angewandt hätte, so hätte ich doch noch was. Die Weiber, die sich etwas schmu machen, tun doch nicht ganz übel, um im Notfall was zu haben. Sei so gut und schicke mir durch einen Expressen oder durch die Post was.“ Kein Wunder, daß in solchen Notzeiten die „Papierchen zu 100 Thalern“, die Anweisungen an das Bankhaus Frege, öfters Erwähnung finden!

Auch an Dienstbotennöten fehlt es im Goethehause nicht, und es ist lustig

zu leser., daß der große Mann von seiner kleinen Freundin den Auftrag erhält, sich in Jena nach einer Köchin für sie umzusehn. Fatale Geschichten kommen da vor, Prellereien mit dem Mietsthaler und Wäschediebstähle mit Hilfe eines Hausschlüssels, der sich, wie Christiane nachträglich mit Schrecken entdeckt, als Hauptschlüssel erweist. „Übrigens geht es mir ganz gut", heißt es einmal, „nur mit meiner Köchin habe ich meine Not, die nimmt mir alles untern Händen weg, und ich muß den ganzen Tag die Augen auf alles haben. Ich habe mir aber eine andere gemietet; auf Weihnachten muß sie fort . . . Die Marie aber wird alle Tage braver, und wenn ich die nicht hätte, ging' es mir schlecht." In rosigerem Lichte scheinen Goethe die Köchinnen erschienen zu sein; so schreibt er 1807 seiner in Frankfurt weilenden Frau: „Zuerst also muß zum Lobe der Köchin gesagt werden, daß sie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Ware ankauft und sie mit Sorgfalt zubereitet, sodaß wir es uns jeden Mittag können wohlschmecken lassen. Am Grünen Donnerstag hatten wir uns Kohlsprossen bestellt und Honig zum Nachtisch, um dieses Fest recht würdig zu feiern . . . Da die Fastenbrezeln alle sind, so bäckt die Köchin allerlei Torten und Kuchen, die ihr nicht übel geraten. Ein Truthahn ist abgeschlachtet, und andre gute Dinge sind im Vorrat."

Überhaupt spielen Küchenangelegenheiten in diesem Briefwechsel eine große Rolle, wie denn der Dichter als Realpolitiker des Lebens von guter Kost viel hält und seine Vorliebe für gewisse Speisen wie Wildpret, Geflügel, Karpfen auf polnische Art, Forellen, Krebse, Spargel, Schwarzwurzeln, Teltower Rübchen und Artischocken nicht verhehlt. Die schlechte Verpflegung in Jena bietet für den von der sorgsamen Hausgenossin offenbar Verwöhnten Anlaß zu ununterbrochenen Klagen; wenn er nicht gerade „von Schillers das Essen hat" oder von guten Freunden mit Schwarzwurzeln und Spinat versorgt wird, lebt er „bloß von Cervelatwurst, Brot und rotem Wein" und richtet dann dringende Bitten nach Weimar, ihn mit allen möglichen Lebensmitteln — wir lesen von kaltem Braten, Gänseleberpasteten, geräucherten Zungen, Kalbsfüßen, Würsten, Kaviar, Salatöl und Schokolade — zu versehen. Anderseits sorgt er aber auch für die Speisekammer daheim, sendet der Gattin Wildpret, Fische, Trüffeln und Obst und läßt von auswärts Spickgänse — „es wird eine mit dem Porto keinen halben Thaler kosten!" —, Schwarzwild, Bohnen zum Einmachen, Dörrobst und Essig kommen. Die Weinangelegenheiten bilden ein Kapitel für sich; wir erstaunen nicht weniger über die große Zahl der Sorten, die in Goethes Keller beheimatet sind, als über den starken Konsum. Daß Christiane übrigens für einen guten Tropfen dasselbe Verständnis hatte wie ihr großer Freund und Gatte, beweisen viele ihrer Briefe. So schreibt sie unterm 13. August 1797: „Wenn nur etwas Wein käme, sonst werde ich doch ein bißchen unglücklich, denn den Wertheimer liebe ich mir nicht, und wir haben auch nicht viel; und auf Deinen Geburtstag da müssen doch etliche Bouteillen aufgehn, denn da werden meine guten Freunde, jung und alt, eingeladen. Wenn ich

nur ein paar Fläschchen Malaga hätte! Was recht übel war, daß wir in Frankfurt keine Flasche Champagner getrunken haben. Das betrübt mich ordentlich." Der Wein war ihr zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden, und sie behauptet ganz naiv: „Mein Mägelchen tut mir gewaltig wehe, wenn ich keinen trinke", wie sie denn auch den Rotwein als Universalmittel bei allen Krankheiten benutzt und empfiehlt.

Im Gegensatz zu Küche und Keller scheinen die Garderobeverhältnisse im Goethehause ziemlich bescheiden gewesen zu sein. Wenn Christiane auf der Rückreise von Frankfurt in Markfuhl von einem Juden „vor 2 Laubthaler kattunene Halstücher" kauft — „es hieß doch: ich käme von Frankfurt, und ich wollte doch auch ein bißchen Aufsehen machen" —, oder wenn sie von der in Weimar ansässigen englischen Familie Gore getragene Kleider erhandelt, so spricht das genau so für ihre Anspruchslosigkeit wie ihre Bemühungen, aus alten Sachen etwas Neues zu machen, und wie die Äußerungen ihrer Freude über die Geschenke Goethes an Stoffen, Spitzen, Hüten und andern Toilettengegenständen. Beim Auspacken eines aus Karlsbad erhaltenen Wiener Shawls bricht sie in einen solchen Jubel aus, „daß August um Ruhe bitten mußte, damit er ins Postbuch quittieren konnte." Wenn von Schmuck die Rede ist, handelt es sich meist um Granaten und künstliche Steine, „die so schön sind, als die natürlichen nicht sein können"; nur einmal wird ein Halsband mit Rubinen, Smaragden und einem Chrysolith erwähnt. Von Goethes eigenen Garderobenangelegenheiten erfahren wir weniger; er schreibt meist nach wärmeren Westen, und die Bitte: „Schicke mir doch die grünen Manchesterbeinkleider, ich bin wieder einmal in allem auf das erbärmlichste heruntergerissen", läßt ebenso, wie sein Entschluß, den schwarzen Hofrock zu einem Frack umzuändern und seinen alten Überrock an August abzutreten, nicht gerade auf einen überfüllten Kleiderschrank schließen.

Mit wahrer Leidenschaft widmet sich die kleine Hausfrau der Wäsche und, wenn der Gatte abwesend ist, den notwendigen Erneuerungen im Hause und dem Großreinemachen. Die gelegentliche Bemerkung: „Von Wanzen haben wir bei allem nicht Eine Spur entdeckt und auch keine Wanze gesehen" berechtigt zu der Vermutung, daß auch diese kleinen Geißeln der Menschheit dem Liebling der Götter nicht fremdgeblieben sind.

Wenn sich die 1798 angeschafften Pferde und mehr noch das im selben Jahre erworbene Freigut zu Ober-Roßla als Quellen stetiger Sorge erweisen, so spenden die Gärten am Haus und am Park Goethe wie Christiane trotz dem allsommerlichen Ärger wegen der gefräßigen Schnecken desto reinere Freuden. Hier war es, wo sich das ungleiche Paar in seinen Neigungen berührte und vollkommen verstand, und wo beide Teile Werden und Vergehen mit gleichem Interesse verfolgten. Noch zwei Wochen vor ihrem Tode, unterm 18. Mai 1816, berichtet die kleine Frau dem Gatten nach Jena: „Dein Garten steht gegenwärtig in seiner größten Pracht, und es macht wirklich verdrüßlich, daß die

üble Witterung so wenig im Freien zu sein erlaubt. Die Äpfelbäume blühen in höchster Fülle, es steht Blüte an Blüte, die Rabatten vor Deinen Fenstern schmücken die schönsten gefüllten Tulipanen, deren schöne Farben die stolzen Kaiserkronen verdunkeln, und trotz der geringen Wärme und den kühlen Nächten reift doch alles der Vollkommenheit entgegen. Möge Dich die schöne Blüte in Jena für diese Entbehrung reichlichst entschädigen." Hier sind die ewig neuen Wunder des Lenzes echt goethisch gesehen und geschildert, und wir verstehen, daß der Dichter mit Bezug auf die Elegie „Die Metamorphose der Pflanzen" schreiben konnte: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unsere schöne, vollkommene Neigung steigerte und vollendete." Im engen Bezirk des Hausgartens ging die Prophezeiung des Jahres 1790 in Erfüllung:

„ . . . Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt."

Das Schicksal des Völkerrechts

Von Professor Dr. Julius Friedrich

Die Zukunft des Völkerrechts", „Der Wandel des Völkerrechts" und „Totes und lebendiges Völkerrecht" sind die Titel von drei Schriften, die mir zur Besprechung vorliegen. Die erste hat der bekannte Staatsrechtler Triepel in Berlin verfaßt (Vorträge der Gehe-Stiftung in Dresden VIII. 2, 1916, Teubner-Leipzig, Mark 1), die zweite der Berliner Staats- und Verwaltungsrechtsforscher Conrad Bornhak (Berlin-Heymann, 1916, Mark 2), die dritte der Berliner Sozialwissenschaftler und derzeitige Rektor der Handels-Hochschule Paul Eltzbacher (München und Leipzig, Duncker und Humblot 1916, Mark 1,20). Jene beiden halten, wie die Titel ihrer Schriften besagen, das heutige Völkerrecht für noch lebensfähig, wenn auch wandlungsbedürftig, Eltzbacher hält vieles darin für tot, aber in seiner eignen Asche als lebendes während des Weltkrieges neu erstanden. Jene Auffassung habe auch ich — wenigstens was die „Grundmauern" des heutigen Völkerrechts anlangt — in dieser Zeitschrift (Grenzboten Heft 6, 1916, S. 167 ff.) vertreten.

Jeder der drei Autoren hat die Frage nach dem mutmaßlichen Schicksal des Völkerrechts seiner Eigenart gemäß behandelt. Bornhak will dem Bestreben

nach volkstümlicher Rechtskunde auf einem Gebiete dienen, das ihm bisher entzogen war. Triepel beschränkt sich in der Hauptsache auf einige Gesichtspunkte im Rechte der internationalen Streitigkeiten und die Mittel zu ihrer Beilegung, vor allem den Krieg. Eltzbacher verfolgt Wandlungen des Völkerrechts in der Geschichte, insbesondere die Verschärfung der Kriege, die Hineinziehung der Völker in den Krieg, erblickt die Vorstufen des „Völkerkriegs" in der englischen Kriegführung und der Kontinentalsperre, hält das bisherige Kriegsrecht für tot, nämlich im Weltkrieg erschlagen und stellt die neuen „Grundsätze des Völkerkriegs" auf (wobei die zulässigen Kampfmittel gegen die bürgerliche Bevölkerung und die Rechte der Neutralen vorzugsweise Beachtung finden), um schließlich in der „Nutzanwendung" zum Ergebnis zu kommen: Das alte Völkerrecht bietet uns nur eine Grundlage zu Klagen und Anklagen, deren Wirkungslosigkeit wir nachgerade erkannt haben sollten; das neue Völkerrecht gibt uns die Freiheit zu eignem kraftvollen Handeln.

Für alle drei Arbeiten ist charakteristisch, daß das Kriegsrecht einen breiten Raum in ihnen einnimmt, ja daß sie fast ausschließlich kriegsrechtliche Normen wiedergeben und zur Beweisführung heranziehen. Bornhak handelt davon auf 89 von 102 Seiten, Eltzbacher auf 60 von 74, Triepel auf der Hälfte von 30 Seiten, aber auch z. B. Seite 6 ff. Damit haben sie den für die Gegenwart interessantesten und wichtigsten Teil des Völkerrechts unterstrichen. Ob das aber ihre Beweise stärkt, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Allerdings wird der Krieg heute von vielen Völkerrechtlern als ein „Rechtsverhältnis" angesehen, das dient zwar als gewaltsames Mittel, völkerrechtliche Ansprüche oder Wünsche zur Erfüllung zu bringen, aber nicht mehr als ein willkürlicher und barbarischer Kampf, sondern ein in seinen Voraussetzungen, seinen Gebräuchen und seinem Ende völkerrechtlich geregelter Kampf. Auch ich habe in meinen „Grundzügen des Völkerrechts" (Leipzig, Gloeckner 1915, Seite 126) die Rechtsverhältnis-Theorie — wenigstens nicht abgelehnt, ich möchte aber auf Grund der Erfahrungen im Weltkriege schon heute an Stelle des Wortes „Rechtsverhältnis" vorschlagen: Vom Rechte anerkanntes Tatsachenverhältnis (juristisch der „Notwehr" vergleichbar). Liegt aber im Kriegsrecht der Schwerpunkt auf den Tatsachen und nicht auf den Rechtssätzen, so ist das Kriegsrecht ein wenig geeigneter Prüfstein für die Rechtsnatur, das Wesen, die Wandlungen und die Zukunft des Völkerrechts.

Wie viele neue „Tatsachen" aber hat der Weltkrieg zutage gefördert! Der Unterseeboot- und Luftkrieg, die zum Angriff bewaffneten Handelsdampfer, die nicht wirksame Blockade, der Bomben-, Handgranaten- und Gaskrieg, die sinnlosen Luftangriffe auf unverteidigte Plätze ohne strategische Bedeutung sind solche „Tatsachen". Sind sie als „Tatsachen" Kriegsrecht und damit Völkerrecht geworden? Für den Unterseeboot-, Bomben- und Luftkrieg möchte man die Frage bejahen. Ist aber der Gasangriff eine „Waffe"? Oder eine erlaubte „Kriegslist"? Wie steht es mit den zum Überfall und Angriff be-

waffneten Handelsdampfern? Ist das zur wirtschaftlichen Schädigung Geeignete, z. B. die „unwirksame" (nicht effektive) Blockade auch kriegsrechtlich erlaubt? Wo ist überhaupt im Kriege die Grenze zwischen Tat und Recht? Zwischen tatsächlicher Gewalt und Recht?

Eltzbacher gibt hierauf die überraschendste Antwort: Nicht von neuen Friedenskonferenzen, wie sie der holländische Minister van Houter bei seiner Regierung im März 1916 angeregt hat, ist das neue Völkerrecht zu erwarten; es ist bereits da in Gestalt der — Völkerrechtsverletzungen. Da wäre zunächst zu untersuchen — an dieser Stelle ist kein Raum dafür —, ob alles, was Eltzbacher als völkerrechtswidrig ansieht, auch völkerrechtswidrig ist, z. B. der deutsche Unterseebootkrieg. Aber entsteht aus dem Nichtgebrauch eines Rechtssatzes oder aus dem bewußten Gebrauch des gegensätzlichen Satzes schon das Recht? Vor allem: das öffentliche Recht? Und nun gar das Völkerrecht? Eltzbacher rechtfertigt seinen Standpunkt vorläufig im allgemeinen damit, daß das Recht nichts Fertiges, sondern ein Werdendes sei. Ich habe dasselbe für das Völkerrecht (a. a. O. Grenzboten S. 175) mit den Worten gesagt, es sei mehr Rechtspolitik als Juristerei. Aber ist schon mit der einseitigen Nichtanerkennung seitens eines Völkerrechtsstaates der bis dahin allgemein stillschweigend oder vertragsmäßig anerkannte Rechtssatz verschwunden? Bedarf es nicht vielmehr auch einer Aberkennung der anderen beteiligten Staaten, die zweifellos nach jenem Rechtsbruch hierzu berechtigt sind? Gäbe es andernfalls überhaupt ein Völkerrecht im Sinne der Jurisprudenz? Damit wären wir bei dem Begriff des Völkerrechts angelangt, über den ich ja (a. a. O. 168 ff.) genug gesagt habe. Eltzbachers Definition ist juristisch und rechtspolitisch gleich anfechtbar; er sagt: Das überstaatliche Recht, das die Beziehungen der Staaten zueinander regelt (danach wäre z. B. die deutsche Reichsverfassung Völkerrecht); überall wo sich im Verhältnis zwischen Staaten Rechtsgrundsätze herausgebildet haben, die die Beziehungen dieser Staaten zueinander regeln, ist Völkerrecht vorhanden (danach wären die Staatsangehörigkeitsgesetze für Ausländer und die ganze Fremdenpolizei Völkerrecht). Es fehlt in dieser Definition vor allem die Beschränkung auf Staatshoheitsrechte der Staaten als solcher. Zu allgemein ist aber nicht nur das „im Verhältnis zwischen Staaten", sondern auch das „Rechtsgrundsätze herausgebildet haben". Da mußte erst gesagt werden, was man unter der Herausbildung von Rechtsgrundsätzen im internationalen Verkehr verstanden wissen will. Eltzbacher hält das Völkerrecht mit Recht für „Recht". Er ersetzt mit Recht die physische Erzwingbarkeit in der Hauptsache durch das stille Wirken auf den Willen gewissenhaft geleiteter Staaten, d. h. er sieht die Völkerrechtssätze als Willensmotive an, er legt das Schwergewicht auf die psychische Geltung des Völkerrechts. Das habe auch ich (a. a. O.) ausgeführt. Aber immer hat man den Eindruck, daß er dabei mehr an Rechtspolitik denkt als an Jurisprudenz. Wenn er jedoch (S. 9) die Ansicht ausspricht, das vereinbarte Völkerrecht binde auch die Staaten, welche nicht zugestimmt haben, so

wird er unter den Völkerrechtlern wenig Anhänger finden. Die Analogie mit den Untertanen, die der Verfassungsänderung nicht zugestimmt haben, paßt auch nicht, da der Herrscher eines Staates höchstens die Vertretung des Volkes dabei zuzuziehen braucht, wenn dies das Verfassungsrecht verlangt, nicht aber jeden einzelnen Untertan. Die Revolution (auf die er anspielt) scheidet überhaupt hier aus; sie ist Nichtrecht, bloße Gewalt, der Gegensatz zum „Recht". Auch gibt es im Völkerrecht keine Untertanen, kaum ein „Volk". Auch an dieser Stelle (die Beispiele aus 1780 und 1783!) verfährt Eltzbacher rein rechtspolitisch, — womit ich ja von meinem Standpunkt aus ganz einverstanden bin; er müßte es aber sagen, daß er „Völkerrecht" nicht im Sinne der Jurisprudenz, sondern der Rechtspolitik erfaßt. So ist denn auch alles Folgende höchst geistreich, höchst lesenswert, aber auch höchst unjuristisch. Das gilt auch für die neuen „Gesetze des Völkerkriegs" (58 ff.), die er in drei „Grundsätzen" zusammenfaßt: Die Beteiligung des gesamten Volkes am Völkerkrieg, der bürgerlichen Bevölkerung aber nur passiv, deren Bekämpfung als Ganzes unter Begrenzung auf das zur Erreichung des Kriegszieles Notwendige, wobei von mehreren zur Erreichung des Kriegszieles geeigneten Mitteln gegenüber der bürgerlichen Bevölkerung nur das mildeste gewählt werden müsse. Eltzbacher hält hiernach für „lebendes", d. i. neues, geltendes Völkerrecht: Die Festnahme von feindlichen Bürgern in ziemlich weitem Umfange, zu dem Zweck, dem feindlichen Heere den Zufluß an Menschen nach Möglichkeit abzuschneiden; ferner die vorgekommenen nachhaltigen Eingriffe in das wirtschaftliche Leben der Völker; die Beschießung unverteidigter Küstenstädte; die Verkürzung der Rechte neutraler Staaten. Gesetzt, der Vierverband hielte wirklich das alles für neues, geltendes Völkerrecht, liegt die Anerkennung der Mittelmächte dazu vor (von den neutralen Staaten ganz zu geschweigen), und wird ein Satz des Kriegsrechts dadurch aufgehoben oder begründet, daß ihn die eine Kriegspartei zu ihrem Vorteil aufhebt oder begründet? Ich mache hinter Eltzbachers Theorie ein großes Fragezeichen.

Weniger umwälzerisch ist Bornhaks Wandel des Völkerrechts gerichtet. Er beginnt mit einer Ablehnung des „ewigen Friedens", schildert die Geschichte des Völkerrechts, sucht dessen Wesen zu ergründen und die Völkerrechtsquellen als solche zu kennzeichnen. Auch er hält das Völkerrecht für „Recht", wenn auch für ein unvollkommenes, um sich dann alsbald dem Kriegsrechte zuzuwenden. Die Beschränkung der Kriegshandlungen auf die Kriegsmacht des Gegners hält auch er (S. 17) für einen Satz des bisherigen Völkerrechts, den der Völkerkrieg vernichtet habe. Ausführlich behandelt er hiernach die für das „besetzte Gebiet" seither anerkannten Rechtssätze in der Gestalt, in die sie der Weltkrieg umgestaltet hat, skizziert die Grundzüge des „freien Meeres", die Mittel der Kriegführung und alle anderen Materien, die im kriegsrechtlichen Teile eines Völkerrechts-Kompendiums behandelt zu werden pflegen. Von besonderem Interesse wird der Abschnitt von den neuen Kriegs-

mitteln sein. Auch die „Stellung" und die „Not" der Neutralen wird leicht faßlich und hinreichend eingehend geschildert. Möge der Zweck der Schrift, die nach dem Vorwort in weitesten Laienkreisen und auch im Schützengraben Verwendung finden soll, erfüllt werden.

Anders geartet ist Triepels Vortrag, der an Ernst Immanuel Bekkers „Völkerrecht der Zukunft" anknüpft, aber im Gegensatz zu Bekker schon im heutigen sogenannten Völkerrecht ein solches verwirklicht sieht. Mit Recht weist er darauf hin, daß ein „Weltbundsstaat" das Ende des „Völkerrechts" bedeuten würde, nämlich nur „Staatsrecht" produzieren könnte. Die Geltungswurzel des Völkerrechts erblickt er im Gemeinwillen der Staatengemeinschaft, an den der einzelne Staat gebunden sei, wenn er an der Bildung des Gesamtwillens durch Erklärung oder Billigung Anteil genommen habe. Das Völkerrecht ist ihm „Recht" im Sinne der Jurisprudenz. Er hält (wie ich, siehe oben) das seitherige Völkerrecht nicht für völlig „zusammengebrochen" (S. 7), da das Friedensrecht erhalten geblieben sei. Aber auch das Kriegsrecht ist nach seiner Auffassung als „Recht" trotz zahlloser Rechtsverletzungen nicht verschwunden. Er prophezeit dem Friedensrecht eine normale Weiterentwicklung, steht aber dem zukünftigen Recht, das zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten bestimmt ist (S. 13), skeptisch gegenüber, insofern er eine Überschreitung der Grenzen des bereits Erreichten für kaum möglich hält. Dem Kriegsrecht sagt er eine langsamere Entwicklung voraus, als es die Anläufe von 1907 bis 1909 hätten erwarten lassen. Er faßt zum Schlusse die „Allbeteiligungsklausel" (Zitelmann) als Voraussetzung der Geltung von Kriegsrechtssätzen für den einzelnen Krieg in dem Sinne, daß alle Kriegführenden Vertragsparteien sein müssen, sowie das Wesen des Volks- und des Handelskrieges ins Auge und schließt mit dem auch mir aus dem Herzen gesprochenen Wunsch, daß es Deutschland sei, das dem künftigen Völkerrechte den Stempel seines Geistes aufzudrücken vermag.

Fabeln

Die Schafe

Auf einer Wiese weidete eine Herde Schafe. Von Zeit zu Zeit erschien der Fleischer und suchte eine Anzahl aus, um sie zu schlachten. Da ein Schaf bemerkt hatte, daß immer die fettesten ausgewählt wurden, beschloß es nur wenig zu fressen und so dem Tode zu entgehen. Als aber zuletzt nur noch wenige übrig waren, wurde es trotz seiner Magerkeit mit ihnen zur Schlachtbank geführt.

Der Bär und der Fuchs

Ein Bär und ein Fuchs gelangten auf Beute ausgehend an einen Viehstall, dessen Tür verschlossen war. Unmutig sagte der Bär, der vergebens nach einer Öffnung gespäht hatte: „Die Menschen sind vorsichtig — ich kenne sie. Komm laß uns gehen! Hier werden wir unseren Hunger nicht stillen!“ „Nicht so rasch verzagt!“ entgegnete der Fuchs; „du bist stark, Freund. Stemme dich gegen die Tür! Vielleicht drückst du sie aus den Angeln.“ Der Bär tat, wie ihm geheißen, die Tür gab nach, und sie drangen in den Stall. Als sie gesättigt von dannen schlichen, sagte der Bär: „Ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß ich solche Kraft besitze. Nun laß uns das Stückchen öfter versuchen!“

Otto Buchwald †

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Poincaré, Frankreich und die Revanche

Von Dr. Karl Friedrich Vogel

Prophezeien ist immer eine heikle Sache, Prophezeien in politischen Dingen gar führt meist zu recht unangenehmen Enttäuschungen. Noch immer ist die Methode nicht gefunden, mit der sich die Gesetze des historischen Geschehens ermitteln lassen, noch immer sind uns so und soviele Triebkräfte des geschichtlichen Lebens „reine Imponderabilien", unwägbar, unberechenbar. Und doch — gewisse Voraussetzungen, gewisse Grundlagen, gewisse Richtlinien in Geschichte und Politik, unleugbar und auch dem oberflächlichen Auge bemerklich, laden immer wieder dazu ein, den unbestimmt abgegrenzten Zukunftspfad zu suchen.

Gibt es für die Franzosen eine Umkehr von jener Politik, die sie in diesen Krieg geführt hat? Werden sie je aufhören, Deutschland als den Feind zu betrachten? Es gibt Stimmen genug, die mit Ja antworten möchten, die uns mit historischen Belegen überzeugen wollen, viele Stimmen, die meinen, dieser ganze Krieg sei nur ein Kunstprodukt ebenso geschickter wie gewissenloser Politiker. Manches mag ihnen zweifellos Recht geben. Die Basler Zusammenkünfte konnten selbst schärfer Blickende zeitweilig täuschen, genau wie die deutsch-englischen Friedensschmäuse nicht wenigen den gesunden Geschmackssinn verdarben und ihnen die Wirklichkeit süß statt bitter erscheinen ließen. Zwingend fast scheint der Gedanke, daß das Unglück dieses furchtbaren Krieges das französische Volk aufwecken müsse, daß es, blind und bewußtlos in diesen Krieg gezerrt, sich aufbäumen werde, sehend geworden durch das viele nutzlos vergossene Blut seiner Söhne. Leider nur stimmt die Voraussetzung nicht. Das französische Volk war weder blind, noch war es getäuscht, als es diesen Krieg begann. Es sah ihn kommen, es hat ihn gewollt und es hat ihn vorbereitet. Vor allem seine führenden Männer, ein Briand, ein Millerand, ein Clémenceau — sie alle von der Linken — ebenso wie ein Barthou, ein Poincaré und

andere Männer des Zentrums, von den politisch einflußlosen Führern der Rechten ganz zu schweigen.

Man gefällt sich bei uns in recht merkwürdigen Vorstellungen von diesen Männern. Man spricht von ihnen als einer Clique gewissenloser Politiker, eitler und ehrgeiziger Erfolgjäger. Man ist von ihrer politischen Grundsatzlosigkeit überzeugt. Man glaubt mehr oder weniger fest, diesen Männern sei der Revanchegedanke nur ein politisches Zugmittel gewesen, um gewisse Kreise an sich zu ketten. Man meint, sie seien ohne innere Überzeugung und nur unter dem Zwange äußerer Verhältnisse in diesen Krieg gezogen. Poincaré, der französische Präsident, galt schon früher breiteren Kreisen als echtester Typ deutschfeindlicher Politiker. Man wußte und kannte seine Gesinnung. Doch ganz ernst nahm man sie nie. Die Vorgänge bei seiner Wahl, die stark antipoincaristische Opposition der Radikalen mit Herrn Pams als Bannerträger, unsere hergebrachten Anschauungen über französischen Volkscharakter und französisches Staatsleben, das alles mag dazu beigetragen haben. Es fielen verächtliche Worte von ehrgeizigem Advokaten, volksschmeichlerischem Streber, gewissenlosem Kriegsschürer. Man bestritt ernstlich die Tatsächlichkeit eines breiteren Anhanges im Volke und gefiel sich eine geschickte und strupellose Regie für seine innerpolitischen Erfolge verantwortlich zu machen.

Es ist an der Zeit, mit allem Nachdruck gegen dieses bald legendäre und durchaus gefühlsmäßige Bild des französischen Staatsoberhauptes wie der führenden französischen Politiker Stellung zu nehmen. Lange genug hat es die breiteren Kreise unseres Volkes gehindert, in dem Gegensatze „Deutschland-Frankreich" klar zu sehen, sich über Verständigungsmöglichkeiten mit unseren Nachbarn ein reales Bild zu verschaffen, unbeeinflußt von Satire, Witz, begreiflichem Wunsche und schwächlicher Hoffnung.

Die Wahl Poincarés war ein Nationalfest. So scharf, als hätte ich es gestern erlebt, steigt jener Tag vor meinem Auge auf. Es war in Nancy, dem Nancy des Nationalisten Driant, in der Hauptstadt der „Lorraine", dem Schoßkinde des französischen Sentimentalpatriotismus, Führerin in „espérance et souvenir" und Geburtsland des Helden. Ein Lothringer-Präsident, das war ein Programm! Nicht umsonst und aus Lokalpatriotismus nur wehten die Fahnen, war alles festlich geschmückt und trunken vor Freude, glänzten die Blicke dem Fremden vielsagend und siegesgewiß entgegen! Man sprach es offen aus und die Studentenschaft der Universität, im Restaurationssale mir gegenüber vereint, gröhlte es in überschäumendem Jubel über die nächtliche Gasse zu meinem stillen Fenster herauf: Es nahte der Tag der vengeance! Der rechte Mann war endlich da, der Mann der nationalen Stimmung, der Mann des ganzen Landes, nicht nur der parlamentarischen Clique. Man mochte reisen, wo man wollte, überall vor- und nachher konnte man dieser Überzeugung Ausdruck geben hören. Die ganze in Frankreich ja so viel frühzeitiger zur politischer Reife und politischer Handlung herangezogene

Jugend war auf Seite des Neugewählten. Eine nationale Hochspannung ging durch das Land in jenen Tagen von einer Kraft, die den Fremden, die vor allem den Deutschen überraschte.

War es doch durch Jahre hindurch geradezu ein Dogma bei uns, daß die Revancheidee mehr und mehr im Ersterben sei, daß die breite Masse des französischen Volkes nur Friede mit uns wolle. Alle Äußerungen gegenteiliger Art, mochten sie noch so heftig und auch noch so gehässig sein, setzte man auf Rechnung jenes, wie man glaubte, nicht recht ernst zu nehmenden Revolverjournalismus der Pariser Spektakelpresse, der Fünfpfennigblätter vom Schlage des „Matin", „Petit Parisien" usw. oder man hielt sie für kaltberechnete, innerlicher Überzeugung bare Spekulation jener Politiker, Spekulation auf die immer noch nicht ganz erstorbenen Nationalinstinkte der geschichtsstolzen Massen.

Als freilich die Revanchegesten immer stärker wurden, als die deutschfeindliche Literatur sich schließlich zu ganzen Bergen türmte, die deutschhässigen Theaterstücke wie die Pilze emporschossen, haßentflammte Blätter reißenden Absatz fanden, schließlich sogar friedliche deutsche Bürger drüben mehr und mehr angerempelt wurden, da schaute man doch allmählich mit erstaunter Aufmerksamkeit über die Grenze.

Es hatte allerdings eine Zeitlang geschienen, als ob die Revanche und die Revanchards tot oder doch im Siechtum seien. Es war die Zeit, als die radikale Partei der Herrschaft entgegenging, die Zeit, als man anfing, gegen Klerus und Orden, gegen Kirche und Katholizismus vorzugehen, die Zeit, die in Waldeck-Rousseau und Combes, in Felix Faure und Loubet ihre Höhepunkte hatte. Die ganze Kraft des französischen Staatslebens wandte sich damals innerpolitischen Aufgaben zu. Im Antiklerikalismus, in der Verweltlichung des Staates, der Laisierung des öffentlichen Lebens, der Trennung der staatlichen Gewalten von den kirchlichen, der reinlichen Scheidung beider, der Stärkung der Staatsmacht gegenüber der außerstaatlichen übernationalen Kirche, in diesem anscheinend rein innerpolitischen Ziele lebte sich das politische Leben aus.

Demokratie und Demokratisierung waren die Mittel zu diesem Ziele, ganz von selbst dann aber auch wieder zum Selbstzweck auswachsend. Der Klerikalismus stützte sich ja auf die konservativen, feudalen, aristokratischen und monarchistischen Schichten. Demokratisierung bedeutete Ausschaltung ihres Einflusses, bedeutete zugleich auch Festigung und Stärkung der Republik. Also Kampf für die Republik, Kampf für die Demokratie, Kampf für den weltlichen Staat, das waren die Schlagworte für die damals anstürmenden und das Land durchtobenden politischen Ideen.

Der Klerikalismus wehrte sich gegen den Sturm mit aller Macht. Er war von jeher der Hauptträger der Revancheidee, von jeher vom Nationalismus am schärfsten durchtränkt gewesen. Er kannte die Macht des Nationalitätsgedankens auf die empfindlichen Gemüter aller Volkskreise. Mit ihm fiel er

im Angriff in die Reihen der Gegner ein und suchte sie zu verwirren. Boulangismus und Anschlag gegen Dreyfuß waren seine wuchtigsten und gefährlichsten Vorstöße, Zeiten zugleich der schärfsten Agitation gegen Deutschland.

Sie wurden abgewehrt. Die Revancheidee geriet ins Hintertreffen. Der Block der Linken tat alles, sie geflissentlich zu entwerten, dieses Ablenkungsmittel gegen antiklerikale Politik unschädlich zu machen. Er griff in das Arsenal der Gedanken von 1789, die in Frankreich nie ihre Wirkung verfehlen, auch heute nicht. Er griff aus ihnen vor allem das Ideal der Freiheit heraus, hielt die freiheitliche Ausgestaltung nach innen dem Lande als Hauptziel des Staats- und Nationallebens vor, neben dem der Gedanke an Macht nach außen, an Angriffspolitik gegen andere Völker durchaus zurücktreten mußte, ja als dem Geiste der Freiheit widersprechend von einem großen Teile seiner Parteigänger verabscheut wurde. Er war also durchaus innerpolitisch interessiert, nach außen aus diesem Grunde auch durchaus pazifistisch, dachte mit mehr oder weniger klarer Logik an friedliche Verständigung zwischen den Nationen, war mehr oder weniger antinationalistisch, daher Deutschland gegenüber mehr oder weniger neutral. Ein Combes, ein Waldeck-Rousseau, ein General André konnten den Revanchegedanken fast vergessen. Sie mußten jeden Versuch ihrer klerikalen und antidemokratischen Gegner, die Aufmerksamkeit der Geister von dieser Richtung nach außen abzulenken, bekämpfen, sie mußten deswegen den Revanchegedanken sogar grundsätzlich als nebensächlich behandeln.

In erbitterten Kämpfen schuf die Linke aus ihrem Ideal Wirklichkeit, Kämpfen, die zunächst das Land in Anarchie aufzulösen, jedes Gemeinschaftsgefühl zu zerstören, den Staat in völlige Ohnmacht und Entkräftung zu stürzen schienen, die aber schließlich doch zu dem gewünschten Ziel, vor allem, gewollt oder ungewollt, durch Unterwerfung der stärksten Widerstandsgruppe zu großer Stärkung der Staatsmacht führten. Es waren die ersten fünf Jahre des neuen Jahrhunderts, die Jahre, die teils aus Prinzip teils im Gefühl der inneren Schwäche die größte Zurückhaltung in der Außenpolitik, das weiteste Entgegenkommen Deutschland gegenüber und fast allgemeines Verstummen des Revanchetamtams brachten und bei uns die Überzeugung von der friedlichen Grundstimmung des französischen Volkes und der Erledigung des Vergeltungsgedankens begründeten.

Da kam die Marokkokrise! Mit einem Schlage ändert sich das Bild. Der alte Nationalismus taucht wieder auf und wächst seit 1905 von Jahr zu Jahr; die Presse schreit immer lauter gegen Deutschland. Den Höhepunkt bringt das Dreijahresgesetz. Es zeigt mit größter Schärfe, daß nicht nur gewisse Kreise, nicht nur die Presse, nicht nur die klerikale und nationale Rechte in Deutschland den Gegner sahen, sondern daß weite Kreise der antiklerikalen und, wie es schien, antinationalistischen Linken sich mit ihren ehemaligen Gegnern im antideutschen Lager wieder zusammengefunden hatten. Und wenn auch bei vielen,

namentlich den Mitgliedern der sogenannten radikalen Partei äußerlich die „Verteidigung" der leitende Gedanke zu sein schien, so konnte man doch auch bei ihnen bei schärferem Zusehen den Pferdefuß der Revanche hervorschauen sehen.

Die Hauptschlachten des antiklerikalen Feldzugs waren schon geschlagen, als die Marokkokrisen begannen. Der Kampf war im Abflauen begriffen.

Die Linke hatte gesiegt. Ihr Ideal war zum großen Teil erreicht, ihr Programm durchgeführt. Die breite radikale Oppositionspartei, die Hauptbannerträgerin des Antiklerikalismus und der Demokratie, war längst an der Macht und machte es sich in Ministerien und Präfekturen mehr als bequem. Die politische Luft wurde träge und stickicht. Das reinigende Element neuer Gedanken fehlte. Damit trat denn auch die Zersetzung ein. Es bildeten sich Gruppen, Klientelen einzelner bedeutenderer Männer, die sich gegenseitig in der Herrschaft bekämpften. Die Anhängsel nach rechts, mochten sie sich demokratische Linke oder anders nennen, gewannen an Bedeutung. Neue Parteibildungen kristallisierten sich aus und es ist ja eine immer wieder zu beobachtende Erscheinung, daß solche Minoritäten und solche kleinere Verwandten vermöge ihrer strengeren Geschlossenheit und ihres infolgedessen strengeren Programms das Gros der Familie mehr oder weniger beeinflussen.

Bei diesen kleineren Gefolgsgruppen aber gewann der nationale Gedanke am ehesten, stärksten und bewußtesten wieder an Boden. Bei ihnen war er überhaupt nie so zurückgedrängt gewesen wie bei den Radikalen. Sie vergaßen bei dem Kampfe um die Freiheit nie jenes andere Ideal, das ebenfalls schon die große Revolution in nicht unlogischer Ideenverkettung und in frischer Anerkennung der nationalstaatlichen Tatsachen in ihrem Schoße geborgen hatte und das als unklarer Volksinstinkt seitdem auch im französischen Volksleben immer scharf lebendig war, den Gedanken an die Staatsmacht nach außen, die Idee von der Größe des französischen Volkes und Staates, den Machtgedanken mit all seinen Konsequenzen für die äußere Politik, mit seiner historisch gegebenen, mit seiner von Franz dem Ersten und Ludwig dem Vierzehnten und einer ganzen vierhundertjährigen Geschichte überlieferten Konsequenz der Feindschaft gegen Deutschland vor allem.

Das gerade unterscheidet diesen rechten Flügel von der radikalen Linken, wenn der Unterschied sich auch dem Auge anscheinend auf anderem Gebiete offenbar macht. Sie sind nämlich innerpolitisch gemäßigter, wenn man will konservativer. Ihr Freiheitsbegriff ist mehr gedämpft, ist strenger. Besorgten und ängstlichen Blickes schielen sie immer mit einem Auge nach der Staatsmacht und vorsichtig zügeln sie das an den Wagen des Staats gespannte Freiheitsroß, um ihn und seine Lenkerin, die Macht, stark und willensfähig zu haben und zu erhalten, zur Anwendung nach außen. Nicht zuletzt aus Machtgründen hatten sie auch den Kampf gegen den Klerikalismus geführt. „Freiheit" war die Losung der Radikalen, „Freiheit und Macht" die ihrige. Im Grunde der Unterschied von deutschem „Fortschritt" und „Nationalliberalismus" ins Französische übertragen,

eigentlich ja nur ein Unterschied der Betonung, da auch von der Linken die Notwendigkeit der Staatsmacht nicht geleugnet wird.

Das Ende des Kirchenstreits, die steigende Unzufriedenheit mit dem regierenden Radikalismus und seiner Selbstzufriedenheit und die wachsenden Marokkokrisen trafen also ausgezeichnet zusammen, um einerseits den latenten Nationalismus wieder unverhüllt aufflammen zu lassen und andererseits dem nationalen Machtgedanken und seinen Vertretern mehr und mehr Ansehen zu verschaffen. Die Hetzpresse spiegelt nur eine innere Entwicklung wieder, die sie freilich ihrerseits wieder beschleunigt, verstärkt und vergröbert hat. Sie hätte jedoch nie die Bedeutung und Wirkung erlangen können, die sie tatsächlich hatte und noch hat, wäre nicht vorher die Hauptmacht der Intelligenz, vor allem die gesamte Jungintelligenz in das Lager des Nationalismus und zu den Vertretern des Machtgedankens übergegangen. Grade die sogenannte Intelligenz, am Anfang des Jahrhunderts parteipolitisch noch radikal und außenpolitisch pessimistisch, ist seit den Marokkokrisen nationalistisch und agressiv, ist dem nationalen Ideal neu gewonnen, hat es mehr und mehr wieder als politischen Haupt- und Grundgedanken, als das Ideal ansehen gelernt. Mit ihr aber, als ganz anders wie in Deutschland willig anerkannten Führerin des politischen Lebens, werden auch die breiteren Schichten des Bürgertums auf nationalem Gebiet mehr und mehr vom Instinkt zum bewußten politischen Gedanken geführt und erzogen, immer mehr im eigentlichen Sinne nationalistisch orientiert.

Die radikale Partei, wenn sie auch stark abbröckelte, behielt zunächst noch aus Gewohnheit die Masse der Wähler, an Intelligenz aber verarmte sie. Das wurde von Jahr zu Jahr offenkundiger. Ihre Mittelmäßigkeit und geistige Unbedeutendheit wurden offenes Ziel für den Hohn und den Witz nicht nur einzelner Intellektuellen, sondern fast der gesamten Presse. Sie war eben die Partei der kleinen Bourgeoisie. Im Lager des rechten Flügels der Linken hingegen war bald Überfluß an bedeutenden und starken Persönlichkeiten. Überaus empfänglich, wie der Franzose trotz allem, was man sagen mag, gerade hierfür ist, konnten sich die Radikalen besonders mit ihrer anarchistischen Parteiorganisation gegen deren Einfluß nicht wehren. Mochten sie auch theoretisch noch immer ihren alten Ideen und ihrem Programm aus der Zeit des Kirchenstreits anhängen, sie sahen die Stimmung der Wählermassen sich ändern, sahen den Einfluß der nach rechts gerichteten Elemente und konnten sich praktisch dem nicht entziehen.

Starke Gruppen der Radikalen wie Pichon, Delcassé und bedingter auch Clémenceau hatten schon früher auf durchaus nationalistischem Boden gestanden oder sie wurden jetzt bewußt und völlig zu Nationalisten. Briand, Millerand usw. sind bekannte Beispiele für die scharfe und dem Deutschen oft fast unverständliche Wandlung der französischen Intelligenz nach dieser Richtung hin. Die Parteiunterschiede zwischen all diesen verschiedenen Elementen waren nur noch gering. Sie schlossen sich immer enger zusammen, fanden sich immer öfter in gemein-

samen Kabinetten und waren bei den Wahlen von 1914 nicht mehr so gar viel vom Zusammenschluß zu einer neuen Partei entfernt, die man mit deutschem Terminus als die nationalliberale hätte bezeichnen können. Die Rivalität der verschiedenen Führer ließ es nicht so weit kommen. Aber die Bildung einer starken „Gruppe" Briand, der Anschluß einer andern an Barthou-Poincaré spricht deutlich genug.

Einen ersten sichtbaren und bedeutenden Erfolg trugen sie auch so davon: die Wahl Poincarés, damals Kabinettschef im sogenannten grand ministère national und Bannerträger des nationalistischen Teiles der Linken zum Präsidenten.

Die Präsidentschaftswahl war nur das äußere Zeichen dafür, daß der Machtgedanke zum herrschenden der französischen Politik geworden, das Zeichen dafür, wie sehr die Wandlung in der Kammer und innerhalb der Parteien bereits durchgedrungen war.

„Größe und Würde des Vaterlandes" sind ständig wiederkehrende Ausdrücke in den Reden des Präsidenten. Er ist einer der ersten gewesen, der sie wieder zu Schlagworten eines politischen Programms machte zu einer Zeit schon, als Combes und seine Schüler noch das Feld beherrschten, als sein Programm unter den Politikern noch recht wenig Mode war.

Wie kann man ihm da die Überzeugung absprechen, wie kann man glauben, dieser Mann sei nur kalter Rechner oder ehrgeiziger Streber, seine politischen Gedanken nur wohlüberlegte Lockmittel für die Masse! Wir können uns im Gegenteil nicht scharf genug klar machen, wie stark diesen Mann und wie tief ihn schon als Lothringer der Gedanke des nationalen Machtstaates und damit des Gegensatzes zu Deutschland beherrscht, so tief, daß er trotz des lähmenden Eindrucks von 1870 vor diesem Kriege nicht zurückschreckte, daß er alles daran setzte, die alte Macht des französischen Staates wieder heimzubringen, koste es auch einen verzweiflungsvollen Kampf. Und wie ihn, so beherrscht dieser Gedanke auch all die Männer, die ihn gewählt, die ihm bald da bald dort Handlangerdienste geleistet, die mit ihm als Ministerpräsidenten und Minister in den letzten drei Jahren die große Politik gemacht und diese Katastrophe eingefädelt haben, alle die, die mit ihm heute diesen zähen Kampf gegen unser Heer und Volk leiten. Sie alle werden, wenn nicht völlig geschlagen, nicht zurückweichen, sie werden ihr Staatsideal nicht selbst zertrümmern. Sie kämpfen für die historische Großmachtstellung Frankreichs gegenüber Deutschland. Das gibt ihnen diese Zähigkeit und diesen unbeirrbaren Entschluß zum Erschöpfungskampf, diesen Optimismus, der uns oft fast irrsinnig oder lächerlich scheint. Daraus ziehen sie die Rührigkeit und den scharfen Blick, die ihnen immer wieder neue Hilfsmittel gegen uns verschaffen, sei es auf militärischem, sei es auf politisch-diplomatischem Gebiet. Sie sind gezwungen zu kämpfen, wollen sie sich nicht selbst aufgeben, innerlich vor allem, vom Äußerlichen ganz abgesehen. Und sie werden sich nicht aufgeben, sie werden kämpfen. Denn noch immer bleiben ihnen die „espérance

et souvenir", jene beiden Worte und Ideen zugleich, die wie zwei Sterne dem Nationalismus in Frankreich seit über vierzig Jahren voranleuchteten und eine der großen Licht- und Kraftquellen der französischen Nation waren.

Bleibt das Gebiet der Instinkte, bleibt die Revanche als Trieb und die inneren Beziehungen zwischen ihm und der bildungslosen Volksmasse.

Völker hätten ein schlechtes Gedächtnis, behauptet man. Beispiele aus der politischen Geschichte sogar der neuesten Zeit scheinen dem Recht zu geben. Man verweist auf die „entente cordiale". Aber der Schein trügt.

Diese Entente hat in Wirklichkeit jenes tiefe jahrhundertealte Mißtrauen und jene instinktive Abneigung, die dem Durchschnittsfranzosen seit seinen Voreltern England gegenüber im Blute sitzt, kaum zu mildern vermocht. Und dies trotz bezahlter Presse, trotz ergebenheits- und freundschaftstriefender Reden und trotz aller geschäftigen Freundschaftsreisen. Wie sollten wir uns da wundern, wenn allem Deutschen gegenüber die Gefühle noch einige Grade tiefer stehen? Wie konnten wir uns überhaupt je über diese Tatsache täuschen! Wie konnten wir glauben, die Revanchegelüste seien im französischen Volke in der Abnahme begriffen! Wenn Völker ein schlechtes Gedächtnis haben, so besitzen sie dafür um so bessere und stärkere Instinkte. Mit ganz instinktiver Wucht bäumt sich die französische Seele gegen uns auf. Wir sind es gewesen, die dieses Volk von seiner glanzvollen Höhe heruntergestoßen haben, wir haben es in allem und jedem überflügelt, von uns hat die Welt täglich mehr geredet in Neid und Sorge, wir haben Frankreich verdunkelt, ihm den Ruf des ersten Kulturvolkes der Erde mit Erfolg streitig gemacht. Man muß den ganzen Stolz des Galliers, seine ganze reizbare Empfindlichkeit, sein fast tragisches Sehnen nach Geltung in der Welt, nach Geltendmachung wenigstens einer geistigen Vorherrschaft kennen, man muß sich klar machen, wie brennend ein Schwacher die Ursache seiner Schwachheit haßt, um zu erfassen, wie tief, wie wild, wie besinnungslos der Haß der französischen Seele gegen den Deutschen sein kann und oft auch ist. Kennen muß man auch den instinktiven Haß, den der Franzose, wie jeder Romane, gegen alle über die Befriedigung des unbedingten Lebensbedürfnisses hinausgehende Arbeitsanspannung, den er gegen den Fleiß und die Energie des germanischen Deutschen im Blute sitzen hat, kennen auch seinen von den verrücktesten und lächerlichsten Vorstellungen getränkten Demokratenhaß und Demokratendünkel gegenüber dem monarchischen, also — das ist die gegebene Logik der Franzosen — „barbarischen" Deutschland.

Zeitweilig konnte es scheinen, als ob alles Vergangene vergessen, als ob Deutscher und Franzose zur Freundschaft reif seien. Man konnte so glauben, weil eben die führenden Männer Frankreichs alles daran setzten, den Volksinstinkt zurückzudämmen, das Volk auf andere Ziele zu lenken. Man ließ sich täuschen. Der Wunsch war nur zu sehr auch hier der Vater des Gedankens. Die tiefgreifende Wandlung, die das Land da drüben durchmachte, kam uns nur unsicher zum Bewußtsein und erst spät wurde es uns klar, daß nicht ehr-

geizige Politiker den Chauvinismus machten, sondern daß die deutschfeindlichen Volksströmungen auch immer wieder jene Politiker in ihren Bann zogen und in ihr Schlepptau nahmen, die an und für sich zu einer Versöhnung einsichtig genug und bereit waren.

Der Krieg hat den Chauvinismus in Frankreich zu geradezu wahnsinniger Hitze gesteigert. Wir wollen dem Widerstande der französischen Nation eine gewisse Größe nicht absprechen. Aber die Quellen, aus denen die französische Seele immer und immer wieder die Kraft zum Widerstande schöpft, sind doch grundverschieden von den unseren. Sie sind nur Haß, tierischer Haß geradezu, gegen alles, was deutsch ist, gleichgültig, ob Personen oder Sachen, Geist oder Stoff, und sie sind wahnsinnige, blinde Überhebung.

Man lese den „Matin". Man sage nicht: Ein Skandalblatt. Jawohl ein Radaublatt, aber eines das zu Hunderttausenden gekauft und gelesen und blind geglaubt wird, eines, das die mächtigsten Beziehungen und Verbindungen hat, eines, das sehr oft Sprachrohr der Regierung, jedenfalls aber vieler leitender Politiker ist. Täglich wird da in unsagbar verächtlicher, in unsagbar haßerfüllter Weise von unserem Wesen, unserer Kultur, unserer Arbeit gesprochen, täglich werden die schlimmsten Schauergeschichten von unserer Kriegführung, Schandtaten unserer Soldaten, Behandlung der französischen Gefangenen usw. usw. aufgetischt, täglich eine Flut von Schimpfnamen über uns ergossen, der Kaiser und die deutschen Führer und Leiter mit Gift, Galle und Gemeinheiten von oft geradezu lachhafter Unglaublichkeit bedacht. Und wie der „Matin", so die vielen andern. Nur so erklären sich Szenen wie die zu Lyon, wo letztes Jahr, laut Bericht eines Schweizers, die nach Deutschland abgeschobenen deutschen Schwerverwundeten mit Schmähungen überhäuft wurden und vor Tätlichkeiten kaum geschützt werden konnten.

Wer die französische Seelenverfassung während der letzten zwei Jahre vor dem Kriege aufmerksam und allseitig aus nächster Nähe beobachtet hat, kann sich darüber nicht wundern. Der Haß war latent. Auch in der Masse. Oft trat er in taktlosester und verletzendster Weise zu Tage. „La question d'Alsace n'est pas du tout réglée" war in gebildeten Familen sehr oft der erste Satz, den man zu hören bekam. Der Gedanke von den „natürlichen" Grenzen Frankreichs (gemeint ist der Rhein!) spukte selbst in radikalen Köpfen, wenn er vielleicht auch nur in intimerer Diskussion zum Vorschein kam. Deutschland muß wieder in seine (nur zwangsweise vereinten!) Teile aufgelöst werden, war eine ständig wiederkehrende Vorstellung, bezeichnenderweise am meisten bei der jungen studentischen Generation. Die ganze Gedankenwelt des Franzosen war von dem Worte „Deutschland" beherrscht. Sein ganzes politisches, militärisches, soziales Leben war gebildet von der Furcht und der Scheu vor diesem Wort. Deutschland war seit Jahren der Alp, der ihn quälte Tag und Nacht, infolge begreiflicher und überwältigender Suggestion auch den gemeinen Mann, es war das „Monstre" — wie einmal der Lyoner Bürgermeister Herriot in einer

Wahlversammlung sagte —, zu dessen Beseitigung er die wildesten Anstrengungen machte, das „Monstre", das den Sozialisten nicht weniger quälte wie den Bourgeois.

So bleibt die Revanche ebensosehr als Instinkt wie als Idee, beides in gleichem Maße, in die französische Seele hineingebohrt und gewinnt gerade in den führenden Köpfen, einem Poincaré, Delcassé, Maurice Barrès, Richepin, Comte de Mun, durch die Verbindung beider diese scharfe und rücksichtslose Kraft, die wir zu gleicher Zeit bewundern und bedauern möchten.

Die Grundgedanken des Wirtschaftskrieges

Von Dr. Otto Pfeffer

Zu der militärischen und politischen Generaloffensive des Vierverbandes ist die wirtschaftliche getreten. Seit der Pariser Konferenz begegnen wir überall den äußersten Anstrengungen Englands, die Herrschaft der vierverbändischen Wirtschaftsallianz durchzuführen und zur Tatsache zu machen. Ganz klipp und klar ist der Weltkrieg damit auf der Stufe angelangt, die eine Fortsetzung auf ökonomischem Gebiet bedeutet. Dies ist die wichtigste Feststellung: das Mitteleuropa des Vierbundes steht wirklich und wahrhaftig einem wirtschaftlichen Ententeblock gegenüber. Die Neutralen, deren wirtschaftliche Unabhängigkeit sicherstellen zu wollen, die Pariser Beschlüsse so wunderschön verkündeten, sind damit zwischen die Mühlsteine geraten. Mögen sie sich einzeln noch so sehr sträuben mit Vorbehalten und Protesten gegen die Londoner Regierung, so wird diese sich doch nicht abhalten lassen, ihre Kraftprobe weiter zu versuchen. Solange die Vereinigten Staaten von Amerika nicht die Rolle des Führers der neutralen Staaten übernehmen, solange wird jeglicher Zusammenschluß und jegliches gemeinsame Vorgehen ein Schlag ins Wasser bleiben. England hat die Neutralen bis auf ganz wenige Ausnahmen samt und sonders unter seine harte Hand gezwungen und sie damit, sei es gewollt oder ungewollt, mittelbar oder unmittelbar, zu einer Stellung veranlaßt, die für uns Deutsche heute feindselig ist. Man hat wahrhaftig Mühe, einen Neutralen zu finden, der noch nicht vergewaltigt ist. Neben Griechenland sind besonders in der letzten Zeit die nordischen Staaten und die Schweiz die Opfer der englischen Willkür geworden. An die Einzelheiten zu erinnern, ist in diesem Zusammenhang nicht nötig; sie dürften überdies in frischer Erinnerung sein. Wir haben hier nur als einen ersten Punkt festzuhalten, daß wir, solange der Krieg dauert, von den Neutralen nichts zu erhoffen haben, daß all ihre

ohnmächtige Wut gegen die Beaufsichtigung ihres Handels durch die Engländer eben doch nur eine ohnmächtige Wut ist. Gibt es heute überhaupt noch Neutrale? Die Frage erscheint gerechtfertigt in dem Augenblick, da man sich überlegt, daß der Krieg in seinen wirtschaftlichen Auswirkungen heute keinen Staat unangetastet gelassen hat. Soweit freilich braucht die Folgerung nicht zu gehen, daß die so gemeinte Unneutralität mit einer offenen Feindseligkeit gegen die Mittelmächte gleichgesetzt werden dürfte. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, gilt auch hier für die meisten der Neutralen.

Wir stehen noch mitten in den schwersten Kämpfen auf allen Fronten. Die Furcht vor der Wahrheit und die aufdämmernde Einsicht, uns militärisch nicht unterkriegen zu können, ist die wahre Ursache zu der erheblichen Verschärfung des Wirtschaftskampfes. Es ist bei ihm deutlich zu unterscheiden: das Bestreben, den Aushungerungsplan zur Wirksamkeit zu bringen, um uns zu einer schimpflichen Kapitulation zu zwingen; dann darüber hinausgehend, bereits jetzt mit dem Kampf gegen den Wirtschaftskonkurrenten Deutschland mit aller Gewalt einzusetzen, um uns in Friedenszeiten für den Weltmarkt wettbewerbsunfähig zu machen. Das sind die nächsten Ziele der englischen nunmehrigen Handelspolitik. Sie zielen also ab auf den Gegner Deutschland. In diesem Verhältnis wird sich bis zum Friedensschluß tatsächlich so gut wie nichts ändern und ändern lassen. Der Krieg hat von selber ein Prohibitivsystem für alle Beteiligten geschaffen auf Grund der Abschließung, Einkreisung und Blockierung der Mittelmächte. Wenn auch unser Außenhandel während des letzten Jahres gegenüber dem ersten Kriegsjahr sich gehoben hat, will das doch nichts besagen, sofern man sich vergegenwärtigt, daß unser Export, der in Friedenszeiten rund zehn Milliarden Mark betrug, zum allergrößten Teil heute still liegt und keine nennenswerten Erträgnisse liefert. Unsere Industrie ist zur Kriegsmaschinerie ausgebaut worden, unsere Rohstoffe und unsere Arbeitskräfte sind in erster Linie da, den deutschen Sieg zu erringen. Wir müssen uns an Wahrheiten halten und dürfen uns an keine Illusion verlieren. Die Rede Asquiths zu den Pariser Beschlüssen, die ganz diktiert ist von der Angst der deutschen Invasion auf den Weltmärkten, ist zwar ein unfreiwilliges Kompliment für die Tüchtigkeit des deutschen Kaufmannsstandes und das hervorragende deutsche Organisationstalent, aber weiter nichts. Wie die anderen Kriegführenden, so haben auch wir große Verluste an Menschenleben, seien sie Intelligenz oder rein mechanische Arbeitskräfte, zu verzeichnen. Unsere Rohstoffe, für die wir nicht selbst Hilfsquellen im Lande besitzen, sind zum großen Teil aufgezehrt. Es ist also lediglich ein Märchen, wenn uns von der feindlichen oder neutralen Seite immer wieder große Vorräte an fertigen oder halbfertigen Erzeugnissen angedichtet werden, mit denen wir unmittelbar nach Friedensschluß den Weltmarkt überschwemmen könnten. Wir werden im Gegenteil das Sinnen und Trachten darauf richten müssen, unter Ausschaltung jeglicher Erschwernis des Handels mit den Neutralen unsere Bestände so zu ergänzen, daß die deutsche

Valuta kreditfähig bleibt für die Zeit der neuen großen Kapitalanstrengungen. Das oben besagte Prohibitivsystem hat logischerweise zu dem Bestreben geführt, sich mehr und mehr selbst zu genügen. Das ist ja auch die Grundidee der mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft, daß wir uns späterhin für alle Fälle ein verläßliches Wirtschaftsbündnis schaffen, das uns die politische Stärkung eines geschlossenen Handelsstaates in jedem Augenblick zu gewähren imstande ist, daß das Mitteleuropa, um mit Friedrich List zu reden, als eine einheitliche „Agrikulturmanufakturhandelsnation" in die Erscheinung tritt.

Von gar nicht zu überschätzender und trotzdem merkwürdigerweise vielfach übersehener Wichtigkeit ist nun ein zweiter Punkt: England baut vor für seine ganzen Weltmarktinteressen, nicht nur für seine Verrechnung mit Deutschland. Es ist durch die Tatsache, daß es in von den Leitern der Londoner Politik ungeahntem Umfange zur tätigen Teilnahme am Kriege gezwungen worden ist, in sehr beträchtlichem Maße von den wirtschaftlichen Geschehnissen ferngehalten worden. Seine europäische politische Bedeutung hat, das darf man ruhig angesichts der bedeutenden Verpflichtungen der Ententegenossen gegenüber England aussprechen, wohl kaum gelitten, dagegen ist seine weltwirtschaftliche Stellung nicht unerheblich erschüttert. Menschen und Maschinen arbeiten heute auf dem Inselande wenig genug für den Export von Friedenswaren. Auch die englische Industrie ist mehr und mehr zu einer Rüstungsindustrie geworden. Diese Sorge, zu viel eingebüßt zu haben von der Weltmachtstellung in wirtschaftlicher Hinsicht, drückt die Londoner Machthaber heute unseres Erachtens ebensosehr wie das Bangen um den Kriegsausfall selber. Die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan haben England in großem Maße Abbruch getan. Die Märkte der Welt diesen beiden Konkurrenten gegenüber sich soweit wie möglich zu erhalten und neu zu gewinnen, darauf laufen die Bemühungen hinaus. Wie stark die Schwierigkeiten, die sich diesen Anstrengungen entgegensetzen, übrigens sind, geht aus den folgenden Ausführungen des Londoner Mitarbeiters der „Züricher Post" hervor: „Die Vereinigten Staaten machen gewaltige Anstrengungen, um den Handel in Südamerika an sich zu reißen, und sie haben schon bemerkenswerte Erfolge erzielt. Auch in Südafrika sind es die Amerikaner, die den Minenbesitzern, besonders bei der Ausbeutung der Diamanten die modernsten Maschinen verkaufen. Auch die amerikanischen Werkzeuge finden größeren Absatz als die britischen. In Australien sind es wieder die amerikanischen Häuser, die überallhin ihre Vertreter aussenden, um genau die lokalen Verhältnisse zu erkunden. Seit dem Krieg hat sich dieses England ungünstige Verhältnis noch bedeutend zugunsten Amerikas verschoben. Daß Kanada von den Amerikanern besonders aufmerksam bearbeitet wird, ist bekannt. Die Japaner befassen sich hauptsächlich mit Indien und Neuseeland. Besonders in dieser letzteren Kolonie haben die Japaner den Platz der Deutschen eingenommen und verkaufen dort zu bedeutend billigeren Preisen als die Deutschen dies je getan haben. Gegenwärtig ist in Neuseeland kein Geschäft, das nicht

irgendeinen japanischen Artikel verkauft. In Indien gewinnt der japanische Handel immer mehr an Boden. Die japanische Regierung unterstützt die auswärtigen Unternehmungen tatkräftig. Selbst in Großbritannien gelangen Strumpfwaren und Artikel für den Tuchhandel, die in Japan fabriziert werden, zum Verkauf. Die Preise der japanischen Waren sind auch in England bedeutend niedriger als diejenigen für die gleiche Ware deutscher Herkunft vor dem Krieg."

Schon aus diesen wenigen Angaben erhellt, daß der britische Kaufmann trotz der Ausschaltung der Deutschen nicht mehr Herr seines Marktes ist. Es ist also wohl verständlich, wenn diese Verschiebung der Kräfte in England außerordentlich zu denken gibt, und daß man alle Hebel in Bewegung setzt, die zwei Hauptziele zu erreichen, nämlich: Deutschland militärisch und wirtschaftlich niederzukämpfen, sein wirtschaftliches Leben zu erdrosseln und gleichzeitig den Kampf auf dem Weltmarkt gegen die neuen durch den europäischen Krieg zur Macht gelangten Konkurrenten Amerika und Japan aufzunehmen und gegen das erneute Eindringen und Wachsen der deutschen Konkurrenz vorzubeugen. Der Wirtschaftskrieg hat demnach einen Kriegssinn und einen Friedenssinn; beide durchdringen sich jetzt schon in intensivster Weise.

Welcher Mittel bedienen sich die Alliierten, oder, besser gesagt, bedient sich England zur Erreichung dieser Ziele? Es dürfte einleuchten, daß sich bei dieser Fragestellung nicht mehr unterscheiden läßt, wie es die Pariser Beschlüsse fein säuberlich zu tun vorgeben, zwischen Mitteln der Kriegszeit, der Übergangszeit in den ersten Friedensjahren und solchen einer permanenten Handelspolitik für die Zukunft. Hier fließen die Begriffe schon vollkommen ineinander über, wie es auch die Absichten tun. Während die Blockadepraktiken lediglich auf die Verhinderung der Zufuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln in das Gebiet der Mittelmächte abzielen, reichen die Vergewaltigung der Neutralen und, um nur ein Beispiel zu nennen, das System der Schwarzen Listen, weit in die Übergangszeit mit dem oben geschilderten doppelten englischen Ziel hinein. Formulieren wir positiv die Absichten Englands näher, so laufen diese auf die Schaffung wirksamer Maßregeln zum Schutze seiner Industrie hinaus. Das ist in der Tat auch der Feldruf geworden. Die Schwierigkeiten, mit denen die englische Industrie in den letzten Jahrzehnten zu kämpfen gehabt hatte, lagen zu einem guten Teil im Freihandel begründet. Er hat allen ausländischen Industrieprodukten, auch solchen, die im Inlande besser erzeugt werden konnten, Tür und Tor geöffnet und die Abstoßung der Überproduktion des Kontinents zu Schundpreisen ermöglicht. Der englische Exporthandel zeigte sich demgegenüber, wie von britischer Seite selbst zugegeben wird, überall lässig und rückschrittlich. Man ließ die Kundschaft an sich herankommen, anstatt sie aufzusuchen und gab der Konkurrenz das Feld zu leichten Kaufes preis. Der Freihandel, der den englischen Transithandel ganz zweifellos zu einer großen Blüte verholfen hat, hat auf die Industrie-Politik nur

wenig förderlich gewirkt. Nun da Englands Welthandelsstellung gefährlich bedroht ist — nicht nur durch die Kriegsereignisse mit der Schaffung der Straße durch den Balkan und der ständigen Gefahr für den Suezkanal, sondern auch durch die Änderungen im Tarifwesen infolge der Verbilligung der Landtransportmittel und des schnellen Emporkommens der deutschen Schiffahrt — ist England in die Zwangslage geraten, genau wie es von der Bekämpfung des Militarismus selber zum Militarismus übergegangen ist, auch seine wirtschaftlichen Grundsätze zu verleugnen: seinen freihändlerischen Standpunkt umzudenken in einen schutzzöllnerischen. Es sind also durchaus Ideen einer merkantilistischen Handelspolitik, die von den Pariser Beschlüssen zum Programm erhoben worden sind, ja, der Krieg hat uns, wie es der schwedische Nationalökonom Gustav Cassel ausgedrückt hat, sogar plötzlich in eine „Hochrenaissance dieses Merkantilismus versetzt, die den alten Ideen niegeahnte Lebenskraft verliehen hat und dieselben Methoden wieder hat aufleben lassen." Im Mittelpunkt der Bestrebungen dieses Geistes steht der Wille, die Zentralmächte von einer Meistbegünstigung in den Gebieten der Alliierten auszuschließen. Nach Asquith „haben sich die Verbündeten untereinander verpflichtet, den feindlichen Mächten für eine Anzahl Jahre die Behandlung auf der Basis der Meistbegünstigung zu verweigern und in dieser Zeit der Erholung vom Kriege ihre Hilfsmittel unter Bedingungen so auszutauschen, daß die Maßregeln Deutschlands, sich Vorräte und Material aus den neutralen Ländern zu sichern, durchkreuzt würden." Eine kurze Überlegung läßt schon erkennen, daß hier der wunde Punkt des Pariser Programms liegt. Abgesehen davon, daß die Interessen der einzelnen Ententegenossen viel zu sehr auseinanderstreben und viel zu wenig Gemeinsames haben, ist der Gedanke der Schaffung einer solchen abgeschlossenen Einheit absurd zu nennen, da sich die Gesetze von Produktion und Umsatz nicht von heute auf morgen ändern lassen. Weiter ist das Aufeinanderangewiesensein bei der heutigen innigen Weltverflechtung aller am Weltmarkt teilnehmenden Nationen so stark ausgebildet, daß anzunehmen ist, bald nach Friedensschluß werde das oberste ökonomische Prinzip des wohlverstandenen Eigennutzes politische Rücksichten leicht in den Hintergrund drängen. Das Rad der Weltgeschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Die Zeit der Nationalökonomie ist längst ersetzt durch die einer Weltökonomie. Ist das eine naturgegebene Gegenwirkung gegen die englischen Pläne, so stellen sich außerdem noch eine Unmenge von Hemmungen ein, die die Probleme erschweren und ihre Lösung fast utopisch erscheinen lassen. Betrachten wir diese näher, so stehen technische Schwierigkeiten obenan; denn die Versagung der Meistbegünstigung an Deutschland heißt unbedingt für England die Einführung des Schutzzolles. Das bedeutet weiter die Notwendigkeit der Schaffung von Freibezirken in sämtlichen Welthäfen der Entente und unendliche Beschwerlichkeiten in der Zollbehandlung der Güter nach ihrem Ursprungslande. Ausgleichsmärkte anzulegen, dieser Gedanke entspricht ganz und gar den kleinen Geistern, die heute die englische Politik machen. Immer wird ein Kunde dort

kaufen und von dort beziehen, wo er die Waren am billigsten und mit den geringsten Transportkosten verknüpft, erhält. Die Länder der Erde sind ja von der Natur lange nicht gleichmäßig mit Rohstoffen begabt, ebensowenig wie mit einer auf gleicher Höhe stehenden Industrie, mit einem gleichgearteten wissenschaftlichen Geist und organisatorischem Sinn. Eine Abschließung der Vierverbandsmärkte von Erzeugnissen des Vierbundes würde also ohne Zweifel bei der unvermeidlichen Zuspitzung der dann notwendigen Zollkriege eine gesicherte friedliche Entwicklung, ein Zurücklenken in die Bahn des allgemeinen menschlichen Fortschrittes, zur Unmöglichkeit machen. Es ist nicht ohne pikanten Beigeschmack, daran zu erinnern, daß das auf Grund eines überzeugten Bekenntnisses zum Freihandel gewählte englische Parlament und Kabinett sich heute unter dem Zwang der Lage damit beschäftigt, das Prinzip einer internationalen Handelsfreiheit abzubauen, das allein dort Berechtigung hat, wo eine Konföderation aller Nationen auf gleicher politischer und wirtschaftlicher Basis den ewigen Frieden garantieren könnte. Und noch an eins sei in diesem Zusammenhang der Gegenwirkungen erinnert, das uns das Recht gibt, dem Anschlag der Alliierten auf unser Wirtschaftsleben mit Ruhe entgegenzusehen: wir meinen, die deutsche wissenschaftliche Schulung und unsere technische Organisation. Ein Blick auf die Entwicklung dieser Dinge zeigt, daß es in Preußen 1871 erst 36 Patente gab, daß wir in unseren Reichsgrenzen 1877 nicht weniger als 29 verschiedene Patentgesetze zählten, während in England bereits 1852 ein weitsichtiges Patentgesetz erlassen worden war. Von diesem letztgenannten Jahre an datiert recht eigentlich erst die Weltmarktbeherrschung der Engländer. Es war hierzulande dem einzelnen Erfinder nicht möglich, in allen Staaten Patentgelder zu zahlen, er wanderte aus nach England, wo er für seinen Geistesblitz reichliche Verwendung finden konnte. In der Tat war ja seinerzeit England das Hauptauswanderungsland, aber nicht wie heute Amerika für niedrigstehende, halbunkultivierte Völker, sondern gerade für die besseren Schichten. Wir wissen, daß um diese Jahrzehnte durch die Erfindung der Dampfmaschine und vor allem der langen Reihe neuer Arbeitsmaschinen, besonders in der Textil- und Eisenindustrie, die ersten großen Erfolge neuzeitlicher Technik errungen worden sind, daß der Kapitalismus mit zielbewußter Rücksichtslosigkeit in England den Typus des Fabrikbetriebes herausgebildet hat. Also nicht aus eigener Kraft allein, sondern zusammenwirkend mit natürlichen Begünstigungen und fremden Einflüssen ist England so zum „workshop of world“ geworden und hat als solcher nicht nur die anderen Länder, vor allem Deutschland, mit seinen Erzeugnissen versorgt, sondern ihnen auch als große Musterwerkstätte gedient. Seit es uns auf Grund der endlich errungenen nationalen Existenz gelungen ist, ein großes eigenes Wirtschaftsgebiet zu kultivieren, seit wir begonnen haben, eine neuzeitliche Industrie zu entwickeln, ist England den Krebsgang gegangen. Es hub die so auffällig plötzlich einsetzende Zeit des Versiegens des englischen Erfindungsgeistes an und die Jahre kamen,

in denen wir Maschinen und Halbfabrikate, Vorarbeiter und Unternehmer in großem Maßstabe aus England bezogen. Der über alle Maßen großartige Aufschwung der technischen Wissenschaften und der Naturwissenschaften, die Heranbildung eines tüchtigen, unter dem Schutze der Sozialgesetzgebung wohlgehaltenen, gelernten und ungelernten Arbeiterstandes und der Pioniergeist des deutschen Unternehmertums, das sind Faktoren, die wir ruhig den Pariser Wirtschaftsbeschlüssen entgegenstellen dürfen. Wenn also die Pariser Konferenzmächte als ein würdiges Gegenstück zu dem Exportausschluß der Mittelmächte beschlossen haben, alles was an internationalen Patent- und Markenschutz, internationalem Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentums in der Zeit vor dem Kriege erreicht worden ist, in Scherben zu schlagen und einer teilweisen Freibeuterperiode Tür und Tor zu öffnen, so ist auch das ein Punkt, dessen Bedeutung wir nicht unterschätzen, aber auch mit nichten überschätzen wollen. Der Entwicklung dieser Dinge können wir getrost entgegensehen.

Wir versagen uns, an diesem Ort auf die scharfen, bereits in offener Form zutage tretenden Interessengegensätze wirtschaftlicher Art im Rahmen der Vierverbandsmächte selber des näheren einzugehen. Das Großbritannische Imperium mit seiner ausgesprochenen Industrialisierung, das noch überwiegend agrarische Rußland, Italien, Serbien und Montenegro und das wirtschaftlich geschwächte Frankreich und Belgien, wie stellen sich die Herren Asquith, Grey und Runciman die Aufgabe vor, die divergierenden Interessen aller dieser Länder unter einen Hut zu bringen? Der Handelsverkehr ist mit dem modernen Kapitalismus so eng verbunden, daß Schädigungen des einen auch Schädigungen des anderen bedeuten. Die „wirtschaftliche Schützengrabengemeinschaft" also, die die Pariser Wirtschaftskonferenz „beschlossen" hat, ist nichts weiter als eine schöne Phrase. Sehr scharf drückte die Gegensätzlichkeiten in dem feindlichen Lager der Präsident der Moskauer Börse aus, der erklärte: „Wir müssen darauf bedacht sein, uns nicht nur gegen unsere Feinde, sondern auch gegen unsere Freunde wirtschaftlich zu verteidigen". Dem allen halten wir den weit logischeren und zwingenderen Aufbau der mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft von Hamburg bis Bagdad entgegen. Es handelt sich also für uns, ohne unser Ausfallstor nach der Nordsee zu vernachlässigen, darum, allen Ernstes und energisch an diesem Abwehrbund zu arbeiten.

Wir fassen zusammen: als leitende Ideen bestimmen den heutigen und künftigen wirtschaftlichen Krieg die Furcht Englands vor dem neuerstehenden deutschen Wettbewerb, die Furcht vor der nun mehr und mehr infolge der Selbstzerfleischung Europas zum Aufschwung gelangenden Konkurrenz der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans, die Absicht Englands, die eigenen Bundesgenossen für alle Zeiten an sich zu fesseln und sie zu verpflichten, sich auch weiterhin vor den Karren der Londoner Regierung und der englischen Geldinteressen spannen zu lassen. Der Krieg, den dabei die Entente gegen die Neutralen führt, ist lediglich eine Nebenerscheinung für die Dauer des Krieges mit dem Ziele,

unsere Aushungerung doch noch durchsetzen zu können, vielleicht auch den einen oder anderen Neutralen in das Lager der angestrebten Weltwirtschaftsvereinigung des Vierverbandes hinüberzuziehen. Die — und das ist wohl zu beachten — bislang nur unvollständig und in phrasenhaften Sätzen bekannt gewordenen Ideen, die die Pariser Konferenz in ihren Beschlüssen festgelegt hat, bedeuten also angesichts des bereits mit aller Schärfe betriebenen Kampfes in vielen Teilen eine Utopie, wir meinen aber, daß es nicht angeht, sie mit dem Prädikat einer wirtschaftlichen Wahnsinnstat abzutun, es müßte denn sein, daß man Wahnsinn mit Verzweiflung bei der englischen Regierung gleichsetzen mag. Ganz ohne Zweifel gehen wir den gewaltigsten wirtschaftlichen Kämpfen entgegen. Demgegenüber gibt es in der Weltgeschichte keinen Vergleichsmaßstab. Die Kontinentalsperre, die Napoleon gegen England errichtet hat, ist gegen die heutigen Pläne ein harmloses, kleines Beginnen gewesen. Wir erkennen das Bestreben des Vierverbandes, die Welt in zwei Handelsgebiete aufzuteilen und die Naturgesetze jeglichen Wirtschaftsverkehrs umstoßen zu wollen, für einen baren Unsinn, und trotzdem möchten wir warnend die Stimme erheben gegen eine Unterschätzung der Dinge, die sich da vorbereiten für unsere deutsche Zukunft mit besonderem Hinweis auf die politischen Möglichkeiten, die sich daraus ergeben werden. Macht steht gegen Macht.

Bilder aus dem deutschen Bürgerleben der Ostseeprovinzen im Mittelalter

Von Professor Dr. Friedrich Bertheau

Unsere deutschen Landsleute in den Ostseeprovinzen, deren Schicksale wir gerade in dieser Zeit mit besonderer Teilnahme verfolgen, zerfallen in die mehr zerstreut wohnenden, aber ständisch festgeschlossenen Großgrundbesitzer, die inmitten einer einheimischen Bevölkerung ihre Güter haben, und in die eng zusammenwohnende Bürgerschaft der größeren Städte Riga, Reval, Dorpat und der kleineren, von denen ich hier Goldingen und Pernau nenne. Von dem echt deutschen bürgerlichen Zusammenleben in diesen Städten am Ende des Mittelalters soll die folgende, lediglich auf Urkunden beruhende Darstellung handeln.

Von jenen größeren Städten ist Riga im Jahre 1201 von dem berühmten Bischofe Albert den Ersten gegründet worden, und unter seiner rührigen Leitung ergossen sich bald Ströme der deutschen Einwanderer in das so günstig gelegene Land an der Mündung der Düna, Reval verdankt seinen Ursprung dem dänischen König Waldemar dem Zweiten, aber dieser gab der Stadt das Lübsche Recht und begünstigte dem Zuzug deutscher Ansiedler, und Dorpat oder Darpte ist die alte, im Jahre 1030 gegründete, russische Stadt Jurgew, sie kam aber im Jahre 1224 in die Gewalt der Deutschen, wurde von diesen neu besiedelt und trat, wie die beiden genannten Städte, dem Hansabunde bei. An diesen schloß sich die deutsche Bevölkerung dieser Städte an, weil sie nur so Schutz finden konnte gegen die Versuche des seit 1237 im Lande seßhaften deutschen Ordens, die städtische Selbständigkeit zu vernichten.

Schon das Äußere der genannten Städte hatte ein niedersächsisches Gepräge und hat dieses auch zum großen Teil trotz aller Ungunst der Zeiten bewahrt. Wir sehen schon von weitem die hochragenden, alten, früh von deutschen Meistern erbauten Kirchen: in Riga die Marien- oder Domkirche, in Reval die hoch über der Stadt liegende Kirche des heiligen Olafs, und wenn wir näher kommen, sehen wir die eng gebauten Städte umgeben von einer Mauer mit vielen Türmen. Schon die mittelalterlichen Namen der letzteren muten uns heimatlich an. In Riga haben wir den Buddenturm, den torn achter der groten gildestove, den torn belegen achter dem Ellerbroke, den vērkanten torn. Und dasselbe Gepräge haben die Namen der engen Straßen: in Riga die Kopstrate, Kremerstrate, Kuterstrate, Slotstrate, Schostrate und, um den niedersächsischen

Humor zu Worte kommen zu lassen, die Straße des hinkenden Schneiders, oder die hinkende Schneiderstraße oder schlechtweg die hinkende Straße.

Neben dem alten Rathause stehen die niedersächsischen Buden und Schwibbögen, die von der Stadt an die Handwerker und Kaufleute vermietet werden. Die Schlachter haben außerdem noch ein gemeinsames Schlachthaus, das sogenannte Kuthus, das der Stadt gehört, die Schuster ein ebenfalls von dieser gemietetes Gerberhaus. Auch gibt es eigene Häuser zum Pressen von Wachs, Flachs und Talg, sogenannte Persehäuser, ferner eine Reperbahn. Vor der Stadt Riga finden wir, wie in Rostock und anderen Städten, einen Rosengarten. Von größeren, zum Teil jetzt noch erhaltenen Prachtbauten nenne ich neben den Schlössern die Gildehäuser in allen drei Städten, vor allem die Häuser der sogenannten Schwarzenhäupter, der jungen vornehmen Kaufleute. Auch die benachbarten Großgrundbesitzer hatten, wie in den niedersächsischen Städten, wohl ihre Häuser oder Höfe in der Stadt, wie z. B. in Riga die Herrn von Rosen ihren Rosenhof. Daneben besaßen sie auch einige von den oben genannten Buden. In Dorpat waren die Tiesenhausens begütert.

Die mannigfachen in der Stadt betriebenen Gewerbe werden uns am klarsten durch die Familiennamen anschaulich gemacht, denn diese sind ursprünglich Zusätze zu dem früher allein gebrauchten Vornamen: so sind aus Konrad dem Aderleter später die Aderleter entstanden. Von der guten Bewaffnung der allezeit wehrfähigen und wehrtüchtigen Bürger geben uns die Namen Harnischmaker, Platenschläger (Plate ist ein lederner, mit Stahlplatten versehener Panzer), Schwertfeger eine Vorstellung, und so finden wir vom handfesten Knochenhauer und Kopperslеger bis zu dem kunstfertigen, hoch angesehenen Zulverberner oder Testberner, „der das Silber im Tiegel oder im Test probiert und die Blicke brennt, damit es fein werde", alle weitverzweigten Handwerksarten des Mittelalters in den Namen der Bürger vertreten.

Eine andere, ebenfalls echt niederdeutsche Art von Familiennamen ist aus körperlichen oder geistigen Eigentümlichkeiten des Betreffenden hergeleitet. Ich erwähne nur die Namen Langhals, Magerfleisch, Nemandesvrunt und im Gegensatze dazu Gudekumpan, Sachtelevent, d. h. der sachte oder üppig und bequem dahinlebt. Und endlich finden wir in reichster Fülle die Namen der Landschaften und Städte vertreten, aus denen die einzelnen ausgewandert sind, von Theutonicus oder Duschen, Frese, Westfal, Sasse an bis zu den vielen kleinen und großen Städten Niedersachsens, die ich hier nicht im einzelnen aufzählen kann. Selbst in Reval, das doch von Waldemar von Dänemark gegründet war, treten die nordischen Namen Iwersen, Judasson, Salomonsen u. a. gegen die deutschen zurück. Ja, den Niedersachsen allein gebührt der Ruhm, dieses Land der deutschen Kultur gewonnen und diese Kultur gegen alle Angriffe tapfer und zäh verteidigt zu haben.

Alles Sinnen und Trachten dieser deutschen Bürger war darauf gerichtet, ihre Sitten und Einrichtungen, die sie in ihrer Heimat liebgewonnen hatten,

auch hier in der Ferne treu zu bewahren. Zunächst zeigt sich das in der Verfassung der Städte. Auch hier ist der Rat Träger der äußeren Politik und die Seele der inneren Verwaltung. Die gesamte Bürgerschaft, die sogenannte Mannheit, gibt ihren Willen kund und stellt ihre Anträge in den Burspraken, deren uns verschiedene erhalten sind. In ihnen tritt deutlich die deutsche Eigenart hervor. Im Jahre 1405 findet sich in der Rigaer Bursprake folgende Bestimmung: „Auch so soll kein Deutscher mit einem Undeutschen durch Einschuß eines Kapitals in eine Handelskompagnie treten," und 1412 wird bestimmt: „Keiner soll Met brauen, wenn er nicht ein seßhafter Bürger ist. Ebenso soll kein Undeutscher Met brauen, noch ausschenken." Und an unsere heutigen Kriegsgesetze und Verordnungen erinnern uns folgende Satzungen einer Bursprake aus dem Jahre 1405: „Niemand soll außerhalb der Stadt Gut kaufen, das auf dem Wege ist zur Stadt zu kommen, bei drei Mark Brüche. Auch soll man nicht dobelen d. h. würfeln um derartiges Gut, was der Landmann zu Markte bringt, ehe das gekauft ist, bei einer halben Mark Rigaisch. Keiner soll Vieh, Butter, Käse, trockene Fische und solche Lebensmittel nicht mehr kaufen, als er derselben mit seinem Gesinde bedarf in seinem Hause bei drei Mark Strafe." Besonders wird das noch eingeschärft in bezug auf das Brennholz. „Niemand soll Brennholzes mehr kaufen, als er dessen bedarf zu seines Hauses Notdurft, und auch das nicht wieder verkaufen bei drei Mark Rigaisch." So sollte allen Preistreibereien vorgebeugt werden, und als der gewiesene Kaufplatz galt ein für allemal der Markt, auf dem sich der Preis von selbst regulierte und allzu hohen Preisen leicht vorgebeugt werden konnte.

Andere Bestimmungen beziehen sich auf die gemeinsame Verpflichtung zur Hilfe bei Feuersbrünsten und bei einem Angriffe auf die Stadt. So heißt es: „Zum Feuer soll jeder kommen mit Spannen (hölzernen Gefäßen) und Äxten und mit so starken Tauen, daß man damit retten kann." Jeder Bürger war zu nächtlichem Wachdienste verpflichtet und hatte seinen bestimmten Platz auf der Mauer einzunehmen, im Falle eines feindlichen Überfalls. Daher mußte jeder einen vollen Harnisch „zu seinem Leibe" haben bei drei Mark Strafe. Zur Kontrolle fanden kirchspielweise Besichtigungen statt, und so finden wir einmal in einer Revalschen Kämmereirechnung vom Jahre 1440 die wunderliche Zusammenstellung: „item so kostede das harnsch (Harnisch) und de Schorsten (die Schornsteine) zu besehen eine Mark im St.-Nikolauskirchspiele."

Ja, es mußte ein wehrhaftes, kerniges Geschlecht von deutschen Bürgern hier an der äußersten Grenze deutscher Kultur auf dem Posten stehen gegen heidnische Angriffe, aber auch zur Verteidigung seiner Rechte gegen die hohen geistlichen Würdenträger, mochten es nun die Bischöfe oder die Ordensmeister sein. Daher auch die vielen Handwerker zur Herstellung von Wehr und Waffen, wie wir oben sahen. Und streng hielt der Rat darauf, daß nicht Üppigkeit, Aufwand und nächtliche Ausschweifungen diese Wehrhaftigkeit vernichteten. Um neun Uhr mußte jeder zu Hause sein, zu einer Hochzeit durfte man nur zu

sechzig Schüsseln einladen, zum ersten Besuch einer Wöchnerin nur zwölf Frauen, und nur ebenso viele durften ihrem ersten Kirchgange beiwohnen.

Trotz aller Abhärtung und kriegerischen Rüstung war aber die Politik der Städte, so lange es irgend möglich war, eine friedliche, und vor allem suchten sie sich durch Zusammenschluß mit andern städtischen Gemeinwesen zu stärken. Träger dieser klugen Politik war der Rat, und Abgeordnete dieses Rates erschienen zu den oft tagenden Versammlungen in Walk, wo nur die Städte der Ostseeprovinzen vertreten waren, andere aber traten die weite Reise zu den großen Hansetagen an, die seltener stattfanden. Gerade durch den Anschluß an die Hansa bekam das Deutschtum der Städte im fernen Osten einen starken Rückhalt, denn den Städten in Deutschland mußte viel daran liegen, Riga und die anderen Orte, die den wertvollen Handel mit Rußland vermittelten, stark und selbständig gegen die Übergriffe des Deutschordens zu erhalten. Ferner aber wurde auf diesen Hansetagen auch die Beschaffenheit der Waren, die nach dem Osten geschafft wurden, einer strengen Aufsicht unterzogen. Wir hören wiederholt von den vorgebrachten Klagen über die zunehmende Kleinheit der Honigfässer und das schlechte Maß der Yperschen, Poperingschen, aber auch der Göttinger Laken d. h. der Tuchballen.

Alle diese Verhandlungen überließ die Bürgerschaft vertrauensvoll dem Rate, und dieser hatte auch großen Einfluß auf das Zusammenleben der Bürger im Inneren der Stadt, auf ihre Zünfte und Gilden, die uns hier wegen ihres durch und durch deutschen Charakters besonders beschäftigen müssen. Der Deutsche des Mittelalters war nicht nur ein Glied der gesamten Bürgerschaft, die als solche nur selten zusammenkam; er hatte vielmehr das Bedürfnis, mit seinen engeren Standes- und Handwerksgenossen in Sachen seines Gewerbes und zur Pflege der Geselligkeit in seiner Gildestube zu weilen. Es gab Gilden der Handwerker, der Kaufleute und der vornehmen Jugend, der sogenannten Junker. Wer in der einen Gilde war, durfte nicht gleichzeitig in einer anderen tagen; im Gegensatz zu dem Vereinsleben der heutigen Zeit nahm die Gilde die Kraft des einzelnen ganz und ungeteilt für sich in Anspruch. Aber dafür werden in den Satzungen der einzelnen Gilden auch alle Seiten des bürgerlichen Lebens berücksichtigt. Es wird streng gehalten auf kirchlichen Sinn, auf bürgerliche gute und einfache Sitte, auf Zucht und Ordnung im geselligen Zusammenleben der Gilde, auf gegenseitigen Beistand in Not und Krankheit und endlich auf Pflege und Bewahrung des Deutschtums.

Wir gehen hier aus von den Gilden der Handwerker, an die wir zunächst bei dem Worte Gilde denken. Erhalten sind uns die Schraaen oder Satzungen der Böttcher, Kürschner, Schneider, Schuhmacher, Schmiedegesellen und Fischer in Riga, der Knochenhauer, der Fuhrleute und der Bierbrauer in Reval. Bei den letzteren sehen wir deutlich, wie der Rat und die Bürgerschaft solche Gilden gründeten, denn in der Urkunde des Jahres 1438 heißt es: „In diesem Jahre wurde unserR at einig mit Vollmacht der Mannheit, daß sie der Brauergesell-

schaft eine Redlichkeit und Schraae geben wollten." Wenn wir hier von den technischen Einzelheiten, in denen sich die verschiedenen Handwerke voneinander unterscheiden, absehen, so ist allgemein das erste Erfordernis für den Eintritt in die Gilde Wohlanständigkeit und Zugehörigkeit zur deutschen Nation; so heißt es noch in der schon erwähnten Urkunde vom Jahre 1438 im § 8 der Brauergesellschaft: „Niemand soll in die Gesellschaft aufgenommen werden, er sei denn der Gesellschaft würdig und sei ein deutscher Mann und habe eines guten deutschen Mannes Kind zur Frau."

Der Eintritt in die Gilde war mit besonderen Kosten verbunden. Eine Bestimmung der Schraaen für die Fuhrleute in Reval lautet folgendermaßen: „Wer die Kompagnie gewinnen will, soll fünf Mark ausgeben und zwölf Schillinge zu Wachsgeld (d. h. zu Wachskerzen in der Kirche) und drei Tonnen Bier und eine Kost mit allem Zubehör den ehrbaren Herrn aus dem Rate und die uns aus dem Rate als Beisitzer gesetzt sind und der Kompagnie." Wir finden auch schon in den Gilden die erste Form unserer Krankenkassen, wenn es in einer Schraae der Schmiedegesellen heißt: In Krankheitsfällen soll man erst eine Krankenfrau stellen; wenn einer aber längere Zeit kränkelt, soll man ihm leihen einen halben Vierding, das sind ungefähr zehn Mark heutigen Geldes, aus der Büchse, die er ersetzen muß, wenn er gesund ist. Stirbt er aber, dann soll die Summe aus dem Nachlaß gewonnen werden. Ist er noch länger krank, dann soll jeder ihm einen Artig, das sind ungefähr 80 Pfennige, zu seiner Notdurft geben, und wenn er auch dann nicht besser wird, dann sollen die Herren vom Rate gebeten werden, daß er kommt in den Heiligen Geist in das Haus ebenda d. h. das Krankenhaus.

Allgemein gültig sind die Bestimmungen über ein ruhiges, gesittetes Verhalten in der Gildestube. So heißt es in der erwähnten Schraae der Schmiedegesellen: „Vergießt ein Bruder also viel Bier, daß man es nicht mit dem Fuße bedecken kann, der soll das büßen mit einer Mark Wachs. Und trinkt ein Bruder mehr, als ihm wohl bekommt, in dem Gildehause, das besehen wird von zwei Brüdern aus unserer Kompagnie, der soll das büßen mit drei Mark Wachs. Auf der Straße ist es seine eigne Schande. Ferner soll niemand würfeln in unserer Kompagnie bei einem halben Liespfund Strafe und käme es vor, daß jemand seine Kleider verwürfelte oder vertauschte oder in schlechten Häusern schliefe in „hilgen tiden" (heiligen Stunden), wird er dessen von zwei unserer Brüder überführt, der soll der Kompagnie eine Tonne Bier geben."

An der Spitze der Gilde stand ein Oldermann, der durch verschiedene Bestimmungen in der Wahrung seiner Würde als Vorsitzender und als Hüter der Ordnung unterstützt wurde. Ohne seine Zustimmung darf nicht gesungen werden. Er hat allein das Recht, die amtliche Sitzung und die Geselligkeit zu schließen. Wenn er das Ende bestimmt, oder, wie es einmal heißt, das schapkar fallen läßt, ein Ausdruck, der noch nicht erklärt ist, dann sollen das die Brüder mit Fröhlichkeit trinken und gehen damit zu guter

Nacht. Wer sich nicht an dem schapkar genügen läßt, der soll eine halbe Tonne Bier geben."

Gewiß werden bei dem seßhaften Trinken und der damit verbundenen Aufwallung der Leidenschaften manche Gewalttaten vorgekommen sein. Daher werden bestimmte Strafen dafür festgesetzt, wenn jemand seinen Zinnkrug an eines anderen Kopf schlägt und den Krug dabei verbeult. Darauf kommen wir bei den Gilden der Kaufleute und der jungen Patrizier näher zu sprechen, zu deren Schilderung ich jetzt übergehe.

Im Jahre 1354 wurde die Schraa der Gesellschaft der Kaufleute in Riga erlassen, und diese wird die allgemeine Kompagnie „beides der Gäste und der Bürger" genannt. Dieser Name hat seine Geschichte. Ursprünglich bildeten die Kaufleute von Soest, Münster und Lübeck in Riga eigene Gilden und hatten ihre eigene militärische Organisation als Gäste d. h. Fremde. Sie kämpften bis zum Jahre 1232 unter einer besonderen Fahne neben den Bürgern in den Kriegen, die von der Stadt geführt werden mußten, und hatten sozusagen ein Hansakontor, wie die hanseatischen Kaufleute in Nowgard und Bergen. Hier in Riga, an der Seite einer deutschen Bürgerschaft, mußten sie im Laufe der Zeit mit dieser verschmelzen, und dieser Vorgang tritt deutlich auch in der gemeinsamen Gilde zu Tage. Sie hat den Namen bekommen: de Hof de Kumpanei van den kopluden. Auch hier wird auf äußere Ehrbarkeit und auf Wahrung des deutschen Volkstums gehalten. Keiner soll einen Gast bitten zu trinken, wenn er nicht weiß, daß er ein guter Knappe sei, bei einem halben Liespfund Wachs. Kein Knecht darf in der Türe stehen bei einer Mark Strafe. Keiner soll einen Gast in die Kompagnie bitten, der für Lohn dient, bei einem halben Liespfund Wachs. Gegenseitige Beleidigungen sind strenge verpönt. Wer mit zornigem Mute dem andern böse Worte gibt, wie Schalk u. dgl., der soll das mit einer halben Mark Silber büßen. Wer „Dieb" sagt, was an seine Ehre geht und an seine vure (wohl an seine Aufführung, seinen guten Namen), der soll zur Strafe sogar vier Liespfund Wachs bezahlen, und noch höher ist die Strafe für den, der den anderen schlägt. — In der Schraa der großen Gilde in Reval ist bestimmt: „So jemand aus Zorn mit Bier übergossen wird, der Täter soll jedes Mal büßen eine Mark. Ruft jemand, wenn der Oldermann die Glocke zieht, und fällt ihm in das Wort, der soll allemal büßen eine Mark lötigen Silbers".

Die Gilden der jungen Patrizier, der sogenannten Schwarzenhäupter, die sich in Riga, Reval und Goldingen nachweisen lassen, aber auch wohl in anderen Orten bestanden, stimmen in manchen Bestimmungen mit den oben genannten Gilden überein, aber in anderen unterscheiden sie sich von ihnen. Das ist auch ganz natürlich, denn sie waren eben Vereinigungen der jüngeren Patrizier oder Junker, wie wir diese auch in den innerdeutschen Städten jener Zeit finden. — Zunächst sind die Anordnungen über das äußere Verhalten in den

Versammlungen noch eingehender und strenger. Zu beachten ist, daß der Eintritt niemanden gestattet wurde, der um Lohn diente oder ein Undeutscher war, ausgenommen die Goldschmiedegesellen und die Schiffsleute. Wer einen Hund in die Stube einläßt und nicht sofort hinausjagt, bezahlt einen Pfennig. Gegen das Schneiden in die Tische und das Verschrammen der Tischplatten wird kurz und bündig der Satz aufgestellt: „So manche Schramme, so manchen Pfennig; so manchen Spahn, so manchen Pfennig. Wenn einer ein Glas Bier ohne Erlaubnis verschenkt oder so viel Bier vergießt, als er mit der Hand und dem Fuß nicht bedecken kann, bezahlt einen Taler, ebensoviel, wer während der Kollation schläft, daß man ihm dreimal vergeblich zutrinkt." Kollation oder None scheint die Morgensprache zu sein und um neun Uhr morgens stattgefunden zu haben. Wer da Nägel abschneidet oder ein Licht austut, bezahlt einen Taler.

Es scheint in dieser Kollation ein recht kräftiger Trinkzwang ausgeübt worden zu sein, aber diesem kann entgehen, wer nicht Lust hat zu trinken. Ein solcher darf hinter der None kommen, bei einem besonderen Tische sitzen und sich den Jungen schenken lassen, soviel ihm beliebt. Das ist jedermann frei. Standesgemäß ist, daß hier bei Streitigkeiten die blanke Waffe eine Rolle spielt. Daher schreibt sich die Bestimmung: „Wenn einer den Degen oder die Wehre entblößt (blotet) oder zu den Waffen ruft, bezahlt einen Taler." Aber im Jähzorn ließ sich auch wohl ein junger Patrizier zum Werfen mit einem Glase hinreißen. Auch dagegen findet sich eine strenge Satzung.

Den Vorsitz scheinen hier sogenannte Vögte geführt zu haben, denn in einer Bestimmung heißt es: „Wenn sich einer in der Stube unbillig hält mit Worten oder Werken, so sollen die Vögte oder deren Stellvertreter aufklopfen und verbieten Unlust zum ersten Male, zum zweiten Male und zum dritten Male. Will er es sich dann nicht sagen lassen, so soll man Lukas, Marcus, Matthäus und Johannes ansprechen, ihn zu strafen."

Besonders glänzend wurde in diesen Gilden Fastnacht gefeiert. „Den Fastabendstrunk soll man trinken vom Mittwoch vor Fastabend an, und des ersten Sonntags in der Fasten soll er aus sein. Die vier Tage, dieweil man hier tanzt mit Frauen und Jungfrauen, soll man keinen Gast einführen, wenn nicht etwa fremde Gesellen von draußen hereinkommen." In Dorpat kauften, wie eine Urkunde uns mitteilt, im Jahre 1445 die Schwarzhäupter zu ihrer Kleidung „in der Schoduvelschop" d. h. zum Maskenfest (Schauteufel ist ein Maskierter) vier Ballen blauen Tuches.

Aber auch die Pflichten gegen die Kirche wurden nicht vergessen, wenn die ernste Fastenzeit angebrochen war. Gerade dann wurden vielfach Vigilien und Seelenmessen gefeiert für die verstorbenen Gildenbrüder, und aus bestimmten Stiftungen wurden die Mittel dazu bestritten. So sollen in Goldingen Vigilien am Freitag zu Fastelabend und Seelenmessen am Sonnabend darauf gehalten werden. Die Schaffer sollen drei Lichte dazu machen lassen und sollen Frauen

bitten, diese zu tragen. — Diese Gilden hatten infolge von großen Vermächtnissen reichen Besitz und machten große Schenkungen an die Kirchen. So werden in einer Urkunde des Jahres 1441 die kirchlichen Gebrauchsgegenstände aufgezählt, welche die Gesellschaft der Schwarzhäupter in Riga zu St. Katharinen und St. Peter gestiftet haben, unter anderen in der letzteren Kirche zwei große Kannen aus Silber, auf denen das Wappen der Gesellschaft angebracht war, ferner in St. Katharinen, wo sie einen eigenen Stuhl haben, zwei gemalte Glasfenster. In derselben Urkunde findet sich auch ein Verzeichnis des Hausrates der Gildestube an Silber, Tischzeug, Möbeln, Bildern und Waffen. Die letzteren haben zum Teil einen sehr ernsten Zweck, wie die zwei Steinbüchsen, die dem Kaufmanne zwischen Lübeck und Riga zur Verteidigung dienen sollen, zum Teil aber dienen sie zum Stechen oder zu Turnieren, einem Vergnügen, das sich die jungen Patrizier auch in den Städten des inneren Deutschlands gegen Ende des Mittelalters gestatteten. Dazu gehören zwei Stechhelme, zwei Platen d. h. Brustpanzer, zwei Sättel und „Stechsachen genug". Ursprünglich durften aber nur Schwarzhäupter diese Waffen brauchen, wie es in den Goldinger Satzungen heißt: „Niemand soll in den Turnieren springen, es sei denn ein Schwarzhaupt, bei einem Schiffspfund Wachs Strafe."

Bei diesen im obigen wiederholt angeführten Bußen darf es uns nicht auffallen, daß sie vielfach in Wachs bezahlt wurden, denn das geschah auch oft bei den Gilden des deutschen Mutterlandes. Auffallen könnte nur die Menge des zu liefernden Wachses, denn wenn wir zuletzt von einem Schiffspfund hören, so beträgt dieses ungefähr drei Zentner oder 150 Kilogramm, und das wiederholt genannte Liespfund d. i. das Livische Pfund entspricht vierzehn Pfunden oder sieben Kilogrammen. Gewiß wurde ein großer Teil des so gelieferten Wachses in den Kirchen zu Lichtern verbraucht; überdies aber war Wachs schon im dreizehnten Jahrhundert das Hauptausfuhrerzeugnis der Ostseeprovinzen. Die Massenerzeugung beweisen die vielen urkundlich bezeugten honigtragenden Bäume, d. h. Baumstämme, in denen Gestelle für Bienenkörbe angebracht waren. Allein Riga hatte hunderte von diesen an Liven verpachtet, die mit der Hälfte des gewonnenen Wachses zahlten.

Wir haben einen Einblick getan in das bürgerliche Leben und Treiben dieser deutschen Ansiedler, die niemals durch staatliche Bande mit dem Mutterlande vereinigt gewesen und nie von Kaiser und Reich unterstützt worden sind. In ihrem Kampfe gegen die sie umlagernden Feinde waren sie auf die eigene Kraft angewiesen, und sie haben diese Kraft Jahrhundertelang glänzend bewährt und bewähren sie vor allem heutzutage in den allergefährlichsten Kampfe, den sie jemals zu führen gehabt haben. Möchte ihrer echt friesisch-niedersächsischen Zähigkeit und Ausdauer der gebührende Lohn zuteil werden!

Religion und Volk

Von Dr. Fritz Roepke

Der Ursprung aller Religionen ist auch der Ausgangspunkt unserer religiösen Sehnsucht, die der Krieg geweckt hat: Not lehrt beten. Wie der primitive Mensch bei einer höheren Macht Schutz suchte gegen die feindlichen und überwältigenden Naturkräfte, wie die besten unter den Juden sich herausseh nten aus der ertötenden Äußerlichkeit des Gesetzes, so empfinden wir das Bedürfnis nach Befreiung von der erdrückenden Not des Krieges und suchen seelischen Halt in einer höheren, über diese Wirklichkeit erhabenen Idee.

Es ist natürlich, daß dieses Erlösungsbedürfnis je nach dem Grade der inneren Kraft und der Wahrhaftigkeit des betreffenden Menschen verschieden stark und verschieden umfassend erscheint. In einem früheren Grenzbotenheft (Nr. 30, 1915), in dem ich Zeugnisse religiöser Empfänglichkeit beibrachte und diese für unsere religiöse Zukunft bewertete, hatte ich versucht, die Steigerung des Empfindens in drei verschiedenen Stufen des Gebets darzustellen. Das Ursprüngliche, Triebhafteste ist der Selbsterhaltungstrieb des eigenen Leibes. Der Mensch, in dem bezwingenden Gefühl seiner eigenen Ohnmacht, klammert sich an übernatürliche und übermenschliche Hilfe, mit der er die Vernichtung des eigenen Selbst zu verhindern hofft. Das zweite war ein Abwenden von der körperlichen Not, ein Erlösungsdrang von den Schrecken der Schlacht zu geistiger Ruhe und Glückseligkeit, ein Nichtmehrempfindenwollen der Wirklichkeit, eine Himmelssehnsucht, der Glaube an etwas Überirdisches, ewig Feststehendes, das trotz der verwirrenden Schrecklichkeit der umgebenden Welt bestehen bleibt. Auf der dritten Stufe endlich steht das religiöse Gefühl, das in der eigenen Seele die Kraft findet, die Wirklichkeit aufzunehmen und zu überwinden; in dem Bewußtsein, höchste, heiligste Pflicht zu erfüllen, in dem Sicheinsfühlen mit dem göttlichen Willen, der sich uns in unserem Kampfe um die völkische Selbsterhaltung offenbart.

Alle drei Formen religiösen Empfindens haben als gemeinsame seelische Grundlage die Sehnsucht nach Erhaltung des Lebens und nach Teilnahme am Ewig-Dauernden, Unendlichen. Das ist ein urmenschlicher Trieb. „Das sieht fast wie Trotz aus", sagt Bierbaum in seinen Reisegeschichten von den ägyptischen Totenkammern und konservierten Leichen. „Auf alle Fälle ist es der Ausfluß einer ungeheuren Entschlossenheit, Menschliches als das Bleibende im ewigen

Wechsel zu stabilieren." *) Den höchsten Wert für die Entwicklung der Menschheit hat natürlich der Wille, der selbst die Opferung des einzelnen Lebens nicht scheut und sich auf das Bestehen einer mystisch gefühlten Gemeinschaft richtet und so die Welt bezwingt, statt sich von ihr besiegen zu lassen.

Es besteht kein Zweifel, daß wir den zuletzt angedeuteten Seelenzustand auch in Friedenszeiten, in der unbeeinflußten Ruhe gleichmäßiger Empfindungen als den erhabensten bezeichnet hätten; auch als den, der unserem gesteigerten Bedürfnis nach Verinnerlichung des religiösen Gefühls und der gegenwärtigen Auffassung von der Überwindung der Wirklichkeit am meisten entspricht.

Wir überlassen den Selbsterhaltungstrieb in seiner einfachsten Form niederen Kulturstufen und schwächeren Naturen, wenn wir uns auch seiner als einer Augenblicksstimmung nicht immer frei fühlen. Wir vermögen auch heute nicht mehr dauernd in Abkehr von der Welt und in Andacht vor ewigem Frieden und Ruhe zu versinken. Denn eine solche Nichtachtung der Welt, die alles Irdische nur annimmt als Vorbereitung auf künftige himmlische Glückseligkeit, würde zum Pessimismus, zur Askese führen. Einer solchen Lebensverneinung sind wir heute nicht mehr fähig. Sondern dem Zeitalter der technischen Siege, dem gesteigerten menschlichen Kraftbewußtsein entspricht die geistige Durchdringung und Besiegung der bewußtgewordenen Dinge, die „Weltüberlegenheit" (Eucken), der Glaube an selbständiges, von aller Gegenständlichkeit freies, d. h. ewiges geistiges Leben. In der Gestaltung der Arbeit zu einer wirkenden, beseelten Einheit wird uns der göttliche Geist in täglicher Schöpferkraft sichtbar.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche mehr philosophische Gesinnung, der noch dazu der äußere Halt, der feste Ideenkreis fehlt, allzu abstrakt ist, um auf das religiöse Leben bestimmend einzuwirken. Zur werbenden Kraft und sinnlichen Anschauung hat ihr aber der Krieg verholfen; er hat dem Drang nach dem Unendlichen greifbare Möglichkeit und aussichtsvolle Erfüllbarkeit gegeben. Denn in dem Ringen zwischen verschiedenen Nationen und Kulturen erscheint die Fortdauer des eigenen Volkes als die Ewigkeit, der wir nachstreben können, und als Trost und Sinn des Opfers und der Ausdauer. Der Geist der Gemeinschaft, die wir Volk nennen, ist das Überdauernde, in dem der einzelne, der sich als Teil dieser Gesamtheit bewußt wird, seine geistige Unsterblichkeit findet.

Es scheint mir, als ob dieses Bewußtwerden gerade der Gewinn dieses Krieges ist, der jedem zu zeigen vermag, daß wir nicht nur um unser materielles

*) Diesen Widerstand gegen die Vergänglichkeit des geistigen und körperlichen Lebens kann man den psychologischen Ursprung der Religion nennen. Mit Klarheit und Tiefe hat Carl Becker in seinem gedankenreichen Buche „Religion in Vergangenheit und Gegenwart" (Berlin, Hugo Steinitz Verlag, 1915) diese Deutung des menschlichen „Triebes zur Religion" begreiflich gemacht. Auch bei ihm wird man in jenem Kapitel ähnliche drei Stufen wiederfinden, nur rückt er sie in eine geschichtliche Perspektive und deckt ihren Entwicklungsgang in der Welt auf.

Leben, sondern auch um das Weiterbestehen unserer geistigen Art kämpfen, der allen klar werden ließ — man denke an den Vaterlandsdienst der Sozialisten —, wie eng Empfinden und Wille jedes einzelnen mit der Gesamtheit, dem Volk verknüpft ist, und in ihm eine metaphysische Liebe wachrief, eine Liebe, die Treue hält bis zum Tode. —

Es hat in der deutschen Geschichte schon einmal eine Zeit gegeben, in der Volksgedanke und Gottesgedanke sich innig verbanden. Das war, als man die napoleonische Herrschaft abschüttelte und aus stumpfer Würdelosigkeit zu tätigem Selbstbewußtsein erwachte. Es ist kein Wunder, daß gerade der Philosoph, der damals die Einheit unseres Ewigkeitsbedürfnisses mit den höheren Zwecken der Nation klar erkannt und mutig bekannt hat, heute wieder wirklich volkstümlich geworden ist: Fichte, der Vorbereiter und Verkünder der deutschen Einheit.

Die achte seiner Reden an die deutsche Nation ist überschrieben: „Was ein Volk sei in der höheren Bedeutung des Volkes und was Vaterlandsliebe." Auch er geht von dem natürlichen Triebe des Menschen aus, „den Himmel schon auf dieser Erde zu finden und ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Dasein." Er veranschaulicht ihn an der Liebe zu den Kindern, in deren veredeltem und vervollkommnetem Wesen die Eltern auf dieser Erde noch fortleben wollen. Man findet, sagt er, die Gewähr für einen solchen Glauben an die Möglichkeit, unvergänglich im Geiste zu bleiben, in einer Ordnung von anerkannter Ewigkeit, vorausgesetzt, daß man an einer solchen Ordnung teil hat. Diese Ordnung ist ihm weiter nichts als die „besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit seinem ganzen Denken und Tun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt und unter welchem er gebildet wurde." Und indem er „Ewiges" und „Göttliches" einander gleichsetzt, sieht er in der geistigen Fortzeugung einer einheitlich fortlebenden Gemeinschaft „den sinnlichen Ausdruck der Offenbarungen des Göttlichen." Die Hoffnung des einzelnen Menschen auf ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Welt gründet sich „auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er sich entwickelt hat." Vaterlandsliebe ist Ewigkeits-, Gottesliebe in dem höheren Sinne, der die Nation nicht bloß als äußere Form für die Gewährleistung allgemeiner Ordnung und Wohlfahrt, sondern „als Hülle des Ewigen auffaßt."

Es ist kein Wunder, daß diese Fichtesche Anschauung gerade in dieser Zeit notwendiger nationaler Selbstbesinnung wieder Wurzel gefaßt hat (oder daß ihre deutsche Ursprünglichkeit durch diesen Krieg offenbar wurde). In dem erwähnten früheren Aufsatze habe ich es an einer Reihe von Feldpostbriefen einfacher Soldaten gezeigt. Heute will ich die Beispiele durch Stellen aus Schriften der neuesten Kriegsliteratur ergänzen. Professor Alfred Uckeley, der in seiner Schrift „Wie sie im Kriege Gott fanden" (Bonn 1916, Verlag Alex Schmidt) mit großer Vorsicht Material gesammelt und verarbeitet hat, bringt den sehr bezeichnenden Brief eines Reserveoffiziers bei. „Als ich endlich das

Wort Mobilmachung las", heißt es da an einer Stelle, „da sagte ich zu mir: so, nun ist dein Leben zu Ende. Was du noch weiterhin erlebst und erleidest, das erlebst und erleidest nicht du, sondern ein Teil des deutschen Volkes ... Jeder Tag, der noch für dich kommt, ist jetzt ein Geschenk Gottes. So schloß ich ab. Alles, was nun kam an Arbeit, Strapazen und Gefahren, war auf diese Weise etwas geworden, was nicht mehr mich, sondern eigentlich nur mehr das Vaterland und Gott anging." Dieser Brief ist aus dem Felde geschrieben, also im unmittelbaren Erleben des Krieges. Aber auch in den anderen, die nicht immer den Tod vor Augen haben, regt sich derselbe Geist, wenn sie wahrhaftig und hellseherisch genug sind. Zu solchen Klarheits- und Wahrheitsmenschen gehört Traub, der in seinen Kriegspredigten abseits aller Literatur die Kraft und Tiefe seines Erlebnisses bezeugt. In seiner Flugschrift: „Der Krieg und die Seele" (Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin) spricht er noch deutlicher und bewußter den Fichteschen Gedanken aus: „Heute leuchtet die Sonne des Vaterlandes über jedem Menschenkind, das vom Morgen bis zum Abend seine Pflicht emsiglich erfüllt und segnet ihn. Er gehört zum Ganzen." „Was bedeutet heute ein Einzelgrab ... Und doch liegt ein ganz anderer Schein darüber, die Sonne des erlösten Volkes leuchtet über dem Rain." Und weiter: „Gott ist größer als das, was wir von ihm denken, und er stellt jetzt nebeneinander Atheisten und Katholiken, Monisten und Protestanten, Heilsarmee und Juden, und begräbt sie unter einem Rasen. Sie alle kämpfen um das Vaterland, das ist heute ihr Gott, ihre Welt, ihr Glück ... Auf diesem blutgetränkten Boden wird ein neuer Glaube aufstehen."

Unsere Feinde haben uns die Verquickung von Vaterlandsdienst und Gottesdienst übel ausgelegt. Sie haben sich den faden Scherz gemacht, dem deutschen Gott eine preußische Pickelhaube aufzusetzen. Dieser Hohn gehört zu dem geistigen Feldzug, mit dem man uns in der ganzen Welt vernichten möchte. Man will die Unwissenden glauben machen, wir beteten den Götzen Militarismus an, die rohe Gewalt, den germanischen Gott Thor, der den Hammer in der Faust trägt.

Diese bewußte Entstellung wird auch auf manchen Neutralen Eindruck gemacht haben, der sich mit dem äußeren Schein begnügt und zu bequem ist, den Dingen auf den Grund zu sehen. Eine Kenntnis des deutschen Geistes und besonders des deutschen Idealismus würde ihm die Überzeugung verschaffen, daß wir unser Deutschtum nicht nur sinnlicher Zwecke wegen lieben, weil unser Vaterland uns die Möglichkeit materiellen Wohlergehens bietet, sondern weil wir in ihm das Streben nach unabhängiger Wahrheit und das Werkzeug höherer sittlicher Zwecke finden. „Dieser Krieg ist gerecht, voll gerecht", sagt Traub in der angeführten Schrift, „Daran zweifeln ist Sünde. Trotzdem bin ich froh, daß wir nicht auf solche Urteile unsere Sache stützen, sondern auf den Glauben an die Gerechtigkeit der Weltordnung. Dieser Glaube ist trutziglich

fest, er hält sich an das Unsichtbare und Ewige, was Gott in unserem Volke niedergelegt hat ... Hier hat die Seele ihre innere Ruhe ... Weil wir uns mit der Weltgeschichte eins wissen, darum sind wir siegesgewiß." Vaterlandsdienst ist uns nur Gottesdienst, weil das Vaterland uns nicht bloß Inbegriff von Macht und Ordnung ist, sondern weil es Geist ist, lebendiger, tätiger Geist, für dessen Wirksamkeit in der Welt wir unseren Willen und unser Leben einsetzen. Wir begnügen uns aber nicht mit dem Gefühl, so sicher wir es auch empfinden mögen. Wir wollen es auch, gewissenhaft und selbstquälerisch, wie wir sind, verstandesmäßig vor uns verantworten können. Ist der deutsche Geist etwas so Besonderes, daß seine Erhaltung in der Welt so großer materieller Opfer wert ist?

Fichte hat die deutsche Eigenart in seiner siebenten Rede ungefähr so verdeutlicht: das innerste Wesen des Auslandes sei der Glaube an eine feste, unveränderliche Form, innerhalb derer sich das Leben bewege, ohne sie zersprengen zu können. Die deutsche Philosophie sei durch die bloße Erscheinung zum Kern vorgedrungen, zum ewigen, göttlichen Gedanken, durch den unser Leben erst seinen Sinn erhält. So sehe das Ausland in der Staatskunst auch nur das Vermögen, „alles Leben in der Gesellschaft zu einem großen und künstlichen Räderwerk zusammenzufügen." Eine solche feste und tote Ordnung der Dinge sei nicht das Ziel der deutschen Staatskunst. Die Sicherheit eines Staates scheine ihr nicht so sehr in einer feststehenden Form zu beruhen, als in dem Geist, der als ewig bewegliche Triebfeder das Leben der Gesellschaft ordnen und fortbewegen soll. Die Geschichtsphilosophie des Auslandes glaube an ein goldenes Zeitalter, an eine äußerste Grenze der Entwicklung, einen Kreislauf der Geschichte. Nach der Anschauung des Deutschen aber „macht der eigentliche und rechte Mensch die Geschichte selbst, nicht etwa nur wiederholend das schon Dagewesene, sondern in die Zeit hineinschaffend das durchaus Neue." Das Ausland kenne Freiheit nur als ein Schwanken zwischen mehreren unabänderlichen Notwendigkeiten. Uns sei Freiheit Entschluß, Wille, unendliche Verbesserlichkeit, ewiges Fortschreiten. Deutsch ist, wer das Richtige entschieden fallen läßt und aufmerksam hinhorcht, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens rauscht; in dem die Schöpferkraft des Neuen hervorbricht. „Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das ... ist unseres Geschlechts; es gehört uns an, es wird sich zu uns tun."

Das Haupthindernis bei der Erneuerung der deutschen Nation, gegen das Fichte ankämpfte, war die Überschätzung des Fremden, d. h. des Napoleonischen Staates, und die Ergebung in das unabänderlich scheinende Schicksal. Deshalb sucht er das Deutschtum gegen das ausländische (hauptsächlich romanische) Wesen abzugrenzen und sein Selbstbewußtsein zu heben. Wir sind inzwischen ein Nationalstaat geworden; unser Selbstbewußtsein ist mit unseren materiellen Erfolgen gewachsen. Und doch brauchen wir nach wie vor einen sittlichen

Halt, die Erkenntnis unserer völkischen Pflicht. Wir sind ein Weltvolk geworden. Unser Vaterlandsdienst wird nicht mehr bloß getrieben von dem Empfinden, daß unser Volksgeist ein besonderer Geist ist, dessen Erhaltung für uns von ungeheurem Lebenswert ist. Wir sind jetzt auch von dem Bewußtsein erfüllt, daß er ein weltordnender ist, dessen Mitwirkung wir unter Einsetzung von Opfern zu fördern entschlossen sind. Fichte hat die geistige Sendung des Deutschtums prophetisch verkündigt, sicherlich ohne bei seinen Zeitgenossen das volle Verständnis zu finden: „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." In Erinnerung Fichtescher Gedanken schien mir ein Buch unsere vom Weltkrieg aufgeführten Empfindungen besonders klar und treu zum Ausdruck zu bringen. Es ist die Schrift von Arthur Bonus, „Religion als Wille," Grundlegendes zur neuen Frömmigkeit (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1915). Ich will einen Teil seiner Grundgedanken hier folgen lassen; das Buch verdient, weil es auf wahrhaftiger innerer Erfahrung beruht, auch außerhalb eines bestimmten Anhängerkreises gelesen zu werden.

Jede Notwendigkeit äußeren Geschehens, gegen die wir uns anfangs wehren zu müssen glauben, empfindet der tiefer Schauende, Religiöse als Wille, d. h. sittliche Notwendigkeit. Je länger wir uns in die Welt hineinversenken, desto mehr wird uns der Zusammenhang zwischen dieser Notwendigkeit und dem inneren Zwang in unserer eigenen Brust bewußt. Wenn es uns gelingt, unseren tiefsten Willen zu leben, aus dem empfundenen Sollen ein Wollen mit Freuden und aus dem Wollen ein Können mit Lust zu machen, so erobern wir uns selbst, gewinnen die Zuversicht, daß wir ein Teil des Allwillens sind und damit allem Geschaffenen überlegen. Wir fühlen uns als König über Stoff und Schicksal. Diese Wahrheit braucht eine Zeit wie die unsere, eine Zeit schweren Kampfes, um verstanden zu werden. Welt und Leben sind im Tiefsten nur unter dem Gesichtspunkt des schaffenden Willens zu verstehen, und Wille hat als seine natürliche Kehrseite den Kampf gegen das Überflüssige, Verbrauchte, Wertlose, um Neues zu gestalten.

Das Gefühl des in uns heraufdrängenden Willens, den wir alle in Gestalt der ungeheuren Entschlossenheit empfunden haben, auch geistig nicht unterzugehen, diese neue Frömmigkeit, die der Krieg gebracht hat, kann ein Bindemittel werden zwischen Volk und Gebildeten, kann die drohende Gefahr einer „Auseinanderentwicklung der Religion in Philosophie (die Religion der Gebildeten) und oberflächlichen Aberglauben, das Zerschneiden der Zusammenhänge zwischen oben und unten" verhüten. Die Bejahungskraft des schöpferischen Willens vermag aus uns wieder ein Volk im besten Sinne des Wortes zu machen.

Daß wir diesen unseren Glauben und Willen über alle Entbehrungen und Opfer hinaus empfinden, darin kann nur der Sinn gefunden werden, daß die Erhaltung unseres Volkstums einen höheren Wert hat. Geschichtliche Beweise für den Wert des Volkstums bieten die Babylonier, Ägypter, Griechen,

Römer, Juden. Daß das Volk die natürlichste, stärkste, geisterfüllteste Ideengemeinschaft ist, hat sowohl das Christentum (vergl. Galater, 3, 28: Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu) als auch in letzter Zeit die Sozialdemokratie anerkennen müssen. Die internationale Organisation der Menschheit ist nur möglich mit Hilfe in sich geschlossenen Volkstums. Wenn ein Volk sich dann nach außen durchsetzen und dabei alle Hemmnisse beseitigen will, d. h. Krieg führt, begibt es sich auf einen Weg, wo nur die beste Organisation durchhält, und so fühlt es den Zwang in sich, sie zu schaffen. Die volksmäßige Auffassung der tiefsten Lebensfragen ist der internationalen übergeordnet, weil man nur im Nichtabstrakten, im Volksmäßigen wirklich erlebt und nur aus wirklichem Erleben religiöse Anschauung gewinnt. „Wer sein Volk nicht liebt, das er kennt, wie kann er die Menschheit lieben, die er nicht kennt." Die Wissenschaft kann wohl international sein, soweit sie das sinnlich Wahrnehmbare nach allgemein gültigen technischen Gesichtspunkten ordnet und klärt. Die religiöse Weltbetrachtung, die auf dem Willen und der Erkenntnis seiner Aufgabe in der Welt aufgebaut ist, muß volkspersönlich verschieden sein. Den Drang, Weltreligion zu werden, andere Völker zu überzeugen, hat jede Religion in sich, besonders aber die religiöse Idee der Deutschen. Denn entgegen einem besonders von englischen Denkern aufgebrachten Vorbild, die den Fortschritt der Welt im Übergang zu immer größerer Bequemlichkeit sehen (Religion ist dann ein Mittel, diesen erwünschten Zustand herbeizuführen), drängt der Wille des deutschen Idealismus zur Tat und zur Gestaltung.

Die Gültigkeit dieser Bonusschen Worte wird jeder nach seiner persönlichen Erfahrung und Selbstbeobachtung beurteilen müssen. Mir wenigstens scheinen seine Sätze unseren Kriegsempfindungen den klarsten Ausdruck zu geben und unsere zähe Entschlossenheit am besten zu deuten. Was in seiner Schrift auf die religöse Zukunft weist, entbehrt noch einer festen Grundlage. Muß es auch; denn alles ist ja noch im Fluß. Wie wir die „neue Frömmigkeit" verwerten und lebendig erhalten können, ist eine nahe, schwere Frage. Nur praktische Männer, die unser Volk von Grund aus kennen und mit ihm empfunden haben, werden die Lösung wagen können.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Lempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Grundsätzliches zur Kolonialfrage

Von Dr. Karstedt

In Nummer 38 dieser Zeitschrift hat Herr Dr. Carl Jentsch unter der Überschrift „Wo liegt unser Kolonialland“ Vorschläge entwickelt, die zweifelsohne sehr beachtenswert sind, auch nicht zuletzt deshalb, weil sie geeignet erscheinen, die Erörterung darüber, wie wir uns zur Frage des zukünftigen überseeischen Deutschland zu verhalten haben, neu zu beleben und neu zu befruchten. Immerhin glaube ich Verschiedenes nicht unwidersprochen lassen zu dürfen, nicht zuletzt auch deshalb, weil das koloniale Problem vielfach bei uns noch nicht genügend oder überhaupt unzutreffend gewürdigt wird.

Als man am Ausgang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland begann, sich unter dem Einfluß namentlich von Dr. Hübbe-Schleiden mit der Frage: Kolonialpolitik oder nicht? zu beschäftigen, lebten wir in einer Zeit, die uns zwang, jährlich Hunderttausende von Deutschen an das Ausland abzugeben, weil wir ihnen nicht Arbeit und damit Brot genug bieten konnten. Die Frage, ob wir uns Kolonialland in Europa schaffen könnten, trat bei der damaligen politischen Konstellation völlig zurück, und wenn es auch noch einige Jahrzehnte dauerte, bis die Überzeugung von der Notwendigkeit eigenen Kolonialbesitzes Allgemeingut des größeren Teils der Bevölkerung geworden war, so herrschte doch, abgesehen von einigen politischen Außenseitern, kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber, daß wir ohne eigenen Kolonialbesitz aus verschiedensten Gründen nicht auskommen könnten. Der auf Übersee gerichtete Blick hat, wie zugegeben werden muß, dabei im Verein mit anderen Faktoren leider vielfach das Auge für die nahe liegenden Dinge getrübt, und wir wissen es alle, wie wenig uns vor dem Krieg die Not der Deutschen in Österreich und in Rußland gekümmert hat.

Darin hat der Krieg nun mit einmal wieder einen Wandel hervorgerufen und man möchte sagen, in echt deutscher Weise wird dabei vielfach das Kind

mit dem Bade ausgeschüttet. Zurück schweift der Blick wieder von Übersee auf die nahe liegenden Teile Europas, wie Kurland, Polen usw., und die Nahrungsmittelknappheit während des Krieges schafft den Erwägungen, wie wir uns unser Brot in Zukunft schaffen, eine besondere Popularität. Dazu kommt, daß die alten romantischen Erinnerungen an die Zeit des Deutsch-Ritter-Ordens dem deutschen Gemüt zu nahe liegen, als daß sie nicht ihren Einfluß ausübten. Überhaupt lassen die Erörterungen über unsere Zukunft dem Gefühl vielfach einen sehr breiten Spielraum, während das rein Verstandesmäßige, namentlich soweit es unsere Wirtschaft zum Gegenstand hat, leider meistens nicht die genügende Beachtung findet. Es sei deshalb gestattet, in wenigen Zeilen hier zu erörtern, in welcher Weise wir denn überhaupt hinsichtlich der Schaffung von Brot und Arbeit für unsere Bevölkerung von Faktoren außerhalb unserer Grenzen abhängig waren.

Es ist bekannt, in welchem Maße wir in den letzten Jahrzehnten uns vom reinen Agrarstaat zum vorzugsweisen Industriestaat entwickelt haben. Wenn 1882 bei einer Gesamtbevölkerung von 45,2 Millionen 29,2 gleich 42,5 Prozent in der Landwirtschaft beschäftigt waren, während auf Industrie und Handel 45,5 Prozent entfielen, so hatte sich das Verhältnis 1907 bei einer Gesamtbevölkerung von 61,7 Millionen schon so verschoben, daß auf die Landwirtschaft nur noch 28,7 Prozent und auf Industrie und Handel aber 56,4 Prozent entfielen. Wenn 1871 nur 2 Millionen Menschen in Städten mit über 100 000 Einwohnern und 13 Millionen in Orten zwischen 2000 und 100 000 Einwohnern lebten, so beherbergten unsere Großstädte im Jahre 1910 13,8 Millionen, also mehr als ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Betrug 1885 der Wert der Gesamteinfuhr an Rohstoffen für Industriezwecke einschließlich der Halbfabrikate nur 1,2 Milliarden Mark, so hatte sich dieser Betrag bis 1913 auf das fünffache, nämlich auf 6,24 Milliarden vermehrt. Umgekehrt betrug der Wert der 1885 ausgeführten Fabrikate nur 1,8 Milliarden, während er 1913 auf 6,4 Milliarden gestiegen war. Der Rohstoffbedarf bzw. die Ausfuhr von Fertigwaren war somit zu einem der stärksten Faktoren unserer gesamten Volkswirtschaft geworden. Mag man diese Entwicklung zum Industriestaat nun begrüßen oder bedauern: auf jeden Fall kommen wir nicht um die Frage herum, wie wir die Zukunft unserer Bevölkerung, die nach dem Gesagten im wesentlichen an die sich ihr in der Industrie bietenden Erwerbsmöglichkeiten gebunden ist, wieder Arbeit und damit Brot verschaffen. In den siebziger und achtziger Jahren fehlte uns diese Möglichkeit noch und die Folge war die in die Millionen gehende Auswanderung, die uns zahlreiche und nicht die schlechtesten Kräfte für immer entführt hat. Sollen wir in Zukunft wieder Gefahr laufen, daß wir unserer Industriebevölkerung nicht mehr Arbeit geben können? Die Antwort darauf kann doch nur ein blankes Nein sein, gerade nach dem Verlust an Arbeitskraft, die uns der Krieg auferlegt hat und nicht zum mindesten nach dem Elend, das der Krieg vielfach hinsichtlich des Deutschtums im Ausland gezeigt hat.

Tatsächlich liegt aber die Gefahr vor, daß es uns an Rohstoffen für unsere Industrie und damit an Arbeitsgelegenheit mangelt. Ich will nur an die Baumwollfrage erinnern, die in unserem volkswirtschaftlichen Dasein eine so bedeutende Rolle spielt, daß in einzelnen Teilen Deutschlands nahezu die Hälfte der Bevölkerung von der Sicherung der Baumwollzufuhr abhängt. Wir zahlten in den letzten Jahren jährlich etwa 600 Millionen Mark für Baumwolle an Amerika und England und waren, da die Baumwollernten in unseren eigenen Kolonien noch keine sonderliche Rolle spielten, auf Gnade und Ungnade den Preistreibereien der New Yorker Baumwollspekulanten ausgeliefert. Der Preis für Baumwolle hat ohne Not und nur beeinflußt durch eben diese Spekulanten im Laufe desselben Jahres häufig um die Hälfte seiner Durchschnittshöhe geschwankt. Wenn man berücksichtigt, daß die Verteuerung der Baumwolle nur um 10 Pfennig für das Pfund — tatsächlich sind ganz andere Preistreibereien vorgekommen — Deutschland mit einer Mehrausgabe von jährlich 100 Millionen Mark belastet, so wird man ermessen können, daß wir alles Interesse daran haben, uns soweit wie möglich, von derartigen Unzuträglichkeiten frei zu machen. Gewiß kann behauptet werden, daß ein noch so großes Kolonialreich uns niemals gänzlich von der Abhängigkeit vom Ausland freimachen würde, aber den Grad von Unabhängigkeit könnte es uns auf jeden Fall geben, der uns erlaubt, uns in der Zukunft nicht mehr auf Gnade und Ungnade der New Yorker Börse zu überlassen.

Was von Baumwolle gilt, gilt übrigens ähnlich auch von anderen wichtigen kolonialen und subtropischen Rohstoffen. Es sei hier nur an die Pflanzenfette erinnert, die wir im Wert von mehreren hundert Millionen Mark in der Hauptsache aus den westafrikanischen Kolonien Englands beziehen mußten. Die Ernte Westafrikas an Ölrohstoffen ging zu sieben Achteln nach Deutschland. Deutschland versorgte mit seinen Ölmühlen Amerika, England, Dänemark usw. In richtiger Erkenntnis der Abhängigkeit Deutschlands von den westafrikanischen Ölpalmenbeständen hat England kürzlich einen Zoll von 2 Pfund auf jede nach nicht englischen Gebieten ausgeführte Tonne Palmkerne gelegt. Dieser Zoll kann nach Bedarf auf 3,5 Pfund erhöht werden und ist zunächst für die Dauer des Krieges und 5 Jahre nach ihm festgesetzt. Das bedeutet nichts anderes, als daß damit der deutschen Pflanzenfettindustrie zu Gunsten der bisher noch völlig in den Kinderschuhen steckenden englischen das Genick abgedreht wird. Der amerikanische Seifenproduzent wird in Zukunft sein Öl billiger von England beziehen als von Deutschland, und ähnlich werden die Buttererſatzmittel, die etwa Skandinavien verbraucht, billiger von England zu beziehen sein. Was uns aber nebenbei noch an dieser Tatsache zu interessieren hat, das ist der Umstand, daß auch unsere Landwirtschaft dabei der leidtragende Teil ist. Wir haben in den letzten Jahrzehnten, nachdem der Anbau von Raps und Rübsen in Deutschland zu Gunsten anderer Kulturen aufgegeben worden war, jährlich Millionen und Abermillionen Mark namentlich an englische und französische Kolonien zahlen

müssen, um für unsere Viehhaltung die nötigen Kraftfuttermittel zu bekommen. Die deutsche Ölindustrie, die bisher einen immerhin beträchtlichen Teil von Preßrückständen an die Landwirtschaft abführte, würde bei dem obengenannten Zoll nicht mehr dazu imstande sein und die Folge wäre einfach die, daß England auch als Lieferant für einen wertvollen Teil der landwirtschaftlichen Bedürfnisse in Betracht käme.

Die Gesamtmenge an tropischen und subtropischen Rohstoffen, die die deutsche Industrie und Landwirtschaft in den letzten Jahren vor dem Krieg brauchte, belief sich auf rund ein Drittel unserer gesamten Einfuhr, also über 3 Milliarden Mark. England als altes Kolonialland trat damit für unsere Wirtschaft in einer Art in Erscheinung, die manche Zweige unserer Volkswirtschaft völlig von ihm abhängig machten.

Nun könnte eingewendet werden, daß es uns gleichgültig sein könne, ob wir unsere Rohstoffe von englischen oder französischen oder deutschen Kolonien beziehen, um so mehr, da der Handel immer dem günstigsten Angebot folgt und infolgedessen nicht mit einer absoluten Verbilligung des von uns Benötigten durch eigenen Kolonialbesitz zu rechnen wäre. Gegen diese Auffassung kann aber nicht scharf genug Einspruch erhoben werden. Gewiß könnte es für die deutsche Volkswirtschaft gleichgültig bleiben, wer ihr das Fell über die Ohren zieht, wenn es sich nur um unbedeutende und nicht ins Gewicht fallende Beträge handelt. Es handelt sich aber, wie gesagt, um Milliardenwerte nnd ein großer Teil des deutschen Nationalvermögens geht uns einfach aus dem Grunde verloren, weil die fremden Kolonien das Prinzip der offenen Tür nicht durchgeführt haben. England selbst hat in seinen Selbstverwaltungskolonien seinen eigenen Handel teilweise bis zu $33^1/_3$ Prozent begünstigt, ähnlich Frankreich, und in allerschärfstem Maß Portugal, das für seinen Handel bzw. seine Schiffahrt Vorzugszölle bis zu 90 Prozent kennt. Was die auf dem Papier stehende „Offene Tür" in der Praxis bedeutet, hat uns doch das Beispiel Marokkos in den letzten Jahren vor dem Krieg deutlich genug gezeigt, und was sich in Marokko gezeigt hat, hat sich auch mehr oder weniger in den übrigen Kolonien herausgestellt. Von Britisch-Indien z. B. bezogen wir im Jahre 1913 fast ebensoviel wie von dem europäischen Frankreich, nämlich für 542 Millionen Mark. Absetzen dahin konnten wir dagegen nur für 151 Millionen Mark. Der Australische Bund lieferte uns für 156,1 Millionen Mark, also ebensoviel wie Italien, nahm uns aber nur für $88^1/_2$ Millionen Mark ab. Ähnlich ungünstig für uns stellte sich das Verhältnis für Britisch-Westafrika (134,5 zu 16,7), Ägypten (118,4 zu 43,4), Algerien (34,6 zu 6,2) usw. Diese Zahlen bedeuten doch nichts anderes, als daß ein großer Teil des Bezugs von fremden Kolonien nicht mit Waren bezahlt werden konnte, sondern in Barzahlungen ausgeglichen werden mußte. Praktisch aber heißt doch das nichts anderes als Verlust an Nationalvermögen.

Es sei nochmals betont, daß der Optimismus in Kolonialkreisen nicht so

weit geht, zu erwarten, daß ein deutsches Kolonialreich imstande sei, Deutschland gänzlich unabhängig von dem Ausland zu machen. Diese Forderung aufstellen, hieße Unmögliches verlangen, ganz abgesehen davon, daß sie praktisch niemals durchführbar und vielleicht auch gar nicht wünschenswert ist. Aber wie gesagt: die Tendenz scheint immer mehr dahin zu gehen, und namentlich sind es die großen Märkte London und New York, die darauf hinzielen, die großen Welthandelsgüter mehr und mehr zu monopolisieren. Auf der Pariser Wirtschaftskonferenz hat England bekanntlich noch den Versuch gemacht, das russische Getreide seinen Zwecken dienstbar zu machen. Was beim Getreide mißglückt ist, ist früher den Amerikanern bezüglich der Baumwolle gelungen und ähnlich, wenn auch nicht in solchem Umfang, den Engländern hinsichtlich des Kautschuks und anderer wichtiger Rohstoffe. Sich mit der politischen Unabhängigkeit zu begnügen, ist aber ein Unding, wenn ihre Nährmutter, die wirtschaftliche, nicht vorhanden ist. Die deutsche Volkswirtschaft befand sich aber tatsächlich in einer Abhängigkeit vom Auslande und namentlich von dem kolonienreichen England, die einer Tributpflicht verzweifelt ähnlich sah.

So viel über die wirtschaftliche Seite der Kolonialfrage.

Fast noch dringlicher stellt sie sich, wenn wir sie unter dem nationalpolitischen Gesichtspunkt betrachten. Was verschaffte denn England die Kontrolle über die Meere? Nicht die Tatsache, daß seine geographische Lage in Europa verhältnismäßig günstig ist, denn ähnlich günstig und vielleicht noch günstiger ist die Frankreichs. Ist es nicht vielmehr der Umstand, daß England im konsequenten Ausbau seines Kolonialreichs sich überall auf der ganzen Welt Bollwerke und Vorwerke seiner Macht geschaffen hat, die teilweise gar nichts kolonienartiges mehr an sich haben, die vielmehr darüber hinaus gewachsen, nicht mehr untergeordnete Glieder, sondern selbstschaffende Teile des britischen Organismus geworden sind? Den Indischen oder Stillen Ozean beherrscht England keineswegs von England aus, sondern von den großen Landteilen, die es sich in Südafrika und in Indien geschaffen hat. Wir haben seinerzeit in Deutschland mit Begeisterung den Gedanken der Auslandsflotten aufgenommen und geglaubt, etwas Großes in ihnen geschaffen zu haben. War aber nicht der ganze Gedanke eine Halbheit? Was nützten uns die Flotten, wenn wir ihnen die Stützpunkte nicht gaben, wenn wir ihnen nicht die Möglichkeit schufen, in gesicherten Häfen mit entsprechend großem Hinterland einen ständigen Rückhalt zu finden? So hoch man die Taten der Kreuzer „Emden", „Königsberg" und wie sie alle heißen, einschätzen mag, im Rahmen des ganzen Weltkrieges waren sie doch belanglos! Stellen wir uns auf der anderen Seite aber einmal vor, wie sich der gesamte Kaperkrieg hätte entwickeln können, wenn Deutschland rechtzeitig aus dem Auslandsflottengedanken die Konsequenz gezogen und durch Schaffung ausreichender Verteidigungsmöglichkeiten in seinen Kolonien dafür Sorge getragen hätte, daß die Kreuzer nicht in dem Augenblick, wo sie ihre Tätigkeit beginnen sollten, zu einem zwar ruhmreichen, aber

mehr oder weniger nutzlosen Tode verurteilt waren. Man hat zwar behauptet, daß als Stützpunkte kleine befestigte Plätze genügten. Vor einer ernsten Kritik wird aber eine solche Behauptung gerade nach den Erfahrungen, die wir mit Kiautschou gemacht haben, kaum standhalten können. Das englische Beispiel jedenfalls sollte es eindringlich genug beweisen, daß Flottenpolitik ohne Kolonialpolitik ein Unding ist.

Die Forderung eines ausreichend großen hinlänglich verteidigungsfähigen und durch die Natur gut ausgestatteten Kolonialreichs ist somit eine Forderung selbständiger Natur, die mit anderen politischen, vielleicht auch sehr notwendigen Forderungen, gar nicht verquickbar ist. Gewiß brauchen wir eine Erweiterung unseres deutschen Gebiets, um uns die Schaffung von Brot zu sichern. Geben wir uns aber andererseits keinen Illusionen darüber hin, daß eine noch so große Erweiterung des deutschen Gebiets in Europa diese Forderung nicht restlos erfüllen kann. Die Hunderte von Millionen, die wir ans Ausland für Brotgetreide, Fleisch usw. zahlen mußten, können zum Teil gewiß eingespart werden, wenn uns der Krieg eine Erweiterung der Grenzen nach dem Osten schafft. Restlos wird das aber nicht zu erlangen sein, ebensowenig wie restlose wirtschaftliche Unabhängigkeit von dem Ausland hinsichtlich des Rohstoffbezugs. Das Ganze nicht erlangen können, kann aber nicht dazu verführen, auf den Wunsch, möglichst viel zu bekommen, Verzicht zu leisten.

Wohin geht Rußland?

Gorki und Mereschkowski über die russische Zukunft

Bisher hat uns die russische Kriegs-Publizistik wenig neues und tiefgrabendes über das Thema von der Zukunft Rußlands gebracht, über das Problem, das uns Deutsche nächst unserer eigenen Entwicklung wohl am meisten angeht. Wir bringen heute unseren Lesern die Übersetzung eines Aufsatzes von Mereschkowski, der sowohl durch die Schönheit der Form wie die Tiefe der Gedanken allseitige Beachtung verdient.

Zu seinem Verständnis schicken wir folgende Bemerkungen voraus.

Wir alle erinnern uns des Krieges von 1877/78 mit seinem tiefen religiösen Aufschwung, seinen echtrussischen philosophischen Theorien. Damals wurde die Mission Rußlands, die große Mission des völkerbefreienden und der Welt das letzte Wort der harmonischen Weisheit bringenden Rußland gepredigt.

In der einseitig russischsten Weise kam die Missionsidee bei den Slawophilen zur Ausgestaltung, der Osten sollte den verrotteten Westen ablösen und die Welt erlösen. Dostojewski näherte sich in seiner ersten Periode diesen Ideen außerordentlich. Sie haben in Rußland seit dieser Zeit den Stimmungshintergrund für das gebildet, was wir Nationalismus nennen (die ganze slawophile Idee ist schließlich, mit westeuropäischen Augen betrachtet, weiter nichts als ein philosophisch-idealistischer Deckmantel für den Eroberzug Rußlands, der es zum Balkan, gegen Österreich und die Türkei hin getrieben hat und noch treibt) — später hat Dostojewski seine ursprüngliche Idee mehr, wie das auch Solowjow getan hat, ins allgemein menschliche, allgemein christliche umgebogen; — auch Tschaadajew bewegte sich in ähnlicher Richtung.

Allen diesen Denkern ist eins gemein — die nahe Berührung ihrer Ideen mit der Religion. Man darf wohl sagen, daß in keinem anderen Volke auch bei dem politischen Denken die Religion so sehr im Vordergrunde steht wie beim russischen. Alles durchtränkt sie, sie ist Ausgangspunkt und Wegweiser.

Wie sehr sie es für Dostojewski war, ist uns allen aus seinen drei großen Werken, dem „Idiot", den „Brüdern Karamasow" und den „Dämonen" bekannt. Fürst Myschkin im Idiot und Schatow in den Dämonen sagen es in gleicher Weise: „Es ist nötig, daß als Reaktion gegen den Westen unser Christus erstrahlt, den wir uns bewahrt haben und den sie nicht kennen."

Die Erneuerung der Menschheit vollzieht sich „nur durch den russischen Gedanken, den russischen Gott und Christus". „Gerade in Rußland wird die Wiederkunft Christi erfolgen. Das russische Volk ist auf der ganzen Erde das einzige Volk, das Gottes Träger ist, das die Welt durch den Namen des neuen Gottes zu erneuern und zu retten berufen ist" — „ihm sind die Schlüssel des Lebens und des neuen Wortes gegeben".*)

Solowjow hat im Anfang des Türkenkrieges eine berühmte Rede gehalten über die „drei Kräfte". Es sind dies die Ideen des Ostens und des Westens und die Idee der Vermittlung, die Rußland berufen ist, zwischen beiden einmal zu spielen.

„Die erste strebt danach, die Menschheit in allen ihren Sphären und in allen ihren Lebensstufen einem höchsten Lebensprinzip in ausschließlicher Einheit unterzuordnen, sie strebt danach, die Vielheit der Einzelformen zu vermischen und zusammenzugießen, die Selbständigkeit der Person und die Freiheit des persönlichen Lebens zu erdrücken. Ein Herr und eine tote Masse von Sklaven — das ist die letzte Verwirklichung jener Kraft. Wenn sie die ausschließliche Vorherrschaft erhielte, so würde die Welt in toter Einseitigkeit und Unbeweglichkeit versteinern. Aber zusammen mit dieser Kraft wirkt eine andere, gerade entgegengesetzte, sie strebt danach, die Härte der toten Einheit zu zerschlagen, den einzelnen Formen des Lebens überall die Freiheit zu geben, Freiheit zu geben der Persönlichkeit und ihrer Tätigkeit. Unter ihrem Einfluß werden die einzelnen Elemente der Menschheit die Ausgangspunkte des Lebens. Sie handeln ausschließlich aus sich und für sich, das Allgemeine verliert die Bedeutung des realen wirklichen Seins, verwandelt sich in irgendetwas Entferntes, Leeres, in ein formelles Gesetz und verliert endlich jeden Sinn. Der allgemeine Egoismus und die Anarchie, die Vielheit der einzelnen Einheiten ohne jedes innere Band — das ist der äußerste Ausdruck jener Kraft. Wenn sie die ausgesprochene Vorherrschaft erhielte, dann würde die Menschheit in ihre Elemente zerfallen, das Band des Lebens würde zerreißen, und die Geschichte würde im Kriege aller gegen alle endigen."

Die eine Kraft ist nach Solowjow im Osten verkörpert mit seiner alles verschlingenden Einheit, die andere im Westen mit seinem alles zerreißenden Egoismus. „Der Osten vernichtet gänzlich den Menschen in Gott und verkörpert den Gott ohne Menschen, umgekehrt strebt die westliche Zivilisation zum Menschen ohne Gott."**) Die Geschichte hat aber eine dritte Kraft gegeben, die „über den beiden anderen steht", „die sie von jeder Ausschließlichkeit befreit, die die Einheit des höchsten Prinzips mit der freien Vielheit der Einzelformen und der Elemente versöhnt, auf diese Weise eine Ganzheit des allgemein menschlichen Organismus bildet und ihm inneres stilles Leben gibt".

*) Vgl. Trubetzkoj, die Weltanschauung v. Solowjow, S. 62.

**) Trubetzkoj a. a. O. S. 67.

Diese dritte Kraft verkörpert nach Solowjow das russische Volk. Sie muß kommen, denn „entweder ist dies das Ende aller Geschichte oder die unausbleibliche Enthüllung jener dritten unversehrten Kraft, deren einziger Träger nur das Slawentum und das russische Volk sein kann". „Ein solches Volk ist nicht mit irgendeiner beschränkten Spezialaufgabe betraut, es ist nicht berufen, über den Formen und Elementen des menschlichen Daseins zu arbeiten, sondern es ist dazu da, die lebendige Seele zu vermitteln, Leben und Ganzheit der zerklüfteten und abgestorbenen Menschheit dadurch zu bringen, daß es sie wiederum mit dem ewigen göttlichen Prinzip vereinigt".

In dieser „großen Synthese" zwischen Menschheit und Gott sah Solowjow den Sinn der russischen Geschichte, den Sinn der allgemeinen Geschichte. Der Gedanke steht ganz nahe dem der Slawophilen. Wenngleich schon damals in anderen Werken Solowjow „das Russische bereits mit dem Universalen, allgemein Menschlichen identifiziert", wie er es später immer mehr getan hat, so haben wir doch bei ihm immer das bestimmte Gefühl, daß er dabei nicht seinen Ausgangspunkt von diesem allgemein menschlichen, sondern vom spezifisch-russischen nimmt.

Auch das Widerspiel der Slawophilen, Tschaadajew, kehrt doch im Grunde immer zu dieser Formel des Denkens zurück. Er sieht den Unterschied zwischen Westen und Osten darin, daß dort im Westen jede große neue Idee zur Sensation, zur Parteisache wird, daß man sie hysterisch ergreift, um sie schließlich wie unfruchtbaren Staub in die entfernten Sphären wandern zu lassen. Rußland dagegen habe nicht „jene leidenschaftlichen Interessen, jene fertigen Meinungen, jene festen Vorurteile". „Wir nehmen mit jungfräulichem Gemüte jede große neue Idee auf." Und gerade aus diesem inneren Wesen des russischen Volkes folgert auch Tschaadajew ebenso wie seine Zeitgenossen die Mission Rußlands als die Mission des „Gewissensrichters der Menschheit".

Und wenn wir die Ideale Dostojewskis aus jener letzten Zeit nehmen, wo er nicht mehr das Russische ohne weiteres dem Westlichen entgegensetzte, sondern wie Solowjow das russische mit dem universalen gleichsetzte und vom russischen Wesen geradezu verlangt, daß es nicht feindselig dem anderen, dem westlichen gegenüberstehe, sondern „freundlich mit aller Liebe in seine Seele die Genien der fremden Nationen in sich aufnehme", — so finden wir doch hier — nur etwas anders formuliert, denselben Messiasgedanken wieder. Rußlands Aufgabe wird es nach Dostojewski sein:

„danach zu streben, endgültig eine Versöhnung in die europäischen Gegensätze zu bringen, in der russischen allmenschlichen und alleinenden Seele der europäischen Sehnsucht einen Ausweg zu zeigen, in sie mit brüderlicher Liebe alle unsere Brüder aufzunehmen, und schließlich am Ende aller Enden das endgültige Wort der großen allgemeinen Harmonie, des schließlichen brüderlichen Zusammenschlusses aller Völker in dem evangelischen Gesetz Christi auszusprechen."

In den „Brüdern Karamasow" ist dieses Ideal noch näher gekennzeichnet. Es ist die Herrschaft der Kirche auf Erden, die die Erlösung der Welt mit sich bringen wird, aber nicht im westlichen Sinne des römischen Katholizismus, der nach Dostojewski weiter nichts ist als die Fortsetzung des alten römischen Reiches, als „die dritte Versuchung des Teufels" — sondern die Entwicklung wird gerade umgekehrt kommen. Nicht die Kirche wird sich in einen Staat verwandeln, sondern umgekehrt: „der Staat verwandelt sich in eine Kirche, geht über zur Kirche und wird schließlich auf der ganzen Erde Kirche. Dies ist ganz entgegengesetzt jedem Ultramontanismus, ganz das Gegenteil von Rom. . . . Es ist die große Bestimmung der orthodoxen Kirche auf Erden. Vom Osten her wird dieses Licht erstrahlen."

Ich habe hier diese Gedankengänge wiederholt, weil sie bis zu einem gewissen Grade für das Verständnis des russischen Denkens auch unserer Tage noch notwendig sind. Zwar sagt man, daß das Slawophilentum tot ist, aber was an philosophischen Ideen während dieses Krieges in Rußland geäußert worden ist, ist in ganz auffälliger Weise von den Denkern jener Tage beeinflußt. Wenn Solowjow in seinem späteren Denken geglaubt hat, den Slawophilismus ein für allemal beseitigt zu haben, so hat die Gegenwart gezeigt, daß das keineswegs der Fall ist.

So kehrt die reine Opferidee der Slawophilen (Rußland opfert sich für seine slawischen Brüder, für die Welt, um schließlich beide mit seinen Ideen zu erlösen) zu Beginn dieses Krieges fast in ihren alten Formen wieder. Als Galizien von den Russen erobert wurde und als das alte Ziel des Russentums: Konstantinopel, die Hagia Sophia, so nahe schien, besann man sich auf jene alte Begründung und besonders solche Geister wie Fürst Eugen Trubetzkoj, denen die amoralische Idee des reinen Nationalismus ein Greuel ist, die das „nationale Eros" ablehnen, das von einem Teil des Russentums geprebigt wurde, glaubten durch jene alten Gedanken der „guten Sache" eine moralische, eine religiöse Hülle geben zu können, in der Hoffnung, damit vielleicht auch den Gedanken des reinen Egoismus zu veredeln.*)

Auch die anderen russischen Schriftsteller, die den Versuch gemacht haben, Interpreten des letzten Wollens ihres Volkes zu sein, gehen, soweit sie nicht Prediger des reinen Panrussismus, des krassen Nationalismus sind, wie z. B. Muretow, der sogar die Pogrome philosophisch rechtfertigt, von ähnlichen Gedankengängen aus. Ich nenne hier Bulgakow und Wolschsky.

Obgleich die Ideen von Bulgakow etwas unklar sind, insbesondere in dem, was er über die endgültige Bestimmung Rußlands sagt, so ist doch auch bei ihm die Verwandtschaft mit dem Slawophilentum und Solowjow unverkennbar, insbesondere in dem, was er über das Verhältnis Rußlands zum Westen sagt. Bulgakow sieht zwar nicht wie die Slawophilen Rußlands Heil in einer Trennung

*) Vgl. hierüber Trautmann: „Die russische Staatsidee", Preuß. Jahrb. Bd. 163 Heft 2.

vom Westen, Rußland soll alle geistigen Werte des Westens in sich aufnehmen. In erster Linie ist der Westen „wichtig als technische Schule, deren Mangel das russische geistige Schaffen paralysiert hat. Der Westen ist für Rußland aber als Schatzkammer der geistigen Kultur der echten schöpferischen Werte notwendig". Aber das ist für Bulgakow kein Endzweck, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Rußland soll ihn benutzen, um seine eigenen geistigen Werte voller und reiner zum Ausdruck zu bringen. Denn gerade die westliche Kultur enthält die Keime für die Gefahr eines Unterganges jeder Kultur, diese Gefahr möchte Bulgakow für Rußland vermieden sehen. Den amor loci, diese Liebe zur Technik, zum Komfort, wie er im Westen herrscht, den soll dieser Krieg überwinden helfen. Dieses Ergebnis, wenn es Rußland mit fördern hilft, wird an sich schon eine große Rechtfertigung des Krieges bedeuten. Was dann noch Bulgakow von dem anderen großen Ziele des Krieges, die Herbeiführung des endgültigen Zusammenschlusses der europäischen Staaten spricht, ist in diesem Zusammenhange weniger wichtig. Der erste Gedanke ist die Hauptsache. Die Vermeidung der Ideale des Westens, die Vermeidung des Loslösens von Gott, das ist es, was Bulgakow für sein Land wünscht.

Wolschsky vertieft sich mehr in jenen anderen Charakterzug des russischen Wesens, der mit dem unbewußten Leben der russischen Seele mehr zu tun hat als mit den bewußten Doktrinen des russischen Propheten, in jenen Zug des Leidens, des Sichunterwerfens, des Nichtwiderstehens dem Leiden gegenüber, dessen ergreifendsten Ausdruck wir in Schriftstellern wie Tolstoi finden. Der „Kreuzzug bis zu Ende", das ist die russische Mission nach Wolschsky. Rußland wird möglicherweise „das Sklavengesicht des Heilandes annehmen und sich bis zum Tode erniedrigen. Rußland kann im Dienste für andere sich vielleicht sogar selber schänden, kann vielleicht die Füße der Völker Europas waschen, aber nicht um sich nachgiebig mit ihnen allen zu versöhnen, nicht um der allmenschlichen Weltharmonie auf Erden willen, sondern zur Erhöhung seiner Standarte, seines ewigen Ruhmes, des Ruhmes des Kreuzes Gottes".*) Es ist die alte slawophile Opferidee, die hier in den Gedankengang des modernen Schriftstellers wieder hineinspukt, aber sie ist immaterieller. Denn „wenn die Rechtgläubigkeit reinstes und von Interesse an irdische Abzweigungen nicht getrübtes Christentum darstellt, so darf Rußland irgendwelche durch die Sinne wahrnehmbaren Ereignisse in den irdischen Einrichtungen nicht anstreben". Zwar hat dies nichts zu tun mit dem Siegeswillen des Volkes, denn „eine leidtragende Seele ist vollkommen denkbar in einem Körper, der alle äußeren Widerstände siegreich überwunden hat", aber der Wille muß rein sein. „Daher das Leidensgesicht Rußlands, die Erwartung des Kreuzganges."

Ich habe schon wiederholt den russischen Nationalismus und seine Gedanken-

*) Ich zitiere nach Askoldow in „Rußkaja Myssl", da mir das Original nicht zur Verfügung steht.

gänge erwähnt, diese kreuzen, decken und widersprechen sich mit den oben skizzierten Ideen. Je nachdem die panslawistische Idee sich der Fahne des Nationalismus verschreibt, mehr die messianische Richtung der alten Slawophilen und Dostojewskis auf ihr Banner schreibt, oder sich den rein russischen Ideen des Duldens und Leidens verschreibt, je nachdem kann sie zu ganz verschiedenen Endpunkten des Denkens gelangen.

So unnatürlich das zu sein scheint, so natürlich ist es für den, der das russische Denken in der Literatur und in der Wirklichkeit des Lebens verfolgt. Die beiden Richtungen entsprechen eben durchaus den beiden Grundzügen des Russentums, den beiden Welten, die wir in ihm vorfinden, dem unbewußten, leidenden, guten, opferbereiten und auf der anderen Seite dem bewußten, fanatischen, selbstherrlichen, nihilistischen, doktrinär-demokratischen Rußland, dessen Ideen am reinsten in der Losung des aggressiven Panslawismus zum Ausdruck kommen, der die Welt bedroht.

Welche der beiden Ideen wird für die Zukunft in Rußland herrschen? Es ist eine Schicksalsfrage für Europa, das zu wissen. Vor mir liegt das Referat eines Vortrages, den Mereschkowski im März vorigen Jahres über das „Vermächtnis Bjelinskis, über die Religiosität und die soziale Aufgabe der russischen Intelligenz" gehalten hat. Damals hat Mereschkowski versucht, im Gegensatz zum Nationalismus die Ideen Bjelinskis als Ideal für das zukünftige Russentum zu entwickeln. „Der uns jetzt drohende Nationalismus ‚tierischer Art', die Bejahung des Völkischen, dieses ungöttliche und unmenschliche, ist nach Mereschkowski zum großen Teile die Schuld von Dostojewski." Die Lüge Dostojewskis kann nur durch die Wahrheit Bjelinskis überwunden werden „Verflucht soll alles Volkstum sein, das die Menschlichkeit aus sich ausschließt! — diese Wahrheit Bjelinskis ist uns jetzt nötiger als je."

Bjelinski erachtet Mereschkowski als den ersten russischen Intelligenten, als den Vater der ganzen gegenwärtigen russischen Intelligenz. Noch heute lebt die russische Intelligenz nach Meinung Mereschkowskis in denselben tragischen Kämpfen, derselben fiebernden Zerrissenheit, die das Leben Bjelinskis durchglühte und zu Asche verbrannte. „Derselbe geheime Durst nach Religion, dieselbe Sehnsucht nach Gott bei äußerer Verleugnung Gottes und äußerer Abkehr von Christus. Derselbe Kampf für die soziale Idee, für die Freiheit des Menschen mit der Empfindung der Kälte jener Freiheit ohne die brennende und sonnenhelle Figur des Heilandes." Der Vortrag hat damals keinen Anklang gefunden. Das russische Publikum lehnte ihn ab.

Mereschkowski ist einer von den russischen Geistern der Jetztzeit, die gewiß am meisten über die Bestimmung des Russentums nachgedacht haben. Mit allen Kräften seiner Seele bemüht auch er sich um eine Synthese des russischen Lebens, wie es vor ihm die großen russischen Geistesheroen getan haben.

Wir wollen ihn heute selbst sprechen lassen. Sein Aufsatz über Gorki hat doppeltes Interesse für uns, weil er die letzten Ideen der beiden bedeutendsten

russischen Schriftsteller über das widergibt, was sie über die Zukunft ihres Volkes denken.

Uns scheint es, als ob nicht Mereschkowski, sondern Gorki uns das wahre Gesicht des kommenden Rußlands zeigt, des demokratischen, nach Westen gewendeten Rußlands, das dereinst „mit furchtbarer Faust" den Sauerteig sammelt, der den europäischen Brei in Bewegung bringt.

Ich möchte glauben, daß dieses junge und jugendfrische russische Volk Möglichkeiten der Entwicklung in körperlicher und geistiger Beziehung in sich birgt, die wir heute nur dunkel ahnen, die wir aber um unseres eigenen Heiles willen begreifen müssen.

Doch lassen wir Mereschkowski selber sprechen. Sein Thema heißt „Das unheilige Rußland (Die Religion Gorkis)".

I.

Wohin geht Rußland? Die großen russischen Schriftsteller antworten auf diese Frage; gleichsam wie ewige Wegweiser zeigen sie den Weg Rußlands.

Der letzte Wegweiser ist Tolstoj. Nach ihm kommt niemand, als ob die Wege Rußland beendet seien. Nach Tolstoj kommt niemand oder Gorki.

Im Vergleich mit jenen Großen ist Gorki klein. Klein ist alles, was geboren wird; groß ist alles, was erwachsen ist und seine Grenze und sein Ende erreicht hat. Groß erscheint das Vergangene, klein — das Zukünftige. Deshalb sind auch Gorki und jene Großen, — wie ein Kind zu Erwachsenen, wie ein aus der Erde kaum aufgegangener Sprößling zu dichtbelaubten alten Eichen. Diese gehen ihrem Ende entgegen, jener beginnt den Lauf. Diese sind Gegenwart und Vergangenheit, jener Zukunft. Woher Rußland kommt —, das kann man nach den Großen beurteilen —, wohin es geht —, das kann nach Gorki beurteilt werden.

Das Bewußtsein, das zum Volkselement führt, ist in jenen Großen verkörpert. Umgekehrt, das Volkselement, das zum Bewußtsein führt, ist in Gorki verkörpert.

Das Bewußtsein beherrscht das Element. Ein Volk, das zum Bewußtsein kommt, ist ein Volk, das zur Macht kommt. Erwachendes Bewußtsein des Volkes ist entstehende Macht des Volkes, „Volksherrschaft", „Demokratie". Gorki ist der erste und zur Zeit einzige Vertreter der im Entstehen begriffenen russischen Demokratie.

Die Persönlichkeiten jener Großen sind genial, unnachahmbar; ähnliche Persönlichkeiten hat es niemals gegeben, und wird es auch nie mehr geben. Bei Gorki besteht gleichsam keine Persönlichkeit: seine Persönlichkeit ist eine allgemeine, kollektive, volkstümliche. Aber die Wahrheit einzelner, die Wahrheit der Persönlichkeiten (der Aristokratie im höheren Sinne) ist abgeschlossen, erreicht; die Wahrheit aller, die Wahrheit der Mehrheit (der „Demokratie"

ebenfalls in höherem Sinne) ist erst im Entstehen begriffen, soll erst erreicht werden. Die letzte größte Erscheinung der Persönlichkeit stellt sich in jenen Großen, die kleinste Erscheinung der allgemeinen Volkstümlichkeit — in Gorki dar.

Wir schrecken vor der Unpersönlichkeit der Mehrheit zurück. Aber jeder Keim ist unpersönlich, jeder Same gestaltlos; dennoch birgt er in sich die Möglichkeit einer neuen schönen Gestalt, einer neuen vollendeten Persönlichkeit. Wenn der Same nicht abstirbt, dann lebt er auch nicht wieder auf: der einzelne muß sterben, damit alle aufleben können; die Persönlichkeit muß sterben, damit die Allgemeinheit auflebt.

Jene Großen sind zu kompliziert; deshalb streben sie zur Einfachheit, zum allgemeinen oder einfach volkstümlichen Element. Gorki ist zu einfach, deshalb strebt er zur bewußten oder nur halbbewußten Kompliziertheit.

Als Erscheinung künstlerischer Schöpferkraft sind Tolstoj und Dostojewski unendlich bedeutender als Gorki. Über sie kann man nach dem urteilen, was sie reden; über Gorki dagegen nicht. Mächtiger als seine Worte ist das, was er ist. Schon die Möglichkeit einer solchen Erscheinung wie er, wie sie, denn er sind viele oder werden viele sein —, schon diese Möglichkeit ist in vitalem Sinne nicht weniger bedeutungsvoll als die ganze künstlerische Schöpferkraft Tolstojs und Dostojewskis.

In demselben vitalen Sinne ist er, der „Kleine", ein nicht geringeres Zeichen der Zeit als jene Großen. Und möglicherweise müssen wir zurzeit nicht auf jene, sondern auf diesen sehen, um unsere Zeit zu verstehen und auf die Frage zu antworten, wohin geht Rußland?

Vor einigen Jahren prophezeite man das „Ende Gorkis". In dieser Prophezeihung war Wahrheit und Lüge enthalten. Als Prophet eines „übermenschlichen Barfüßertums" ist Gorki tatsächlich abgetan. Aber es ist ein Gorki zu Ende gegangen, ein anderer hat begonnen.

Die furchtbare Feuerprobe durch falschen Ruhm hat er bestanden, wie wenige. Auf eine Höhe erhoben, fiel er von ihr herab, zerschlug aber nicht. Er tat, wenn auch unbewußt, das, was nur die stärksten Russen zu tun imstande sind: „er verbrannte alles, was er verehrte, und er verehrte alles, was er verbrannte." Gerade das, was er einst als äußerste Wahrheit behauptete: „Der Mensch ist der Hochmut selbst", der Mensch ist gegen die Menschheit, einer gegen alle —, dies verneint er jetzt als Lüge. Er verneint sich selbst, bekämpft sich. Wird er sich besiegen? Aber schon der Umstand, daß er sich bekämpft, ist ein Zeichen der Kraft. Um auf diese Weise zweierlei Leben durchzuleben, zu Ende zu gehen und von neuem anzufangen, bedarf es einer großen Kraft. Jetzt sind ihm keine Feuerproben mehr furchtbar: in das Feuer ging Eisen —, Stahl kam heraus.

Die fremde Gestalt —, die üppige Maske des „Übermenschen", „Auserwählten", „Einzigen" — ist an ihm vermodert, und seine einfache Gestalt, die Gestalt aller, die Gestalt des ganzen Volkes, ist zum Vorschein gekommen.

Das Element wird zersetzt durch unvollständiges, halbes Bewußtsein. Der Mensch aus dem Volke, der zu einem halbbewußten, „halbintelligenten" wird, verläßt sein volkstümliches Element. So verließ es Gorki, jener Erste, dessen „Ende" bereits eingetreten ist. Aber dieser Zweite, „im Entstehen Begriffene", kehrt zu ihm zurück oder will zurückkehren. Man kann jedoch zum Element nicht zurückkehren, ohne durch das Ganze des Bewußtseins hindurchzukommen, und dieses Ganze muß religiös sein, denn die Religion ist die absolute Grenze, Vollendung, Ergebnis des Bewußtseins, die absolute Vereinigung aller Teile des Bewußtseins in ein einziges Ganzes. Deshalb sucht Gorki ein religiöses Bewußtsein, vorläufig vielleicht noch unbewußt. (So seltsam dies auch erscheint, ein Bewußtsein unbewußt zu suchen —, so geschieht es doch häufig mit solchen halbbewußten Menschen.)

Und daß dem so ist, daß es für Gorki keinen anderen Weg zum Volkselement gibt als durch das religiöse Bewußtsein —, ist aus seinem letzten Buche: „Die Kindheit" ersichtlich.

Nicht nur in künstlerischem Sinne ist dies eins der besten, eins der ewigen russischen Bücher (das zurzeit vielleicht gerade deshalb so wenig geschätzt wird, weil es einen zu ewig bleibenden Wert hat), sondern auch in religiösem Sinne eins der bedeutendsten. Auf die Frage, wie sucht der einfache russische Mann Gott, antwortet die „Kindheit" Gorkis wie kein einziges von den russischen Büchern, nicht ausgenommen Tolstoj und Dostojewski.

Von Tolstoj und Dostojewski ist unser religiöses Bewußtsein angefüllt, nirgends können wir uns ihnen entziehen. Gorki aber hat sich von ihnen entfernt. Er hat als erster und einziger begonnen, von einem religiösen Leben des Volkes unter Umgehung Tolstojs und Dostojewskis und sogar gegen sie zu reden. Bei Gorki ist auf diesem Gebiete alles neu, unerwartet, unvorhergesehen, unerprobt, ein ganz neuer unbekannter religiöser Weltteil.

Konnte ein der Religion fremd gegenüberstehender Mensch so etwas tun? Ist es nur Zufall, daß das wahrheitsgetreueste, stärkste, ewigste von allem, was Gorki geschrieben hat, auch am meisten religiös ist?

In seinem intelligenten Bewußtsein oder Halbbewußtsein verneint er die Religion. Aber zwischen seinem intelligenten Bewußtsein und seiner volkstümlichen Wesenheit besteht ein unlösbarer Widerspruch. Gerade hier in der Religion verneint er, bekämpft sich selbst mit größter Macht, mit größter Pein. Gerade hier fragt es sich, ob Gorki ein wahrer Prophet dessen, wohin Rußland geht, sein soll oder nicht —, nämlich des Volksbewußtseins, der Volksmacht, der „Volksherrschaft", der „Demokratie" im wahren religösen Sinne dieses Wortes.

„Religion ist unnötig, Gott ist unnötig", — so sagt das intelligente Bewußtsein Gorkis, seine Volkswesenheit aber sagt folgendes:

„In jenen Tagen (der Kindheit) waren Gedanken und Gefühle über Gott die Hauptsache meiner Seele — . . . Gott war das beste, das hellste von allem, was mich umgab" . . .

So war es in der Kindheit, im Beginn des Lebens. Wenn der Kreis sich schließt, so kommt der Anfang mit dem Ende zusammen. Mit Gott begann aber alles bei Gorki, — wird es nicht auch mit Gott endigen?

Sein Gott ist der „Gott der Großmutter". Die Großmutter des kleinen Helden der „Kindheit", des Aljoscha Peschkow (Gorki verhehlt nicht, daß er Aljoscha selbst ist), ist seine geistige Mutter, sie hat ihn geboren, geschaffen, in die Welt eingeführt, bewahrt, gerettet in der Kindheit, und rettet ihn vielleicht bis jetzt und wird ihn bis ans Ende retten.

„Bis zu ihrer Ankunft schlief ich gleichsam im Dunkeln; als sie aber erschien, weckte sie mich, führte mich ans Licht, und wurde sofort der meinem Herzen am nächsten stehende Freund meines ganzen Lebens." Für das ganze Leben, auf ewig.

Die Großmutter ist ganz bis zum letzten Fältchen eine lebendige reale Persönlichkeit; aber nicht nur eine reale Persönlichkeit, sondern auch ein Symbol, und in der ganzen russischen Literatur, wiederum nicht ausgenommen Tolstoj und Dostojewski, gibt es kein beredteres Symbol, kein in größerem Maße synthetisches, vereinigendes Bild als dieses.

Die Großmutter ist Rußland selbst nach dem tiefsten, volkstümlichen, religiösen Wesen. Sich von der Großmutter lossagen, heißt, sich von Rußland selbst lossagen. Dies wird Gorki nicht tun, und wenn er es auch wollte, so könnte er es nicht tun. Wie sehr er sich auch von der Religion lossagte, mit welch gottlosen Reden er auch über sie redete, wie unreligiös er auch unbewußt oder was noch schlechter ist, halbbewußt sein mochte, — so wird er sich dennoch von seinem angeborenen „bäuerlichen", „christlichen"*) Wesen nicht lossagen. Und wenn die Großmutter in Wahrheit Rußland ist, so ist alles, was er von sich und ihr sagt, mehr als eine Erzählung aus seinem Leben und sogar mehr als eine Beichte; es ist eine Predigt, eine Prophezeiung darüber, wohin Rußland geht.

„Ihre uneigennützige Liebe zur Welt hat mich dadurch bereichert, daß sie mich mit fester Kraft für das schwere Leben erfüllte."

„Liebe zur Welt" ist die Religion der Großmutter, die Religion Gorkis. Was für eine Religion ist aber dies? Die christliche? Christen sind doch Menschen nicht von dieser Welt! Liebe zur Welt ist Feindschaft gegen Gott. Und die Großmutter liebt die Welt und Gott zusammen. Für Christen bedeutet „himmlisches" soviel wie „nicht irdisches", den Himmel lieben, heißt die Erde hassen. Und die Großmutter liebt Erde und Himmel zusammen. Wie sollte sie auch die Erde nicht lieben, da sie selbst Erde ist?

„Du hast eine gute Großmutter; o, welche Erde!" — sagt jemand von ihr.

„Du bist mir eine wirkliche Mutter, wie die Erde," — so sagt jemand zu ihr selbst.

*) Die beiden Worte klingen im russischen phonetisch ungefähr gleich.

Alioscha Peschkow hörte diese Worte und Gorki behielt sie „im Gedächtnis [illegible] Leben", auf alle Ewigkeit. Ja, gerade „die Liebe zur Erde", das [illegible]nis der Erde vereinigte ihn mit der Großmutter, mit ihrem Volkswesen, [illegible]s Geheimnis des Volkes ist das Geheimnis der Erde.

Wenn Christus gleich ist mit dem Christentum, wenn im Christentum alles [illegible]schlossen, gesagt, getan ist und nur das vorhanden ist, was da ist, und [illegible] mehr sein wird, — so ist die Religion der Großmutter nicht eine christliche [illegible] nicht von Christus. Dann hat der Großvater, der rechtgläubigste von den [illegible]ubigen, Recht:

„glaube ihr, der alten Närrin, nicht; sie ist von Jugend auf dumm, [illegible]t und unvernünftig".

Wenn aber Christus mehr ist als das Christentum, wenn im Christentum [illegible]r das enthalten ist, was da ist, sondern auch noch etwas sein wird, [illegible]st die Religion der Großmutter vielleicht auch keine christliche, aber in [illegible]mit von Christus.

Die Großmutter ist keine Heilige, sondern sündig „verdammt". Sie liebt [illegible]ren, zu singen, sie schnupft Tabak, trinkt; und nachdem sie getrunken hat, [illegible]hr noch besser".

„Herr Gott! Wie schön ist alles! Nein, seht doch, wie schön das alles [illegible]" sagt die Betrunkene, gleichsam betend.

„Sie versteht überhaupt nicht, gehörig zu beten.

„Wie oft habe ich Dich, Du Dickkopf, gelehrt, wie man beten muß, und [illegible] murmelst immer das Deine, Ketzerin, verfluchte Hexe!" —

Du murmelst das Deine, nicht Kirchliches, nicht Rechtgläubiges und vielleicht [illegible] nicht Christliches, so etwas Freies, Seltsames, Ungewöhnliches, sodaß diese [illegible] dem rechtgläubigen Großvater als Gotteslästerung erscheinen. Sie [illegible]t mit Gott, „eindringlich", bald als ob sie „Ihm einen Rat gibt", bald als ob sie über Ihn „grollt", aufsässig wird, mit Gott kämpft:

„Herr, reicht denn bei Dir die gute Vernunft für mich, für meine Kinder nicht aus?" Bald bemitleidet sie Gott, „den so lieben Freund alles Lebenden", den Allgütigen, aber nicht Allmächtigen und nicht Allwissenden: Wenn Er alles wüßte, so würden die Menschen wohl vieles nicht tun! Er sieht wohl, Väterchen, vom Himmel auf die Erde, auf uns alle, ja, er hebt zuweilen an zu weinen, zu schluchzen: „Ihr Meine Menschen, Meine lieben Menschen! Ach, wie bedaure Ich Euch!" Dieser weinende Gott ist „Unsinn", „Ungelehrtheit". Und ist das von Anfang der Welt geschlachtete Lamm nicht auch „Unsinn"? Nur jenes ist etwas Gewohntes, Altes, und dies ist etwas Neues, Ungewöhnliches.

Die Großmutter versteht es nicht, zu Gott, dem Vater und dem Sohne Gottes zu beten, aber es gibt in der menschlichen Sprache keine schöneren Gebete als ihre Akathisten (Kirchengesänge) zu Ehren der Mutter Gottes.

„Unerschöpfliche Freude . . . Apfelbaum in Blüte . . . mein reines, himmlisches Herz . . . goldene Sonne . . ."

Nein, dies kann nicht wiederholt werden, man muß es selbst hören. Und am wunderlichsten ist es, daß dieses unerhörte, im Herzen des Volkes, im Herzen der Erde versteckt ruhende, nicht der Christ Tolstoj, nicht der rechtgläubige Dostojewski, sondern der „gottlose" Gorki gehört hat.

Was „Mutter Gottes" ist, weiß die Großmutter selbst nicht. Wenn jemand sie darüber fragen würde, so würde sie auf das Bild des Kasanschen, Tichwinskischen, Feodorowskischen oder eines anderen lokalen „Mütterchens" hinweisen. So ist es in ihrem Bewußtsein, aber nicht so ist es in ihrer unbewußten religiösen „Kenntnis", „Gnosis".

„Du bist mir eine wirkliche Mutter, wie die Erde", — könnte sie zur Mutter Gottes sagen, ebenso wie jemand zu ihr selbst sagte. Oder wie bei Dostojewski (in den „Dämonen") eine Scharfsinnige sagt: „Die Mutter Gottes ist die große Mutter: kühle Erde", das Geheimnis der Mutter ist das Geheimnis der Erde.

In der dogmatischen christlichen Dreieinigkeit sind Vater, Sohn und Geist; aber in der gleichsam unchristlichen, ketzerischen Dreieinigkeit der Großmutter sind Vater, Sohn und Mutter. Die verschlossene, unbekannte, unerfüllte Person des Geistes tritt in der Person der Mutter Erde auf.

Der Vater ist im ersten Testament, der Sohn im zweiten. Ist nicht im letzten, dem dritten, der Geist? Die Erscheinung des Geistes ist Heiliges Fleisch, Heilige Erde, Ewige Mutterschaft, Ewige Weiblichkeit. Wenn die Offenbarung des Vaters — die Liebe zur Welt (das Irdische, Angeborne, Kosmische in den vorchristlichen Religionen), wenn die Offenbarung des Sohnes — die Liebe zu Gott (das Unirdische, Antikosmische, nicht von dieser Welt Seiende im Christentum) ist, so ist die Offenbarung des Geistes — die Liebe zur Erde und Himmel, die Liebe zur Welt und zu Gott zusammen. Und dies ist ja die Religion der Großmutter. Seht, wohin sie gelangt ist, „die alte Närrin", die „Unvernünftige", „Ungelehrte".

Lermontow, Tjutschew, Nekrassow, Wl. Solowjow, Dostojewski und die nach ihnen folgenden russischen Leute von höherem religiösem Bewußtsein sind bei demselben Punkte angelangt. „Das ist höchst wahr, höchst russisch", — so sagt jemand von der Religion der Großmutter.

Hier kommt die Höhe mit der Tiefe, — die Höhe des russischen religiösen Bewußtseins mit der Tiefe des russischen religiösen Elements zusammen: Und wiederum ist es am wunderbarsten, daß dieses Zusammenkommen nicht der Christ Tolstoj, nicht der rechtgläubige Dostojewski, sondern der „gottlose" Gorki, auch nur in Blindheit tastend, wahrgenommen hat.

Er haßt und verachtet die russischen intelligenten „Gottessucher", und selbst nähert er sich ihnen, wie sonst niemand; er entdeckt in seinem Volkselement dasselbe, was sie in ihrem intelligenten Bewußtsein entdeckt haben. Mit verschiedenen Worten sagen sie dasselbe.

III.

Die Großmutter ist Rußland, jedoch nicht das ganze, denn Rußland hat „zwei Seelen", nach dem tiefsinnigen Worte Gorki's, vielleicht dem tiefsinnigsten aller seiner Worte. Die eine Seele Rußlands ist die Großmutter, die andere — der Großvater.

Die Großmutter ist schön, der Großvater häßlich. Der „gute Gott der Großmutter ist ein so lieber Freund alles Lebendigen", der Gott des Großvaters ist böse. Wenn der Gott der Großmutter der wahre ist, so ist des Großvaters Gott nicht Gott, sondern der Teufel.

So oder fast so ist es für Aljoscha Peschkow, aber nicht so oder nicht ganz so ist es für Gorki. Er weiß schon, daß nicht die ganze Wahrheit auf Seiten der Großmutter ist, daß auch auf Seiten des Großvaters eine gewisse Wahrheit ist, die ebenso ewig „höchst wahr, höchst russisch" ist.

Nicht immer war auch der Großvater ein böses Scheusal.

Er war doch früher recht gut, als ihm aber dünkte, daß niemand klüger sei als er, seitdem ist er schlecht und dumm geworden.

Er war gut und wird es vielleicht wieder sein. Möglicherweise ist er nicht nur aus eigener Schuld, sondern zum Teil auch aus Schuld der Großmutter selbst schlecht und dumm geworden.

Mich hat der Großvater einmal am ersten Ostertage vom Mittag bis zum Abend geschlagen; wenn er müde wurde, ruhte er aus und fing wieder an; er schlug, er schlug mit Stricken und allem anderen.

Wofür?

Ich erinnere mich nicht mehr ...

Die Großmutter war um das Doppelte stärker als der Großvater und man glaubte nicht, daß er sie bezwingen könnte.

Ist er stärker als Du?

Nicht stärker, aber älter ... Gott wird von ihm Auskunft über mich verlangen, und mir ist befohlen, zu dulden.

Sogar der kleine Aljoscha fühlt, daß der Großmutter etwas fehlt. „Zuweilen möchte man, daß sie irgend ein Kraftwort sagt, irgend etwas laut schreit". Sie wird aber niemals etwas sagen, sie wird schweigen und dulden bis ans Ende. Und je mehr die Großmutter dulden wird, desto mehr wird der Großvater böse und dumm werden.

Obgleich die Großmutter keine Heilige ist, so ist sie doch „eine Art Heilige", und ihre Hauptsünde besteht nicht in der Sünde, sondern in der Heiligkeit. Je heiliger sie selbst ist, desto sündhafter ist alles um sie herum.

Sie weiß, — und kann nicht; sie beschaut, — und ist nicht tätig. Der Großvater weiß und ist tätig, er weiß wenig, ist schlecht tätig; in Rußland aber ist so viel Beschaulichkeit, so wenig Tätigkeit, daß es schon besser ist schlecht als gar nicht tätig zu sein.

Die Großmutter ist sehr groß und hat einen weichen Körper, ist nicht derb, nicht knöcherig. Der Großvater ist klein, derb, spitzig, wie eine Fischgräte, und dennoch hat er eine sehr große verschluckt, ihn selbst aber wird niemand verschlucken, ohne zu ersticken.

Die Großmutter ist grenzenlos und unpersönlich. Der Umfang des Großvaters ist eng, er ist aber eine Person, allerdings eine halbtierische, aber doch eine Person, Keim einer Persönlichkeit.

In der Großmutter ist „etwas von Dionys", in dem Großvater „etwas von Apollo". Die Großmutter ist betrunken, der Großvater nüchtern.

Die Großmutter macht Rußland unermeßlich, der Großvater mißt es, häuft es an, „sammelt", vielleicht in eine furchtbare Faust, aber ohne sie würde es zerfallen, auseinandergehen, wie ein mit Hefe angerührter Teig aus dem Backtrog.

Und überhaupt, wenn in Rußland nur die Großmutter ohne den Großvater wäre, so würden nicht Polowzer, Mongolen, Deutsche, sondern die eigene heimatliche Fäulnis das „heilige Rußland" lebendig verzehren.

Die Großmutter ist das alte Rußland, das nach Osten gewendet ist, der Großvater ist das neue Rußland, das nach Westen gewendet ist. Die Großmutter ist ungelehrt; der Großvater halbgelehrt. Wenn aber Rußland jemals gelehrt sein wird, so hat es dies nicht der Großmutter, sondern dem Großvater zu verdanken.

Die Großmutter ist eine „Ketzerin, Freisinnige" in Worten, in der Anschauung, und in der Tat ist ihr „befohlen, zu dulden". Der Großvater ist vorläufig „rechtgläubig" und „selbstherrlich". Und er duldet auch, weil seine Arme zu kurz sind, um zu vergelten; wenn sie aber ausgewachsen sein werden, wird er nicht dulden. Und wenn überhaupt jemand in Rußland Aufruhr machen wird, so wird dies natürlich nicht die Großmutter sondern der Großvater sein.

„Halte Dich fest an der Großmutter" — rät jemand dem Aljoscha. Gorki befolgte diesen Rat: er hält sich fest an der Großmutter, aber vielleicht noch fester am Großvater. Und wenn er als Eisen in das Feuer gegangen und als Stahl herausgekommen ist, so hat er dies nicht der Großmutter, sondern dem Großvater zu verdanken.

Der Großmutter Wahrheit, — „das heilige Rußland" — ist leicht zu begreifen: sie leuchtet strahlend. Des Großvaters Wahrheit — „das unheilige Rußland" — ist schwer zu begreifen: sie leuchtet kaum durch das tierische Antlitz hindurch. Weder Tolstoj noch Dostojewski haben sie begriffen, weil sie sie von der Seite, von außen betrachteten; Gorki hat sie begriffen, weil er sie von innen aus erblickte.

IV.

Von zwei Seelen Rußlands spricht die „Kindheit". Von demselben spricht auch ein Artikel, der von Gorki nicht zufällig fast gleichzeitig mit der „Kindheit" eben mit der Überschrift „Zwei Seelen" verfaßt wurde.

Rußland hat zwei Seelen: eine asiatische, östliche, und eine europäische, westliche. Im Osten herrscht die Religion, im Westen — die Wissenschaft. Die Religion behauptet das, was nicht existiert (das Dasein Gottes, das Leben nach dem Tode und anderen „Aberglauben", „Phantasien"); Religion ist Lüge. Die Wissenschaft behauptet das, was existiert (die „Naturgesetze"); Wissenschaft ist Wahrheit. Rußland geht unter oder befindet sich am Rande des Verderbens, weil es zwischen zwei Seelen, der östlichen und der westlichen, schwankt. Um sich zu retten, muß es zu schwanken aufhören, muß es eine Wahl treffen: sich von Osten, von der religiösen Lüge lossagen, und sich dem Westen, der wissenschaftlichen Wahrheit hingeben.

Wie so einfach ist das, und wenn nicht von Gorki die Rede wäre, so könnte man sagen: wie so einfältig ist es bis zur Kindlichkeit.

Lohnt es zu widersprechen? Muß denn bewiesen werden, daß zwischen „Aberglaube", „Phantasie", Betrug der Einbildung und religiöser Erfahrung ein Gleichungszeichen nicht gesetzt werden kann? Daß nach der Kant'schen „Kritik" auf Grund wissenschaftlicher Erfahrung oder philosophischer Vernunft das Dasein Gottes und das Nichtdasein Gottes zu behaupten, zwei gleich unsinnige Dinge sind?

Wenn Gorki ein Dogmatiker des Atheismus ist, so kann er nicht vom „wissenschaftlichen Denken" als von der einzigen Art und Weise der Erkenntnis reden, weil jeder Dogmatiker, gleichviel ob er ein negativer oder ein positiver ist, — jeder Glaube, gleichviel ob an das Dasein oder Nichtsein Gottes — den Gesetzen des „wissenschaftlichen Denkens" widerspricht. Ist er aber ein Positivist und Agnostiker, wie kann er dann das „Nichterkannte" mit dem „Nichterkennbaren" verwechseln? Er müßte einen Blick in „Die ersten Anfänge" Spencers, des Begründers des Agnostizismus, werfen, um zu sehen, daß das „Nichterkennbare" nach dem Wesen der wissenschaftlichen Erfahrung niemals erkannt werden kann. Derart ist die philosophische Unwissenheit Gorkis.

Eine historische Unwissenheit zeigt er, wenn er den religiösen Osten dem wissenschaftlichen Westen als zwei in der Weltgeschichte einander entgegenwirkende Dinge gegenüberstellt. Wenn man die Religion in unserem europäischen Sinne als Theismus, Bestätigung Gottes auffaßt, — nämlich so faßt Gorki sie auf, — so ist der größte Teil des Ostens, der buddhistische, irreligiös atheistisch, weil der Buddhismus der reinste Atheismus ist. Nur bei Annäherung an den Westen wird der Osten religiös in unserem europäischen Sinne, — theistisch (Zoroasterismus, Judaismus, Islamismus); und je weiter vom Westen, je östlicher, desto atheistischer. Alle Religion sowie übrigens auch alle wissenschaftlichen Systeme (die ägyptischen, die assyro-babylonischen Grundlagen des griechisch-römischen Wissens) werden im Osten geboren, aber wachsen und reifen im Westen. Dort liegt die religiöse Vergangenheit der Menschheit, hier — die Gegenwart, die Zukunft. Das Christentum ist im Osten entstanden, im Westen großgewachsen. Und wenn das Christentum insonderheit eine historische

Weltreligion ist, so ist insonderheit nicht der Osten, sondern der Westen religiös.

Eine psychologische Unkenntnis zeigt Gorki, wenn er die Religion, als absolute Beschaulichkeit, der Wissenschaft, als absolute Tätigkeit, gegenüberstellt. Die Religion ist entweder ein Nichts, „ein Betrug der Einbildung", oder die größte Kundgebung des menschlichen Willens, und der Wille ist die einzige Quelle der Tätigkeit. Der Verstand beleuchtet und gibt die Richtung, der Wille entscheidet und vollbringt die Tätigkeit. Deshalb ist eine willenlose, untätige Religion einem nichtbrennenden Feuer gleich: das Feuer hört auf zu brennen, wenn es verlöscht, und die Religion wird untätig, wenn sie aufhört Religion zu sein. Umgekehrt wird die Wissenschaft tätig, nur wenn sie aufhört, Wissenschaft zu sein und Religion wird, indem sie sich vom Verstande zum Willen, wenn auch nur bewußtlos, hinwendet. Um tätig zu sein, muß man das Pflichtgemäße entweder wollen oder wissen: und für die Wissenschaft gibt es weder Gewolltes, noch Pflichtgemäßes, sondern nur Daten.

Die Religion knechtet nach Ansicht Gorkis die Persönlichkeit, die Wissenschaft befreit sie. Aber schon der Begriff „der Persönlichkeit" ist unzertrennbar verbunden mit dem Begriff der „Freiheit", und für die Wissenschaft gibt es keine Freiheit: das Gesetz der Notwendigkeit, der Determinismus, ist das Grundgesetz des wissenschaftlichen Denkens. Deshalb kennt die Wissenschaft keine „Persönlichkeiten" sondern nur „unzerteilbare" Einzelwesen, unpersönliche „Geschlechter und Gestalten". Der Begriff der „Persönlichkeit" ist ebenso wie der Begriff der „Freiheit" keineswegs ein wissenschaftlicher, sondern ein religiöser. Um die Persönlichkeit zu bestätigen, muß die Freiheit bestätigt, das Gesetz der Notwendigkeit im äußersten Punkte, im Tode, überwunden werden. Das tut auch das Christentum — die Religion der absoluten Freiheit, der absoluten Persönlichkeit.

Aus allem, was Gorki von der Religion sagt, ist nur eins wahr, nämlich, daß die Religion „gefährlich" sei. Aber es ist doch wohl im allgemeinen jede Kraft gefährlich; je größer die Kraft, desto gefährlicher. Die Religion ist die größte Kraft, die größte Gefahr. Wenn aber aus dem Feuer Feuersbrünste entstehen, so folgt daraus nicht, daß man ohne Feuer leben müsse.

V.

Ja, indem Gorki von der Religion spricht, weiß er nicht, wovon er redet. Es ist aber nicht wichtig, was er weiß und nicht weiß, sondern was er will und nicht will.

Er will nicht Religion, weil er die Welt lieben will, und jede Religion ist Unliebe zur Welt. Wie verhält es sich nun mit der Religion der Großmutter: Liebe zur Welt und zu Gott zusammen? Diese, ihre uneigennützige Liebe zur Welt hat mich bereichert, indem sie mich mit fester Kraft „zum Kampf des Lebens" erfüllte —.

Die Großmutter hat er also vergessen, und wenn er sie nicht vergessen hat, so hat er sie verflucht; ebenso wie der Großvater: „Alte Närrin, unvernünftige, ungelehrte".

„Zwei Seelen" sind geschrieben worden aus Anlaß des Krieges, „einer von der Welt noch niemals erlittenen, das Leben Europas erschütternden und vernichtenden Katastrophe", nach den Worten Gorkis selbst. Woher kam die Katastrophe? Von dem religiösen Osten oder von dem „wissenschaftlichen" Westen? Es scheint klar zu sein, daß „Wissenschaft" ohne Religion, halbe Wissenschaft, die Welt vor der Katastrophe nicht gerettet hat, sondern vielleicht die Hauptursache derselben war. Wenn der menschliche Verstand behauptet, daß er alles sei, und im Menschen nichts mehr nötig sei, so wird der Verstand selbst zum Unverstand.

Er war doch früher recht gut, unser Großvater. Als er aber wähnte, daß niemand klüger sei als er, seitdem wurde er böse und dumm.

Welche unmenschliche Greuel und Scheußlichkeiten dieser böse und dumm gewordene sinnlose Unverstand verrichten kann, haben wir jetzt vor Augen. Es ist er, der Großvater, der kleine, listige, raubgierige „Iltis", der die gewaltige Großmutter „vom Morgen bis zum Abend schlägt, bis er müde wird, und, nachher, nachdem er ausgeruht hat, von neuem anfängt, und zwar mit Stricken und allem anderen". Er schlägt, und sie schweigt, duldet; nur bedauert die „Unvernünftige" den „Halbvernünftigen":

Ach Großvater, Großvater, Du bist ein kleines Stäubchen im Auge Gottes!

Die Weisheit der Großmutter hat Gorki vergessen, jedoch wird er sich ihrer wieder erinnern: er ist von ihr gegangen, wird aber zu ihr zurückkehren.

Vielleicht hat nicht nur Rußland, sondern Gorki selbst „zwei Seelen", und er schwankt zwischen ihnen: bald zum Osten, bald zum Westen, bald zur Großmutter, bald zum Großvater. Welche von diesen zwei Seelen retten, welche dem Verderben anheimgeben?

Vielleicht soll man aber keine von ihnen verderben lassen, sondern beide retten, „zwei Seelen" in eine vereinigen. Vielleicht ist Rußland nicht Osten und nicht Westen, sondern eine Vereinigung des Ostens mit dem Westen.

Um zu vereinigen, muß nicht vermischt werden; und um nicht zu vermischen, muß bis zu Ende geteilt werden. Das tut Gorki auch: er trennt, zerreißt die zwei Seelen Rußlands in seiner eigenen Seele. Und wenn seine Seele von diesem Riß verderben wird, so geschieht dies nicht umsonst: sie wird verderben, um andere Seelen zu retten.

So treibt er, der „Gottlose", Gottes Werk. Die Trennung zweier Seelen, — des Westens vom Osten, der Tätigkeit von der Beschaulichkeit, der Erde vom Himmel, — ist eine unvollständige, unvollendete, unewige Wahrheit. Es gibt aber keinen anderen Weg zur ewigen Wahrheit, als das Opfer einer von den zwei unewigen; und man muß wissen, womit und wozu wir opfern. Gorki weiß dies noch nicht, vielleicht wird er es einst erfahren.

Heiliges Rußland! Heiliges Rußland! — behaupteten wir gottesläſterlich.

Nein, unheiliges und ſündhaftes — ſo ſprach Gorki, wie noch niemand je geſprochen hat.

Einſt prügelte der Großvater den Aljoſcha bis zum Verluſt des Bewußtſeins.

Seit dieſer Zeit, — ſagt Gorki — hat man mir gleichſam die Haut vom Herzen geriſſen: es wurde unerträglich fremdartig jeder eigenen und fremden Beleidigung gegenüber.

Nun dieſes Herz mit abgeriſſener Haut pulſiert immer noch in Gorki.

Einſt ſchlug „ein Herr in der neuen Uniform", der Stiefvater des Aljoſcha, ſeine kranke Mutter.

Soeben ſehe ich, — ſo erinnert ſich Gorki, — dieſen ſchändlichen langen Fuß mit der hellen Borte längs dem Hoſenbein, — ich ſehe, wie er in der Luft ausholt und mit der Stiefelſpitze in die Bruſt der Frau ſchlägt.

Aljoſcha ergriff ein Meſſer und verſetzte dem Stiefvater einen Stoß. Dieſes Meſſer hat Gorki immer noch in der Seele: eine Beleidigung Rußlands iſt für ihn nicht in übertragenem, ſondern in wirklichem, wahrem, blutigem Sinne eine Beleidigung der Mutter:

Zwei Gefühle ſind uns wunderbar nahe.
In ihnen gewinnt das Herz Nahrung:
Die Liebe zum heimatlichen Herd,
Die Liebe zu den väterlichen Gräbern.

Für Aljoſcha aber iſt „das väterliche Grab" — „der ſtinkende Djukowteich, in dem man den Vater im Winter durch ein Eisloch geworfen hatte". Solch ein „Vaterland" muß Gorki lieben.

Wenn der Großvater die Großmutter mit tötlichem Hiebe ſchlägt, und dieſe ſchweigt, duldet, — „mir iſt befohlen, zu dulden" — dann fühlen wir Mitleid:

Heimatland der Langmut und Geduld,
Du Land des ruſſiſchen Volkes!

„Heiliges Rußland, Heiliges Rußland", Gorki fühlt kein Mitleid. Möge ſie verflucht ſein, dieſe Heiligkeit, wenn alle unſere Schlechtigkeiten aus ihr hervorgehen.

„Indem ich an die ſchweren Greuel des wilden ruſſiſchen Lebens denke, frage ich mich zuweilen: Lohnt es ſich wohl, davon zu reden?" Und mit erneuter Beſtimmtheit antworte ich: ‚Es lohnt ſich!' Denn alles das iſt lebendige, ſchändliche Wahrheit, die bis heutigen Tages nicht erloſchen iſt. Es iſt die Wahrheit, die man bis auf den Grund kennen muß, um ſie mit der Wurzel aus dem Gedächtnis, aus der Seele, aus unſerem ganzen ſchweren und ſchmachvollen Leben zu reißen."

Niemand hat jemals von dieſer Wahrheit ſo geredet wie Gorki, weil alle von der Seite, von außen her geredet haben, er aber — von innen heraus.

Nach uns, nach Tolstoj und Dostojewski, ist Sanftmut, „Geduld", „Untätigkeit", nach Gorki aber ist Empörung, Tätigkeit, „höchst wahres, höchst russisches".*) Und wenn Rußland nicht nur irgend woher gekommen ist, sondern auch irgendwohin geht, so hat Gorki darin mehr recht als Tolstoj und Dostojewski. Darin ist das sündhafte Rußland heiliger als das „heilige."

Und ist nicht eine größere Liebe nötig, um ein sündhaftes Rußland mehr zu lieben als ein heiliges? Ist nicht ein größerer Glaube nötig, um an ein sündhaftes zu glauben? Mit solcher Liebe liebt, mit solchem Glauben glaubt Gorki.

„Nicht nur dadurch erregt unser Leben Staunen, daß es eine so fruchtbare und fette Schicht jeglichen viehischen Schmutzes enthält, sondern auch dadurch, daß durch diese Schicht hindurch etwas Gutes wächst, indem die unverwüstliche Hoffnung auf unsere Wiedergeburt zu einem hellen, menschlichen Leben erwacht".

Niemand hat jemals von dieser Hoffnung so geredet wie Gorki, weil wiederum alle von der Seite, von außen her geredet haben, er aber — von innen heraus. Man muß selbst durch die Finsternis der Vergangenheit und Gegenwart Rußlands hindurchgehen, um von der leuchtenden Zukunft Rußlands zu reden.

Ja, nicht an ein „heiliges", sanftmütiges, sklavisches, sondern an ein sündhaftes, sich empörendes, sich befreiendes Rußland glaubt Gorki. Er weiß, daß es kein „heiliges" Rußland gibt, glaubt aber, daß es ein „heiliges" Rußland geben wird.

Eben durch diesen Glauben vollbringt er, der „Gottlose", Gottes Werk, durch ihn ist er uns nahe, näher als Tolstoj und Dostojewski. Hier sind wir schon nicht mehr mit ihnen, sondern mit Gorki.

*) Wörtlich: etwas entsetzlich wahres, entsetzlich russisches.

Sammlung und Nutzbarmachung der Zeitungen

Von Dr. Ernst Götz

Was jedem Menschen wissenswert erscheint, sein eigenes Werden, Wachsen und Gedeihen, die Erkenntnis seiner Stellung zur Außenwelt mit dem Anspruch auf Gültigkeit, das ist für ein Volk, für einen alten Zusammenhang von Volkstum oder Staatskörper, seine Geschichte. Um ihrer selbst willen, im Interesse der gewordenen Formen ihres eigenen Lebens, forschen die Völker nach ihrer Vergangenheit und ziehen aus ihr Verständnis für das Bewußtsein gegenwärtiger Macht und Größe. Das naive Bedürfnis nach Erkenntnis der Zusammenhänge des Geschehens, soweit sie uns betreffen, zeigt sich unter dem Gesichtspunkte der Welt-, europäischen oder Volksgeschichte in wesentlich verfeinerter Form, dadurch, daß an Stelle der individuellen Beziehungen allgemeine treten, solche, die eine Vielheit durch Gleichartigkeit des Stammes und der Entwicklung zusammengehöriger Menschen angehen. Für ein Volk, für die Gesamtheit mehrerer Völker, wird die alte Frage „Was ist Wahrheit?“ zum Urgrund alles wissenschaftlichen Forschens und Strebens; kein geringerer als Leopold von Ranke hat das im neunzehnten Jahrhundert für die Geschichte erkannt und den Grund gelegt zu einer modernen Geschichtsschreibung um ihrer selbst willen.

Wenn wir nun untersuchen, welche Aufgaben geschichtswissenschaftlicher und praktischer Art es für unser Geschlecht zu lösen gilt, so fällt vor allen Dingen ein Gebiet in die Augen, dessen Bedeutung in den letzten hundert Jahren ebenso gewachsen ist, wie das Bedürfnis nach seiner systematischen Ordnung und Verarbeitung vernachlässigt wurde. Es hat ja nicht an Stimmen von Klang gefehlt, die zeitig auf die Wichtigkeit der Presse hinwiesen. Aber Anregungen wie die Spahns und anderer Gelehrten, Wünsche, die im deutschen Reichstage laut wurden, vermochten nicht, ihrer Überzeugung zum Sieg, ihren Absichten zur Durchführung zu verhelfen. Daß man sich nun gerade jetzt in Deutschland mit den Erzeugnissen der „Presse“ wissenschaftlich und praktisch mehr beschäftigt als früher, ist zum guten Teil in den Verhältnissen der Gegenwart begründet.

Es ist zweifellos gerade im jetzigen Kriege sehr fühlbar geworden, daß unsere Diplomatie im Auslande nicht über dasjenige publizistische und journalistische Rüstzeug verfügte, das unseren Feinden in so reichem Maße zu Gebote stand. Schon vor dem Kriege legten England und Frankreich große Summen in dieser Agitation an, deren Wirkungen wir überall im Auslande

spüren mußten und noch spüren. Ein Netz von Agenten überzog die Welt, und englisches Geld wirkte bestimmend auf die Gesinnung von Völkern, die neutral oder mit uns verbündet waren. Aus dem Kriege selbst sind uns die Leistungen der Northcliffpresse, die vor allem in Italien den Umschwung der Volksstimmung in einem uns ungünstigen Sinne miterzeugen half, zur Genüge bekannt. Es ist eine Notwendigkeit für die Zukunft, die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes mit wissenschaftlichen, journalistischen und diplomatischen Kräften so auszustatten, daß sie sowohl alle Nachrichten vom Ausland her blitzschnell verarbeiten, tendenziöse und falsche Meldungen richtig stellen als auch der eigenen Presse, wie der des Auslandes in geeigneter Form die Tatsachen mitteilen kann, die geeignet sind, die deutsche Politik wirksam zu unterstützen. Man könnte fragen, ob wir in demselben Maße über Fachleute verfügen, wie das Ausland. An bedeutenden Publizisten ist bei uns nie Mangel gewesen, die Schwierigkeit einer solchen Arbeit, bei der Männer der verschiedensten Berufszweige Hand in Hand gehen müßten, dürfte vielmehr in der Organisation zu suchen sein. Es handelt sich darum, diesem Institut innerhalb der Reichsämter diejenige Unabhängigkeit und Schnelligkeit des Betriebes zu geben, deren es zur erfolgreichen Durchführung seiner Aufgaben bedarf, oder es zu einem selbständigen Reichsamt auszugestalten. Frühere Wünsche und Anträge in dieser Richtung könnten hierbei berücksichtigt werden.

Gerade der Krieg ist wie kein anderes Ereignis geeignet, das Interesse an den Vorgängen des Tages zu steigern. Der Bedeutung der Frage aber, leistungsfähige und tüchtige Männer der Gründlichkeit, nicht nur der bloßen Fertigkeit, in den journalistischen Berufen zu sehen, hat zuerst deutscher Bürgersinn Rechnung getragen. Die Stadt Köln, der uralte Mittelpunkt von Handel und Verkehr am Niederrhein, hat beschlossen, nach dem Kriege an ihren beiden Hochschulen, der Handelshochschule und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, einen Lehrstuhl für Zeitungswesen zu errichten. Wird ein damit verbundenes Seminar im Sinne des engen Zusammenhanges zwischen neuerer Geschichte und Zeitungswesen geleitet, so kann eine derartige Vertiefung ihres Wissens durch geschichtliches Denken für Berufsjournalisten von höchstem Nutzen sein. Erinnern wir uns an Görres, der im „Rheinischen Merkur", an David Friedrich Strauß, der in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", an Heinrich von Treitschke und Konstantin Rößler, die in den „Grenzboten" und den „Preußischen Jahrbüchern" schrieben, so wird uns der hohe geistige Gehalt der deutschen Publizistik im vergangenen Jahrhundert völlig klar. Diese Männer kämpften für große politische Gedanken, ihre journalistische Tätigkeit hatte eine starke Grundlage geschichtlichen Interesses und wissenschaftlicher Bildung. Das gebildete Deutschland wird das Kölner Unternehmen in der Hoffnung begrüßen, neben anderen Aufgaben auch die der Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart, vielleicht auch der Schaffung eines neuen geschichtlich-politischen Stiles, an den dortigen Hochschulen gelöst zu sehen.

So hat der Krieg auf dem Gebiete der praktischen Politik und auf dem der journalistischen Berufsarbeit mancherlei Ansätze zutage gefördert und alte Bestrebungen wieder in Erinnerung gebracht. Angesichts eines so tiefen Interesses, eines so allgemeinen Bedürfnisses, ist es denn auch kein Wunder gewesen, daß sich sofort nach Beginn des Krieges der Wunsch nach einer Sammlung des Quellenmaterials aus den Zeitungen und Zeitschriften, der schon vor dem Kriege von verschiedenen Seiten, jedoch ohne durchgreifenden Erfolg geltend gemacht worden war, erneut regte. Während die Zeitschriften meist am Ende der Jahrgänge Register bringen, die den Inhalt übersehen lassen, fehlt ein solches Hilfsmittel bei den Zeitungen fast ganz. Der Benutzer ist großenteils darauf angewiesen, sich durch die zahlreichen Bände, zu denen die Einzelnummern zusammengefaßt sind, mühsam hindurchzuringen und sich seinen Stoff zusammenzusuchen. Mancherorts hat man versucht, diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man nachträglich Register zu den Zeitungen anlegte, wie es schon seit langem in der Stadtbibliothek zu Köln geschieht. So gewaltig dieser Fortschritt ist, und so sehr er die Benutzung erleichtert, so muß er Stückwerk bleiben, wenn es sich nicht um ein Sachregister für eine Mehrzahl von Zeitungen handelt. Ein Register gewinnt eben erst dann höheren Wert, wenn es eine Materialsammlung darstellt, die nach bestimmten Richtungen hin nutzbar gemacht werden kann. Bei einer Sichtung des Zeitungsstoffes wird zunächst die stete Wiederholung von Nachrichten und Aufsätzen in Blättern derselben Gegend oder derselben politischen Richtung in die Augen fallen. Eine solche Fülle von Wiederholungen aber kann für den späteren Forscher nur Ballast sein. Es handelt sich also darum, aus den einzelnen Zeitungen den spezifischen Inhalt herauszusuchen und das vielfach äußerst wertlose Beiwerk beiseite zu schieben. „Wenn etwas zugrunde geht", äußerte sich Geheimrat Kaufmann auf dem Posener Archivtage von 1911, „so ist dies eine Vorarbeit für die historische Forschung." Bis zu einem gewissen Grade hat er damit zweifellos recht. Es kann wirklich keinen großen Wert haben, alle Artikel zu verzeichnen oder alle Zeitungen zu sammeln, deren Inhalt nur die Wiedergabe des Inhaltes größerer Blätter bedeutet. Man darf aber auch hierin nicht zu weit gehen. Wer schon in derartigen Sammelarbeiten selbst tätig war, der weiß, daß gerade die Lokalzeitungen in den Dörfern und kleinen Städten eine Fülle von Mitteilungen enthalten, die selten in eine größere Zeitung übergehen. So geringen Wert eine einzelne Notiz, für sich allein betrachtet, zu besitzen scheint, so wichtig ist sie, verglichen mit anderen derselben Art aus anderen kleinen Blättern. Schneidet man aus einer Reihe von Zeitungen ein und desselben Bezirkes diese spezifischen Notizen aus und ordnet sie chronologisch, so ergibt dies ein kulturgeschichtliches Bild von größter Reichhaltigkeit der Farben, auf das kein Forscher gern verzichten wird.

Man hat im Laufe des Krieges an verschiedenen Orten versucht, dieses Ausschnittverfahren zur Durchführung zu bringen. So hat die Universität Jena eine Sammlung ins Leben gerufen, die schon eine recht stattliche Anzahl

von Bänden umfaßt. An der Universität Leipzig hat Professor Herre die historische, Professor Eulenburg die volkswirtschaftliche Abteilung geleitet. Beide haben gleichmäßig alle erreichbaren Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes „verzettelt", das heißt, alle in Frage kommenden Aufsätze in bestimmten Rubriken gesammelt. Man kann in diesem Archiv sofort alles Material, zum Beispiel über Kriegsgreuel, über Grey, über Bulgarien oder Rumänien greifen. Jeder Aufsatz ist auf weiße Blätter aufgeklebt und entsprechend eingereiht. Die volkswirtschaftliche Abteilung ist ebenso gegliedert wie die historische; z. B. gibt es folgende Rubriken: Rohstoffversorgung, Ernteergebnisse in Deutschland, Österreich, in Frankreich u. a. m.*).

Es leuchtet ein, daß eine solche Anordnung die Benutzbarkeit und Übersichtlichkeit der Sammlung aufs beste gewährleistet. Ferner liegt ein nicht zu unterschätzender Vorteil in der Möglichkeit, die auf weißem Papier aufgeklebten Ausschnitte für lange Zeit zu erhalten, eine Tatsache, die angesichts der noch völlig ungelösten Frage der Konservierungsmittel, unter denen zur Zeit Cellit und Neuzapon den ersten Platz einnehmen, nicht zu unterschätzen ist.

Den Weg einer Vervielfältigung des bemerkenswerten Materials durch den Druck hat Eberhard Buchner beschritten in seinen „Kriegsdokumenten", von denen kürzlich der sechste Band bei Albert Langen in München erschienen ist. Hier sind Zeitungsausschnitte, Inserate wie Meldungen von den großen Kriegsereignissen zu einem Ganzen zusammengefügt. Es kann sich hierbei naturgemäß nur um eine Auslese aus dem Stoffe handeln, der in einem „Zeitungsarchiv" zusammengetragen werden kann. Hier eine Fülle von übersichtlichem Material, das auch dem Fachgelehrten reich genug sein kann, dort eine Art Nachschlagewerk, das zur schnellen Orientierung wohl manchen Vorteil bietet, aber nie den Stoff, vor allem in kulturgeschichtlicher Richtung, auch nur annähernd vollständig umfassen kann.

Während das Leipziger Werk vielleicht das größte Unternehmen nach allgemein deutschen Gesichtspunkten ist, hat sich ein anderes von vornherein die Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet zum Ziele gesetzt, nämlich das hessische. Das von dem Direktor des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchives in Darmstadt, Julius Reinhard Dieterich, ins Leben gerufene „Hessische Kriegszeitungsarchiv" hat seine Sammeltätigkeit von vornherein nur auf das Großherzogtum Hessen erstreckt. Maßgebend war hierbei hauptsächlich der Umstand, daß man für die Durchführung des Unternehmens im wesentlichen auf freiwillige Hilfe angewiesen war. Ferner aber war es fraglich, ob man imstande sein würde, alles in Frage kommende Material wirklich zu erreichen. Die Leitung des Darmstädter Unternehmens nahm sofort nach Beginn des Krieges den Standpunkt ein, daß eine

*) Die Mitteilungen über dieses Kriegszeitungsarchiv, von dem eine genaue Beschreibung bisher nicht erschienen ist, verdankt der Verfasser dem Direktor des Leipziger Instituts für Kultur- und Universalgeschichte, Herrn Professor Dr. Walther Götz.

einheitliche Sammeltätigkeit durch das ganze Reich hin angestrebt werden müsse. Daß dieser Plan scheiterte, lag nicht an ihr und auch nicht an dem Leiter der Zentralnachrichtenstelle für das neutrale Ausland, Herrn Professor Weber, sondern an anderen, hier nicht näher zu erörternden Rücksichten. Die ersten Bände des Kriegsarchives, die auf der Darmstädter Kriegsausstellung im März 1916 vorgeführt wurden, dürften die grundsätzliche Richtigkeit des eingeschlagenen Weges bewiesen haben, wenn natürlich auch in mancher Beziehung Einwände berechtigt sind. Der Benutzer bekommt eine große Anzahl, auf holzfreiem Papier aufgeklebter, nach bestimmten Gesichtspunkten chronologisch geordneter Ausschnitte dargeboten. Tagesberichte und Meldungen aus neutralen Ländern, kurz gesagt, allgemeine Nachrichten, fallen in dieser Sammlung ganz weg, aber Preisveränderungen, Bevölkerungsverschiebungen, Vereins- und Versammlungsleben und die Dichtkunst werden in ihren kleinen und kleinsten Äußerungen zusammengestellt. So wird dem künftigen Forscher Gelegenheit geboten, die Kulturgeschichte des Großherzogtums Hessen unter dem Einfluß des Krieges auf Grund reichlicher Zeugnisse zu untersuchen. Die zahlreichen während des Krieges erschienenen Flugschriften und Bücher werden durch eine solche Fundgrube wesentlich ergänzt. Schon vor dem Kriege hat die deutsche Bücherei in Leipzig sich die Sammlung aller Erzeugnisse der Presse zum Ziele gesetzt, neuerdings ist in Berlin eine „Weltkriegsbücherei" begründet worden, die bestrebt ist, die Erzeugnisse der Kriegsliteratur im weitesten Sinne zu sammeln; ob aber derartige Institute in Anbetracht der ihnen gestellten anderen Aufgaben imstande sind, eine wissenschaftlich brauchbare Verzettelung gerade des Zeitungsstoffes herbeizuführen, muß bezweifelt werden. Gerade bei einer solchen Arbeit sprechen gewichtige Gründe für die Dezentralisierung; einmal ist es leichter, den beschränkten Stoff eines bestimmten Gebietes zu bewältigen, andererseits wird auch die Benutzung an den Punkten reger sein, wo ein engeres heimatliches Interesse vorliegt*).

Für den Krieg ist ja eine einheitliche Regelung der Sammeltätgkeit unmöglich geworden. Gerade der Krieg hat aber das Bedürfnis nach der Begründung von Zeitungsarchiven oder einem „Zeitungsmuseum", wie Martin Spahn sich ausdrückte, erneut zu Bewußtsein gebracht. Wenn der Friede wiederkehrt, wird sich unser Volk auch auf dem Gebiete der praktischen und politischen Ausnutzung und der wissenschaftlichen Sammlung der Presseerzeugnisse neuen Aufgaben gegenübersehen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß eine nachdrückliche Bearbeitung dieses Quellengebietes im Anschluß an die Archive und Bibliotheken Deutschlands geeignet sein kann, Kräfte zu erziehen, die im Dienste der Journalistik oder eines Reichspressеamtes ihr Bestes leisten könnten. Schon 1911 hatte der Archivtag zu Posen den Wunsch ausgesprochen, daß die Archive und Bibliotheken der einzelnen Landesteile mit

*) Über das hessische Unternehmen vgl. Ernst Götz, Die historische Berechtigung und Bedeutung des hessischen Kriegszeitungsarchives. Quartalbl. d. Hist. Ver. f. d. Großherzogt. Hessen 1916, 1.

der Sammlung der Zeitungen beginnen mögen. Im Frieden muß eine einheitliche Organisation für das ganze Reich geschaffen werden. Es muß vermieden werden, daß dieselbe Arbeit an verschiedenen Plätzen sich wiederholt. Die Festsetzung des Stoffes und des auszuschneidenden Materials kann man ruhig den einzelnen historischen Kommissionen überlassen, die in dieser Frage Berater aus den Kreisen des Handels und der Industrie hinzuzuziehen hätten. Daß aber die seit Jahren im Gang befindlichen Bestrebungen nicht am Mangel an Mitteln scheitern, daß endlich einmal Dinge in Fluß kommen, über die der deutsche Reichstag schon 1906 gesprochen hat, dafür muß eben der deutsche Reichstag sorgen. Ebenso wie eine bessere Ausstattung des Auswärtigen Amtes mit publizistischem und journalistischem Rüstzeug angestrebt werden muß, ist es auch notwendig, daß die Bundesstaaten und das Reich an ihren wissenschaftlichen Instituten für die zweckmäßige Sammlung des Quellenmaterials aus der Presse Sorgen tragen. Die Presse ist heute als geschichtliches Hilfsmittel nicht mehr zu entbehren. Was uns aber fehlt, ist die Möglichkeit ihrer leichten quellenmäßigen Benutzung. Dazu könnten in den einzelnen preußischen Provinzen und den größeren Bundesstaaten im Anschluß an die dort bestehenden Archive und Bibliotheken Stellen geschaffen werden, wo ein wissenschaftlicher Beamter die Arbeit eines bestimmten Bezirks überwachen und für die zweckmäßige Aufbewahrung der Sammlungen Sorge tragen müßte. So könnten aus der Gegenwart Werke moderner Quellenkunde entstehen, die den Zeitgenossen zum Nachschlagen, der Nachwelt zum Nachforschen dienen würden. Die Abgeordneten Bassermann, Pfeiffer und Spahn haben schon vor Jahren auf die Bedeutung des Gegenstandes und auf die Notwendigkeit dauernder Einrichtungen auf diesem Gebiete hingewiesen. Wenn nun, veranlaßt durch die Lehren des Krieges, die mit der Tagespolitik zusammenhängenden Fragen, die das Pressewesen betreffen, wieder akut werden, so darf das deutsche Volk die Mühe nicht scheuen, auch die Möglichkeit zu einer wissenschaftlichen Quellenverwertung der Zeitungen zu schaffen, deren zweckmäßige, einheitliche Regelung wir jetzt so schmerzlich vermissen.

Fabeln

Die Nachtigall und die Fledermaus

Eine Nachtigall ſaß, als der Abend dämmerte, in einem Buſch und ließ ihren Geſang erſchallen. Andere Vögel ſaßen ſtill in den Zweigen und ſchienen den ſanften Tönen zu lauſchen. Nur eine Fledermaus flog unſtät hin und her und jagte Nachtfaltern und Käfern nach. Da ſchwieg die Nachtigall und ſagte erbittert: „Warum achteſt du nicht auf meinen Geſang, wie die Vögel ringsum? Biſt du ſo roh, daß er dir keine Freude macht?“ „Wie gern hörte auch ich dir zu“, erwiderte die Fledermaus; „aber ich muß die Zeit ausnützen und für meine Jungen Nahrung beſchaffen.“

Der Krebs und der Knabe

„Ach, wie hat mich im Schlamm gefroren!“ ſagte ein Krebs zu einem Knaben, der ihn gefangen hatte. „Setze mich in den Teich nebenan; dort wird das Waſſer wärmer ſein!“ „Du ſollſt es noch beſſer haben“, ſagte der Knabe, nahm den Krebs mit nach Hauſe und ſteckte ihn in einen Topf mit heißem Waſſer. Nach einiger Zeit hielt er das Ohr darüber, lauſchte und ſagte: „Jetzt muß ihm recht behaglich ſein — er klagt nicht mehr.“

Dee Kater und der Jagdhund

„Sieh, wie viel nützlicher ich unſerem Herrn bin, als du!“ ſprach ein alter Kater zu einem Jagdhunde; „auch meine Nachtruhe opfere ich und ſchleiche mich in den Garten, um die ſchädlichen Mäuſe wegzufangen.“ „Nicht auch, um bisweilen einen ſchlummernden Vogel zu überraſchen?“ entgegnete der Jagdhund.

Otto Buchwald†

Allen Manuſkripten iſt Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rückſendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde Weſt. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde Weſt, Sternſtraße 56.
Fernſprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Deſſauer Straße 36/37.

Worte Friedrichs des Großen für die Gegenwart

Von Dr. A. Kamp

Mir geht es wie einem Reiſenden, der unter eine Rotte verbrecheriſcher Geſellen geraten iſt, die ihn ermorden wollen, um ſich ſeine Habe zu teilen ... Es iſt abſcheulich und ſchlägt aller Menſchlichkeit und allen anſtändigen Sitten ins Geſicht. Hat die Welt jemals dergleichen geſehen, daß drei große Fürſten ſich zuſammenrotten zur Vernichtung eines Fürſten, der ihnen nichts getan hat? Weder mit Frankreich habe ich Händel gehabt, noch mit Rußland, noch weniger mit Schweden (heute: England). Wenn in der bürgerlichen Geſellſchaft drei Bürger ſich verabreden wollten, ihren lieben Nachbarn auszurauben, hätten ſie damit unfehlbar von Rechts wegen Rad und Galgen verwirkt. Und nun geben gar gekrönte Häupter, in deren Namen in ihren Staaten derartige Geſetze beobachtet werden, ihren Untertanen ſolch ein empörendes Beiſpiel! Sie, die zu Geſetzgebern auf der Welt berufen ſind, werden durch ihren Vorgang Lehrmeiſter des Verbrechens! O Zeiten, o Sitten! Wahrhaftig, ebenſo gut könnte einer unter Tigern, Leoparden und Luchſen hauſen, wenn er in einem Jahrhundert, das für geſittet gilt, unter ſolchem Mord- und Raubgeſindel leben ſoll, ſolchen hinterliſtigen Menſchen, die unſere arme Welt beherrſchen.

*

Die ungerechten Vorbereitungen (meiner Feinde) zum Kampfe zwingen mich zu den äußerſten Schritten, die ich aus Liebe zum Frieden und zur allgemeinen Ruhe lieber vermieden hätte, und dieſelben Umſtände nötigen mich ſehr gegen meinen Willen, mein Heer nach Sachſen (heute: Belgien) marſchieren zu laſſen, um von da nach Böhmen (Frankreich) einzudringen. Sie werden dem ... Kurfürſten von Sachſen erklären ..., man werde auf ſeine Staaten alle ſchonende Rückſicht nehmen, die die gegenwärtigen Umſtände geſtatten; meine Truppen würden ſich in Ordnung und peinlichſter Manneszucht halten ... Übrigens könne Seine polniſche Majeſtät (=Kurfürſt von Sachſen) überzeugt ſein, daß man

für seine Person und seine königliche Familie alle mögliche Rücksicht und Hochschätzung haben werde, die die unglückliche Zeit und meine eigene Sicherheit gestatten. Ich persönlich wünschte nichts lebhafter als bald den glücklichen Augenblick des Friedens herannahen zu sehen, um diesem Fürsten meine volle Freundschaft zu bezeugen und ihn wieder in den sicheren und ruhigen Besitz seiner Staaten zu setzen, gegen die ich niemals irgendwelche Angriffspläne gehabt hätte.

*

Ganz Europa stürzt sich auf uns. Es scheint Mode zu sein, unser Feind zu sein.

*

Die Lumpen von Kaisern und Königen zwingen mich zum Seiltanzen. Ich tröste mich mit der Hoffnung, daß ich dem einen oder andern mit der Balancierstange tüchtig eins auswischen werde.

*

Ich bin erstaunt über die englische Politik. Die Engländer sehen ganz Europa für eine lediglich zum Nutzen Englands geschaffene Staatengemeinschaft an. Niemals gehen sie auf die Interessen anderer ein.

*

Ich muß darauf gefaßt sein, daß alle meine Feinde, erklärte wie heimliche, ihr Haupt erheben und ein jeder das Seine zu meinem Untergang beitragen will. Unter diesen Verhältnissen werde ich der Zahl meiner Gegner Festigkeit und Mut entgegensetzen. Sie sollen den Staat nicht niederwerfen, sie begraben denn seine Verteidiger unter den Trümmern ihres Vaterlandes.

*

Man glaubte, Preußen (-Deutschland) stürb' an dieser Wunde,
Und prophezeite schon die Todesstunde.
Die Fürsten, die bis zu dem schlimmen Streich
Dem Kampf noch müßig zusahen, wurden gleich
Von schändlicher Begehrlichkeit geblendet
Und haben rasch dem Feind sich zugewendet,
Mit ihm zu teilen unsre arme Haut.

*

Schmählich sind sie abgefallen von dem Manneswort, dem alten,
All' ihr Freiheitssinn, von frecher Herrenfaust in Schach gehalten,
Hat gelernt, die Stirn zu beugen, sich ins Sklavenlos zu finden,
Unterm Fuße von Tyrannen sich zu schmiegen, sich zu winden!
Ja, sie lassen sich bedrücken
Ohne jede Gegenwehr.
Ihre Feigheit wird sich bücken,
Sich gewöhnen und sich schicken
In der Kettenlast Beschwer.

*

Politiker gängeln das Volk, und es wird beständig hinter das Licht geführt von jedem, der Luſt hat, es zu betrügen.

*

In der Politik iſt bisweilen etwas ſehr wahrſcheinlich und geſchieht dann doch gerade am wenigſten. Wir gleichen den Blinden, die umhertappen. Die ſogenannte Kunſt des Vermutens iſt es nicht, die einem Vorſchriften macht, ſondern ein bloßes Glücksſpiel, worin der geſchickteſte Mann ebenſo gut verlieren kann wie der größte Dummkopf.

*

Ich handele ſo wie Leute, die von Fliegen beläſtigt, dieſe von ihrem Geſicht wegſcheuchen. Aber wenn eine von der Backe wegfliegt, ſo ſetzt ſich eine andere auf die Naſe, und kaum hat man dieſe vertrieben, ſo fliegt eine neue daher und ſetzt ſich auf die Stirne, auf die Augen und ſonſt wohin. So wird's, glaube ich, weitergehen, bis große Kälte dieſen unerträglichen Schwarm erſtarren macht.

*

Fürwahr, wir haben eine ganze Welt gegen uns. Nur mit äußerſter Anſpannung kann man da widerſtehen, und es iſt nicht zu verwundern, daß uns oft etwas fehlſchlägt.

*

Man muß gegen den Strom ſchwimmen uud gegen dieſe ſich immer erneuernde Hydra von Feinden kämpfen, bis wir den letzten ihrer Köpfe abgeſchlagen haben.

*

Ganz Europa ſteht zuſammen
In wutlechzender Verſchwörung.
Ringsum Mordgraus und Zerſtörung.
Haus und Scheunen ſtehn in Flammen.
Wohl, noch ſchnellt uns jene Hyder
Ihrer Flammenhäupter Graus
Neu entgegen immer wieder,
Legionen ſpeit ſie aus.
Immer trächtig, Heere heckt ſie,
Will den fürchterlichen Streichen
Eures Siegerarms nicht weichen,
Immer neue Häupter reckt ſie.
Wie nach unſrem Fall ſie dürſten!
Gras müßt' über unſren Mauern
Wachſen, ging's nach jenen Fürſten,
Und wir ſelbſt in Trübſal kauern.
Nieder, meine edlen Kämpfer,
Mit den frechen Siegstrophäen,
Und zermalmt der Nattern Blähen!
Ihrer Hoffart einen Dämpfer!

*

Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren.
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, eurer Hiebe, daß die Menschheit künftger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern türm' ein bleibend Ehrenmal.
Rings von Not und Tod umgeben,
Denkt in eurem Rachefest,
Daß in diesem harten Leben
Ohne Kampf und Fährnis eben
Sich kein Ruhm gewinnen läßt.

*

Eines Nachbarn, eines Neiders drohend Reich dürft ihr zerstören,
Das ein Riesensammelbecken voll von kriegerischen Stämmen,
Stets bereit, mit seinen Horden euer Land zu überschwemmen.
Denkt, wie oft die Heimatfluren all die wilden Streiter schauten
Und die Väter nur mit Zittern und mit Bangen diese bauten!
Dorthin sollt den Blick ihr wenden,
Wenn den rechten Feind ihr sucht.

*

Wartet nur, die schlimmen Horden
Kosten Tränen noch einmal!
Rühmt euch dann: Aus West und Norden
Riefen wir sie her zum Morden,
Wir, wir schärften ihren Stahl.

*

Deutschland befindet sich zur Stunde in einer furchtbaren Krisis. Mir ward die Aufgabe zuteil, ganz allein für seine Freiheiten, seine Rechte einzustehen. Unterliege ich diesmal, so ist es darum geschehen. Trotzdem habe ich große Hoffnungen, und wie gewaltig auch die Zahl meiner Feinde sein mag, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewunderungswürdige Tüchtigkeit meiner Truppen und den redlichen Willen, der alle beseelt, vom Feldmarschall bis zum geringsten Soldaten hinab.

*

Meine Preußen, seht, ihr seid es,
Die des Gottes Kunde meint,
Die ihr jedes Völkerleides
Grausam überbürdet scheint!
Schwergeprüfte, laßt euch sagen:
Ohne blutge Schicksalsstöße
Reifte noch kein Staat zur Größe.
Stolz empor denn ohne Zagen!

*

Die Herren Europas haben Gewalt anstatt der Gesetze eingeführt. Auf dem weiten Erdenrund sieht man nur noch Unrecht und Gewalttat.

*

Es gilt hier einen so großen, erhabenen Kampfpreis, daß ein Stein dadurch beseelt werden könnte. Die Freiheitsliebe und der Haß gegen die Tyrannen steckt den Menschen so im Blute, daß sie, abgesehen von erbärmlichen Wichten, gerne ihr Leben für die Freiheit hingeben.

*

Ich bin zu den äußersten Kraftanstrengungen entschlossen, um mein Vaterland zu retten.

*

Ich werde Mittel finden, mich aller meiner Feinde zu entledigen. Ich werde, wenn es dem Himmel gefällt, den Staat aus der Gefahr retten.

*

Hohe Seelen, sie entfalten
Erst im Drange der Gefahr
Ihrer Mannheit Trutzgewalten,
Geisteswehrkraft wunderbar.
Dann erst wird ihr Mut geboren.
Wer von Todesnot umwittert,
Im Geheul des Sturmes zittert,
Nur der Feigling ist verloren.

*

Es wird das Jahr stark und scharf hergehen. Aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muß alles dransetzen.

*

Siegen oder sterben ist in meiner jetzigen Lage mein Wahlspruch.

*

Und wenn Himmel und Erde zusammenstürzen, ich lasse mich unter ihren Trümmern mit derselben Kaltblütigkeit begraben, mit der ich diese Zeilen schreibe. In solchen schicksalsvollen Zeiten muß man sich ein eisernes Gemüt und ein ehernes Herz anschaffen, um jedes Gefühl zu verlieren.

*

Hörst du, daß einem von uns ein Unglück zugestoßen ist, so frage, ob er im Kampfe gefallen ist, und ist es so, dann danke Gott. Für uns gibt es nur Tod oder Sieg; eins von beiden muß uns beschieden sein.

*

Ich sehe die Gefahren, die mich umringen. Doch rauben sie mir nicht den Mut.

*

Wenn unsere Feinde uns den Krieg aufdrängen, so haben wir nur zu fragen: Wo stehen sie? Nicht aber: Wie viel sind es? Wir haben nichts

zu fürchten, und nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit werden wir uns mit allen erdenklichen Ehren aus dieser Falle herausretten.

*

Die große Kunst im Kriege besteht darin, alle Ereignisse vorauszusehen, und die große Kunst des Heerführers ist die, alle Hilfsmittel im voraus bereit zu haben, damit er in seinen Entschlüssen nicht behindert ist, wenn die Entscheidungsstunde naht.

*

Dieser Krieg ist furchtbar; er wird von Tag zu Tag unmenschlicher und barbarischer. Unser gelobtes Jahrhundert ist noch sehr roh oder besser gesagt: Der Mensch ist eine unbezähmbare Bestie, sobald er sich der Wut seiner zügellosen Leidenschaften überläßt.

*

Welche Menschenopfer, welche entsetzliche Schlächterei! Ich denke nur mit Schaudern daran. Was man aber auch dabei empfinden mag, es gilt, sich ein ehernes Herz zu schaffen und sich auf Mord und Gemetzel vorzubereiten. Das Vorurteil der Welt stempelt diese Bluttaten zwar zum Heldentum. Wenn man sie aber aus der Nähe sieht, sind sie stets grauenvoll.

*

Wir alle müssen uns damit trösten, daß unser Zeitalter in der Weltgeschichte Epoche machen wird und daß wir die außerordentlichsten Ereignisse erlebt haben, die der Wechsel aller Erdendinge seit langem hervorgebracht hat.

*

Der .... hat mir ein schönes Werk übersandt, in welcher Weise der europäische Frieden wieder herzustellen und dauernd zu befestigen sei. Die Sache ist völlig ausführbar. Zu ihrem Gelingen fehlt nur die Einwilligung Europas und was derartige Kleinigkeiten mehr sind.

*

Der Krieg ist einer der Bestandteile, die notwendig zu der Mischung dieser unglücklichen Welt gehören.

*

Es wird stets Kriege, Prozesse, Verwüstungen, Pest, Erdbeben und Bankerotte geben. Um diese Dinge dreht sich die Weltgeschichte. Da das so ist, muß es wohl nötig sein.

*

Die Weltgeschichte ist nichts als eine Kette von Kriegen, die von unseren Tagen zurückreicht, solange wie der Mensch zurückdenken kann.

*

Der Krieg ist eine Geißel, aber ein notwendiges Übel, weil die Menschen verderbt und boshaft sind, weil die Blätter der Weltgeschichte beweisen, daß man von jeher Krieg geführt hat, und vielleicht auch, weil der Weltschöpfer ununterbrochene Umwälzungen gewollt hat, damit die Menschen sich überzeugen, daß es nichts Beständiges unter dem Monde gibt,

*

Es ist schlimm, daß die Handlungen der Staatsmänner der Kritik so vieler Leute unterliegen, die sie gar nicht beurteilen können, aber unwiderrufliche Urteile fällen, Leuten, die Müßiggang und Klatschsucht zu Staatsmännern machen.

*

Der Verleumdung zur Zielscheibe zu dienen ist das Los der in der Öffentlichkeit Stehenden.

*

Es gehört nun einmal zum Wesen eines Mannes von öffentlicher Stellung, daß Kritik und Satire und oft sogar Verleumdung ihn aufs Korn nehmen. Wer nur je einen Staat geleitet hat, sei es ein Minister, ein General oder ein König: Ohne Stiche ist er nicht davongekommen.

*

Ich liebe den Frieden und sehne ihn herbei. Aber ich will einen guten, dauerhaften und ehrenvollen Frieden.

*

Ich verlange nichts weiter als Frieden, aber ich will keinen schimpflichen Frieden. Nachdem ich mit Erfolg gegen ganz Europa gefochten habe, wäre es allzu schmachvoll, wenn ich durch einen Federstrich das verlöre, was ich mit dem Degen behauptet habe.

*

Wir werden uns solange herumschlagen, bis unsere verfluchten Feinde sich zum Frieden bequemen.

*

Sie sprechen wieder von Frieden. Aber was für Bedingungen! Gewiß haben die Leute, die sie vorschlagen, keine Lust dazu.

*

Wir müssen den englischen Ministern deutlich erklären, daß, wenn in den Friedensverhandlungen davon die Rede sein sollte, Abtretungen von mir zu fordern, ich mich mein Lebtag nicht dazu hergeben würde, auch nur ein Dorf abzutreten ..... Wir müssen ihnen erklären, daß nichts in der Welt imstande sein würde, mich von diesem festen Entschlusse abzubringen, daß ich den Krieg mit Ehren geführt habe, und daß ich nicht gewillt bin, den Frieden mit Schanden zu schließen, daß ich mich, Gott sei Dank, noch nicht so schwach und erniedrigt fühle, daß ich meinen Feinden nicht mehr standhalten könnte.

*

Wenn Europa erst einmal von seinen wahnwitzigen Erregungen zu sich kommt, wird es vielleicht selber staunen, wohin es in seiner Tollheit geraten ist.

*

Ich hoffe auf die Segensmacht der Zeit,
Die Zeit, die säumig und sacht,
Ein freundlicheres Schicksal bringt;
Dann weicht die Wetterwolkennacht,
Der Sturm erschweigt,

Und strahlend steigt
Das Licht, das alles Grau durchdringt,
An unserem Lebenstag hinan.
Dann ist die Erde wieder hold
Und liegt in lauterm Sonnengold,
Und bessere Tage brechen an.

*

Der Frieden winkt, des Krieges Stürme schweigen,
Verstummt ist schon der Trommel dumpfes Dröhnen,
Der Schlachttrompete schmetternd helles Tönen,
Die Waffen hängen an des Ölbaums Zweigen.
Die Felder, in des Ruhmes Raserei
Bedeckt mit Leichen und mit Blut gedüngt,
Sind neu bestellt und aus der Barbarei
Ersteht in kurzer Frist verjüngt
Das segensvolle, üppge Bild
Des Staates, drinnen Recht und Ordnung gilt.
O holder Frieden, mit den milden Händen
Schließ' all die Wunden, die der Krieg geschlagen!
Dein Haupt soll frische Blumenkränze tragen,
Und ewig strahlend sollst du Glück verschwenden!
Doch was die Welt auch hofft von deinem Schutz,
Ich sag es offen, daß du nichts gewannst,
Ehe du zwei Ungeheuer nicht verbannst:
Die Ehrsucht und den Eigennutz.

*

Nun ist also, Gott sei dank, der Frieden in Europa wiederhergestellt. Möchte er doch lange dauern, und möge die Nachwelt nie mehr gleiche Szenen zu sehen bekommen, wie wir sie seit zwei Jahren erlebt haben.

*

Unser Feldzug ist zu Ende, und das beiderseitige Ergebnis ist der Verlust vieler ehrlicher Leute, das Unglück so vieler zeitlebens verstümmelter Soldaten, der Ruin mehrerer Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und Einäscherung mancher blühender Stadt. Das sind Heldentaten, vor denen die Menschlichkeit erschaudert, traurige Wirkungen der Bosheit und Ehrsucht einiger Machthaber, die ihren zügellosen Leidenschaften alles zum Opfer bringen.

*

Ein großes Reich bringt die Kosten für einen Feldzug allemal auf.

Die Sparfrage vor, während und nach dem Kriege

Von Assessor Dr. rer. pol. H. Brockmann

egenüber den gewaltigen kriegerischen Geschehnissen in Ost und West, denen unser ganzes Sinnen und Trachten auch nach zweijähriger Dauer noch heute überwiegend gehört, spielen die innerpolitischen Fragen zur Zeit nicht die Rolle, die sie vor dem Kriege hatten. Manchen, auch echten Menschen- und Vaterlandsfreunden mag das als ein Vorteil des Krieges erscheinen; gab es doch schon vor dem Kriege nicht wenige Stimmen, die auf dem Gebiete der inneren Politik, namentlich auf demjenigen der staatlichen sozialen Fürsorge ein Ende, eine Pause oder eine andere Richtung wünschten. Gerade aber dieser Krieg und die von Deutschlands Söhnen vollbrachten Taten müßten auch den Trägern dieser Richtung die Augen darüber geöffnet haben, daß es ohne die bisherige soziale Fürsorge nicht gelungen wäre, unser Volk trotz wachsender Industrialisierung körperlich und geistig so zu erhalten und zu stärken, daß es den unerhörten Anstrengungen des modernen Krieges und einer Welt von Feinden erfolgreich widerstehen konnte. Die Persönlichkeit jedes einzelnen deutschen Soldaten ist es, die den Sieg über die vielfache zahlenmäßige Überlegenheit von des deutschen Reiches Feinden erstritten hat und weiterhin erstreiten wird.

Die Persönlichkeit kann sich aber nur dann entwickeln und durchsetzen, wenn die materiellen Grundlagen zum Leben vorhanden sind. Elend, Hunger und Not mögen für vereinzelte, besonders begabte, tatkräftige und zähe Menschen der Ansporn zu Kraftentfaltung und Aufstieg sein, die größte Mehrzahl der Menschen wird durch sie zermürbt und am Aufstieg verhindert oder gar zugrunde gerichtet. Die Durchsetzung der Persönlichkeit ist bei dem scharfen Wettbewerbe im freien Spiel der Kräfte nur selten möglich. Wohl kann Selbsthilfe und freie Liebestätigkeit auf manchen Gebieten nützliche und brauchbare Vorarbeit leisten, aber ein durchschlagender Erfolg ist davon nicht zu erwarten. Noch ist die soziale Gesetzgebung nicht ausreichend, um dem minder- und unbemittelten Teile unseres Volkes, der weit mehr als die Hälfte der gesamten Volkszahl ausmacht, den Lebenskampf zur Durchsetzung ihrer Persönlichkeit aus eigener Kraft übernehmen zu lassen. Sollen die bisherigen Früchte der sozialen Fürsorgemaßnahmen, durch welche der Staat bewiesen hat, daß er zur Lösung des sozialen Programms berufen und befähigt ist, nicht in Frage gestellt werden, dann muß der einmal begonnene Weg entschlossen weitergegangen werden.

Über welche Gebiete dieser Weg führen wird, ist bei der ungemein großen Fülle der Reformvorschläge und der Verschiebung des Kräfteparallelogramms innerhalb des politischen Lebens kaum abzusehen. Soviel ist aber gewiß, daß durch den Krieg ein vollständiger Stillstand auf diesem Gebiete nicht eintreten darf und nicht eintreten wird; denn je länger er dauert, desto größer und tiefer werden die Wunden, die er schlägt, und zwar am schwersten denjenigen, die schon vor dem Kriege der sozialen Fürsorge bedürftig waren. Andererseits darf nicht vergessen werden, daß der gegenwärtige Krieg nicht nur deswegen mit solcher Hingebung, Ausdauer, Aufopferung und Zähigkeit von dem gesamten deutschen Volke getragen wird, weil er uns von unseren Feinden aufgezwungen worden ist, sondern weil es für die Sicherung und Macht eines Kulturstaates kämpft, in welchem es vor allem die Erfüllung seiner berechtigten sozialen Wünsche und Forderungen erhofft. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß durch die versprochene Neuorientierung diesen Wünschen in bestmöglicher Weise Rechnung getragen werden wird, zumal sich durch den Krieg ein gegenseitiges Sichverstehen der verschiedenen Volksschichten herausgebildet hat, dessen Mangel früher so häufig beklagt wurde. Trotz alles guten Willens wird es aber in Anbetracht der gewaltigen Mittel, die dieses Völkerringen schon jetzt verschlungen hat, kaum möglich sein, die soziale Fürsorge in dem Maße und in der Frist durchzuführen, wie es von den Beteiligten erhofft wird und an sich durchaus wünschenswert wäre. Soll daher Enttäuschungen vorgebeugt werden, so ist es dringend erforderlich, daß der Staat bei seiner sozialen Fürsorge mehr Wert legt auf Anleitung als auf direkte geldliche Unterstützung.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, verdient die gesetzliche Einführung des Sparzwanges besondere Beachtung innerhalb der sozialen Reformvorschläge. Die Frage des Sparzwanges hat durch die bekannten Erlasse verschiedener preußischer Generalkommandos, welche die Jugendlichen zum Sparen verpflichten, neue Anregung gefunden. Sie wurde allseits freudig begrüßt.*) Die Bedenken, die von gewerkschaftlicher**) und sozialdemokratischer***) Seite an-

*) a) Bundeszeitschrift des Jung-Deutschland-Bundes, 5. Jahrgang Nr. 8, Seite 113 bis 115.

b) A. Zeiler, erster Staatsanwalt in Zweibrücken: „Eine Hemmung des jugendlichen Triebes zur Verschwendung" in „Der Tag" Nr. 91 vom 16. April 1916.

c) Mitteilungen des bayerischen Landesausschusses für Jugendfürsorge, München, Nr. 7, April 1916.

d) Mein Aufsatz: „Arbeitslohn und Sparzwang", in der „Gemeinnützigen Rechtsauskunft", Schriftleiter Rat Dr. Link in Lübeck, 1. Jahrgang Nr. 7 vom 15. April 1916.

e) Dr. Polligkeit: „Die Erziehung hochentlohnter Jugendlicher zur Sparsamkeit" in der „Gemeinnützigen Rechtsauskunft", 1. Jahrgang Nr. 8 vom 15. Mai 1916.

**) „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands", 26. Jahrgang Nr. 11 vom 11. März 1916, Seite 116 bis 117: „Ungeeignete Maßnahmen gegen Minderjährige".

***) Vergl. Reichstagsprotokolle 13 Legisl.-P. II, Session 1914/1916, 50. u. 51. Sitzung, Seite 1130 ff.

fänglich erhoben wurden, richteten sich, soweit sie sachlicher Natur waren, im Grunde genommen auch wohl weniger gegen den Gedanken des Sparzwanges als solchen, als gegen die vorgesehene Art der Durchführung. Im übrigen beruhten sie auf parteipolitischer Voreingenommenheit. Die günstigen praktischen Erfahrungen, die man schon jetzt trotz seiner Neuheit mit dem Sparzwange, namentlich im Bezirke des Oberkommandos in den Marken, gemacht hat, und von denen am Schluß noch kurz zu sprechen sein wird, müssen auch die Skeptiker und Gegner zu Freunden des Sparzwanges bekehren. Die mit dem Sparzwange erzielten Erfolge müssen um so höher angeschlagen werden, als die Sparfrage in der Tat recht wenig vorbereitet und durchdacht war, und die Sparerlasse nur eine Gelegenheitsregelung darstellen. Wohl finden sich hier und da in Fachzeitschriften und sonstigen Druckschriften verstreut Hinweise auf die Bedeutung und Nützlichkeit des Sparzwanges, und zwar gewöhnlich in Verbindung mit irgendwelchen anderen Reformvorschlägen. Von den wenigen zünftigen Nationalökonomen, die die Sparfrage berührt haben, scheint ihr günstig gegenüber zu stehen Professor Dr. Georg Schanz in Würzburg. Er entwickelte in mehreren größeren Veröffentlichungen den Plan, alle nicht anderweit gegen Arbeitslosigkeit versicherten Arbeiter jeglichen Alters gesetzlich zu zwingen, 100 Mark durch Lohneinbehaltung nach und nach anzusparen, damit sie für den Fall der Arbeitslosigkeit verwendet werden könnten. Der Altmeister der deutschen Nationalökonomie, Gustav Schmoller, steht dieser Art des Sparzwanges sehr sympathisch gegenüber, ja er scheint nach einer Bemerkung im zweiten Band seines „Grundrisses der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ (1904, Seite 251) in dem Sparzwang, speziell für Jugendliche, ein Produkt der kommenden Entwicklung zu sehen. In dem Abschnitt über Sparkassenwesen spricht er von dem Abholungsdienst, dessen erziehliche Wirkung er rühmt, und von dem er dann weiterhin sagt: „der Abholungsdienst bereitet den Sparzwang vor, den bis jetzt einzelne Fabriken für jugendliche Arbeiter eingeführt haben“. Nur Lassalle, der aus der Theorie des sogenannten ehernen Lohngesetzes folgert, daß der Sparsinn dem wirtschaftlichen Aufstieg des Proletariats nicht förderlich sei, steht der Sparfrage ablehnend gegenüber. Seine Theorie ist indessen durch die praktischen Erfahrungen widerlegt. Ein Kulturaufstieg unserer handarbeitenden Bevölkerung ist unstreitig.

Eingehende Untersuchungen über die Sparfrage als solche und nähere Vorschläge über ihre praktische Durchführung waren jedoch vor dem Kriege kaum gemacht. Der erste, der sich meines Wissens tiefergehend mit der Sparfrage befaßte, war der inzwischen gefallene Landrat des Unter-Westerwald-Kreises, Freiherr Marschall von Bieberstein. Er sucht in seiner Abhandlung: „Die Sparpflicht für Minderjährige und die Wohnungsfrage“ (Fischer-Jena, 1914) die Wohnungsfrage mit Hilfe des Sparzwanges in der Weise zu lösen, daß der Sparer Geschäftsanteile einer gemischt wirtschaftlichen Wohnungsunternehmung erwirbt. Die gleichen Ziele verfolgt der frühere Landesrat, jetzige Hochschul-

professor Dr. Schmittmann in Köln*), nur mit dem Unterschied, daß er eine Anlehnung an die soziale Versicherung wünscht. Ein Vorschlag, der auch meines Erachtens aus verschiedenen Rücksichten den Vorzug verdient, ganz gleich, zu welchem Zwecke die angesparten Gelder verwandt werden sollen, und ob sie von vornherein für einen bestimmten Zweck angespart werden oder nicht**).

In der Tat wurzelt die Sparfrage ihrer ganzen Natur nach überwiegend in praktischen Erwägungen und Bedürfnissen. Aus diesem Grunde kann es nicht Wunder nehmen, daß die Literatur erst einsetzte, nachdem die Praxis bereits vorgearbeitet hatte. Schon in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren gab es Unternehmungen, die durch besondere Abmachungen oder durch Arbeitsordnungen den Sparzwang in ihrem Betriebe eingeführt hatten. Freilich war und ist ihre Zahl nur gering, denn es ist einleuchtend, daß nur solche Betriebe derartige Maßnahmen wagen dürfen, die über ein zahlreiches Arbeiterangebot verfügen und günstige Arbeitsbedingungen zu bieten vermögen. Nach von Bieberstein***) sind es etwa neun Betriebe, die den Sparzwang für Jugendliche eingeführt haben, und zwar in der Weise, daß den Sparpflichtigen ein Prozent bis zehn Prozent des Lohnes in Abstufungen, je nach der Lohnhöhe steigend, abgezogen werden. Die meisten Betriebe liegen im rheinischen Industriegebiet, wo der frühere Regierungspräsident von Düsseldorf, der spätere Finanzminister und jetzige Oberpräsident, Freiherr von Rheinbaben, sich lebhaft für die Einrichtung interessierte und ihre Einführung durch zwei Rundschreiben vom 23. Oktober 1896 und 7. Juli 1898 empfahl. Bestimmt wurde er hierzu durch die günstigen Erfahrungen, welche die „Bergische Stahlindustrie", G. m. b. H. in Remscheid, mit ihrer seit dem 1. Oktober 1887 eingeführten Zwangssparkasse für jugendliche Arbeiter gemacht hatte. Die Berichte anderer Industrieller lauten viel ungünstiger; mehrere Fabriken haben ihre Zwangssparkassen wieder eingehen lassen müssen, weil die Arbeiter und Arbeiterinnen entschiedenen Widerstand leisteten und in andere Betriebe am gleichen Orte abwanderten, wo sie den vollen Lohn erhielten. Aus diesem Grunde ist die Neigung der Arbeitgeber zur Einführung des Sparzwanges immer mehr geschwunden; das bestätigen auch die Berichte der preußischen Regierungs- und Gewerberäte, denen das Thema der Lohnzahlung an Jugendliche im Jahre 1911 amtlich zur Erörterung gestellt war. Das Ergebnis ist also, daß die Industrie in ihrer überwältigenden

*) Vergl. Korrespondenz für Kriegswohlfahrtspflege, herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin W 50, 2. Jahrgang, Nr. 5 vom 15. Mai 1916, Seite 79/80: „Milderung der Wohnungsnot durch Ausbau der sozialen Versicherung".

**) Vergl. meinen Aufsatz in der „Sozialen Praxis", 25. Jahrgang, Nr. 17 vom 27. Januar 1916, Spalte 391 ff.: „Die Kreditnot der Unbemittelten und ihre Befriedigung durch Arbeitskredit". — Die mir unmittelbar nach Erscheinen dieses Aufsatzes zugegangenen Briefe früherer Gewerkschaftsangehöriger beweisen, daß gerade in Arbeiterkreisen großes Verständnis und reges Interesse für den Sparzwang vorhanden ist.

***) a. a. O. Seite 88—89.

Mehrheit sich der Sparfrage gegenüber absolut passiv verhält und freiwillig aus sich heraus nichts tut, um den Widerstand der Arbeiter zu brechen.

Erfahrene und einsichtsvolle Männer der verschiedensten Kreise betonen aber immer wieder, daß die wirtschaftliche Hebung der handarbeitenden, minderbemittelten Klassen nicht allein durch Erhöhung der Arbeitslöhne, sondern nur in Verbindung mit einer zweckmäßigen Verteilung des verdienten Lohnes zu erreichen sei. Immer lauter wurden die Klagen über die Lockerung des Familienverhältnisses zwischen Eltern und Kindern, immer größer der Ruf nach Einschränkung der Vergnügungssucht, der Verschwendung und Trunksucht. Demgegenüber konnte sich auch die Regierung auf die Dauer nicht untätig verhalten. In den verschiedenen Novellen der Gewerbeordnung finden sich vielfach Hinweise auf die Notwendigkeit, hiergegen gesetzlich einzuschreiten. In der Regierungsvorlage zur Novelle der Gewerbeordnung von 1891 heißt es: „In den letzten Jahren haben sich die Klagen über die Lockerung der Zucht und Sitte und über das Schwinden der elterlichen Autorität bei den jugendlichen Arbeitern gemehrt, mangelnder Sparsinn, übermäßiger Besuch von Wirtshäusern und Tanzböden, frühzeitige und leichtsinnige Heiraten ohne andere Mittel als der tägliche Verdienst sind gerade bei den jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen hervorgetreten, die früh das elterliche Haus verlassen oder die elterliche Zucht abgeschüttelt und seit dem Verlassen der Volksschule nur die Zucht innerhalb der Fabrik kennen gelernt haben". Die daraufhin durch Novelle zur Gewerbeordnung vom Jahre 1891 eingeführten Maßnahmen haben jedoch irgendwelche praktische Bedeutung nicht erlangt. Weder die neue Ordnung der Arbeitsbücher und Arbeitszeugnisse (§§ 107 ff. R.G.O.), noch der § 119a R.G.O., der es ermöglicht, durch Ortsstatut die Abführung des Arbeitslohnes Minderjähriger an deren Eltern anzuordnen. Die § 107 ff. R. G. O. können überhaupt als geeignetes Mittel zur Festigung der Familienzucht nicht angesehen werden; und der § 119a R. G. O. könnte nur dann den beabsichtigten Erfolg haben, wenn sein Inhalt obligatorisch gestaltet würde, mit der Maßgabe, daß die unmittelbare Auszahlung des Lohnes an die Eltern oder sonstige gesetzliche Vertreter auf deren Antrag ohne weiteres zu geschehen hätte. Es ist bezeichnend, daß nach den Jahresberichten der preußischen Regierungs- und Gewerberäte in ganz Preußen nur in zwei Inspektionsbezirken, und auch dort nur in ganz vereinzelten Fällen, von der Befugnis des § 119a R. G. O. Gebrauch gemacht worden ist*). Wegen fehlenden Zwanges haben die Kommunen ein derartiges Statut nicht eingeführt, offenbar, weil sie Unbequemlichkeiten und Nackenschläge befürchteten und auch wohl nicht mit Unrecht voraussahen, daß eine Abwanderung der jugendlichen Arbeiter in solche Betriebe stattfinden würde, wo ein solches Statut nicht eingeführt wäre.

Aus allem dürfte sich ergeben, daß die staatliche Förderung des Sparens unumgänglich ist. Aber, wird mancher fragen, ist denn ein Zwang zum Sparen

*) von Bieberstein a. a. O. S. 37.

überhaupt notwendig? Sind nicht die achtzehn Milliarden Einlagen der gesamten öffentlichen deutschen Sparkassen in Verbindung mit den zweiundzwanzig Millionen ausgegebener Sparkassenbücher ein schlagender Beweis für den Sparsinn unserer Bevölkerung? Diese Zahlen sind wohl geeignet, einen Beweis für die steigende Wohlhabenheit des deutschen Volkes zu liefern, nicht aber dafür, daß nun gerade auch die minderbemittelten, lohnarbeitenden Schichten an diesen Sparguthaben wesentlich beteiligt sind. Irgendwelche Zahlen, die das letztere beweisen können, sind in der Statistik nicht enthalten. Eine Vermehrung der Spargelegenheiten und sonstige Verbesserungen im Sparkassenwesen, wie zum Beispiel Abholungssystem, Heimsparbüchsen, Schulsparkassen usw., würde daher auf das Sparen der Minderbemittelten von keinem Einfluß sein. Solche Mittel und Mittelchen, um den Spartrieb zu wecken und zu fördern, sind, so sagt von Bieberstein a. a. O. S. 19 zutreffend, für gewisse Kreise und im kleinen gewiß gut und nützlich, aber große, bleibende Erfolge sind durch sie nicht zu erreichen. Die große Masse der lohnarbeitenden Bevölkerung ist nur verhältnismäßig gering an den achtzehn Milliarden Sparkasseneinlagen beteiligt. Zum Beweise dafür verweist er auf einen interessanten Artikel des bekannten Sparkassenstatistikers, Landesbankrat Reusch-Wiesbaden, im Jahrgang 1910 der Zeitschrift „Die Sparkasse", S. 355. Dieser Aufsatz macht es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Zahl der systematischen Sparer, das heißt solcher, welche allmählich aus kleinen Beiträgen eine größere Summe zusammensparen, sehr viel geringer ist, als man im Hinblick auf die zirka zweiundzwanzig Millionen ausgegebener Sparkassenbücher annimmt.

Aber ließe sich denn nicht durch ein Prämiensystem die Vergnügungssucht und Verschwendung beseitigen und an seiner Stelle der Spartrieb großziehen? Ich möchte diese Frage schon mit Rücksicht auf die bisher mit Fabriksparkassen gemachten Erfahrungen verneinen. Das einzige, was für das Sparprämiensystem spricht, ist, wie auch von Bieberstein a. a. O. S. 12 mit Recht hervorhebt, daß mit allen Zwangsmaßnahmen lange nicht das erreicht werden kann, was die freiwillige Mitarbeit leistet. „Wie die freien Innungen den Zwangsinnungen, das freie Genossenschaftswesen den staatlich gebildeten Berufsvertretungen der Handwerks-, Handels- und Landwirtschaftskammern mit gesetzlichem Beitrittszwang überlegen sind, so würde es auch hier das Ideal bedeuten, dem wir allerdings zustreben müssen, daß freiwillig die Summen erspart werden, die den Minderbemittelten ein gesichertes Dasein ermöglichen. Da wir indessen von diesem Ideal weit, sehr weit entfernt sind, so bleibt nur der Zwang."*) Alles aber ist im Fluß, alles Gewohnheit. Mit der fortschreitenden Gesittung, der wachsenden Einsicht, der Durchbildung sozialen Fühlens und Denkens, wird der gesetzliche Zwang allmählich nicht mehr als solcher, sondern als das, was er tatsächlich ist, nämlich als heilsame Wohltat empfunden werden. Die Grundlage unserer heutigen Volkserziehung, nämlich allgemeine Schul-, Fortbildungs-

*) von Bieberstein a. a. O. S. 12.

schul- und Wehrpflicht einschließlich der neueren privaten Bestrebungen zur soldatischen Vorbereitung unserer Jugend (Jugendwehr usw.) vermitteln wohl Wissen, Kenntnisse, Ordnung, Disziplin und soziale Einordnung; zur Vermittlung wirtschaftlicher Tugenden sind sie aber weder bestimmt noch geeignet. Die Erziehung zur Wirtschaftlichkeit ist an sich Sache der Familie. Je mehr sich aber die Familienbande lockern — in der Industriebevölkerung mehr als in der bäuerlichen Bevölkerung —, desto mehr ist es die Pflicht des Staates, ergänzend einzugreifen. „Man mag," so sagt von Bieberstein a. a. O. S. 14 mit Recht, „die wirtschaftliche Entwicklung, die zu solchen Ergebnissen führt, beklagen, solange man sie nicht zu ändern vermag, wird man ihr ins Auge sehen und Mittel suchen müssen, um ihre schädlichen Folgen nach Möglichkeit zu beseitigen. Als eine solche Maßnahme möge auch die Sparpflicht gelten. Sie soll die Unwirtschaftlichen zur Wirtschaftlichkeit, zu vernünftigem Maßhalten anleiten und so als Faktor der allgemeinen Volkserziehung neben Schul- und Wehrpflicht einen neuen wichtigen Platz in der Reihe der staatlichen Erziehungsmaßnahmen einnehmen."

So wichtig der Sparzwang als Erziehungsmittel aber auch sein mag, mindestens ebenso wichtig erscheint er als Mittel zur Befriedigung der dringenden Bedürfnisse der minder- und unbemittelten Volksteile. Ich erinnere nur an die Wohnungsnot, an die Bekämpfung des Darlehenswuchers und Darlehensschwindels, an die Bekämpfung der Schundliteratur, an die nötigsten Volks- und Erziehungseinrichtungen, wie z. B. Spiel- und Sportplätze, Versammlungsräume ohne gewerblichen Wirtschafts- und Animierbetrieb, Volksbüchereien, Veranstaltung von Vorträgen, Ausflügen u. dgl. m. Niemand wird bestreiten, daß die Bedürfnisse groß sind und ihre Befriedigung von größtem Segen sein würde. Doch scheiterte die Verwirklichung dahingehender Pläne leider gewöhnlich an den nötigen Mitteln. Das wird nach dem Kriege gewiß in erhöhtem Maße der Fall sein. Die Steuerschraube, so scharf und häufig sie auch immer angelegt werden mag, wird für absehbare Zeit ihr ganzes Ergebnis zur Hebung der unmittelbarsten Kriegsschäden hingeben müssen. Darum ist es am erfolgversprechendsten, wenn die irgendwie zu erübrigenden Mittel der Minderbemittelten ihren eigenen, dringenden Bedürfnissen unmittelbar zugeführt werden, ohne erst den langen, zeit- und kostenraubenden Steuerweg zu gehen. Ein Sparzwang, der auch nur eines der dringendsten Bedürfnisse der weniger bemittelten Kreise, z. B. die Wohnungsnot, beseitigen oder schwächen könnte, würde genügen, um den Sparzwang zu rechtfertigen. Die geldlichen Ergebnisse des Sparzwanges werden jedoch, wie unten noch kurz zu zeigen sein wird, so groß sein, daß man mit Bestimmtheit auf erfreuliche Erfolge rechnen darf.

Aber wie soll die Sparpflicht durchgeführt werden? Zunächst, auf wen soll sie sich erstrecken? Sämtliche gegen Lohn oder Gehalt angestellten Personen ohne Ausnahme müssen dem Sparzwange unterworfen werden. Dies ist ein Gebot ausgleichender Gerechtigkeit gegenüber den einzelnen Berufsständen, er-

scheint aber auch notwendig, um Mißstimmung unter den verschiedenen Klassen und Abwanderungen in sparzwangfreie Berufe vorzubeugen. Andererseits ist dies erforderlich, um die Quellen möglichst ergiebig zu machen. Aus dem gleichen Grunde soll man den Kreis der Sparpflichtigen möglichst weit fassen, d. h., zwar beschränken auf den Kreis der Invalidenversicherungspflichtigen, entsprechend dem § 1226 R. V. O. und § 1 des Angestelltenversicherungsgesetzes, dabei aber die Lohngrenze von 2000 Mark bis zur Grenze der Angestelltenversicherung von 5000 Mark erhöhen. Endlich müßte freiwilliges Weitersparen entsprechend der Reichsversicherungsordnung und dem Angestelltenversicherungsgesetz gestattet werden.

Schließlich müßte der Sparzwang beginnen mit dem Zeitpunkte, wo der Betreffende gegen Entgeld beschäftigt wird. Er würde also bei ungelernten Arbeitern schon mit dem vierzehnten Lebensjahre anfangen.

Wann soll er enden? Die bekannte Verfügung des Oberkommandos in den Marken vom $\frac{18.\ \text{März}}{3.\ \text{April}}$ 1916 verpflichtet nur die Jugendlichen bis zum achtzehnten Lebensjahre zum Sparen, während der Erlaß des stellvertretenden Generalkommandos des XI. Armeekorps in Kassel vom 7. Februar 1916 den Sparzwang bis zur Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres ausdehnt. Beide Anordnungen folgen damit der in der Literatur herrschenden Ansicht, daß der Sparzwang nur auf Jugendliche auszudehnen sei.*) Eine zeitliche Abgrenzung nach dem Lebensalter des Sparpflichtigen erscheint mir jedoch unbegründet. Eher könnte man abgrenzen nach Verheirateten und Unverheiraten, indem man nur die letzteren dem Sparzwange unterwirft, wie es Schmittmann a. a. O. vorschlägt. Allein, das würde leicht zu verfrühten, unerwünschten Heiraten führen. Richtiger erscheint es, sowohl im Interesse der Erziehung als auch der Ergiebigkeit der Sparquellen, daß die Sparpflicht allgemein ohne Rücksicht auf Altersgrenzen eingeführt wird. Da unbestreitbar Verschwendung, Trunksucht und andere unwirtschaftliche, gemeinschädliche Vergeudungen nicht selten auch bei Volljährigen und Verheirateten, wenn vielleicht auch weniger häufig als bei den jugendlichen Personen, vorkommen, so ist nicht einzusehen, warum das Sparen bei einer gewissen Altersgrenze, die keinerlei Gewähr für wahre Wirtschaftlichkeit bietet, Halt machen soll. Auch die bisherige, soziale Gesetzgebung macht in dieser Richtung keinerlei Unterschied. Die große Mehrzahl unseres Volkes ist durch die fortwährend sich mehrenden sozialen Gesetze und Anordnungen schon derart sozial erzogen, in solchem Maße erfahren und einsichtig, daß sie die allgemeine Einführung des Sparens, wenn sie zweckentsprechend eingerichtet wird, nicht als unangebrachten Zwang empfinden wird. Unter Jugendlichen wie auch unter Erwachsenen, Verheirateten und Ledigen gibt es schöne Beispiele peinlichster Sparsamkeit und aufopfernder Familienliebe. Sie trifft der Sparzwang in keiner Weise, dafür

*) Vergl. z. B. von Bieberstein a. a. O.

haben sie aber alle Gewißheit, ihre erübrigten Barmittel nutzbringend und sicher untergebracht zu haben. So wird also im öffentlichen und eigenen, wohlverstandenen Interesse jedes einzelnen ein Spargesetz geradezu herbeigewünscht werden. Der kleine, weniger einsichtsvolle und unzureichend sozial erzogene Teil der Beteiligten mag den durchgesetzten Willen der größeren Allgemeinheit ruhig solange für Zwang halten, bis er durch die Wohltat der Maßnahmen eines besseren belehrt ist. Personen, die nicht imstande sind, von ihrer wirtschaftlichen Freiheit einen richtigen, für sich und die Allgemeinheit ersprießlichen Gebrauch zu machen, müssen sich gefallen lassen, daß die Allgemeinheit für sie sorgt, und ihnen vor allem die freie Verfügung über ihren Arbeitsverdienst ganz oder zum Teil beschränkt. Wie überall im modernen deutschen Staate, so muß sich auch hier der egoistische, ungereifte Einzelwille dem höher gearteten, sozialen Gesamtwillen fügen, wenn es gilt, anerkannte, die Privat- und Volkswirtschaft gleichmäßig schädigende Mängel zu beheben.

Diese beiden militärischen Erlasse machen ferner keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Personen; beide sind nach ihnen sparpflichtig. An diesem Grundsatze wird festzuhalten sein. Freilich ergeben sich hier Schwierigkeiten, einmal mit Rücksicht darauf, daß die jugendlichen weiblichen Angestellten und Arbeiterinnen, z. B. gewerbliche Arbeiterinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, Telefonistinnen, Maschinenschreiberinnen usw. gewöhnlich nur niedrig entlohnt werden und ihr Arbeitseinkommen nicht selten zur Beschaffung einer Aussteuer verbrauchen. Diese gute Sitte darf nicht beeinträchtigt werden. Am besten wäre es, für sie neben dem Sparzwang das Sparprämiensystem einzuführen; das wird aber wohl an dem Mangel von Mitteln scheitern. Um die Einheitlichkeit des Sparsystems aufrecht zu erhalten, werden auch die weiblichen Personen für sparpflichtig erklärt werden müssen. Unter Umständen wird Spardispens zu erteilen oder das Sparkassenguthaben ganz bezw. zum Teil auszuzahlen sein. Aus Zweckmäßigkeitsrücksichten wird aber auch solchen Falles vorgeschrieben werden müssen, daß die ganze Abhebung erst gestattet ist, wenn die Mindestsumme von 100 Mark erreicht ist.

Sodann fragt es sich, ob nicht auch die Allgemeinheit ihr Schärflein analog der bisherigen sozialen Gesetzgebung zu dieser Sparordnung beitragen soll. Dafür spricht die Hebung des finanziellen Erfolges. Indessen ließe sich ein staatlicher, kommunaler oder Arbeitgeberbeitrag kaum rechtfertigen. Der Sparzwang soll in erster Linie erzieherisch auf die unwirtschaftlichen Minderbemittelten wirken und gleichzeitig Mittel zu ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Hebung beschaffen. Grundsätzlich ist davon auszugehen, daß der Staat seine Angehörigen, die Allgemeinheit ihre Mitmenschen nur insoweit zu unterstützen hat, als Abwendung der äußersten Not in Frage kommt. Ein Mehr, daß der wirtschaftlichen Hebung des einzelnen dienen soll, kann höchstens als freie Liebesgabe erwartet werden. Wollte man aber auch von diesem Grundsatze wegen der

Wichtigkeit dieser Angelegenheit absehen, so würde es sich doch nicht empfehlen, weil der zu erwartende Widerstand die ganze Sache zunichte machen könnte. Jedenfalls erscheint es mir unbillig und unpraktisch, alle Arbeitgeber gleichmäßig zur Beitragsleistung heranzuziehen; ein Zustand, der auch bei der bis jetzt bestehenden sozialen Versicherung zu beanstanden ist. Unzweifelhaft wird manchem kleinen Arbeitgeber das Aufbringen der von ihm zu leistenden Beiträge sehr viel schwerer als manchem Arbeiter. Mehr als ein tüchtiger kleiner Arbeitgeber wird durch die sozialen Arbeitgeberbeiträge in seinem Fortkommen recht schwer beeinträchtigt. Ferner ist es für das Selbstbewußtsein der Minderbemittelten wichtig, daß sie keine Geschenke empfangen. Ein Erwerb aus eigener Kraft hat ungleich höheren und bleibenderen Wert als geschenktes Gut. Der Erfolg und Besitz aus eigener Kraft stärkt den Stolz und den Willen zu weiterem Erwerbe und Wohlstande. Endlich möchte ich gerade für dieses Sparsystem eine möglichst weitgehende Selbstverwaltung empfehlen. Diese wäre jedoch nicht durchzuführen, wenn Beiträge von dritter Seite gefordert würden. Denn wer beisteuert, will naturgemäß über die Verwendung mitbestimmen. Die angesammelten Sparbeiträge müssen aber ausschließlich für die vornehmsten unmittelbarsten Bedürfnisse der Minderbemittelten verwendet werden, z. B. zur Unterstützung bedürftiger Angehöriger, Erziehung der Kinder, Bau von Kleinwohnungen, Gewährung von Darlehen usw.

Die weitere Frage ist die, wer Träger dieser Arbeiter-Spareinrichtung werden soll. Die von Bieberstein a. a. O. S. 51 angeregte Gründung von Garantieverbänden in Verbindung mit gemischt wirtschaftlichen Unternehmungen empfiehlt sich vielleicht, wenn die Sparbeiträge von vornherein nur für den Bau von Kleinwohnungen bestimmt sein sollen. Indessen ist eine Festlegung des Sparkapitals für einen von vornherein bestimmten, einzigen Zweck nicht wünschenswert. Der ganze Plan ist außerdem nicht einfach genug und würde endlich die oben dargelegte Selbstverwaltung, die nicht außer Acht gelassen werden darf, erheblich beeinträchtigen. Empfehlenswerter wäre schon die Bildung einer Arbeiter-Spar-Genossenschaft. Am praktischsten würde meines Erachtens noch der Anschluß an die Invalidenversicherung sein, indem die Landesversicherungsanstalten Träger des Sparsystems würden.*) Es bedürfte dann lediglich einer besonderen Kasseneinrichtung, die den bisherigen Versicherungseinrichtungen anzugliedern wäre. Dadurch würde die Überführung dieser neuen Spareinrichtung sehr erleichtert und es könnten kaum nennenswerte Mehrverwaltungskosten entstehen. Die Beiträge müßten die Arbeitgeber vom Lohn abbehalten und durch Markenkleben auf besonderen Sparkarten entrichten. Die durch Sparkarten beurkundeten Forderungen dürften allerdings weder pfändbar noch verpfändbar noch abtretbar sein, da andernfalls der ganze Erfolg des Sparens leicht vereitelt werden könnte.

*) So auch Schmittmann a. a. O.

Am schwierigsten ist die Frage, welcher Betrag als Sparbeitrag vom Lohn zurückbehalten werden soll. Der Sparerlaß des Oberkommandos in den Marken beläßt den jugendlichen Arbeitern 18 Mark wöchentlich und ein Drittel des 18 Mark übersteigenden Wochenlohnes. Alles andere muß — abgesehen von besonderen Verhältnissen, z. B. Erfüllung von Unterhaltungspflichten — zur Sparkasse abgeführt werden. Andere empfehlen einen Abzug von mindestens zehn Prozent des verdienten Lohnes.*) Derartige Verfahren sind ziemlich willkürlich und roh. Im Gesetz selbst einen Tarif für die Höhe der zwangsweise abzuführenden Sparbeiträge festzusetzen, erscheint mir unangebracht. Der Kaufwert des Geldes ist verschieden nach Zeit und Ort und kaufmännischer Begabung seines Besitzers. Durchaus verschieden sind auch Lohnhöhe und Unterhaltsmaßstäbe in den einzelnen Gegenden. Unterschiede bestehen ferner für alleinstehende, auf sich selbst angewiesene Personen und solche, die mit ihrer Familie zusammenleben; für Verheiratete und Unverheiratete; für Personen, die teils Barlohn, teils Naturallohn beziehen; schließlich für männliche und weibliche Personen. Alle diese Verhältnisse können nur durch Errichtung besonderer, im Reichsgesetz vorzusehender Arbeiter-Sparausschüsse genau und billig berücksichtigt werden. Diese Ausschüsse, die als Orts-, Bezirks-, Landes- und Reichsausschüsse zu bilden wären, hätten in erster Linie periodisch die Höhe des Spartarifs für einen bestimmten Bezirk zu bestimmen und öffentlich bekannt zu geben. Auf Grund dessen wären alle Sparbeiträge ohne Berücksichtigung irgendwelcher besonderer Verhältnisse erstmal zu entrichten, abgesehen von weiblichen Sparern, denen, wie oben erwähnt, unter Umständen Spardispens zu erteilen wäre. Ferner hätten diese Ausschüsse dann alle Anträge von den Sparern und deren Eltern zu prüfen. Beispielsweise solche auf Unterstützung der Eltern. Ist zu befürchten, daß die Eltern das Spargeld vergeuden, so ist der Antrag auf Auszahlung abzulehnen; in geeigneten Fällen wären etwaige Schulden des versorgungsberechtigten Antragstellers vermittels Zahlungsanweisung durch den Ausschuß unmittelbar zu tilgen. In gleicher Weise wären andere Anträge zu behandeln. Eine weibliche Spargutinhaberin wünscht Geld zur Ausstattung wegen Verheiratung; ein anderer Spargutinhaber will sich selbständig machen oder ein Haus bauen. Der Ausschuß prüft, ob die Verwendung des Geldes zweckmäßig ist. Kurzum, dieser Ausschuß hat nebenher auch die Stellung eines wirtschaftlichen Beraters der Sparpflichtigen bei Verwendung des Sparguthabens. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, eine allgemeine Klausel in das Gesetz aufzunehmen, die dem schlichtenden und richtenden Ermessen des Ausschusses genügenden Spielraum läßt. Auf diesem Wege können Unzuträglichkeiten, Härten und Schwierigkeiten leicht vermieden werden. Werden die Ausschüsse, namentlich die Ortsausschüsse auf einen möglichst kleinen Bezirk beschränkt, so werden sie die örtlichen und persönlichen Verhältnisse der Sparer meist aus

*) von Bieberstein a. a. O. S. 34.

eigener Erfahrung beurteilen können. Nötigenfalls muß allgemeine Auskunfspflicht der Behörden, Arbeitgeber und sonstigen geeigneten Personen statuiert werden. Wirklich segensreich kann ein solcher Ausschuß aber nur wirken, wenn er mit Leuten besetzt wird, die das Vertrauen der Sparer besitzen. Männer und Frauen aus dem Volke, welche in engster Fühlung mit den in Betracht kommenden Bevölkerungskreisen stehen, und die zu ihrer Beurteilung gelangenden Fragen aus eigener praktischer Erfahrung zu entscheiden vermögen. Notwendig ist ferner, daß für genügende Vertretung der Sparer innerhalb des Ausschusses gesorgt wird, sei es, daß sie selbst Sitz und Stimme darin erhalten, sei es, daß sie die Mitglieder oder einen Teil derselben wählen. Der Grad des Erfolges des Volkssparzwanges liegt in der Art, wie der Ausschuß das Programm durchführt. Die Schwierigkeit seiner Aufgabe besteht in der Umschiffung zweier Klippen. Einerseits muß jeder angehalten werden, soviel wie irgend möglich zu sparen; andererseits muß aber jedermann soviel belassen werden, als zum geordneten Lebensunterhalt notwendig ist. Der Schwerpunkt der ganzen Einrichtung liegt also in der richtigen Einteilung der Bezirke, peinlichster Auswahl der Ausschußmitglieder, und Aufstellung einer zweckmäßigen Geschäftsordnung des Ausschusses. Als ein praktisches Beispiel für die Zusammensetzung derartiger Ausschüsse erwähnt von Bieberstein a. a. O. S. 28. das Verfahren der Wehrordnung über die Befreiung von Militärpflichtigen wegen notwendiger Unterhaltspflichten (§ 32 der W.-O.), gegen deren Entscheidungen zufolge einer einfachen, unbürokratischen und selbstverständlichen Art Berufungen ungemein selten eingelegt werden.

Die letzte, aber nicht unwichtigste Frage ist die, ob die Arbeiter denn überhaupt sparen können. Ohne auf die Einzelheiten hier näher einzugehen, möchte ich diese Frage ohne weiteres bejahen. Es läßt sich diese Behauptung durch einen Vergleich zwischen der Steigerung der Arbeitslöhne nnd der Gegenstände des täglichen Bedarfs während der letzten vier Jahrzehnte statistisch beweisen. Ein solcher Vergleich ergibt namentlich, daß die Löhne entschieden stärker angezogen haben als die Preise der Lebensunterhaltsgegenstände. Damit steht im Einklang die Erscheinung zunehmender Verschwendung und Vergnügungssucht. Große und kleine Unternehmungen der verschiedensten Art machen glänzende Geschäfte auf Kosten der Unerfahrenheit ihrer Kunden. Mancherlei Tingeltangel, Kinotheater, wüste Kneipen, Tanzetablissements bieten Vergnügungen, bei denen die Ausgaben der Besucher im umgekehrten Verhältnis zum Genuß stehen, und trotz allem vermögen die Arbeiter und Angestellten nicht unerhebliche Beiträge zu ihren Berufsorganisationen zu leisten. Durch den Sparzwang brauchen keine wirklichen Lebensfreuden, keine berechtigten Berufsbestrebungen verkümmert zu werden; es kommt nur darauf an, sie in vernünftige Bahnen zu leiten.

Das Ergebnis der bisherigen Betrachtung ist also kurz zusammengefaßt folgendes: „Es wird nicht gespart, es kann gespart werden, es muß gespart

werden." Letzteres aus erziehlichen und geldlichen Rücksichten. Zur Erreichung dieser Zwecke ist ein gewisser Zwang, wenn er bei einzelnen Sparpflichtigen als solcher empfunden werden sollte, ebenso unentbehrlich wie gerechtfertigt. Die vorhandenen Schwierigkeiten sind nicht unüberwindbar, die weittragenden, grundlegenden Erfolge aber unleugbar. Es gilt zunächst, die Sparpflicht durch Wort, Tat und Schrift populär zu machen. Wie ungleich günstiger für den Arbeiter ist das Ergebnis des Sparens gegen die bisherige soziale Versicherung. Zur Kranken- und Invalidenversicherung hat der Arbeiter seinerseits durchschnittlich insgesamt 3 Prozent seines Lohnes zu entrichten, etwa 1 Prozent zur Invalidenversicherung, etwa 2 Prozent zur Krankenversicherung. Wie oft bekommt er nichts, weil er die Wartezeit nicht erfüllt hat! Wie oft geht die Anwartschaft auf Leistungen verloren, weil Beiträge aus verschuldeten oder unverschuldeten Gründen nicht geleistet sind. Sprechend ist das von Marschall von Bieberstein a. a. O. S. 35 gewählte Beispiel zur Veranschaulichung der Vorteile des Sparzwanges gegenüber der Invalidenversicherung. „Ein Arbeiter, der sein Lebelang nicht krank war und neunundsechzig Jahre alt, plötzlich am Schlaganfalle stirbt, hat von seinem sechzehnten Lebensjahre an, also mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch 3 Prozent als Beitrag zur Versicherung geleistet und bekommt, solange er lebt, nicht einen Pfennig als Gegenleistung." Zwar ist dieses in der Natur eines jeden Versicherungsverhältnisses begründet. Trotzdem, welch ungeheures Eingreifen in die wirtschaftliche Selbstbestimmung liegt darin, und doch hat sich die Bevölkerung durchaus daran gewöhnt. Das Verständnis für den Wert der Versicherung ist überall vorherrschend geworden. Aber nicht allein die Gewöhnung hat diese Wandlung der Anschauungen bewirkt, sondern vor allen Dingen die fortschreitende staatsbürgerliche Reife und Einsicht unseres Volkes, von der die gegenwärtige Zeit so glänzende Proben aufweist. Ein Volk, das in seiner Gesamtheit mit solcher Hingebung, Ausdauer, Beharrlichkeit und Liebe sein letztes für die Allgemeinheit hingibt, ohne dabei zu fragen: „Was für ein Vorteil springt dabei für mein eigenes Ich heraus", wird sich in seiner großen Mehrheit sicherlich nicht dagegen sträuben, wenn es sich darum handelt, nach Kräften zur Durchführung einer sozialen Maßnahme beizusteuern, die neben der Allgemeinheit in erster Linie jedem einzelnen sichtbar unmittelbar zugute kommt. Das, was er erspart, gehört ihm, ohne jeden Abzug; er kann davon jederzeit Gebrauch machen, wenn es zu einem wahrhaft vernünftigen Zweck verwendet werden soll. Überaus günstig sind die zu erwartenden geldlichen Sparergebnisse. Leider fehlt es an statistischem Material, das ein genaues, zuverlässiges Zahlenbild ermöglicht. Landrat Marschall von Bieberstein berechnet a. a. O. S. 45 allein für die männlichen jugendlichen Sparer unter Zugrundelegung eines Lohnabzuges von 10 Prozent und unter Berücksichtigung aller zu erwartenden Spardispense ein jährliches Gesamtsparergebnis von 65 bis 90 Millionen Mark. Der mehrfach genannte Hochschulprofessor Dr. Schmittmann, der nur die Ledigen zum Sparen zwingen will, indem er von ihnen

einen Beitrag verlangt, der denjenigen der Invaliden- oder Angestelltenversicherung entspricht, berechnet a. a. O. ein Gesamtergebnis von 131 Millionen Mark jährlich. Diese Zahlen sind zwar nur annähernd, aber recht vorsichtig berechnet. Bei Einführung eines allgemeinen Sparzwanges würde also auf mehrere hundert Millionen Mark jährlich zu rechnen sein. Was das bedeutet, sieht man, wenn man daran denkt, daß der Jahreskapitalbedarf für den Bau aller notwendigen Kleinwohnungen auf 800 Millionen Mark geschätzt wird.*) Demnach wäre die leidige, aber hochbedeutsame Frage der zweiten Hypothek durch die Einführung des Sparzwanges mit großer Wahrscheinlichkeit zu lösen.

Während des Krieges kommt es nun zunächst darauf an, die Generalkommandos für den Erlaß von Sparanweisungen zu gewinnen. Und zwar ist es dringend wünschenswert, daß die Erlasse möglichst in allen Korpsbezirken nach einheitlichen Gesichtspunkten eingeführt werden. Andernfalls ist ein Abfluten von Arbeitern in solche Bezirke zu befürchten, in denen keine oder eine weniger lästig empfundene Sparpflicht besteht. Das gilt namentlich für diejenigen Korpsbezirke, wo noch kein festgewurzelter, alter Arbeiterstamm zu finden ist. Eine einheitliche Einführung des Sparzwanges vorerst durch die Generalkommandos, ist umsomehr zu begrüßen, als sie es ermöglicht, Erfahrungen zu sammeln und überzuleiten zu dem dringend erstrebenswerten Ziel des allgemeinen Sparzwanges.

Erfreulicherweise ermutigen die bisherigen, überaus günstigen Erfolge des Sparzwanges zu der zuversichtlichen Hoffnung, daß nicht nur alle Korpsbezirke mit gleichen Sparerlassen baldigst gesegnet werden, sondern daß der Gedanke des Sparzwanges in geläuterter Art als bleibender Wert mit in die Friedenszeit hinübergenommen wird.

Naturgemäß waren die anfänglich bei der praktischen Durchführung des Sparzwanges sich einstellenden Schwierigkeiten nicht gerade geeignet, diese neue, nicht besonders eingehend geregelte Maßnahme im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Zählten doch die Stellen, die vom Magistrat Berlin mit der Durchführung des Sparerlasses des Oberkommandos in den Marken innerhalb Groß-Berlins betraut wurden, in ihren Bezirken nicht weniger als 90000 sparpflichtige jugendliche Arbeiter. In den ersten Wochen wurden zahlreiche Anträge auf Auszahlung aus den verschiedenen Sparguthaben gestellt, namentlich von der Zeit an, wo der Sparzwang im Reichstage und in sonstigen öffentlichen Versammlungen, in Zeit- und Tagesschriften von einigen Seiten ungünstig kritisiert wurde. Trotzdem waren Anfang Juni 1916 nur etwa 11 Prozent der insgesamt eingezahlten Sparguthaben zurückgezahlt. Zur Vereinfachung des Geschäftsganges wurde von den beteiligten ausführenden Stellen angeregt, die Einzahlung der Sparbeträge durch die Arbeitgeber nicht wöchentlich, sondern erst nach einem längeren Zeitraum vorzuschreiben; ferner die Anträge auf Auszahlung aus den Sparguthaben bei gleichbleibenden Verhältnissen des sparpflichtigen Arbeiters

*) Marschall von Bieberstein a. a. O. S. 46.

nicht bei jeder Lohnzahlung wiederholen zu lassen, vielmehr gleich für eine geraume Zeit im voraus gelten zu lassen*). Endlich hielt man es für wünschenswert, in Anbetracht der teueren Lebensverhältnisse in Groß-Berlin die sparfreie Lohngrenze von 18 Mark auf 25 Mark heraufzusetzen. Trotz dieser Mängel hat sich die Einführung des Sparzwanges nach der übereinstimmenden Ansicht der maßgebenden Stellen im Ganzen als durchaus segensreiche Einrichtung erwiesen. Sie hat vollen Erfolg gebracht. Die Praxis erlebte ganz überraschende Fälle. Es ergab sich, daß ein siebzehnjähriger Junge wöchentlich 135 Mark verdiente und wenn dies auch eine Ausnahme war, so waren doch Wochenlöhne von 40 Mark bis 45 Mark durchaus keine Seltenheit. Anfang Juni, also schon nach zweimonatiger Geltung des Sparzwanges hatten 22288 jugendliche Arbeiter ein Zwangssparguthaben bei den Berliner Sparkassen, von denen bereits viele die stattliche Summe von 100 Mark bis 250 Mark erreicht hatten**).

*) Beachtenswerte Vorschläge werden auch im Beiblatt der Deutschen Arbeitgeber-Zeitung vom 11. Juni 1916 15. Jahrgang Nr. 241 gemacht.

**) Näheres vergleiche Magistratsrat Dr. Schoenberger, Leiter des an der Durchführung des Sparzwanges in Berlin erheblich beteiligten Vormundschaftsamtes der Stadt Berlin im Zentralblatt für Vormundschaftswesen, Jugendgerichten und Fürsorgeerziehung, 8. Jahrgang Nr. 5/6 S. 50 ff. Ferner den Auszug daraus im 1. Jahrgang Nr. 10/12 S. 206 der „gemeinnützigen Rechtsauskunft", Zeitschrift des Verbandes der deutschen gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstellen in Lübeck Parade 1.

Wiener Brief

Zur Ermordung Stürgkhs

Das politische Verbrechen eines Neurasthenikers hat die sehr kennzeichnende jüngste Entwicklung der inneren Zustände in Österreich, die auf eine Kraftprobe der verschiedenen Parteien und Nationalitäten, der verfassungsmäßigen Triebkräfte im Staate gegenüber dem Grafen Stürgkh hinauslief, vorzeitig und ohne Entscheidung abgebrochen. Die Ermordung dieses die politischen Leidenschaften so wenig erregenden Staatsmannes ist höchstens als Ausdruck der allgemeinen Ungeduld, die einen kranken Menschen bis zum Herostratenwahnsinn reizte, von tieferer Bedeutung: im übrigen ist sie zufällig und über die reinmenschliche Teilnahme hinaus, die sie erregt, bedeutungslos. Dieser Abschluß paßte so gar nicht zu der zögernden und trägen Entwicklung, die ihn unmittelbar veranlaßt hat. Der bis zur Tat erfolgreiche Widerstand Stürgkhs gegen die Einberufung des Reichsrates war weniger seiner persönlichen Kraft zuzuschreiben, als der Schwäche, Zersplitterung, Halbheit aller gegen ihn und gegen den bestehenden Zustand gerichteten Bestrebungen. Gerade darum aber, wegen des widerspruchsvollen Verhaltens der Parteien, der Nationalitäten, der Regierungen in den beiden Reichshälften ist diese ganze Bewegung für die Einberufung des Reichsrates so kennzeichnend und näherer Beobachtung wert.

Der Reichsrat ist im Frühjahr 1914 infolge der Obstruktion der Tschechen, die sich ihrerseits auf die Arbeitsunfähigkeit des böhmischen Landtages beriefen, nach Hause geschickt worden und hat seitdem als einziges Parlament aller Krieg führenden Staaten nicht mehr getagt. Im Sommer dieses Jahres haben sich einige Mitglieder der Hocharistokratie unter Führung des Grafen Sylva Tarouca mit der Wiederaufrichtung des Verfassungslebens beschäftigt, aber ohne genügenden Nachdruck. Durch die Debatten des ungarischen Abgeordnetenhauses war die Frage neu in Fluß gekommen. Die Opposition hatte bekanntlich parlamentarische Überwachung der äußeren Politik und eine Rechtfertigung Burians gefordert. Verfassungsmäßig ist diese nur möglich vor den Delegationen. Die Einberufung dieser beiden Reichshälften gemeinsamen Körperschaft hätte nach dem genauen Buchstaben der Verfassung den österreichischen Reichsrat vorausgesetzt. Die ganze Bewegung richtete sich von vornherein nicht nur gegen Burian und Tisza, sondern ebenso sehr gegen Stürgkh, gegen den die heftigsten Anklagen wegen seiner Beziehungen zu dem verurteilten Tschechenführer

Kramarsch erhoben wurden. Die ungarischen Forderungen wirkten nach Österreich herüber: jene aristokratischen Kreise nahmen ihre Tätigkeit wieder auf, diesmal mit mehr Energie und nicht mit so völligem Ausschluß der Öffentlichkeit, wie ihn das erstemal die Zensur erzwungen hatte. Es kam zu Entschließungen aller drei Gruppen des Herrenhauses, der Konservativen, der Verfassungsmäßigen und der Mittelpartei, die einmütig die Einberufung der Delegationen verlangten. Für die Mitglieder des Herrenhauses war der Beweggrund das Bestreben, gegen die Vorherrschaft Ungarns in der Vertretung der Monarchie nach außen und im inneren Verfassungsleben ein Gegengewicht zu schaffen.

Die Abgeordneten des Reichsrates forderten ebenso Einberufung ihrer Körperschaft, freilich nicht einheitlich. Im deutschen Nationalverband ergab sich eine knappe Mehrheit für die Einberufung. Die neugebildete Deutsche Arbeitsgemeinschaft, die eine Reihe von Abgeordneten aus dem Nationalverband mit einigen außerhalb dieser Vereinigung zusammengeschlossen hat, trat entschieden für die Einberufung ein. Scharfen Widerspruch erhoben dagegen die Deutsch-Radikalen unter der Führung von Wolf und Pacher, die geheimnisvoll von der Möglichkeit sprachen, die Wünsche der Deutschen in Österreich, wie sie im sogenannten Osterprogramm zusammengefaßt sind, durch ein Oktroi zu verwirklichen. Ihre Haltung entsprach ihrer bisherigen Stellung zum Grafen Stürgkh, den sie trotz seiner offenbar tschechenfreundlichen Haltung noch immer stützten. Eine schwankende Haltung nahmen die Christlich-Sozialen ein: sie wollten der Einberufung nicht widersprechen, schon um nicht unvolkstümlich zu werden, verlangten aber Bürgschaften für die Arbeitsfähigkeit des Parlaments, namentlich eine Änderung der Geschäftsordnung, und stellten damit von vornherein die Verwirklichung ihrer theoretischen Forderung in Frage. Ganz eindeutig und entschlossen forderten den Reichsrat außer der Deutschen Arbeitsgemeinschaft nur die Sozialdemokraten. Außerdem von den Nichtdeutschen die Polen, die zugleich ankündigten, daß sie die polnische Frage in den Vordergrund rücken würden, und die Ukrainer.

Eine besondere Stellung behaupteten die Tschechen, die tschechische Sozialdemokratie gemeinsam mit den bürgerlichen Parteien. Die Gründe, die sie gegen Reichsrat wie Delegationen anführten, waren leicht zu beschaffen und sind im einzelnen ohne größere Bedeutung. Die Schwierigkeiten lagen ja vor aller Augen. Um ihre demokratischen Überlieferungen zu wahren, erklärten freilich die freisinnigen Jungtschechen wie die Sozialdemokraten, sie seien natürlich für die Einberufung des Reichsrates an sich, aber nur dann, wenn Freiheit der Tribüne, volle Immunität und Freiheit der Berichterstattung gewährleistet sei: welche Bedingungen, das wußten sie selber am besten, unter den gegenwärtigen Umständen von der Regierung abgelehnt werden mußten. Tiefer noch ließ ihre Forderung blicken: Es müßten an der neuen Tagung alle gewählten Vertreter teilnehmen. Das bezog sich auf die ziemlich zahl-

reichen wegen Hochverrats verurteilten oder ins Ausland geflohenen Abgeordneten (u. a. Kramarsch, Raschin, Netolitzky, Vojna, Choc und Burival, Masaryk, der Slovene Grafenauer). Gleichzeitig verwahrten sie sich gegen eine Mitteilung reichsdeutscher Blätter: sie hätten sich verpflichtet, keine Opposition zu machen. In Wahrheit fürchteten sie sich natürlich vor einer schärferen Wiederholung der Angriffe, die das ungarische Abgeordnetenhaus erlebt hatte und die sie unter dem Druck der gegenwärtigen Zustände und der vorliegenden Tatsachen kaum hätten erwidern können. Vor allem galt es für sie, Stürgkh zu stützen, der noch zuletzt im Kramarsch-Prozeß sich als ihr Freund erwiesen hatte: auch hatte er es bisher gehindert, daß die Kreiseinteilung in Böhmen durchgeführt werde, eine vorläufige Lösung der deutsch-tschechischen Streitfrage, die freilich den Tschechen ein Teil ihrer „via facti", d. h. gegen die Gesetze erreichten Eroberungen und ein gut Teil ihrer Hoffnungen auf das „Staatsrecht" genommen, keineswegs aber etwa eine „Bestrafung" bedeutet hätte. Was sie an Stürgkh verloren haben, kann man am besten aus den Nachrufen der tschechischen Presse ersehen. Der Leitgedanke seiner Regierungstätigkeit sei die verantwortliche Teilnahme von Tschechen an der Regierung gewesen, und wenn er auch nicht alle tschechischen Wünsche erfüllt habe, so sei er doch ihren dringlichsten nach Möglichkeit und ohne Rücksicht auf Widerspruch nachgekommen.

So widerspruchsvollen Bestrebungen gegenüber hatte Stürgkh es nicht schwer, seine Ansicht durchzusetzen: es könne höchstens die Einberufung der Delegationen zweckmäßig erscheinen, allerdings unter gewissen Voraussetzungen, die letzten Endes eine Lahmlegung dieser ohnehin nicht sehr wirksamen Körperschaft bedeutet hätten. Zu dieser Einschränkung ihrer Forderungen waren schließlich auch die Herrenhausmitglieder gelangt. In der Versammlung der Parteivertreter, die der Reichsratspräsident Sylvester am 23. einberufen hatte, vertraten die Abgeordneten des Herrenhauses nur die Einberufung der Delegationen. Die Reichsratsabgeordneten forderten die Einberufung des Reichsrates, aber mit allen den schon angeführten Einschränkungen, die dem Obmann des deutschen Nationalverbandes Groß recht zu geben schienen. Er behauptete: vielen Volksvertretungen, namentlich aus gewissen Kreisen (konservativen und klerikalen) sei es mit ihrer Forderung nicht ernst, sie wünschten nur die Arbeitsunfähigkeit des Parlaments zu erweisen, um dann desto leichter ohne Verfassung und mit dem Oktroi wirtschaften zu können. Gemeinsam ist in der Tat den Abgeordneten des Reichstages nur der Wunsch, eine verfassungsmäßige Überwachung der kriegswirtschaftlichen Maßnahmen des Staates zu erreichen. In der inneren Politik im übrigen gehen die Wünsche wie die Meinungen darüber, ob der Reichsrat diese Wünsche zu fördern geeignet sei oder nicht, soweit auseinander, daß wohl in der Tat eine Behandlung dieser Fragen, namentlich der nationalpolitischen, geradezu ausgeschaltet werden müßte, wenn man von der Regierung die Einberufung erlangen wollte.

Vor wenigen Wochen hieß es gelegentlich in der Presse: die Schuld liege nicht an Stürgkh, sondern am System. Das Unglück sei eben, daß man in Österreich nur lauter Stürgkhs habe. Ganz stimmt das nicht. Es fragt sich nur: ist die Mehrheit, sind die Politiker da, die einen starken Staatsmann, den Vertreter eines starken einheitlichen Österreichs genügend stützen könnten? Die Unerschütterlichkeit, mit der sich Stürgkh weniger durch Handeln als durch Verhindern behauptete, mochte pessimistisch stimmen. Immerhin würde ein weitblickender und großzügiger Staatsmann gewiß eine arbeitsfähige und dauernde Mehrheit formen können, wenn er den inneren Umbau Österreichs, der so unbedingt nötig ist und, richtig begonnen, sehr fruchtbar wäre, entschlossen in Angriff nähme. Die Deutsch-Österreicher, die doch die berufensten Führer der österreichischen Politik nach ihren Opfern und Leistungen im Kriege sein müßten, müßten bei stärkerer Einigkeit den Kern dieser Mehrheit zu bilden imstande sein. Eines ist sicher: Die österreichische Staatsidee, die in diesem Kriege im Bunde mit Deutschland, im Widerstande gegen den Osten in den besten Köpfen und im Herzen der wertvollsten Bevölkerungsteile Österreichs zu starkem Leben erstanden ist, wird entweder jetzt, während des Krieges auf die Wirklichkeit Einfluß gewinnen — oder nie. Es ist kaum denkbar, daß die unendlich reichen und wertvollen Kräfte der Doppelmonarchie nach dem Kriege wieder in der alten Weise beiseite stehen sollen; daß nach so viel unerhörten Opfern und Leistungen der aufbauenden Elemente wieder die zerstörenden und hemmenden Einfluß gewinnen sollten, die jener Staatsidee widerstreben — ohne eine andere lebensfähige an ihre Stelle zu setzen. Österreich muß sich endgültig entscheiden: ob es ein Tor des Ostens nach dem Westen werden will (wovon sich vor dem Kriege starke Anzeichen offenbarten) oder die Vormacht Mitteleuropas gegen den Osten. Ein Schwanken und Zögern zwischen beiden Gegensätzen ist nach dem Kriege nicht mehr möglich. Die Entscheidung wird für Deutschland von wesentlicher Bedeutung sein. Und anderseits: der Friede und die Stellung der Mittelmächte in diesem Frieden wird bei dieser Entscheidung den Ausschlag geben. Nach welcher Seite ein billiger Friede mit dem Osten die Wagschale senken würde, kann für jeden, der Österreich vor dem Kriege und während des Krieges genauer beobachtet hat, nicht zweifelhaft sein.

Karl Hermann

Politische Literatur

Albert Haas: Die Propaganda im Ausland. Beobachtungen und Erfahrungen. Heft 3 der Flugschriften zu „Deutsche Politik". Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar.

Wir können es jedenfalls als einen Gewinn der bitteren Erfahrungen dieses Krieges buchen, daß sie uns Klarheit über unser Verhältnis zum Ausland gebracht haben und daß wir jetzt wissen, welchem Mangel an echter Sympathie und welcher Fülle unfreundlichen Mißverstehens unser Volk dort begegnet; und diese Erkenntnis scheint nicht unfruchtbar zu bleiben.

Die sentimentalen nutzlosen Rechtfertigungsversuche, die reumütigen Selbstanklagen, oder noch schlimmer: das kraftmeierische Auftrumpfen, mit denen wir allzu lange und fast ausschließlich gehässige Angriffe beantworteten, beginnen zu verstummen, nachdem selbst weitesten Kreisen die Einsicht gekommen ist, daß die Entstellung deutschen Wesens und deutscher Kultur im Ausland — auch während des Friedens — mit bewußt unbelehrbarer und methodischer Feindseligkeit ausgeübt wurde, gegen die es nur ein wirksames Mittel gibt, nämlich ebenso bewußte und methodische Aufklärungsarbeit. Voraussetzung für diese ist natürlich genaue Kenntnis des Triebwerks und der Hilfsmittel der gegen uns wirkenden fremden Organisationen.

Zur Übermittelung dieser Kenntnis trägt die soeben erschienene Schrift von Albert Haas wichtiges Material bei: Haas untersucht zunächst das Wesen der Auslandspropaganda unseres ältesten und unversöhnlichsten Gegners, Frankreichs, deren Wirksamkeit auch tatsächlich die Grundlage für die allgemeine Unbeliebtheit des Deutschtums geschaffen hat. Dieses durch eigene Landeskinder auswärts nur spärlich vertretene Frankreich verfügt über einen ungemein geschickt bedienten Apparat, um überall im Ausland seinen Volkscharakter von der gewinnendsten und liebenswürdigsten Seite vorzuführen.

Haas zeigt, wie diese von der französischen Regierung dauernd beobachtete, unterstützte und belohnte Propaganda gleichsam spielend durch Sprachunterricht und Pflege harmlos heiterer Geselligkeit (Alliance française) die Vorstellung, oder besser: Illusion von der graziösen überlegenen Kultur Frankreichs zu befestigen und zu verbreiten versteht, indem gleichzeitig der umfangreiche Kapitalexport des Landes auf wirtschaftlichem Gebiete günstige Konzessionen in Finanz- und Pressekreisen durchsetzt. Mit der leichten Geste ihrer Geselligkeit und der leichteren Hand, mit der sie sich ihrer Geldmittel zu bedienen weiß, hat die französische Propaganda ein Idealbild ihres Volks entworfen, als einer Luxusnation, „die nur den höheren Gütern der Kultur und des verfeinerten Raffinements lebt, als ein Volk, das gut erzogen ist, aristokratisch gesinnt ist, das die geschmackvollsten Kleider trägt, die

besten Manieren und die geistreichsten Gedanken hat, die feinsten Seifen und und Parfüms gebraucht, das eleganteste Leben führt, das meiste Geld ausgibt, keine Sorgen hat, ununterbrochen geistreiche Reden führt und wie ein Tenor mit der Künstlerlocke herumläuft".

Und was das Wichtigste und Bewunderungswürdigste an der französischen Propaganda ist: sie hat dieses Idealbild den Völkern derartig fest eingeprägt, daß weder die ganz anders lautende Erfahrung, noch auch schmerzliche Enttäuschungen es zu korrigieren vermögen und die Welt unbelehrbar, „mit rührender Naivität" an ihm hängt.

Seinem Charakter entsprechend betreibt England seine Propaganda fast ausschließlich auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Ihr Schwerpunkt ruht in der Nachrichtenvermittelung, die — wie Haas treffend darlegt — unter Reuters Führung die Welt durch zwei Mittel: das immer wiederholte Schlagwort und die Lüge bearbeitet. Dabei geht die englische Nachrichtenpropaganda in durchaus individueller Weise vor, d. h. sie paßt sich dem Fassungsvermögen und der Leichtgläubigkeit der von ihr bearbeiteten Länder und Völker an und schaltet in schier schrankenloser Willkür dort, wo sie keine Konkurrenz und mithin kein zeitiges Dementi zu fürchten hat.

Einen wichtigen Faktor dieser energisch geführten Werbearbeit stellen die Mitglieder der überseeischen englischen Kolonien dar, die — da England in der Lage ist, die ärmere Auswanderung in die eigenen Siedelungsgebiete zu leiten — vorwiegend aus Angehörigen der intelligenten, wohlhabenden Gesellschaftsklassen stammen, die sich mit Stolz ihrer Abkunft bewußt bleiben, mit reichen Mitteln zu repräsentieren vermögen, und hinter denen sich in jedem Augenblick schützend, nicht selten drohend, die Weltmacht ihres Heimatlandes aufrichtet.

Ein Hauptzweck der raffiniert und energisch geleiteten Propaganda dieser beiden Länder war es von je, das zu unbequemem Wettbewerb überall antretende Deutschland zu verdrängen und vor allem verächtlich und lächerlich zu machen; oder — wie es Haas ausdrückt — „eine Karikatur Deutschlands und der Deutschen in der Welt zu verbreiten".

Das ist ihnen gelungen!

Mit kurzen sicheren Strichen zeichnet Haas die Umrisse dieser Witzblattkarikatur nach, die — wie die Erfahrungen dieser Kriegszeit immer erneut beweisen — in den der feindlichen Propaganda unterworfenen Ländern das Bild der Wirklichkeit nachhaltig verdrängte. Freilich sieht sich Haas an dieser Stelle zu einer Feststellung gezwungen, die zu denken gibt. Er schreibt: „Das ganze antideutsche Arsenal unserer Feinde ist mit Geschützen aus den inneren Parteikämpfen bestückt, wobei nicht nur die vormärzlichen Tage ausgebeutet worden sind.... Alle die kindlichen Schilderungen des preußischen Junkers, des deutschen Absolutismus, des deutschen Spießbürgers, der Kleinlichkeit des deutschen ‚Bourgeois', der Beschränktheit der deutschen Frau sind wörtlich aus dem Deutschen übersetzt", und zwar aus dem schmählichen Deutsch unserer Parteikämpfe.

Wir müssen ihnen recht geben. Der Deutsche muß lernen, daß um sein Haus auch noch Menschen wohnen und daß man ihm in die Fenster sieht. Er muß lernen, den Blick nach außen zu richten. Und der Krieg scheint hier in der Tat einen Wandel zu schaffen, er hat unsere Augen mit unerbittlicher Strenge auf

das gewaltige Gebiet der plötzlich im Flammenschein vor uns ausgebreiteten Probleme der auswärtigen Politik gezwungen. Nicht die geringste der dringender Lösung harrenden Fragen ist die: mit welchen Mitteln müssen wir diese Verzerrung deutschen Wesens berichtigen? In welche Bahnen muß unsere Propaganda im Ausland geleitet werden, um der deutschen Arbeit und Politik dort den Boden zu bereiten und fruchtbar zu erhalten?

Die besprochene Schrift weist hier die Richtung. Ich entnehme ihr nur einige Hauptpunkte.

Die Grundforderung für eine wirkungsvolle Propaganda sieht Haas in ihrem mnemotechnisch richtigen organisierten Aufbau, d. h. sie darf sich nie widersprechen und muß in faßlicher einleuchtender Weise — wenn auch der Form nach tausendfach variiert — die gleichen Grundsätze dem Gedächtnis einhämmern. Sie muß Langweiligkeit und Belehrung meiden. Der Verfasser drückt sich treffend aus: „Sie muß die fremden Völker davon unterrichten, was in Deutschland vor sich geht; aber sie darf sie nicht darin unterrichten." Sie muß die vom Ausland bereits verwendeten Mittel der Unterhaltung und Belehrung, wie etwa Kino, Theater usw., sich zunutze machen und so in direkter Weise und unaufdringlich ihre Ziele zu erreichen suchen. Alles zu dem Endzweck aller Propaganda: „Das Ausland unter Umgehung des fremden, deutschfeindlichen Nachrichten- und sonstigen Dienstes über deutsche Dinge zu unterrichten."

Für diese formale Seite unserer Werbearbeit können wir von den Gegnern viel lernen, wenn uns auch unsere Eigenart auf eigene Wege zwingt. Inhaltlich aber bietet der gewaltige Komplex deutscher Kultur und deutschen Wirtschaftslebens eine Fülle immer neuen Stoffes, den wir unverfälscht und mit Selbstbewußtsein zu verwalten haben.

In einem letzten Kapitel macht Haas einige höchst lesenswerte Mitteilungen über die Organisation unseres täglichen Nachrichtendienstes, der uns heute mit dem nahen und fernen Ausland, trotz der fast lückenlosen Absperrung unserer Verkehrswege, verbindet.

Wir ersehen daraus, daß mit frischen Kräften auch auf diesem Gebiete der Gegner niedergerungen wird und daß schon eifrig die Wege geebnet werden, auf denen in künftigen Friedenszeiten das deutsche Volk zu neuer Arbeit an die alten Plätze in der Welt schreiten soll.

Dr. Konrad Vollert

Bovenschen, Frankreichs Schande. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

Ein nützliches und leider notwendiges Buch, das aufklärend zu wirken und den Willen zu energischer Kriegsführung gegen Frankreich zu stärken geeignet ist.

Über die Umgestaltung der Landkarte Osteuropas darf, nach dem Vorgange unseres Reichskanzlers, heute so ziemlich alles gesagt und geschrieben werden. Über positive Kriegsziele im Westen schweigen dagegen unsere Diplomaten und hält die nationale Presse, Balliniſch ausgedrückt, das Maul; nur selten spricht ein Parteiführer ein offenes Wort.

Der Quidde-Verein „Völkerrecht" z. B. predigt dem deutschen Michel den Verzicht Deutschlands auf jede Gebietserweiterung, ausgerechnet Deutschlands, das um sein Dasein kämpft, das, wenn niedergezwungen, erbarmungslos aufgeteilt

wird, das, „vermag es den Krieg nicht bis zum siegreichen Ende fortzuführen", nach Herrn von Gwinner, „völligen Ruin für Armee und Reich, Vernichtung seines Handels und seiner Industrie, Verschwinden der Arbeitsgelegenheit und Knechtschaft unter fremdem Joch" erleidet.

Allerweltsfreunde, Verbrüderungssüchtige, kritiklose Bewunderer westmächtlicher Oberflächenkultur, vielgelesene Blätter mit dem Demokratenideal der Parlamentsmehrheitsherrschaft nach westlichen Mustern, vorlaute Händler, die überall und nirgends daheim sind, und Finanzaristokraten, die überall durch ihr Geld und hinter den Kulissen Einfluß ausüben, versuchen das gesunde Urteil der Deutschen zu verwirren und suchen uns einzureden, „wir müßten diese durch Kulturgemeinschaft mit uns verbundenen Völker" glimpflich behandeln. Durch Großmut seien sie auf die Dauer zu versöhnen; der Krieg dürfe nach dieser Seite unausgefochten bleiben und nicht mit allen Mitteln und Waffen geführt werden. Und das alles, obwohl diese Feinde ihren Vernichtungswillen Tag für Tag durch Worte und Taten beweisen, bis zum siegreichen oder bitteren Ende durchhalten wollen, uns durch Hunger niederzuzwingen hoffen und, um mit dem „Manchester Guardian" zu sprechen, „den Krieg nicht eher beendigen werden, ehe nicht dem deutschen Reiche und Volke militärisch und wirtschaftlich das Rückgrat gebrochen ist".

Neuerdings werden plötzlich sehr kräftige Töne gegen England geschwungen, dagegen für Frankreichs, unseres „vornehmsten" Feindes, Schonung und relative Unschuld auffallend häufig plädiert, als ob nicht auch sein Ceterum censeo wäre: Germaniam esse delendam; in der Unterhaltung stößt man in allen Gesellschaftsschichten immer wieder auf den dummschlauen Gedanken, daß die Versöhnung, ja ein „Bündnis mit Frankreich gegen das dort befitgehaßte England" möglich und zu erstreben sei.

Es ist das Verdienst der Schrift des Dr. Bovenschen, daß sie dem, der sehen will, handgreiflich die Torheit und Verderblichkeit solches Denkens und Vorgehens zeigt. Indem er mit uns einen Gang durch die Geschichte der feindlichen Beziehungen Frankreichs und Deutschland bis auf den heutigen Tag macht, legt er, immer unter Beibringung urkundlichen Materials, unwiderleglich dar, daß der Franzose seit jeher auf den an Geld und „Kultur" ärmeren Nachbar übermütig und geringschätzig herabgesehen hat, daß er stets, schon aus geographischen Gründen, unser unversöhnlicher Feind, der „Erbfeind", gewesen ist, daß er es heute ist und, wenn die Grenzen nicht anders gezogen werden, in aller Zukunft sein wird und sein muß; er widerlegt ferner den Irrglauben an die höhere „Zivilisation" und an die „Ritterlichkeit" des französischen Volkes, dessen gemeine und niedrige Gesinnung sich durch die Jahrhunderte immer wieder in Übergriffen, Raub- und Eroberungskriegen und im währenden Weltkriege in empörender Mißhandlung von Zivil- und Kriegsgefangenen, in abscheulichen Untaten, wie dem sorgfältig geplanten Karlsruher Kindermorde, in Brutalität und Herzenshärtigkeit, z. B. der Krankenschwester von St. Price, betätigt hat. Frankreich ist ihm der eigentliche Urheber des Weltkrieges; nur die geliehenen 20 Milliarden hätten Rußlands militärische Rüstung ermöglicht; ohne diese hätte England nich hoffen können, die Einkreisungspolitik Eduards des Siebenten durch einen Krie mit Deutschland zu krönen. Deshalb: Kein Mitleid mit Frankreich, keine w

immer geartete Sentimentalität! Frankreichs Absicht ist nach Yves Guyot, für den Fall unseres Unterliegens „das gleichzeitige Ende der beiden Reiche von Habsburg und Hohenzollern". Gegen solch einen Feind sollten wir Nachsicht üben? Ein Amerikaner, der noch im August 1914 in Frankreich war, verneint diese Frage; er bekennt, daß ihm die Neigung der Deutschen, mit Frankreich, von dessen Haß, Wut und Verachtung er sich überzeugt habe, glimpflich zu verfahren, unverständlich sei.

Also: Mit diesem unversöhnlichen Gegner ein für allemal abrechnen! Wie der Verfasser sich das denkt, wie er die Grenzen des „westlichen Glacis" gezogen sehen möchte, das hat er zu sagen versucht, die Zensur aber an dieser Stelle eine Lücke hergestellt; der Zusammenhang ergibt, daß seine Wünsche sich mit denen der sechs Verbände decken dürften.

Die im richtigen Augenblick erschienene Schrift wird die freudige Anerkennung aller finden, die mit dem Verfasser übereinstimmen; sie sollte aber auch von Weichmütigen, Ängstlingen und Übergerechten fleißig gelesen werden, um ihnen den Mut des Forderns zu stärken; sie sollte unseren Feldgrauen zugesandt werden, damit sie sehen, daß es neben so manchem Flaumacher in der Heimat Männer gibt, die offen zu sprechen sich nicht scheuen. Der Preis des handlichen Taschenbandes ist wohlfeil (1,40 M.). Prof. Kranz

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Steinstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6530.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1917 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Der Tauchbootkrieg

Eine völkerrechtliche Betrachtung

Von Professor Dr. Ludwig Traeger

Das Tauchboot ist gleich der Seemine die Waffe des Schwächeren im Seekriege. Der Seegewaltige bedarf ihrer nicht — so wenig wie ein Goliath der Schleuder des David —, sie sind ihm weit eher verderblich als nützlich; daher die Ächtung dieser Kriegsmittel und die Bekämpfung auf völkerrechtlichen Tagungen durch ihn, daher jetzt die Entrüstung Englands über diese „Pest der Meere".

Die Tauchboote unserer Gegner haben ein engbegrenztes Wirkungsfeld, zumal nachdem unsere Handelsschiffe von den offenen Meeren verschwunden und unsere Küsten bis auf die Ostseeküste jeglichem Handelsverkehr gesperrt sind; unsere Tauchboote hingegen üben auf allen Meeren ihre erfolgreiche Tätigkeit aus, weit mehr noch gegen den feindlichen Seehandel als gegen die Seestreitkräfte des Gegners.

Allein diese lebhafte Vernichtungstätigkeit hat eine unliebsame Nebenwirkung politischer Natur im Gefolge, ruft sie doch leicht ungünstige Stimmung gegen uns bei den Seehandel treibenden Neutralen hervor. Denn nicht nur feindliche Handelsschiffe und Waren fallen unseren Tauchbooten zum Opfer, sondern auch manches stolze Schiff der Neutralen fährt samt Ladung beklagenswerterweise in die Tiefe — Rechtens zwar laut Artikel 49 der Londoner Seekriegsrechtserklärung, aber doch zum unverminderten Schmerz und Verdruß der an Schiff oder Ladung Beteiligten. So erklärt sich, daß Angehörige neutraler Staaten vielfach das Vorgehen Deutschlands zur See, obschon es dem Völkerrecht entspricht, weitaus rücksichtsloser empfinden als die Seetyrannei Englands, die fast beim Hungerkrieg gegen einige neutrale Staaten angelangt ist. Denn wie der Blick meist an der Erscheinung haften bleibt, ohne den Dingen auf den Grund zu sehen, so auch hier. Über der sinnfälligen, der Phantasie sich aufdrängenden Zerstörungstätigkeit unserer Tauchboote bleibt unbeachtet, daß die sich

mehr und mehr steigernde Häufigkeit der Versenkung neutraler Schiffe ihren letzten Grund in Englands völkerrechtswidriger Ausdehnung der Bannwarenliste hat. Nachdem Deutschland — zögernd zwar, aber schließlich notgedrungen — Englands Beispiele gefolgt ist und ebenfalls fast alle Arten von Waren, die in dieser Zeit mangelnden Frachtenraums überhaupt noch für die Verschiffung in Betracht kommen, für Banngut erklärt hat, ist es dahin gekommen, daß fast jedes Schiff eines Neutralen, das England oder dessen Verbündeten Waren zuführt, der Wegnahme oder Zerstörung durch unsere Tauchboote ausgesetzt ist. So richtet sich die Entrüstung gegen uns, statt gegen England.

Wohl aus solcher Stimmung heraus hat man das Tauchboot, sofern es nicht gegen Kriegsschiffe, sondern gegen feindliche und neutrale Handelsschiffe verwendet wird, schlechthin als völkerrechtswidriges Kriegsmittel wegen der regelmäßig notwendig werdenden Zerstörung der beschlagnahmten Schiffe bezeichnet. Es sei „praktisch unmöglich", heißt es in der Note der Vereinigten Staaten an Deutschland vom 15. Mai 1915, „Unterseeboote für die Vernichtung des Handels zu verwenden, ohne dabei die Regeln der Billigkeit, der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zu mißachten, die von der modernen Anschauung als gebietend angesehen werden."

Ob die amerikanische Regierung diese Ansicht noch aufrechterhalten mag, nachdem England in der Ostsee den Tauchbootkrieg im Verein mit Rußland rücksichtslos gegen deutsche Handelsschiffe führt und diese völkerrechtswidrig sogar in den Küstengewässern Schwedens angegriffen hat, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist die Ansicht unbegründet, nicht nur hinsichtlich der Verwendung der Tauchboote gegen feindliche, sondern auch gegen neutrale Handelsschiffe.

Über die Zulässigkeit der Zerstörung von beschlagnahmbaren Kauffahrteischiffen — und zwar nur von neutralen Schiffen — handelt die Londoner Seekriegsrechtserklärung von 1909. Sie ist zwar von den Mächten nicht ratifiziert worden, ihre Regeln entsprechen aber, wie es in der einleitenden Bestimmung der Signatarmächte zutreffend heißt, „im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts", so daß sie trotz jenes Mangels als geltendes Völkerrecht anerkannt werden dürfen, wie auch der Haager ständige Schiedsgerichtshof in seinen Entscheidungen vom 6. Mai 1913 sie „für das Seekriegsrecht der Kulturstaaten als maßgebend" betrachtet. Neutrale Handelsschiffe können danach, abgesehen von dem Fall des Blockadebruchs, noch in gewissen anderen Fällen beschlagnahmt werden, nämlich in den in den Artikeln 45 und 46 aufgeführten Fällen der neutralitätswidrigen Unterstützung eines Kriegführenden und in dem praktisch besonders wichtigen Falle des Artikel 40: wenn die von dem Schiffe beförderte Bannware nach Wert, Gewicht, Umfang oder Fracht mehr als die Hälfte der Ladung ausmacht. Das Schiff ist zu diesem Zweck nach altem Herkommen zunächst anzuhalten und zu durchsuchen, dann gegebenenfalls zu beschlagnahmen. Das beschlagnahmte Schiff darf von der nehmenden Kriegsmacht nicht zerstört werden,

sondern muß in einen Hafen gebracht werden, wo gehörig über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme entschieden werden kann (Artikel 48). Ausnahmsweise darf jedoch das Schiff, das der Einziehung unterliegen würde, zerstört werden, wenn das Verbringen in einen Hafen das Kriegsschiff einer Gefahr aussetzen oder den Erfolg der Operationen, worin es derzeit begriffen ist, beeinträchtigen könnte (Artikel 49).

Die nehmende Kriegsmacht wird nun schon aus eigenem Interesse vorziehen, das beschlagnahmte Schiff, wo immer es angeht, einzuziehen, statt die meist begehrenswerte Beute zu zerstören. Die Fälle der Zerstörung werden sich aber für einen Staat mit wenigen Flottenstützpunkten, wie es Deutschland ist, häufen, doppelt häufen, wenn das Nehmeschiff ein Tauchboot ist, das oft nicht einmal in einen nahen Hafen das gekaperte Schiff einbringen kann, schon weil es ihm an der nötigen Prisenbesatzung dafür gebricht. So wird der für sonstige Kriegsschiffe als Ausnahme gedachte Fall der Zerstörung für das Tauchboot zur Regel, was selbstverständlich das Recht der Zerstörung nicht ausschließt. Denn hierfür ist allein entscheidend, daß die rechtlichen Voraussetzungen für die Zerstörung vorliegen.

Vor der Zerstörung des neutralen Schiffes müssen nun aber, wie Artikel 59 vorschreibt, die an Bord befindlichen Personen in Sicherheit gebracht, auch sämtliche Schiffspapiere und sonstigen Beweisstücke auf das Kriegsschiff herübergenommen werden. Man hat behauptet, eine wirkliche Sicherung der Schiffsinsassen sei bei der Zerstörung durch ein Tauchboot nicht möglich, da jene durchweg nur in Rettungsbooten untergebracht werden könnten, deshalb verbiete sich die Zerstörung. Allein mit dem Ausdruck „in Sicherheit bringen" kann nicht absolute Sicherung gemeint sein, jede Sicherung ist nur eine bedingte, auch die Sicherung, die den Insassen des gekaperten Schiffes z. B. durch Herübernahme auf den Kreuzer zuteil wird. Sie sind auf diesem, wenn auch nicht den Unbilden der See, so doch den Kriegsgefahren in erhöhtem Maße ausgesetzt, zumal der warnungslosen Torpedierung durch Tauchboote.

Aber wie man auch die Erhöhung der Lebensgefahr für die Insassen eines gekaperten Schiffes bei der Unterbringung in Rettungsbooten einschätzen mag, so viel ist sicher, daß die kriegführenden Staaten wegen der größeren Gefährdung jener Personen nicht verpflichtet sind, die durch die Kriegsnotwendigkeit gebotene Zerstörung des beschlagnahmten Schiffes zu unterlassen. Bei dem Widerstreit der Interessen geht das in der Kriegsnotwendigkeit begründete Interesse des Kriegführenden dem des Neutralen vor, wie in der Völkerrechtswissenschaft allgemein anerkannt ist, überdies aus vielen Regelungen des Völkerrechts erhellt. Wie wäre anders z. B. das völkerrechtlich zulässige Legen von selbsttätigen Kontaktminen auf hoher See zu rechtfertigen, das trotz aller vorschriftsmäßig angewendeten Sicherungsmaßregeln der friedlichen Schiffahrt die furchtbarsten Gefahren bereitet! Gefahren, die überdies nicht nur dem Bannware führenden, sondern auch dem völlig harmlosen neutralen Schiffe

drohen, während die durch Tauchboote hervorgerufenen weit geringeren Gefahren doch nur die Insassen eines Banngut befördernden Schiffes treffen. Wer aber in der Zuführung von Banngut an eine der Kriegsparteien seinen Vorteil sucht, der hat wahrlich keinen Grund, sich über Maßregeln zu beschweren, die die andere Kriegspartei nur notgedrungen zur berechtigten Unterdrückung solcher Zufuhr anwendet. Und gleich wenig Anlaß zur Beschwer hat der Fahrgast, der seine Person einem Schiffe anvertraut, das wegen der Menge oder des Wertes der Bannware der Einziehung oder Zerstörung unterliegt. Nur soviel darf man fordern, daß die Gefahren auf ein Mindestmaß beschränkt werden, daß demnach so viel wie möglich für die Sicherung der Schiffsinsassen gesorgt, diese z. B. bei hohem Seegange nicht fern von der Küste ihrem Schicksale überlassen werden und anderes mehr — Regeln, die von den Besatzungen unserer Tauchboote stets befolgt werden.

Das alles gilt von den neutralen Schiffen und nur von diesen.

Über die Zulässigkeit der Zerstörung feindlicher Schiffe sagt die Londoner Seekriegsrechtserklärung nichts, auch andere Völkerrechtsquellen enthalten darüber keine Bestimmungen. Kaum erwähnenswert, weil selbstverständlich, ist, daß den Kriegführenden erst recht gegenüber feindlichen Schiffen erlaubt sein muß, was ihnen gegenüber neutralen Schiffen zusteht. Fraglich kann nur sein, ob gegen feindliche Handelsschiffe ein weitergehendes Angriffs- und Zerstörungsrecht besteht, namentlich ob ein Kriegsschiff — auch abgesehen von den Fällen des Widerstandes und des Fluchtversuches des feindlichen Handelsschiffes — dieses sofort, d. h. ohne Anruf und Warnung und ohne vorherige Sicherung der Schiffsinsassen zerstören darf. Um diese Frage richtig beantworten zu können, ist zu beachten, daß sie überhaupt erst seit der Erfindung des Unterseebootes auftauchen konnte. Für Oberseе-Kriegsschiffe, die früher allein die Nehmeschiffe bildeten, ist ein sofortiges Zerstören durch die Kriegsnotwendigkeit nicht geboten. Der Kreuzer wird in seiner Wirksamkeit schwerlich je beeinträchtigt, wenn er das feindliche Handelsschiff zunächst anhält, durchsucht und — falls es nicht weggebracht, sondern zerstört werden soll — zuvor die Schiffsinsassen in Sicherheit bringt. Schußbereit in angemessenem Abstand neben dem Handelsschiffe liegend läuft er weder Gefahr, bei der Anhaltung und der durch das abgesandte Kommando erfolgenden Durchsuchung des Schiffes von diesem angegriffen zu werden, noch braucht er angesichts seiner weittragenden Geschütze oder seiner überlegenen Schnelligkeit einen Fluchtversuch des Schiffes zu fürchten. Ein sofortiges Zerstören des Schiffes ohne Warnung und Sicherung der Insassen verbietet sich somit als zwecklose Härte von selbst; es konnte für das Oberseekriegsschiff in aller Regel nicht in Frage kommen.

Anders liegen die Verhältnisse bei dem Tauchboot. Das Tauchboot besitzt nur eine geringe Geschwindigkeit, weshalb Flucht des Gegners keineswegs aussichtslos ist. Vor allem ist es leicht verletzbar. Ein Rammversuch, ein Schuß aus einem versteckten Geschütz, ja das Werfen mit Handgranaten kann

ihm zum Verhängnis werden. Alle diese Gefahren vermeidet es und zugleich sichert und vermehrt es seine Erfolge, wenn es die einzige Überlegenheit, die ihm eignet, voll ausnutzt, d. h. wenn es sich dem feindlichen Schiff nicht nur unsichtbar nähert, sondern ihm z. B. unerwartet den tödlichen Schuß aus unsichtbarer Stellung beibringt.

So zu verfahren erscheint vom Standpunkt der Kriegsräson als selbstverständlich. Deren erstes Gebot ist, alle Eigenschaften einer Waffe zur vollsten Geltung zu bringen, die höchstmöglichen Wirkungen durch sie zu erreichen. Das wird auch hinsichtlich der Verwendung der Tauchbootswaffe gegenüber feindlichen Kriegsschiffen allgemein zugestanden; gegen feindliche Handelsschiffe soll es jedoch unzulässig, weder rechtlich noch billig noch mit den Geboten der Menschlichkeit vereinbar sein, wie auch die Note der amerikanischen Regierung an die deutsche Regierung bemerkt.

Die Unrichtigkeit dieser die sofortige Torpedierung für alle Fälle ablehnenden Ansicht ergibt sich aus dem Wesen des Seekrieges. Im Seekriege richtet sich der Angriff nicht nur gegen die feindlichen Seestreitkräfte, sondern auch gegen den feindlichen Seehandel. Diesen zu treffen, dienen einerseits Blockaderecht und Bannwarenrecht — beide auch gegen Neutrale gerichtet —, anderseits das heute nur noch dem Seekrieg eigentümliche, sogenannte Beuterecht: das Recht, Schiff samt Ladung eines Angehörigen des feindlichen Staates überall auf dem Meere wegzunehmen und zu zerstören. Den feindlichen Seehandel lahm zu legen und so die feindliche Volkswirtschaft zu schwächen, bildet sogar das Hauptziel des Seekrieges. „Es ließe sich ein Seekrieg denken, in dem keine andere Art von Feindseligkeit vorgenommen würde als die Jagd auf die Handelsschiffe des Feindes." (Triepel in „Zeitschrift für Völkerrecht" 1914 S. 400.) Um dieses Hauptziel zu erreichen, muß, sofern und soweit es die Kriegsnotwendigkeit erfordert, die wirksamste Verwendung, die vollste Ausnutzung eines jeden Kriegsmittels gestattet sein — gegen die Seehandelsmacht so gut wie gegen die Seestreitkräfte.

Die Kriegsnotwendigkeit fordert zwar nicht für das Oberseekriegsschiff, wohl aber für das Tauchboot die grundsätzliche Zulässigkeit sofortiger Torpedierung, sei es zur Verminderung der ihm — besonders von einem bewaffneten Handelsschiff — drohenden Gefahr, sei es zur Sicherung und Vermehrung seiner Erfolge. Nur entgegenstehende ausdrückliche völkerrechtliche Regeln könnten hieran etwas ändern: eine Vereinbarung der Staatengemeinschaft hierüber gibt es nicht, ein Gewohnheitsrecht ebensowenig. Ein solches etwa aus der herkömmlichen milderen Verfahrensweise der Oberseekriegsschiffe auch für das Tauchboot abzuleiten, verbietet sich aus den früher erwähnten Gründen.

Oder läßt sich vielleicht gar die Ansicht vertreten, daß über die Zulässigkeit des Umfangs und der Art der Verwendung einer neuen Waffe erst das Völkerrecht bestimmen müsse? Die Geschichte der völkerrechtlichen Vereinbarungen lehrt gerade das Gegenteil. Ein dahin zielender Vorschlag Rußlands auf der

1. Haager Friedenskonferenz, welcher lautete, neue Feuerwaffen, Sprengstoffe, Pulver sowie Unterseebote und Rammschiffe zu verbieten, wurde abgelehnt. Ferner: die kaum erfundene selbsttätige Kontaktmine — eine Seemine, die durch bloße Berührung auffliegt —, wurde von Rußland im russisch-japanischen Kriege von 1904 verwendet, noch dazu in der Gestalt der besonders gefährlichen unverankerten Mine, obschon Seeminen aller Art sich nicht nur gegen den Feind richten, sondern auch neutrale Schiffe bedrohen. Auf der 2. Haager Friedenskonferenz ist es mühsam gelungen, wenigstens einige — keineswegs genügende — Sicherungsmaßregeln bei dem Gebrauch dieser furchtbaren, plan- und wahllos wirkenden Waffe zu vereinbaren.

Und um noch ein drittes Beispiel anzuführen: Über die Verwendung der Flugzeuge und Luftschiffe als Waffe ist zwar auf der 1. Haager Friedenskonferenz eine Vereinbarung getroffen, die das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen daraus für fünf Jahre verbot. Aber die Erneuerung des Verbotes ist auf der 2. Friedenskonferenz nicht gelungen. Die Folge ist nun nicht etwa, daß die Verwendung dieses weit entsetzlicher als das Tauchboot wirkenden Kriegsmittels unterbleiben muß, vielmehr umgekehrt: da keine besonderen einschränkenden Bestimmungen des Völkerrechts entgegenstehen, kann es nun fern vom eigentlichen Kampfplatz überall, mitten in Feindesland und auf dem Meere, verwendet werden mit der einzigen allgemeinen Beschränkung, die für alle Kriegsmittel gilt, daß nämlich die Beschießung von offenen unverteidigten Orten verboten ist. Aber selbst in diesen Orten dürfen Anlagen und Einrichtungen, die für Heer und Flotte des Feindes nutzbar gemacht werden können, beschossen werden.*)

Was der Seemine und dem Luftfahrzeug recht ist, ist dem Tauchboote billig. Der völkerrechtlich allgemein anerkannte Satz, daß alle nicht grundsätzlich verbotenen Kriegsmittel als erlaubt gelten müssen, muß auch für das Tauchboot als unterseeisch wirkende Waffe in dem gegen den feindlichen Seehandel gerichteten Kampfe gelten, der, wie schon bemerkt, das Hauptziel des Seekriegs bildet. Der Kriegführende hat demnach nach völkerrechtlichen Grundsätzen das Recht, Tauchboote nicht nur gegen Kriegsschiffe, sondern auch gegen feindliche Handelsschiffe zu plötzlichem Angriffe zu verwenden, falls die Kriegsnotwendigkeit es gebietet, sei es zur eigenen Sicherung, sei es zur Vermehrung der Erfolge.

Allein Deutschland hat von dieser Befugnis des plötzlichen Angriffes in dem gegenwärtigen Kriege zunächst überhaupt keinen Gebrauch gemacht. Vielmehr ist erst in einer Bekanntmachung vom 4. Februar 1915 angekündigt worden, daß vom 18. Februar 1915 jedes in den Gewässern rings um Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden wird, ohne daß es immer möglich

*) Vergl. meinen Aufsatz in der Deutschen Juristen-Zeitung vom 1. Oktober 1916.

sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. In der diese Bekanntmachung erläuternden Denkschrift vom selben Tage heißt es, daß sich Deutschland wegen der völkerrechtswidrigen Handlungsweise Englands zu militärischen Maßnahmen gezwungen sehe, die das englische Verfahren vergelten sollen. Eine Vergeltungsmaßregel (Repressalie) im eigentlichen Sinne war jedoch, wie sich zeigen wird, jene angedrohte Maßregel nicht.

In merkwürdiger Verkennung des Begriffes der Repressalie nimmt die Regierung der Vereinigten Staaten in der Note vom 23. Juli 1915 an, daß die deutsche Regierung, indem sie zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise das Recht der Vergeltung anführe, die Gesetzwidrigkeit dieser Handlungsweise zugegeben habe. Diese Annahme wäre selbst dann verfehlt, wenn es sich um eine wirkliche Repressalie, eine an sich rechtswidrige Maßnahme gehandelt hätte. Denn die Repressalie ist, wie allgemein anerkannt, ein Recht der Selbsthilfe, vom Völkerrecht ausdrücklich zugelassen. Die an sich rechtswidrige Maßregel wird, im Wege der Vergeltung angedroht, zu einer rechtmäßigen Handlung, sofern sie durch das völkerrechtswidrige Verhalten des Gegners ausreichend begründet ist — nicht anders wie im Strafrecht zum Beispiel die vorsätzliche Tötung eines Menschen, die unter gewöhnlichen Umständen als Mord oder Totschlag zu beurteilen wäre, in der Notwehr verübt, rechtmäßig ist, nicht etwa nur straflose aber gesetzwidrige Handlung, vielmehr eine erlaubte Handlung, die mit dem Begriff Mord oder Totschlag nichts gemein hat. Mag man nun über den unmenschlichen Plan Englands, die Zivilbevölkerung Deutschlands dem Siechtum und dem Hungertode auszuliefern, denken wie man will, mag man ihn sogar in seiner ganzen Entsetzlichkeit mit den Grundsätzen des Völkerrechts für vereinbar halten wollen, so ist doch soviel gewiß, daß die Durchführung dieses Planes auf ungesetzlichem Wege erstrebt wird: unter Mißachtung der Grundregeln des Völkerrechts, an deren Innehaltung niemand vor dem Kriege gezweifelt hat noch zweifeln konnte. Solcher rechtswidrigen Handlungsweise hätte Deutschland mit einer der Sachlage entsprechenden rechtswidrigen Maßregel begegnen können, sie wäre als Vergeltungsmaßregel dennoch eine rechtmäßige Handlung gewesen.

Aber Deutschland antwortete auf das völkerrechtswidrige Gebahren Englands mit der Androhung einer Maßnahme, die schon an sich durchaus rechtmäßig war, die es längst und nicht nur in der bezeichneten beschränkten Zone, sondern auf allen Meeren englischen Handelsschiffen gegenüber hätte durchführen können. Denn schon seit Monaten war durch die allgemeine Bewaffnung englischer Handelsschiffe eine tatsächliche Lage für unsere Tauchboote geschaffen, die, falls diese sich nicht der Gefahr der Vernichtung durch angeblich friedliche Handelsschiffe aussetzen wollten, sofortiges Torpedieren der Schiffe für den Regelfall notwendig machte. Englische Reeder hatten schon vor dem Kriege auf Anweisung der britischen Admiralität eine Anzahl ihrer großen Liniendampfer mit Geschützen versehen, ohne daß diese Dampfer als Hilfskreuzer

gelten sollten. Im Laufe des Krieges wurden zahlreiche weitere Dampfer bewaffnet, allerdings nur zu Verteidigungszwecken, wie der britische Botschafter in Washington der amerikanischen Regierung am 25. August 1914 versicherte. Nach deutscher Auffassung verliert dadurch das Handelsschiff den Charakter als friedliches Schiff, nach englisch-amerikanischer Auffassung jedoch nicht, so lange das Schiff die Waffen bloß zur Verteidigung führt. Der Meinungsstreit kann auf sich beruhen*), da jedenfalls auch gegenüber dem nur zur Verteidigung bewaffneten Schiffe den Tauchbooten nicht zugemutet werden kann, bei ihrer großen Verletzbarkeit auf dem Wasser sich aufgetaucht dem Geschützfeuer des aufzubringenden Schiffes auszusetzen. Denn schon im Augenblick des Angehaltenwerdens würde sich dieses im Verteidigungszustande befinden.

Aber mehr noch: jene Versicherung des britischen Botschafters erwies sich bald als falsch. In geheimen, auf gekaperten Dampfern gefundenen Schriftstücken der britischen Admiralität werden die Kapitäne der Handelsschiffe angewiesen, gegen die deutschen Tauchboote angriffsweise vorzugehen, das Feuer mit den bis zum Angriff versteckt zu haltenden Geschützen zu eröffnen und zu besserem Gelingen sich falscher Flaggen zu bedienen. (Wiedergabe der Schriftstücke in der Denkschrift der deutschen Regierung an die neutralen Mächte vom 8. Februar 1916.) Von zahlreichen Fällen solcher heimtückischen Angriffe verbunden mit Flaggenbetrug haben Tauchbootführer, denen es gelungen ist, dem Angriff zu entgehen, berichtet. Wie viele unserer braven Bootsbesatzungen derartigen Angriffen zum Opfer gefallen sind, bleibt ein Geheimnis des sie bergenden Meeres. Durch diese unwiderleglichen Feststellungen ist selbst der letzte Scheingrund, der etwa, auf die Gebote der Menschlichkeit gestützt, gegen die Zulässigkeit sofortiger Torpedierung der feindlichen Handelsschiffe erhoben werden könnte, gefallen. Keine Rücksicht auf die friedliche Mannschaft und die Passagiere des Schiffes darf den Tauchbootführer für den Regelfall abhalten, das Gebot der Kriegsräson zu erfüllen. Handelsschiffe, die zu Angriffszwecken bewaffnet sind, sind nicht mehr friedliche Schiffe, auch nicht Kriegsschiffe, ihre Besatzungen sind vielmehr nach Völkerrecht als Seeräuber zu behandeln. Weitgehende Milde übend betrachtet sie die deutsche Regierung dennoch als Kriegführende. Aber auch das unbewaffnete Schiff unserer Feinde, es sei denn als ungefährliches sofort erkennbar, ist nunmehr dem gleichen Schicksal verfallen. Der Tauchbootführer kann nicht stets, ohne sein Boot aufs schwerste zu gefährden, zuvor feststellen, ob ein Schiff bewaffnet ist oder nicht. Überdies sind auch die unbewaffneten Schiffe unter Zusicherung von Belohnungen angewiesen, Tauchboote zu rammen.

So hat auch hier wiederum das völkerrechtswidrige Verhalten Englands, dem sich seine Verbündeten wie immer angeschlossen haben, eine Lage heraufbeschworen, die Deutschland zu einem Verfahren zwingt, das zwar rechtmäßig, aber beklagenswert wegen seiner etwaigen Folgen ist, — Folgen, die unseren

*) Vergl. über ihn einerseits Triepel in der „Zeitschrift für Völkerrecht" Bd. 8 S. 378 ff., andererseits Oppenheim, Professor in Cambridge, ebenda S. 154 ff.

Gegnern freilich nicht unwillkommen sind, führen sie doch leicht zu für uns ungünstigen politischen Verwicklungen, wie u. a. der Fall der Lusitania lehrt.

Die nächste und häufigste Folge ist die große Gefährdung der Mannschaft und der Reisenden auf feindlichen Handelsschiffen. Die amerikanische Regierung hält es in ihrer Note vom 15. Mai 1915 für eine selbstverständliche Regel, die, wie sie erwartet, auch die deutsche Regierung anerkennen werde, daß das Leben von Nichtkämpfern durch die Zerstörung eines unbewaffneten Handelsschiffes nicht in Gefahr gebracht werden könne; sie glaubt, das Deutsche Reich für eine absichtliche wie zufällige Verletzung amerikanischer, auf Schiffen kriegführender Staaten reisender Bürger streng verantwortlich machen zu müssen. Wie unhaltbar und ungerecht dieser Standtpunkt ist, hat schon der amerikanische Senator W. J. Stone durch seine Bemerkung über das Schicksal der Lusitania-Fahrgäste beleuchtet: „Einmal an Bord eines britischen Schiffes waren sie auf britischem Boden. War ihre Lage nicht im wesentlichen dieselbe, wie beim Aufenthalt innerhalb der Mauern einer befestigten Stadt? Wenn amerikanische Bürger innerhalb einer belagerten oder bedrohten Stadt verbleiben, und der Feind greift an, was sollte dann unsere Regierung tun, wenn unseren Staatsangehörigen ein Leid geschähe?“ Und, so können wir weiter fragen, vernichtet nicht auch die Seemine das unbewaffnete Schiff so gut wie das bewaffnete, ja sogar das neutrale wie das feindliche? Und dennoch ist trotz der Gefährdung friedlicher Reisender das Legen von Seeminen innerhalb gewisser Schranken völkerrechtlich erlaubt, und es bleibt erlaubt, auch wenn Menschenleben wirklich vernichtet werden. Weit eher noch muß dies für das plötzliche Torpedieren der feindlichen Schiffe gelten. Denn die Gefährdung der Schiffsinsassen hat hier in Wahrheit ihren Grund in der völkerrechtswidrigen Schiffsbewaffnung. Diese allein nötigt uns, jedes feindliche Schiff, auch das unbewaffnete, das als solches ja nicht erkennbar ist, ohne Warnung zu zerstören. Selbst die Anwesenheit von zahlreichen Fahrgästen, seien es Angehörige von feindlichen oder neutralen Staaten, darf den Tauchbootführer nicht von solchem Vorgehen abhalten, es sei denn, daß die dadurch zu erzielende Schädigung des Feindes in gar keinem Verhältnis zu der Größe der Opfer stände. Das war beispielsweise bei der Zerstörung des Dampfers Lusitania nicht der Fall, der ungeheure Mengen von Munition und furchtbaren Sprengstoffen in seinem Schiffsbauche barg, hinreichend um tausende und abertausende unserer Söhne und Brüder zu töten und zu verstümmeln. Und wenn dieser Dampfer, vor dessen Benutzung wiederholt ernstlich gewarnt worden war, aus falscher Rücksichtnahme auf die Schiffsinsassen nicht torpediert worden wäre, wäre das nicht einem Freibriefe für alle weiteren Fahrten von munitionsbeladenen Passagierdampfern gleichgekommen? Oder mit welchem besseren Rechte hätten spätere Dampfer zerstört werden können? Der Standpunkt der amerikanischen Regierung läuft in Wahrheit darauf hinaus, daß durch völkerrechtswidrige Maßnahmen des einen Kriegführenden dem andern der Gebrauch der rechtmäßigen Waffe

unmöglich gemacht werden kann, daß uns somit der Tauchbootkrieg gegen die feindlichen Handelsschiffe vereitelt werden würde.

Jedoch nicht nur auf feindlichem Schiff sind Neutrale gefährdet, sondern unter Umständen auch auf neutralem Schiff — eine Folge des Flaggenbetrugs unserer Feinde. Das Hissen einer falschen Flagge, um der Aufbringung des Schiffes zu entgehen, ist völkerrechtlich unzulässig, das britische auswärtige Amt bezeichnet es allerdings unter Berufung auf inneres englisches Recht als einwandfrei. Aber England kann weder über die Benutzung der Flagge eines anderen Staates selbstherrlich entscheiden, noch kann es mit Zustimmung dieses Staates eine völkerrechtliche Regel in ihr Gegenteil verkehren. Immerhin wiegt diese unerlaubte Kriegslist unter gewöhnlichen Umständen nicht allzu schwer, da sie die neutrale Schiffahrt nicht schädigt, vielmehr nur den Gegner zu einer mehr oder weniger lästigen Prüfung der Nationalität des Schiffes nötigt. Allein das Hissen neutraler Flaggen, wie es planvoll nach Anordnung der britischen Admiralität geschieht, wird ruchlos, wenn dadurch neutrale Schiffe nebst ihren Insassen gefährdet werden. Und das ist der Fall wegen der den feindlichen Schiffen drohenden plötzlichen Torpedierung. Diese droht nun auch dem neutralen Schiffe, wenn es durch die Verkettung von unglücklichen Umständen in den ernstlichen Verdacht gerät, ein feindliches zu sein. Den Tauchbootführer braucht hierbei kein Verschulden zu treffen. Auch hier ist der wahre Grund des das Schiff und seine Insassen treffenden Verhängnisses das völkerrechtswidrige Gebahren unserer Gegner. Nichtsdestoweniger glaubt die amerikanische Regierung in ihrer Note vom 12. Februar 1915, in der irrtümlich erfolgten Vernichtung eines amerikanischen Schiffes oder des Lebens amerikanischer Bürger schwerlich etwas anderes wie eine unentschuldbare Verletzung neutraler Rechte seitens Deutschlands erblicken zu können. Das ist nichts anderes wie Verkennung eines obersten Rechtsgrundsatzes, daß allein der schuldhaft Handelnde für den Erfolg verantwortlich ist, nicht der entschuldbar Irrende. Sache der Neutralen wäre es, mit allen Mitteln den Mißbrauch ihrer Flagge durch England und seine Verbündeten zu verhindern.

Wie nie ein Krieg zuvor zieht dieser Krieg die neutralen Länder, zumal die Deutschland benachbarten, in Mitleidenschaft. Neben reichen Gewinnen, die einzelnen ihrer Angehörigen zufließen, wird den übrigen Entbehrung und Leiden reichlich zuteil. Nie erhörte Bevormundung und Eingriffe in die Selbstbestimmung der Staaten und ihrer Wirtschaftsmächte sind an der Tagesordnung: Überwachung der Zufuhr und Ausfuhr, selbst Zuweisung der Brotrationen und tausend andere Ungerechtigkeiten mehr. Und all dies wird geduldig ertragen.

Auch unsere Seekriegsmaßnahmen, obwohl sie rechtmäßig sind, haben Unbequemlichkeiten und Härten für die Neutralen im Gefolge, aber sie sind notwendig geworden durch die Völkerrechtswidrigkeiten unserer Gegner: durch die völkerrechtswidrige Ausdehnung der Bannwarenliste, die völkerrechtswidrige Bewaffnung der Handelsschiffe und den völkerrechtswidrigen Flaggenbetrug.

Leibniz und der deutsche Geist

Zum zweihundertsten Todestage Leibnizens am 14. November

Von Dr. Gerhard Schultze-Pfaelzer

Dem heutigen Geschlecht ist Leibniz nicht viel mehr als ein berühmter Name, sein Lebenswerk ist dem Bewußtsein der Gebildeten allmählich verloren gegangen, und seine Schriften werden fast nur noch von dem Fachphilosophen gelesen. Seinen beiden größten Nachfahren in der Welt des deutschen Denkens ist es in dieser Hinsicht besser ergangen: Kant regt noch heute viele zum vertieften Studium seiner sicherlich nicht leichter zu durchdringenden Werke an, und Hegels Weltansicht ist auch heute noch jedem geistig Weiterstrebenden wohl vertraut. Und doch ist Leibniz der Vater der deutschen Philosophie und unseres gesamten Bildungslebens. Aber es geht ihm ungefähr so wie Klopstock in unserer Dichtung: jederman weiß, daß dieser nach Hebbels Wort der deutschen Poesie die Saiten geschaffen hat, auf denen sie dann mächtig zu schlagen begann, aber niemand hat mehr den ernsthaften Willen, seinen eigenen Tönen zu lauschen. In der Philosophie war die große, besondere Tat des deutschen Volkes die theoretische und praktische Neubegründung und Ausgestaltung des Idealismus, eine Tat, deren geniale Bedeutsamkeit wir heute nur noch sehr schwer voll ermessen können, weil die idealistische Weltanschauung längst zu den Selbstverständlichkeiten unserer Bildungsvorstellungen gehört. Daß der Geist das beherrschende Prinzip aller natürlichen Ordnungen ist, daß die Welt der Körper und materiellen Zustände nur einen unvollkommenen Ausfluß geistiger Kräfte darstellt, daß der eine, unendliche Geist alle Formen des Daseins bildet und beherrscht, ist uns von vielen Denkern nach Leibniz wesentlich schmackhafter und anziehender gesagt worden. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß Leibniz der erste war, der diese Gedankengänge vortrug, und mehr als das, der alle diese Ideen bereits zu einem großartigen Gesamtsystem zusammenschloß, aus dem spätere Philosophen sich die Grundelemente ihrer eigenen Metaphysik zusammenlasen, die sie dann im Zeitalter einer weitergeschrittenen Forschung methodischer verarbeiten konnten.

Und es ist gewiß dabei beachtenswert, daß Leibniz aus der andern großen Quelle, aus der sich die späteren Theoretiker des deutschen Idealismus immer neu befruchteten, aus Platon, nur sehr wenig, um nicht zu sagen, gar nichts geschöpft hat. Als Schelling sein „System des transzendentalen Idealismus“ schrieb, als Hegel den stolzen Gedankenbau seiner metaphysischen Logik auftürmte, stand, durch die neuhumanistischen Studien jung belebt, Platon als

Pate da und machte der idealistischen Denkgesinnung die Arbeit noch leichter, die an und für sich schon auf den Schultern von Leibniz und Kant ruhte. Leibniz aber stand als ein ganz Einsamer inmitten einer völlig andern Welt. Als er philosophisch mündig wurde, spaltete sich das europäische Denken in zwei Hauptströmungen: auf der einen Seite stand die dogmatisch-intellektualistische Richtung der von Descartes ausgehenden Franzosen, auf der andern die sensualistische, allen spekulativen Träumereien abholde Erfahrungsphilosophie der Engländer. Bei den skeptisch-geistreichen Fortsetzern Descartes war nirgends ein idealistischer Lufthauch zu spüren, im Gegenteil, die französischen Aufklärer hatten von dem Altmeister des gallischen Denkens nur die materialistischen Züge übernommen und alles Lebendige zu einem Ausdruck des mechanisch geordneten und bewegten Stoffes erniedrigt. Auch die Engländer, von Berkeley abgesehen, hatten sich zu einem höheren Gedankenflug kaum aufschwingen können und verflachten sich in praktischen Untersuchungen des Alltagslebens; wo sie aber einmal auf die höchsten Fragen des Daseins eingingen, da ließen sie zwischen Wirklichkeit und Idee eine Lücke klaffen, die auch ihre hochentwickelte Psychologie nicht ausfüllen konnte. Leibniz, vielseitiger als sie alle, schuf sich sein hohes Reich aus eigener Spekulation, in dem von einem einzigen geistigen Zentralpunkt aus ohne dualistische Zugeständnisse und ohne die lähmende Enge kurzsichtiger Empirie ein neues, wahrhaft einheitliches Weltgebilde entstand.

Wenn man indessen Leibniz als den ersten großen Denker der Deutschen bezeichnete, so tat man das früher immer nur unter recht äußerlichen Gesichtspunkten; die Chronologie und die Lebensgeschichte des Mannes verlangten es so. Tiefere Beziehungen zwischen Leibniz und der deutschen Nation aufzusuchen, seinen schöpferischen Eigengeist den lebendigen Kräften der deutschen Seele vergleichend gegenüberzustellen, darauf ist man aus mancherlei kulturpsychologisch nicht uninteressanten Gründen niemals verfallen. Leibniz schrieb lateinisch; das taten die Männer der gelehrten Zunft damals freilich noch alle. Leibniz schrieb aber auch französisch, wenn er im Auftrag irgendeines hohen Gönners seine Gedanken über eine umfassende philosophische Frage niederlegte. Und er schrieb, was bei seiner Universalbegabung nicht wunderbar war, ein so elegantes Französisch, daß ihn die Franzosen wie zu ihren Nationalschriftstellern gehörig zählten. In Deutschland ist er darum als geistvoller Essayist, als Schriftsteller der Nation niemals in Betracht gekommen; als sein Schüler Wolff die vielen „Vernünftigen Gedanken" — so begann bekanntlich fast jeder seiner Schriftentitel — in breitere Kreise trug, da hatte die deutsche Sprache in der deutschen Wissenschaft vollends gesiegt, und trotz allen sachlichen Interesses an Leibnizschen Fragestellungen und Lehrsätzen betrachtete man ihn selbst wie einen jener europäischen Altväter, die ihren mittelalterlich-scholastischen Mantel mit höchster kosmopolitischer Würde um die Schultern geschlagen hatten und überall daheim und überall fremd waren. Dazu gesellen sich nun auch Gründe, die einen engeren Zusammenhang mit den inhaltlichen Werten von Leibnizens Lebens-

werk haben. Er wurde nämlich zumeist mit den großen Rationalisten des westlichen Europa, mit Descartes und Spinoza, in einem Atemzuge genannt, wobei man fast immer übersah, daß der gedankliche Sinn der Leibnizschen Lehren mehr Gegensätze als Übereinstimmungen mit diesen aufweist. Richtig daran war nur, daß die Methode seines Philosophierens, also ein formaler und daher im Gesamtbereich des Disziplinen sich vornehmlich auf die Erkenntnistheorie beziehender Gesichtspunkt, tatsächlich rein rational ist. Diese ganz in das Denken eingeschlossene Erkenntnislehre ist von Kant überwunden, ebenso wie auch Leibnizens intellektualistische Ethik vor dem Feuer des großen moralischen Imperativs erblaßte. Er selbst ging den Auseinandersetzungen mit zeitgenössischen Gedankenwegen niemals aus dem Wege, er suchte sie vielmehr in mancher streitbaren Fehde, aber es waren damals noch ausschließlich Ausländer, die selbst erst sehr viel später sich in Deutschland wissenschaftliches Heimatrecht erwarben. Ein Gelehrter von internationalem Ruf, war sein Name an den Akademien zu Paris und London in aller Munde, aber auf die deutsche Bildung wirkte zunächst nicht das kühne System seiner Weltdarstellung, sondern allerlei verwässerte Nutzanwendungen, durch die seine Schüler, lauter nüchterne Aufklärer, seine Ideenwelt zur Schulweisheit verflachten. So stieg schließlich am philosophischen Himmel das Gestirn Kants empor. Und doch hat der Königsberger Philosoph von ihm mehr übernommen als man gewöhnlich annimmt, auch war Kant nicht imstande, die Metaphysik seines Vorgängers zu vernichten, so sehr er auch gegen die theoretisch-kritischen Voraussetzungen einer solchen Metaphysik polemisierte.

In Frankreich stand Leibniz dagegen von Anfang an in hohen Ehren, woran der Spott einzelner, wie etwa der Voltairs über seinen Kulturoptimismus nichts änderte. Die französische Wissenschaft hat sich von seiner klaren und dabei doch schwungvollen, bilderreichen Schreibart stets stark angezogen gefühlt und ihm umfangreiche Spezialforschungen gewidmet. Noch kürzlich waren es bei einer internationalen Tagung der wissenschaftlichen Akademien die französischen Gelehrten, die den Antrag stellten, eine große Gesamtausgabe von seinen Schriften mit Beihilfe aller Nationen zu veranstalten.

Hat aber Leibniz, der Kosmopolit nicht doch Sonderbeziehungen zum deutschen Geist, ist seine schöpferische Leistung nicht tief aus dem deutschen Kulturwillen geboren? Nicht als ein zum Zweijahrhunderttag seines Todes künstlich unternommener Rettungsversuch soll diese Frage aufgeworfen sein. Hat doch kein Geringerer als Wilhelm Wundt mit freiabwägender Gerechtigkeit das Weltbild dieses Mannes im Hinblick auf seine Zusammenhänge mit der deutschen Kulturanschauung der Folgezeit untersucht. Dabei ist er zu dem erstaunlichen Ergebnis gekommen, daß wir bei Leibniz an dem Ausgangspunkt der spezifisch deutschen Ideenentwicklung stehen. Diese Bewertung bezieht sich freilich vorwiegend nur auf seine Metaphysik, aber damit doch auf den Angelpunkt aller philosophischen Prinzipienlehre. Worin liegt das Wesen alles Seins, wo liegen

die Grundmaße seiner Bestimmbarkeit? Die Philosophie aller Zeiten hat darauf zu antworten gesucht, pluralistische und monistische, idealistische und materialistische Systeme hatten sich abgewechselt. Demokrit und Platon hatten sich gegenübergestanden, Spinoza und Locke traten sich entgegen. Schließlich siegte der englische Realismus durch die mächtige Unterstützung seitens der jungen exakten Naturwissenschaft: in das Newtonsche Weltbild wollten scheinbar idealistische Träumereien nicht mehr passen, und Kepler hatte den Himmel entvölkert und das göttliche Gesetz des Weltalls in dürre Formeln gefügt.

Und da tritt Leibniz auf und hat den Mut, einen neuen Idealismus zu lehren. Hat diesen Mut nicht etwa aus der naiv-unbekümmerten Phantastik und selbstversunkenen Kritiklosigkeit eines Jakob Böhme heraus, sondern als kühler Kopf, der in der mathematischen Naturwissenschaft sich zum Meister gebildet und im Streit um die Probleme der Infinitesimalrechnung und das Maß der Kräfte sich siegreich bewährt hatte. Das Merkwürdige ist nun, daß in Leibniz' theoretischem Weltgebäude höchste Phantastik und abgeklärteste logische Besonnenheit sich beinahe restlos verschmelzen. Die Materie wird zu einer verworrenen Vorstellung erniedrigt, das Wirkliche wird zum subjektiven Schein, die idealen geistigen Kräfte des Weltalls werden Schöpfer und Beherrscher alles Seienden. Dem Realismus war der Geist an sich leer, eine tabula rasa; sein ganzer Inhalt wurde erst durch die Außenwelt vermittelt. Nach Leibniz' Betrachtungsweise kann nun nichts in den Geist hineinkommen, was nicht schon als Anlage in ihm vorgebildet war, alle Erkenntnis ist ein Schöpfen aus den Tiefen des eigenen Selbst. Das Erkennen wird zu einem aktiv umformenden Verhalten, zu einem Tätigen, einer weltbildenden Kraft. Mit der oberflächlichen Vorstellung der ideae innatae des Descartes hat diese Auffassung nichts mehr zu tun. Wenn Leibniz freilich die vérités de fait auf eine soviel niedere Stufe stellt als die vérités de raison, so darf das nicht dahin mißverstanden werden, daß er dem reinen Intellektualismus allein das Wort redete. Ganz abgesehen von dem erkenntnistheoretischen Für und Wider, liegt in der Überspannung des geistigen Prinzips die Ursprungsstunde für den Gedankengehalt unserer Klassik. Die geistigen Wahrheiten werden der Mittelpunkt, der Quell alles Daseinswertes und aller Daseinsbetätigung. Vérités de raison, das sind zugleich alle jene Ideenwerte, denen der Künstler sein Leben opfert, für die der Soldat sein Blut vergießt. Nach Leibnizens Anschauung gehört freilich für den reinen Wert eines solchen Tuns die Einsicht in dessen absolute Vernunftsrichtigkeit. Was Leibniz noch von der bloßen Vernunft verlangte, haben später andere wie etwa Fichte, in den Willen gelegt, aber die Grundanschauung bleibt dieselbe: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!"

Diese Gedanken finden sich bei Leibniz nun nicht etwa nur in der Form gelegentlicher Aphorismen, dann wäre ihr philosophisches Ausmaß gering; er hat sie zu einem geschlossenen System der Metaphysik ausgebaut, ein System, das schließlich in seiner Grundlage zu dem System deutscher Metaphysik

schlechthin geworden ist. Auch wer heute als Vertreter des kritischen Realismus die deduktive Metaphysik grundsätzlich ablehnt, kann doch ihre überragende Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Weltanschauungswissenschaft nicht leugnen. Von Leibniz zieht sich hier eine große Linie über Schelling, Hegel, Lotze bis auf Wundt, sie alle sind metaphysische Systematiker der deutschen Weltanschauung. Leibniz großes Verdienst war es, in seiner Monadologie die untrennbare Einheit von Welt, Menschheit und Dasein als den verschiedenen Übergangsstufen des einen Geistes festgelegt und so stark ausgeprägt zu haben, daß jeder Umsturzversuch dieser Weltbetrachtungsmaxime durch die Jahrhunderte hindurch bei uns als nationalfremd erschienen ist. Vielleicht ist es Leibniz zum allergrößten Teile mit zu verdanken, daß wir im neunzehnten Jahrhundert dem englischen und französischen Positivismus gegenüber so zurückhaltend blieben. Selbst der in engster Beziehung zu den Naturwissenschaften stehende Lotze besann sich auf Leibnizens Monaden zurück und prägte sich aus der Lehre von ihrem Sein und Wirken die Grundsätze seiner Metaphysik.

Wir müssen den eigenartigen Gedankengang der Leibnizschen Monadenlehre in kurzen Zügen wiedergeben, um eine Vorstellung von der geschlossenen Methodik dieses ersten deutschen Idealismus zu vermitteln. Für Spinoza war die Substanz noch etwas bestimmungslos Allgemeines, Leibniz faßt sie als ein Tätiges, als eine geistig wirkende Kraft auf, er vergleicht sie einem gespannten Bogen, der sich, sobald der Widerhalt weggenommen ist, aus eigener Energie bewegt und ausdehnt. Die eine Kraft löst sich in eine Reihe von Kraftmomenten auf, das sind die lebendigen Einzelwesen, die Monaden. Es gibt somit eine Vielheit substantieller Einzelheiten, eine Vielheit von Monaden, die gleichzeitig den Kern des physischen wie des geistigen Universums bilden. Diese Monaden sind daher auch keine Atome, sondern ideale punktuelle Einheiten, die sich voneinander qualitativ unterscheiden. Sie sind als „metaphysische Punkte" nichts Reales, sondern seelische Wesen. Jede aus der unendlichen Vielzahl ist in ihrem Mikrokosmos zugleich ein Spiegel des Universums. Von einem Geiste, der alldurchdringend wäre, könnte daher gleichsam aus einer einzigen Monade alles gelesen werden, was auf der Welt geschieht. Die Monaden haben eine Reihe von dunkleren und helleren Vorstellungen über den Zustand ihrer selbst und aller übrigen Monaden.

Darüber baut nun Leibniz die kühne und neue Weltdarstellung auf, die den Idealismus der Neuzeit begründete und dem deutschen Denken im europäischen Kulturkreis zum Siege verhalf. Die Welt ist die Summe aller Monaden, also aller geistigen Kräfte, jedes Ding, jeder Körper ist ein Monadenorganismus. Damit ist die vulgäre, im Denken der Neuzeit bis auf Leibniz geübte Weltbetrachtung auf den Kopf gestellt: das Wesen der Dinge liegt nicht in den Körpern und dem, was wir an diesen Körpern psychologisch wahrnehmen, sondern in deren geistigen Urbestandteilen, der Geist baut im einfachsten Sinne des Worts den Körper als solchen auf, das bekannte Wort aus Schillers „Wallen-

stein" könnte direkt in der „Monadologie" stehen. Wie ist nun der innere monadologische Zusammenhang der Welt zu denken? Er beruht eben auf der graduellen Abstufung der erkennenden Vorstellungskraft der Monaden. Eine Monade untersten Ranges wird eine solche zu nennen sein, die bloß vorstellt, also auf der Stufe der verworrensten Erkenntnis stehen bleibt; es handelt sich hier also um die Erscheinungen der anorganischen Natur. Auf einer höheren Stufe wird die Monadenvorstellung als eine bildende Lebenskraft, aber noch ohne Bewußtsein tätig, das geschieht in den Bezirken der Pflanzenwelt. Auf einer weiteren Stufe nimmt die Monade Empfindung und Gedächtnis an, so offenbart sie ihr Wesen in der Tierwelt. Und schließlich erhebt sich die Monadeseele zu immer reinerer Bewußtheit, sie wird Vernunft und ergeht sich in einer kombinierenden und reflektierenden Tätigkeit. Endlich hat sie sich zum absoluten Geist erhoben, der in seiner vollendeten Ausprägung ohne Störung durch den Zusammenhang mit andern, niedern Monaden sich nur im Begriff der Gottheit vorfindet. Die Berührungspunkte mit der platonischen Idee werden hier offenbar, aber lehrreicher ist noch der Vergleich mit einem andern typisch deutschen Denker, mit Schopenhauer. Sein Stufenreich der Ideen ist ohne Leibnizens Vorantritt kaum denkbar, und man darf es wohl als mehr denn eine Vermutung hinstellen, daß alle jene Gedankengänge, die sich in der breiteren Meinung der Gebildeten als Pantheismus darstellen, auf jenes Triumvirat von Platon, Leibniz und Schopenhauer zurückgehen. Wenn etwa Bismarck am Eingang der „Gedanken und Erinnerungen" von einem normalen pantheistischen Ergebnis unserer Gymnasialbildung redet, so ist damit nicht die mathematische Substanztheorie eines Spinoza gemeint, sondern die methaphysische Vorstellungswelt von Leibniz — Schopenhauer, die sich sehr viel mystischer und poetischer gibt. Vom dunklen, verworrenen Drang steigt die Welt bis zu der farblosen Klarheit der reinen Idee hinauf; das ist die Auffassung, die man vom Deutschen immer wieder zu hören bekommt, wenn man ihn nach seinem metaphysischen Bekenntnis fragt.

Es hat dem deutschen Denken auch von jeher näher gelegen, nach den Zwecken des Weltgeschehens als nach dessen Ursachen zu fragen. In dem Zweckbegriff, den Leibniz in der philosophischen Betrachtung zu einer Zentralfrage erhob, wird durch die teleologische Harmonie aller Dinge das Problem der Weltbestimmung gelöst. Nicht die Annahme einer mechanischen Abfolge von einer ersten bewirkenden Ursache aus vermittelt uns das Verstehen alles Werdens und Vergehens in der Natur, sondern aus der Tatsache, daß die Monadenordnung des Weltalls eine größtmögliche Harmonie verbürgt, läßt sich ein System von Zwecken aufbauen. Diese Harmonie ist überall prästabiliert, das heißt, sie liegt von Anfang an in der idealen Existenz der Monaden eingeschlossen. Der Weltverlauf vollzieht sich nicht nach blinder Gesetzmäßigkeit, sondern in der Form eines immer bewußteren Aufstiegs zu der vollkommeneren Durchdringung der Welt mit geistigen Werten. Darum kann auch die Gottheit, die höchste Offenbarung des monadologischen Prinzips, niemals der Vorwurf eines

zwecklosen oder gar zweckwidrigen Handelns treffen. Gott sah unendlich viele Welten als möglich vor sich, aber er mußte die zweckmäßigste wählen, weil er sich sonst mit seinem eigenen Wesen in Widerspruch befunden hätte. So ist auch die berühmte Lehre von der besten Welt und damit der in der deutschen Theologie durch ihn höchst fruchtbar gewordene Gedanke der Theodizee aus dieser idealistischen Metaphysik erwachsen. Das Böse, das Gott in der Welt duldet, ist eine conditio sine qua non der Zweckidee, weil ohne Böses keine Freiheit und ohne Freiheit keine Tugend möglich ist. Die Freiheit aber, die aus der Vernunft kommt, ist der höchste Gedanke der praktischen Philosophie, in ihr bewährt sich der Mensch in seiner ihm im Zweckbereich der Welt zugewiesenen Selbstbestimmung.

Es spielt hier letzten Endes in den klaren Gedankenbau eine tiefe, rational nicht auflösbare Mystik, eine innige Versunkenheit in die Wunder der Welt und der Gottheit. Daß dieser scharfe Geist sich auch wieder in einem fast kindlichen Hingenommensein an unerfüllbare Träumereien hing, ist, fast wird man versucht, leider zu sagen, ein sprechender Beweis für seine echt deutsche Stammeszugehörigkeit. Der Zwiespalt zwischen einem starken persönlichen Kämpferwillen und einer durch Übermaß theoretischer Erwägungen auf eine tatenfremde Versöhnlichkeit und Ausgleichung der Gegensätze drängenden Geistesrichtung hat ihn nie verlassen. Es steckt etwas Hamletisches in seinem Wesen, das sich zu einer immer ungestillten innern Unruhe verdichtet und ihn ohne Rast durch die Länder getrieben hat. Der deutsche Wandertrieb war in ihm so mächtig, daß kein noch so lockendes Angebot ihn irgendwo dauernd fesseln konnte, denn die nach tausend Richtungen auseinanderflatternden Interessen seines Geistes mußten immer neue Nahrung haben. Er träumte von einer christlichen Universalreligion, er glaubte fest, daß es die Bestimmung und das Wesen der Welt sei, alles Widerstreitende auszugleichen und darum auch in Glaubensfragen einmütig zu werden. Er träumte auch von einem Völkerfrühling, der alle Nationen in gegenseitiger Liebe umschlingen sollte. Aber derselbe Mann war auch wieder eine trotzige deutsche Kämpfernatur, zu keinem Zugeständnis in wissenschaftlichen Dingen bereit und im geistigen Kampf mit den ausländischen Gelehrten sehr viel gröber in der Wahl der Formen als diese. Und auch als Politiker pflegte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen, seine flammende Streitschrift „rex christianissimus“ gegen den Sonnenkönig war ein Ausdruck unverfälschten deutschen Zornes.

Leibniz als Gelehrter und Mensch war Universalist, und das Deutschtum hat zum allergrößten Teil unbewußt aus ihm gesprochen. Aber für die Prägung jenes besonderen deutschen Geistes, den das achtzehnte Jahrhundert ausbildete und das neunzehnte zu immer sichtbarerer Entfaltung führte, ward seine Lehre zum unverrückbaren Grundstein. Auch der deutsche Geist hat einen ewigen Zug ins Kosmopolitische wie der von Leibniz, einen Hang zur Weltversöhnung, bis er, einmal aus seinem theoretischen Gleichmut aufgeschreckt, zur deutschen Schwertschrift wird.

Im neuen Deutschland

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Selten prägt sich schon bei den Mitlebenden der Gedanke aus, daß mit einem geschichtlichen Ereignisse ein neues Zeitalter beginnt. Als Odoaker den letzten Kaiser des Weltreiches Romulus Augustulus absetzte, um selbst als deutscher Heerkönig und Statthalter des im Osten fortlebenden Römerreichs Italien zu beherrschen, dachte kein Mensch: Jetzt ist das Altertum zu Ende, und das Mittelalter beginnt. Und als Columbus, die westliche Durchfahrt nach Indien suchend, auf eine amerikanische Insel stieß, oder Luther in einem Mönchsstreite mit Tezel die fünfundneunzig Thesen an die Wittenberger Schloßkirche schlug, lag beiden, tief in mittelalterlichen Anschauungen befangen, jeder Gedanke fern, damit ein neues Zeitalter zu eröffnen. Doch mit Beginn des Weltkrieges brach sich mit unwiderstehlicher Gewalt die Überzeugung Bahn: Alles, was war, versinkt, eine neue Zeit bricht an. Glücklich werden spätere Geschlechter die preisen, denen es vergönnt war, das Gewaltige selbst zu erleben und dabei irgendwie mitzuwirken. Und in der Tat, von riesenhafter Größe müssen Ereignisse sein, die schon den Mitlebenden den Beginn eines neuen Zeitalters ankündigen.

So wie es bisher war, kann es nicht bleiben, nach dem Kriege muß alles anders werden. An dieser Tatsache ist nicht zu zweifeln, nur das Wie ruht in der Zukunft Schoße und öffnet der Phantasie und der Prophetie weitesten Spielraum. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dürfen diese sich nicht äußern. Denn eine hochweise Regierungspolitik verbietet jede Erörterung der Kriegsziele, abgesehen von der, daß wir uneigennützig nichts haben wollen, und das Weltringen auslaufen soll wie das Hornberger Schießen, was natürlich kein Mensch glaubt. Um so mehr kann man den phantasievollen Geist auf dem Gebiete der künftigen inneren Politik sich tummeln lassen.

Deutscher Idealismus treibt hier die seltsamsten Blüten. Der Geist von 1914 soll auch nach dem Kriege fortwirken und erbitterte Parteikämpfe verhüten, und dazu gründet man auch noch einen Verein. Demgegenüber hatte schon unser deutscher Lehrer in der Ober-Prima, Professor Gädke, der Vater des bekannten vormaligen Obersten a. D. Gädke, das treffende Wort: „Begeisterung ist keine Heringsware, man kann sie nicht einpökeln“. Und wenn der Reichskanzler unter lebhaftem parlamentarischen Beifalle das Wort prägte:

„Freie Bahn jedem Tüchtigen", so taucht sofort der Einwand auf, woran man die Tüchtigkeit vor der Bewährung erkennt, und wer darüber zu entscheiden hat.

Eingehender hatten sich mit der künftigen Gestaltung der sozialen Frage zwei Sammelwerke beschäftigt unter dem Namen „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland" und „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes", die in diesen Blättern eingehend besprochen worden sind.*) Ihnen schließt sich jetzt ein weiteres an, das in fünfundzwanzig einzelnen Aufsätzen von Verfassern der verschiedensten Parteirichtungen die künftige Gestaltung von Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland zum Gegenstande der Erörterung macht.**)

Die größte Schwierigkeit besteht dabei allerdings zunächst darin, daß vorläufig niemand weiß, wie die neuen Verhältnisse sich im einzelnen gestalten werden, welche neuen Forderungen des Staats- und Wirtschaftslebens sich da erheben, und welche Mittel zu ihrer Befriedigung zur Verfügung stehen. Es sind alles Forderungen aus den bisherigen Zuständen und aus den bisherigen Parteirichtungen heraus. Nichts wesentlich Neues, und alles schon dagewesen. Vielleicht kommt doch nachher alles anders.

Nur die allgemeine Richtung der Zukunft steht wohl fest. Wir werden nach dem Kriege mit einer sehr starken demokratischen Strömung und mit einem allgewaltigen Staatssozialismus zu rechnen haben. Das Ideal des sozialdemokratischen Zukunftsstaates ist schon jetzt nicht mehr Zukunft, sondern wir stecken schon mitten drin und werden nach dem Kriege mit unwiderstehlicher Gewalt immer tiefer hineingetrieben werden. Während die sozialdemokratische Partei in ihrer bisherigen Form zerbricht, werden ihre Ziele Wirklichkeit. Sie kann sich nunmehr auf den Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung stellen, weil diese selbst eine andere geworden ist, denn an den großen Kladderadatsch, an den sich die restlose Verwirklichung des Zukunftsstaates anschließen würde, glaubte schon längst kein verständiger Sozialdemokrat mehr. Aber der geschichtliche Übergang ist gegeben.

Deshalb ist es sehr richtig, was Heinemann in dem einleitenden Aufsatze über die soziale Kraft der Koalition sagt. Die Gewerkvereine haben während des Krieges eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen gehabt. Noch immer ist in jedem gesunden Staatswesen die Erlangung von Rechten abhängig gewesen von der Übernahme von Pflichten. Die Erfüllung dieser Pflichten während des Krieges gibt den Gewerkschaften die Anwartschaft, künftig auch in die

*) Vergl. den Aufsatz von Professor Wittschewsky „Vom Krieg zum inneren Frieden" in Nr. 29 vom Jahre 1916.

**) Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland, herausgegeben von Dr. Alfred Bozi, Richter in Bielefeld und Dr. Hugo Heinemann, Rechtsanwalt in Berlin. Beiträge: G. Bamberger, G. Bernhard, Th. Brauer, von Campe, B. Cohen, H. Dinck, W. Franz, M. von Hagen, W. Heine, H. Heinemann, R. Hoffmeister, O. Jöhlinger, E. Leiderer, Th. Leizart, K. von Lilienthal, H. Lindemann, W. Marx, A. Müller, F. Niebergall, A. Pappritz, H. Preuß, W. Rein, F. Riß, C. Severing, R. Wissell. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart 1916. 408 Seiten. Preis geh. 6 Mark, kart. 6,80 Mark.

Organisation unseres öffentlichen Rechtslebens einzurücken. Das wirkt aber zurück auf die Umgestaltung des bisherigen privatrechtlich-individualistischen Arbeitsvertrages des einzelnen Arbeiters zum Tarifvertrage der Arbeiterschaft und seiner Einfügung in die Rechtsordnung.

Dagegen wiederholen die folgenden Aufsätze über die Ausgestaltung unserer Rechtsordnung nur Forderungen, die bisher schon häufig gestellt worden sind, ohne durch die öftere Wiederholung an Gewicht und Bedeutung zu gewinnen. Der alte Vorkämpfer für Zulassung der Techniker zur Laufbahn der höheren Verwaltungsbeamten, Professor Franz von der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, bricht auf diesem Steckenpferde noch einmal eine Lanze. Gewiß wird im Wirtschaftsstaate der Zukunft die Technik eine immer größere Bedeutung gewinnen. Weshalb aber gerade die Fähigkeit, eine Maschine zu bauen, die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst geben soll, während man sich die nötige Kenntnis von Recht und Volkswirtschaft so nebenbei aneignen soll, bleibt dabei unklar. Der Zentrumsmann Marx will den Richter vor den Einwirkungen der Justizverwaltung auf seine Entscheidungen schützen, gewiß ein Ziel aufs innigste zu wünschen, wenn diese Einwirkungen sich bisher nur irgendwie in bedenklicher Weise gezeigt hätten. Der Sozialdemokrat Wolfgang Heine hat namentlich vom Standpunkte der Klassenjustiz mehr Vertrauen zum Volksrichter als zum Berufsrichter. Die Auffassungen darüber sind verschieden. Nach meiner langjährigen richterlichen Erfahrung würde ich als unschuldiger Angeklagter die größte Furcht vor dem Schwurgerichte haben. Der Nationalliberale Landgerichtspräsident von Campe wünscht in seinem Aufsatze über Richter, Anwalt und Staatsanwalt den Staatsanwalt mehr zurücktreten zu lassen. Da würde ich noch weiter gehen. Ich habe schon vor Jahren*) Rückkehr von Anklageprozesse zum alten Inquisitionsprozesse, aber mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit unter völliger Ausschaltung der Staatsanwaltschaft vorgeschlagen, ohne damit gegenüber dem Gesetze der Trägheit in den überkommenen Anschauungen viel Anklang zu finden. Riß will der Rechtsprechung eine freiere Stellung gegenüber dem Gesetze geben. Justizrat Bamberger verlangt Friedensrichter zur vergleichsweisen Beseitigung verwüstender Rechtsstreitigkeiten. Das ist alles sehr schön und brav, nur handelt es sich um alte, längst erörterte Forderungen, die mit der neuen Gestaltung Deutschlands nach dem Kriege herzlich wenig zu tun haben.

Eine zweite Gruppe von Aufsätzen beschäftigt sich mit der Gestaltung der Arbeiterverhältnisse durch die künftige Rechtsordnung. Hier sind hauptsächlich Leiter der Gewerkschaften verschiedenster Richtung zum Worte gekommen. Brauer zeigt in einem Rückblick, der eigentlich mit dem neuen Deutschland nichts zu tun hat, die Einwirkungen der Arbeiterbewegung auf die bisherige Rechtsentwicklung. Wissel fordert eine Vereinheitlichung des bisher von der Gesetz-

*) Zur Reform des Strafprozesses in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft Bd. 19 (1898), S. 64 ff.

gebung sehr stiefmütterlich behandelten Arbeiterrechts, aber keineswegs seine Gleichheit für alle Arbeiterklassen und zeigt namentlich am Tarifvertrage, der später noch von Leipart besonders behandelt wird, wie wenig das geltende Recht den Bedürfnissen der Zeit — aber schon vor dem Kriege — genügt. Dazu kommen eine Reihe von Mängeln des Arbeiterversicherungsrechtes. Die Ausführungen über Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, die im Gegensatze zum Individualrecht der Gegenwart Eintritt in die Rechtsordnung fordern, von Lederer berühren sich mit den einleitenden Bemerkungen von Heinemann und sind dort bereits gewürdigt. Die Erörterung der Arbeitsnachweisfrage von Cohen zeigt, daß angesichts der Bestrebungen der beiderseitigen Verbände, den Arbeitsnachweis in die Hand zu bekommen, eine gesetzliche Regelung nur auf dem Boden des paritätischen Arbeitsnachweises zu einem befriedigenden Ergebnisse führen kann. Die Aufsätze von Hoffmeister über die Landarbeiterfrage und von August Müller über die Konsumgenossenschaften fallen insofern aus dem Rahmen, als sie nur die bestehenden wirtschaftlichen Zustände schildern, aber keine neue Forderungen an das Recht der Zukunft stellen.

Doch wo sich alles erneut, kann auch die Verwaltung nicht die alte bleiben. Daß gerade der Ingenieur statt des Juristen oder vorläufig wenigstens neben ihm der gegebene Verwaltungsbeamte der Zukunft ist, wurde bereits in anderem Zusammenhange erwähnt. Aber den grundlegenden Aufsatz liefert Hugo Preuß mit seiner Neuorientierung — dies scheußliche Wort ist auch hier unvermeidlich — der inneren Verwaltung. Um Preußen der Reichspolitik gefügig zu machen, die er sich natürlich durch einen nach links „orientierten" Reichstag bestimmt denkt, weiß er ein sehr einfaches Mittel: der Reichskanzler soll gleichzeitig preußischer Staatskanzler und damit der Vorgesetzte aller preußischen Minister werden. Der Gedanke ist verflucht gescheut, stammt dafür aber auch nicht von Preuß, sondern vom Fürsten Bülow, der ihn freilich nicht in die Wirklichkeit umsetzen konnte. Ob die Verwirklichung in der Tat zur Herrschaft der Reichstagsmehrheit über Reich und Preußen oder nicht vielmehr zu einem unerträglichen Ministerialdespotismus führen würde, müßte erst die Erfahrung lehren. In seinen Gedanken über die Selbstverwaltung begegnet sich Preuß mit dem besonderen Aufsatze des württembergischen Sozialdemokraten Lindemann über den Gegenstand. Ihm ist Selbstverwaltung örtliche Verwaltung, insbesondere einschließlich der Polizei, schlechthin, aus der sich demnach der Staat zurückziehen soll. Diese Selbstverwaltung ist aber gedacht als eine solche der Großgemeinde auch über das umliegende flache Land durch eine einzige Versammlung vermöge von ihr abhängiger Beamten. Dann nach Ausschaltung der staatlichen Bureaukratie soll das goldene Zeitalter erreicht sein. Ich fühle mich nun keineswegs gedrungen, auf die staatliche Bureaukratie ein Loblied anzustimmen. Aber mit den Leistungen der größten Gemeinde Berlin, die an Weisheit — ich erinnere nur an das Verhältnis zu den Vororten und zur großen Berliner Straßenbahn — seit Jahrzehnten mit Schilda und

Schöppenstedt wetteifert, kann sie es wirklich noch aufnehmen. Im Hintergrunde dieser Verwaltungsideale schwebt der Kampf um die Macht. Die Durchführung würde die ganze Verwaltung dem Kapital und den Sozialdemokraten preisgeben, die ja jetzt schon die wesentlichsten Regierungsstützen bilden. Es muß aber billig bezweifelt werden, ob die anderen Gesellschaftsklassen, namentlich Landwirtschaft und städtische Mittelklassen, die doch auch erkleckliche Leistungen für das Gesamtwohl aufzuweisen haben, sich so ohne weiteres durch die neue Verwaltung unterbuttern lassen würden.

Der Katholik Dinck verlangt insbesondere noch stärkere Heranziehung der Arbeiter, auch der Arbeiterinnen zur Selbstverwaltung unter rechtlicher Anerkennung der Gewerkschaften und öffentlich rechtlicher Organisation des Arbeiterstandes.

Für staatsbürgerliche Erziehung erwärmt sich der Heidelberger Theologe Niebergall, während der Jenaer Rein als Schulorganisation der Zukunft den Unterbau der einheitlichen Volksschule für die ersten sechs Schuljahre fordert. Staatsbürgerliche Erziehung ist schon eine alte Forderung und erscheint voll berechtigt. Die Einheitsschule liegt in dem demokratischen Zuge der Zeit und wird schon lange von den Volksschullehrern gefordert. Die sozialen und pädagogischen Bedenken dagegen geltend zu machen, würde eine besondere Abhandlung erfordern. Den Reichtum und die Mannigfaltigkeit in der Entwicklung deutscher Bildungsstätten nach französischer Weise über einen Kamm scheren zu wollen, ist aber eher Bureaukratismus als das, was man gewöhnlich dafür ausgibt.

Den Schluß bilden Aufsätze von Georg Bernhard über die Finanzwirtschaft, von Otto Jöhlinger vom „Berliner Tageblatte" über die Kolonialpolitik und von Maximilian von Hagen über die auswärtige Politik nach dem Kriege. Schon jetzt von der künftigen Finanzwirtschaft zu reden, ist ziemlich müßig. Denn sie wird sich nach den künftigen Bedürfnissen des Reiches richten. Und davon wissen wir vorläufig nur so viel, daß sie eine bisher nicht geahnte schwindelnde Höhe erreichen werden. Danach muß sich auch die Deckung gestalten. Wo sie liegen wird, kann man allenfalls andeuten, in indirekten und in direkten Steuern und in Monopolen. Das ist ebenso selbstverständlich wie nichtssagend. Daß sich ein Mann vom „Berliner Tageblatte" für die Fortführung unserer Kolonialpolitik erwärmt, ist sehr anerkennenswert. Nur unterläßt er leider den Nachweis, wie sich die Behauptung unserer Schutzgebiete in einem künftigen Kriege ermöglichen lassen soll ohne Seegeltung, und wie Seegeltung möglich ist ohne Stützpunkte an der Kanalküste. An demselben Mangel leidet auch der letzte Aufsatz von Maximilian von Hagen über die auswärtige Politik, wohl der bedenklichste des ganzen Buches. Im Interesse unserer künftigen Weltmachtstellung sollen wir durch den Friedensschluß keinen unserer bisherigen Gegner dauernd zurückstoßen, auch die kleinen Staaten an uns ziehen. Belgien wird dabei ausdrücklich genannt, seine Wiederherstellung als unabhängiges Staatswesen somit als selbstverständlich vorausgesetzt. Dann

dürfen wir auch Schweden und Norwegen gegen russische und nun gar den niederländischen Kolonialbesitz gegen japanische Begehrlichkeit verteidigen. Diese Proben verschrobenster Weltfremdheit genügen wohl. Man sollte es nicht für möglich halten!

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Das gilt auch hier. Eine Reihe zum Teil fesselnd geschriebener Abhandlungen von wertvollem Inhalte konnten wir an unseren Augen vorübergehen lassen. Aber für das Ganze möchte ich die Worte wiederholen, mit denen Friedrich von Raumer in einem Berichte an den Staatskanzler von Hardenberg vom 26. August 1810 die Übersicht der aus dem Publikum eingegangenen Reformvorschläge begleitete: „Ich gewahrte bald, daß das Wahre nicht neu, und das Neue nicht wahr oder brauchbar sei. Deßungeachtet war die Leserei anziehend genug, und ich erlaubte mir, beim Mangel ernsthafter Weisheit einige der gar kuriosen Einfälle und Vorschläge aufzuzählen." Letzteres ist auch hier geschehen.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dürfen Kriegsziele nicht erörtert werden, obgleich wir hier durch das militärische Ergebnis schon einigermaßen mit festen Grundlagen zu rechnen haben. Aber auf dem Gebiete der inneren Politik nach dem Kriege tappen wir noch in dunklem Nebel, aus dem einigermaßen die ungefügen Gestalten von Demokratie und Staatssozialismus sichtbar werden. Tiefer in dieses Nebelmeer hineinzuleuchten, um Einzelheiten zu erkennen, ist noch durchaus verfrüht. Das zeigt vor allem das Buch von neuem Deutschland, das eigentlich eins vom alten Deutschland ist.

Die Alabamafrage

Von Dr. H. Knüfermann

Die Erscheinungen des deutsch-englischen Seekrieges, Deutschlands Abschließung durch England, die Taten der „Emden", „Karlsruhe" und der „Möve", der Unterseebootkrieg, erinnern in mancher Beziehung an die Ereignisse zur See im nordamerikanischen Sezessionskriege, an die Blockade der südstaatlichen Küste durch den Norden und besonders an das Auftreten der berühmten südstaatlichen Kaperschiffe, wie der „Alabama", und die daraus entstandene „Alabamafrage", die beinahe zu einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den Vereinigten Staaten und England geführt hätte.

Während des amerikanischen Sezessionskrieges in den Jahren 1861 bis 1865 unterstützte England in offensichtlicher Weise den Süden gegen die Nord-

staaten. Diese sahen in der Auflehnung des Südens eine verbrecherische Revolution. England aber erklärte offiziell, es erkenne die Südstaaten als kriegführende Partei an. Und mehr noch, es gestattete ihnen, in englischen Häfen Kaperschiffe auszurüsten, die den Handel der Nordstaaten störten und die Blockade der südstaatlichen Küste wiederholt durchbrachen. Wie so oft, ging in England Geschäftsinteresse Hand in Hand mit dem politischen Ziele, die dem britischen Nordamerika gefährlichen Vereinigten Staaten durch Unterstützung der Sezession zu schwächen und die staatliche Zersplitterung Nordamerikas zu fördern. Damals aber erwies sich die englische Rechnung als falsch. Ein scharfer Protest der Nordstaaten wandte sich gegen diese merkwürdige Begünstigung. Washington verlangte, daß die englische Regierung die weitere Equipierung der Kaper und ihr Auslaufen aus englischen Häfen verbiete. Geschehe das nicht, so werde man Feindseligkeit mit Feindseligkeit erwidern. Die Drohung ließ an Schärfe nichts zu wünschen übrig. War doch auch die Erregung in den Nordstaaten ganz ungeheuer. Denn in ganz kurzer Zeit hatte das berühmteste dieser Kaperschiffe, die „Alabama", nicht weniger als fünfundsechzig nordstaatliche Schiffe im Werte von über 10 Millionen Dollar vernichtet, und andere, ebenfalls in England gebaute Kaperkreuzer, die „Tellahassee" und „Shenandoah", hatten ähnliche Erfolge zu verzeichnen. Für diese Schädigung des Handels verlangte die Union unbedingten Schadenersatz. Zunächst kamen von England billige Ausflüchte, und in Liverpool und anderen Häfen fuhr man ruhig fort, weitere Kaper zu bauen, nachdem die „Alabama" im Juni 1864 durch ein nordstaatliches Kriegsschiff endlich zerstört war. Eine zweite amerikanische Note ging nach London ab und stellte England vor die Entscheidung: Verbot des Auslaufens dieser Schiffe oder Krieg! Das half. Lord Russel gab nach. Die Ausfahrt der Kaper wurde verboten, und als bald darauf die völlige Niederwerfung der Südstaaten erfolgte, erklärte England, daß es seinerseits den Krieg nunmehr als beendet ansehe und den Konföderierten das Recht von Kriegführenden nicht weiter zugestehe.

Damit war aber für die Union die Angelegenheit noch nicht erledigt. Man beharrte auf den Schadenersatzforderungen und ließ sich nicht dadurch beirren, daß England sie zunächst als unberechtigt zurückwies und dann mit dem Vorschlage kam, ein Schiedsgericht solle über die Berechtigung der Forderung entscheiden. Diese prinzipielle Behandlung der Frage aber durch ein Schiedsgericht wurde von der Union mit Entschiedenheit verworfen. England müsse unter allen Umständen erst die Schuld eingestehen, neutralitätswidrig gehandelt zu haben, so verlangte man. Dann könne schließlich ein Schiedsgericht die Höhe der Entschädigungssumme festsetzen. Als England das ablehnte, brach die Union die Verhandlungen ab. Erst nach längerer Zeit, während deren man sich in London Amerika gegenüber sehr unbehaglich fühlte, gelang es Lord Stanley 1871, mit der amerikanischen Regierung ein Abkommen zu erzielen, das die Angelegenheit einer gemeinsamen Kommission in Washington überwies.

Und hier wurde England wirklich dazu gezwungen, Buße zu tun und zum ersten Mal Neutralitätspflichten in einem Seekriege anzuerkennen, die es bis dahin mit selbstsüchtiger Entschiedenheit abgelehnt hatte. Nach der Erklärung des Bedauerns über die zugelassene Ausfahrt der „Alabama" und der anderen Kaper in der Einleitung des Washingtoner Vertrages, mußte es sich zu der Anerkennung des völkerrechtlichen Grundsatzes bequemen, kein neutraler Staat dürfte gestatten, daß auf seinem Gebiet Schiffe ausgerüstet würden, die bestimmt seien, gegen eine der kriegführenden Mächte zu kreuzen und Krieg zu führen, ferner, daß ein neutraler Staat auch Privatpersonen an der Verletzung dieser Pflichten hindern müsse.

Die Festsetzung der Höhe der Entschädigung wurde einem Schiedsgericht überwiesen, das in Genf zusammentrat und endlich am 14. September 1872 nach langwierigen Verhandlungen über den Begriff der direkten und indirekten Schädigung des nordstaatlichen Handels bestimmte, daß England für die verursachten Verluste einen Schadenersatz von $15\frac{1}{2}$ Millionen Dollar zu leisten habe. Damit hatten die Amerikaner gesiegt und England eine empfindliche Demütigung zugefügt.

Wie spricht Tommy Atkins?

Von Winfried Lüdecke

Der Krieg, dieser große Vernichter so vieler geistiger und materieller Werte, wirkt dennoch auf die Sprache befruchtend und schöpferisch, und die schon im Frieden reich entwickelte Kasernensprache unserer Soldaten hat sich an der Front, im Schützengraben und auf dem Schlachtfelde, in ungeahnter Weise weitergebildet. Es sind zahllose Neubildungen entstanden, und nichts zeugt deutlicher von der kraftvollen, frohen und zuversichtlichen Stimmung des Feldgrauen als diese anschaulichen witzigen, scharf das Wesentliche kennzeichnenden neuen Wörter und Wendungen seiner Sprache! Nicht nur mit der Schärfe des Bajonetts, auch mit der Schärfe des Wortes sucht der deutsche Soldat dem Feinde zu trotzen.

Aber auch unsere Feinde haben eine Soldatensprache. Hier sei einmal kurz die Feldsprache des englischen Soldaten betrachtet, wie sie uns in englischen Schiffspost- und Feldpostbriefen entgegentritt. Die Ausbeute ist nicht allzu groß, eine Tatsache, die in dem durchaus auf das Wirkliche, Tatsächliche gerichteten englischen Nationalcharakter begründet liegen dürfte, in einer gewissen angelsächsischen geistigen Schwerfälligkeit, die mit dem praktischen Blitzen

der Kanonen sich begnügt und auf Geistesblitze weniger Wert legt. Der britische Soldatenslang, wie er heute im Felde gesprochen wird, besteht hauptsächlich aus einer Anzahl von Necknamen (nicknames) und sehr vielen dem sportlichen Leben entlehnten Fachausdrücken, die bildlich auf die kriegerischen Aktionen angewendet werden.

Der auch bei uns bekannteste englische Neckname ist die Bezeichnung des englischen Landsoldaten „Tommy Atkins" oder „Thomas Atkins", während der britische Matrose „Jack Tar" oder auch nur „Tar" (eigentlich Hans Teer) heißt. Ursprünglich wurde Tommy Atkins das Taschenbuch genannt, das früher jeder englische Soldat erhielt und in dem ähnlich wie in unserem Militärpaß sein Nationale enthalten war. Damit die mit einem Vordruck versehenen Seiten richtig ausgefüllt würden, fügte das War Office jedem Buch ein Formular bei, in dem eine Seite beispielsweise ausgefüllt und der frei erfundene Name Tommy Atkins hypothetisch angegeben war. Vom Buch ging dann dieser Name bald auf den Inhaber des Buches, auf jeden britischen Soldaten, über und wurde durch Kiplings Soldatengeschichten aus den indischen Kolonien völlig popularisiert. Übrigens nennen auch unsere Feldsoldaten den Engländer Tommy, wenn sie nicht den unübertrefflichen Spitznamen „Fußballindianer" gebrauchen.

Vergeblich wird man in französischen Soldatenbriefen nach dem Worte Allemand für Deutscher suchen, stets wird das herabsetzende Boche gebraucht. Anders bei den Engländern. Hier ist der normale Ausdruck the Germans durchaus vorherrschend, als Spitzname findet sich das harmlose „Little Willie", dann das derbere besonders beliebte „Sausages" (Würste) und „Sausagemakers" (Wurstfabrikanten) und nur sehr selten das den Alliierten entlehnte „boch" oder französisch „boche" geschrieben. Das ausgesprochene Schimpfwort „the Huns", das in der englischen Presse so häufig wiederkehrt, kommt in englischen Soldatenbriefen nur ganz vereinzelt vor. Die deutschen Ulanen werden „Ewe lambs" (Mutterschaflämmer) genannt, da beide Wörter in der englischen Aussprache gleichklingen.

Die häufigsten Bezeichnungen haben Geschütze und Geschosse erhalten. So heißen die 8 bis 9 Zoll kalibrigen Granaten der schweren Haubitzen „Coalboxes" (auch die Feldgrauen sagen „Kohlenkasten" von gewissen feindlichen Granaten) oder „Black Marias", (schwarze Marie werden von unseren Soldaten die französischen 12 Zentimeter Granaten genannt) oder „Jack Johnsons", weil diese Geschosse beim Zerplatzen schwarze Rauchwolken entwickeln. Für Schrapnells wird wegen ihrer weißen wolligen Rauchwolke „Woolly Marias" gesagt.

Andere tragen je nach ihrer Wirkung auf Auge oder Ohr die Bezeichnungen „Whistling Willies" (pfeifende Willies), „Will-o'-the-Wisps" (Irrlichter) oder „Humming Birds" (Kolibris) oder „Sighing Sarahs" (seufzende Sarahs) oder „Porridge Pots" (Suppentöpfe), das inhaltlich an die französische Benennung für Granate „Marmite" (Kochtopf) erinnert. Granaten

und Schrapnells werden auch oft mit dem friedlichen Wort „rockets“ (Raketen) getauft. Gewehrkugeln heißen „Haricot Beans“ (Bohnen), bei uns, nicht mehr sehr gebräuchlich, „blaue Bohnen“. Der allgemeinste englische Kosename für Geschosse überhaupt ist „Souvenirs“.

Das regelmäßige Feuer der deutschen Scharfschützen, die oft „pea-shooters“ (Erbsen-Schützen) genannt werden, zwischen neun und zehn Uhr abends heißt „The good-night kiss“ (der Gutenachtkuß) wie ja auch unsere Truppen vom „Abendsegen“ sprechen.

Eine eigenartige Bezeichnung für deutsche Geschosse ist besonders bei den „1st Gordon Highlanders“ gebräuchlich, nämlich: „Palmer's Neuralgia Cure“ (Palmers Neuralgieheilmittel), eine Bezeichnung, die nur verständlich ist, wenn man ihre Entstehungsgeschichte kennt. Ein britischer Soldat mit Namen Palmer, der an heftigen Nervenschmerzen litt, wurde durch die Explosion einer deutschen Granate zu Boden geschleudert, wo er eine Zeitlang bewußtlos liegen blieb; als er sich wieder erhob, stellte er zu seiner Überraschung fest, daß seine Neuralgie verschwunden war. Seitdem bezeichneten seine Kameraden die deutschen Geschosse mit diesem immerhin merkwürdigen Namen.

Geschütze erhalten männliche oder weibliche Vornamen, und wie unsere Feldgrauen von der „dicken Bertha“, „schlanken Emma“, dem „kurzen Gustav“ sprechen, so Tommy Atkins vom „Black Peter“ (Schwarzer Peter), „Jimmy“ (kleiner Jakob) oder „Archibald“, womit ein deutsches Geschütz bezeichnet wird, dessen Zwillingsbruder, eine andere schwere Haubitze, den Namen des alten englischen Heiligen „Cuthbert“ führt. Andere Benennungen sind: „Stammering Sam“ (stotternder Sam), „The Warbler“ (Sänger), „Weeping Willie“ (weinender Wilhelm). Für deutsche Geschütze finden sich auch noch die Spitznamen: „Aunt Sally“ (Tante Sarah) — so heißt nämlich in England ein beliebtes Jahrmarktsspiel, bei dem mit hölzernen Knütteln nach einem Puppenkopf geworfen wird, in dessen Mund Tonpfeifen stecken, ferner ein sehr weitreichendes Geschütz „Calamity Jane“ (Unglücks-Johanna), deren Geschosse den Engländern den warnenden Ruf entlocken: „Here comes Jane!“, „Belching Billy“ (spukender Wilhelm), ähnlich sagt der deutsche Soldat vom Schießen französischer Artillerie: „Joffre spukt“, „Whistling Rufus“ (pfeifender Rotkopf), ein Geschütz, das kleine Geschosse sendet. Deutsche Batterien werden auch sehr bezeichnend „Death screechers“ („Todschreier“) genannt. Zwei englische weitreichende Geschütze werden vom englischen Infanteristen „Mother“ und „Baby“ getauft, ein anderes heißt „The Hot Cross Bun“, ein schwer zu übersetzender Ausdruck, zu dem die Beobachtung des heißen zurückschnellenden Rohres und der Geschosse, die es wie ein Engländer Korinthenkuchen (bun) verschlingt, geführt hat.

Das deutsche Maschinengewehr weist eine eine Reihe von Bezeichnungen auf, die durch das eigenartige Geräusch dieser schrecklichen Maschine verursacht wurden, „The Carpenter“ (Zimmermann), „The Gramophone“ und äußerst

treffend „The Alarm Clock“ (Wecker) und „Lightning“ (Blitz), jedenfalls wegen der blitzartigen Schnelligkeit der aufeinanderfolgenden Schüsse. Der Engländer spricht lautmalend von dem pop-pop-pop der „Maxims“.

Die Stacheldrahtverhaue vor den Schützengräben werden nach ihrem Aussehen „spiders weps“ (Spinngewebe), nach ihrer Wirkung „fly traps“ (Fliegenfänger) und auch „mug racks“ (Gesichtsfoltern) genannt, weil man sich hauptsächlich das Gesicht an ihnen verletzt. Von den Schützengräben selbst wird die äußerste Linie „drawing-room“ (Empfangsraum) genannt, weil die dort befindlichen Truppen das feindliche Feuer auf sich ziehen (draw). Die innere Linie wird mit „reception-room“ (Empfangsraum) bezeichnet, weil hier die feindlichen Sturmwellen empfangen werden. Die Begräbnisstätte der Gefallenen hinter den Gräben heißt „dormitory“ (Schlafsaal).

Nähert sich eine deutsche „Taube“ den britischen Linien, so wird gesagt „Here comes a stormy petrol“, ein Wortwitz, denn das Wort petrol = petroleum erinnert an petrel Sturmvogel. Unter petrol ist Benzin zu verstehen. „The war is a petrol war“, schreibt ein „Private“. Ebenfalls ein Wortwitz ist die Bezeichnung „The imaginary ration“ (die eingebildete Ration) für „The emergency ration“ (bei uns die eiserne Ration), wie auch die Bezeichnung des Generals von Kluck „Old One o'Clock“ oder auch „Old Von o'Clock“.

Die französischen Streichhölzer haben den Namen „Asquiths“ erhalten, die Alliierten selbst „Parley-voos“, für England findet sich der mysteriöse, vielleicht dem Hindustanischen entlehnte Name „Blitey“, der kommandierende Offizier heißt „Cove“ (Kerl), der Trommler „Knocker“ (Türklöppel), wie sie an den Haustüren in England noch heute üblich sind. Von einem Erkrankten oder Verwundeten sagt man „working his ticket“ (er löst sich eine Fahrkarte), weil er ins Lazarett transportiert wird.

Die Royal Munster Fusiliers tragen den schönen Beinamen „The Dirty Shirts“ (die Schmutzhemden) und die Lincolns „Daddy's Old Corps“ (Papachens altes Korps).

Der Engländer ist stolz auf seinen „sporting spirit“, und wer das Leben in England kennt, wird es gar nicht weiter verwunderlich finden, daß der englische „soldier“ den Krieg als eine wenn auch blutige Fußballpartie auf dem Kontinent ansieht. Britische Soldaten sind bei Mons mit Fußbällen am Tornister ins Gefecht gegangen, und in englischen Zeitschriften werden zahlreiche Bilder veröffentlicht, die einbeinige, einarmige und noch andersartig verkrüppelte kriegsverwundete Tommys zeigen, die trotz Krücken und Verbänden — football spielen!

So ist denn auch die Sprache des britischen Soldaten mit vielen dem Sportleben entlehnten terminis technicis gespickt, die nunmehr auf die kriegerischen Aktionen sinngemäß übertragen werden, und es gibt nur sehr wenige englische Feld- und Schiffspostbriefe, in denen nicht ein derartiger sportlicher Fachausdruck vorkommt. Dies verleiht der englischen Soldatensprache zwar

eine gewisse Einheitlichkeit, die der der deutschen Soldaten fehlt, aber auch eine noch größere Einförmigkeit. Diese stereotypen unveränderlichen Fachausdrücke stehen der Prägung neuer origineller Ausdrücke hindernd im Wege. Die viel reichere Phantasie der deutschen Soldaten dagegen wird nicht durch derartige Hemmschuhe an der Schöpfung immer neuer und allen Lebensgebieten entnommener Wortgebilde gehindert.

Einige dieser Sportausdrücke seien hier zum Verständnis des Gesagten angeführt. Beim Sturmangriff rufen die Royal Highlanders: „On the ball, Highlanders!“ und „Mark your men!“ Ebenfalls dem Fußballspiel entlehnt sind die Wendungen „playing off side“, womit ein Spieler, der bei dem Gedränge um den Ball an der falschen Seite stand, und nunmehr ein Spion bezeichnet wird, während von Gefangenen „ordered off the field“, das ist einer, der aus dem Felde gehen muß, gesagt wird. Von einer Seeschlacht schreibt ein Matrose: „We kicked off last Friday about six in the morning, and we won S-nil. Not bad, considering, we are playing ‚away‘. Their goalkeepers could not hold us, we were so hot.“ Also die charakteristische Schilderung eines Fußballspiels mit den Fachausdrücken kicked off, anspielen, playing away, verspielen, goalkeepers, Torwächter. Nur sind hier zwei Geschwader die Parteien.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der „active-service-slang“ infolge der Berührung der englischen Soldaten mit fremden Völkern auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen sehr häufig ein Gemisch von indischen, holländischen, französischen und deutschen Sprachbrocken darstellt. So brachten die „Times“ seinerzeit ein kurzes Gespräch zweier Tommys in einem französischen Café nahe der Front, das dem Uneingeweihten völlig unverständlich ist. Man liest dort die dem Französischen entlehnten Wörter: „Another cafy oly, ma sivous-plait“ (= café au lait, mais . . .) oder „Ah wee“ (= ah oui), oder „Pan de burr“ (= Pain de beurre). Der Südafrikanische Krieg hatte bereits ähnliche Erscheinungen gezeitigt und holländische Wörter wie „kopje“ (kleiner Hügel), „commandeer“, „outspan“ und „inspan“ sind völlig in den englischen Sprachgebrauch übergegangen.

Pädagogische Literatur

Max Hildebert Böhm: Der Sinn der humanistischen Bildung. Berlin. Reimer, 1916. 1.50 Mark.

Die Erlebnisse dieses Krieges haben zu einem lebhaften Meinungsaustausch über den Wert der humanistischen Bildung geführt; unter den zahlreichen Erörterungen des Problems nimmt die vorliegende kleine aber konzentrierte Schrift des jungen Deutsch-Balten einen hohen Rang ein. Ihre besondere Bedeutung liegt darin, daß sie auf Grund einer bestimmten philosophischen Weltanschauung, deren Umrisse überall durch die Einzelausführungen hindurch sich abzeichnen, zu einer Klärung des Wesens und damit zu einer grundsätzlichen Würdigung der humanistischen Bildung gelangt. Ausgangspunkt des Verfassers ist der von der modernen Kulturphilosophie immer deutlicher herausgearbeitete Wesensunterschied zwischen Kultur und Zivilisation. „Die Zivilisation ist der Triumph des herrischen Verstandes über die dumpfen Gewalten der Natur, sie erstrebt größte Macht bei geringstem Kraftaufwand", sie hat die Welt zu einer „Riesenorganisation von Dienenden" umgestaltet, in der das Individuum ausschließlich nach seiner „Leistung" geschätzt wird. Der Verfasser sieht, daß wir unserer hervorragenden zivilisatorischen Tüchtigkeit unseren Sieg in diesem Kriege verdanken, er würdigt in schönen Worten, was an Größe, Kraft und Entsagung in diesen Ideen der Zivilisation liegt; aber um so deutlicher spricht er es immer wieder aus, daß Zivilisation nicht Kultur ist, Tüchtigkeit nicht Bildung. „Kultur entspringt dem Willen zur Ewigkeit, Zivilisation dient dem Zeitlichen. Kultur ist schöpferische Gestaltung, in der der Mensch sich über seine zeitliche Begrenzung hinaushebt". Die Kultur wird objektiv im selbstgenugsamen „Werk". Bildung aber ist nicht „jede nutzhafte Kenntnis, jede Fähigkeit und Fertigkeit", Bildung ist der aufgeschlossene Sinn für Kultur, der subjektive Sinn für den objektiven Geist. Je schärfer das Leben heute vom reifen Mannesalter die Einseitigkeit beruflicher Hingabe verlangt —, und in den Jahrzehnten nach dem Kriege noch mehr als bisher verlangen wird — desto entschiedener will der Verfasser nun gerade der Jugend die zweckfreie Hingabe an die Welt des Geistes ermöglichen. Er glaubt mit dieser Forderung auf die Zustimmung selbst eines Teils der „Leistungsmenschen" rechnen zu dürfen, nämlich „derjenigen unter ihnen, denen ein gütiger Gott in der Öde ihres an die spezialisierte Arbeit verkauften Daseins doch den schwermütigen Blick für die Tragik ihrer Existenz erhalten hat"; für die Zukunft hofft er auf die Entstehung einer deutschen gebildeten oder, wie er auch sagt, humanistischen Gesellschaft, in der die Aristokratie der Bildung sich mit der bürgerlich-staatlichen Aristokratie durchdringt und verschmilzt.

Wie wird aber die Kultur zur Bildung? „Die Kultur legt sich auseinander in eine Welt von Werken, von Dichtungen, Statuen, Bildern, Kompositionen, von moralischen, philosophischen, wissenschaftlichen Ideen und Symbolen, die alle ihren Ursprung in schöpferischen Personen nehmen". Die übrigen Menschen, die „empfängerischen", können solche Werke zwar nicht schaffen, aber doch „verstehen", und dieses Verstehen ist der Kern der Bildung. Es ist nichts lediglich Passives, sondern erfordert eine formende Aktivität eigener Art. Es gibt aber auch eine Kunst der Vermittlung zwischen schöpferischen und empfängerischen Menschen, eine Kunst, in dem andern die aktiven Bildungsfunktionen zu erwecken, der Verfasser

nennt sie Psychagogie; eine wichtige Spezialität derselben ist die Pädagogie, deren intimste Schwierigkeiten feinsinnig aufgezeigt und, wenn auch nicht gelöst, doch in die allgemeinen Schwierigkeiten der Psychagogie aufgelöst werden. In der Bildung findet der Mensch sich hin zu seinem eigenen Sein und Wesen, in ihr tritt er aber auch in Gemeinschaft mit den schöpferischen und mit anderen empfängerischen Menschen: „Die Bildung konstituiert die Menschheit als eine Gemeinschaft im Geist verbundener Individuen". Als Sache des Menschen und der Menschheit ist die Bildung ihrem Wesen nach humanistisch.

Es ist klar, daß Bildung in diesem Sinne im Unendlichen liegt; soll in der empirischen Welt etwas davon verwirklicht werden, so muß eine Auswahl getroffen werden. Das wichtigste Prinzip, nach dem sowohl die Werke der schöpferischen wie die Bedürfnisse der empfängerischen Menschen sich gruppieren, ist für den Verfasser das nationale. Die nationale Sonderart „bedeutet einen gemeinsamen Verständnisgrund für eine ganze Fülle personaler Individualitäten und ihrer Werke". Die Gemeinschaft im Geiste konstituiert sich in der „nationalen Bildungsgemeinde". So reduziert sich das an sich unlösbare Problem der Bildung auf eine konkrete und lösbare Frage, nämlich die: Welche nationalen Individualitäten sind für eine bestimmte nationale Individualität — in unserem Fall für die deutsche — von besonderem Bildungswert? Es versteht sich von selbst, daß bei einem Kulturvolk dies in erster Linie die eigene Art ist. „Das nationale Selbstverstehen ist das Zentrum unseres Bildungszieles". Aber die eigene Art bedarf der anderen, sowohl zur Vertiefung wie zur Ergänzung: „Wir müssen unsere kulturellen Ahnen kennen: die Antike; unsere kulturellen Brüder: die anderen christlichen Völker der neuen Zeit". Es sind das dieselben Nationalitäten, die auch tatsächlich die Entwicklung unseres eigenen Geistes beeinflußt haben, am stärksten und gerade an hervorragenden Punkten unserer geistigen Entwicklung hat der Geist des Altertums „an unser Innerstes gerührt". Er soll dies auch gerade heute wieder tun. Das deutsche Volk hat aus seiner geistig größten Zeit die hellenische Aufgabe der Geistesveredlung übernommen, es hat im neunzehnten Jahrhundert unter preußischer Führung die römische entschlossene Gewaltsamkeit des Machtgedankens sich angeeignet und seine weltgeschichtliche Zukunftsaufgabe liegt in der Synthese des römischen und griechischen Erbes. Ohne in der Art des älteren Humanismus die Antike zu verabsolutieren, beweist der Verfasser so in geistreicher Weise ihren unvergleichlichen, durch keine Kenntnis moderner Kulturen zu ersetzenden Bildungswert, und mit berechtigter Berufung auf Humboldt nennt er nun sein Bildungsideal eines „national zentrierten Universalismus" humanistisch.

Die Stätte, wo diese Bildung gepflanzt werden soll, ist die Schule. Bildung ist zwar nicht der einzige Zweck der Erziehung, nicht einmal die einzige Aufgabe der Schule, aber doch deren Hauptaufgabe; die Schule ist ihrem Wesen nach Bildungsanstalt. Unter den bestehenden Schulen kommt das Gymnasium nach Ansicht des Verfassers diesem Ideal am nächsten. Freilich fordert die Erweiterung und Vertiefung des Begriffs „humanistisch" auch von der humanistischen Schule allerlei Änderungen im empirischen Bestand auf Grund des klarer erkannten Wesens. Vor allem tritt die Kenntnis des deutschen Geistes beherrschend in den Mittelpunkt der Unterrichtsziele. Die Selbsterkenntnis unseres nationalen Ich auf vornehmlich historisch-philologischer Grundlage, doch mit Berücksichtigung

auch anderer Werke des deutschen Geistes, z. B. in Musik und bildender Kunst, womöglich eine Einführung in die ganze deutsche Geistesgeschichte — das ist der feste Mittelpunkt, um den sich alles andere gruppieren muß. In den modernen Sprachen, besonders dem Französischen, können die Anforderungen ermäßigt werden, da zum Studium der wichtigsten Werke französischer und englischer Kultur eine elementare Kenntnis der Sprache ausreicht. Aber auch innerhalb der Antike ergeben sich Wert- und Stoffverschiebungen. Der Schwerpunkt wird entschlossen auf das Altertum als Bildungsgehalt gelegt, damit innerhalb des Altertums vom Latein auf das Griechische. Der griechische Kulturunterricht, vom mythischen zum historischen sich wendend, ist Grundlage des ganzen antiken Unterrichts; innerhalb des Lateinischen schieben sich die historischen, dem echt römischen Staatsbewußtsein näher stehenden Werke vor die „akademische Advokatenrhetorik" des Cicero und die „reizvolle Dekadenzerscheinung" der spätantiken Großstadtpoesie des Ovid und Horaz. Der Sprachunterricht, dessen selbständige Bedeutung der Verfasser nicht verkennt, wird doch wesentlich in den Dienst des literarischen Verständnisses gestellt, daher weitgehender Gebrauch der Übersetzung verlangt, andererseits wird die Fähigkeit aus dem Deutschen in die fremde Sprache zu übersetzen unter dem neuen Lehrziel als „ein reizvoller Umweg" bezeichnet, „den wir uns leider nicht mehr leisten können.

Über die praktischen Forderungen des Verfassers werden die Praktiker verschieden urteilen, aber der wahre und bleibende Wert seiner Schrift bleibt auch von einer Ablehnung seiner Vorschläge unberührt. Er liegt in der außerordentlichen Fähigkeit des Verfassers, die Fülle des Empirischen mit allgemeinen und doch konkreten Begriffen zu beherrschen und die Forderungen für das Künftige aus einer tieferen Klärung des Wesens des Gegebenen abzuleiten. Die Schrift ist sehr gedrängt geschrieben; von ihrem reichen Inhalt konnten hier nur die Grundgedanken, von der Fülle geistvoller Bemerkungen, die bald blendend, bald erleuchtend wie elektrische Funken aus dem hochgespannten Strom der Gedankenentwicklung sich ablösen, nur wenige Proben wiedergegeben werden. Eine Kritik des Ganzen kann, da sie auf einer eingehenden Zergliederung der philosophischen Grundbegriffe des Verfassers sich aufbauen müßte, im Rahmen einer kurzen Besprechung nicht gegeben werden. Die vorstehende kleine Skizze hat ihren Zweck erreicht, wenn sie möglichst viele Leser und besonders möglichst viele Lehrer veranlaßt, die Schrift selbst zu studieren, die in der schneidigen und glänzenden Art ihrer Beweisführung oft zur Zustimmung, manchmal zum Widerspruch, immer aber zum Denken zwingt. Professor Dr. Hartmann

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6990.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Das polniſche Problem

Von Georg Cleinow

Wer es zu unternehmen wagt, ein Problem löſen zu wollen, bedarf, möge er ein Mann der Geiſteswiſſenſchaften ſein, oder ein Staatsmann, Publiziſt oder Naturforſcher, vor allen Dingen des Mutes zur Wahrheit. Denn nicht nach den guten oder böſen Abſichten eines noch ſo ſtarken Willens können Probleme gelöſt werden, ſondern nach der Tendenz der ihnen innewohnenden treibenden Kräfte. Daher iſt Vorausſetzung jeder Löſung die Auflöſung, die Analyſe. Erſt wenn alle in einem Problem wirkender Kräfte erkannt, in ihrem Werte zueinander richtig abgeſchätzt und in ihren möglichen Wirkungen voll eingeſetzt ſind, dann kann damit gerechnet werden, daß eine Löſung gefunden wird, die den wirklichen Kräfteverhältniſſen entſpricht. Dazu gehört Mut, leidenſchaftsloſer, kühler Mut! Mag es ſich um wiſſenſchaftliche, oder ſoziale oder wirtſchaftliche handeln! erſt recht, wenn es um politiſche geht, in denen reine Geiſteswiſſenſchaft, Wirtſchaft, Pſychologie, Statiſtik, mit einem Worte alles Menſchliche in eins zuſammenfließen! Der Lenker eines Staates müßte der mutigſte Mann ſeines Volkes ſein, ſeine Diplomaten Wahrheitsſucher von der Unerſchütterlichkeit der Apoſtel. Was ſie, die Politiker, von den wiſſenſchaftlichen Forſchern allein unterſcheiden ſollte, iſt der Gebrauch, den ſie von den erkannten Wahrheiten machen. Aber niemals dürfen ſie die Unwahrheit ſagen, oder ſie verdienten die Bezeichnung Staatsmann überhaupt nicht. Meiſt werden ſie über das Ergebnis ihrer Forſchungen ſchweigen müſſen, wo der Wiſſenſchaftler z. B. der Naturforſcher im Gegenteil um der Menſchheit willen gezwungen iſt, ſeine Wahrheiten laut und aller Welt zu verkünden. Eine vermittelnde Stellung nimmt der verantwortungsfreudige Publiziſt ein, der, ſelbſt wiſſenſchaftlicher Forſcher auf hiſtoriſch-politiſchem Gebiet ſein muß und meiſt gezwungen wird, Kritiker der leitenden Männer im Staate zu ſein. Nicht alle ſeine Forſchungsergebniſſe oder zufälligen Entdeckungen darf er der Öffentlichkeit

unterbreiten, was seine Beweisführung ungeheuer erschwert, aber er darf — nein, er muß im Einzelfalle mehr sagen wie der Staatsmann, und alleiniger Maßstab für die Preisgabe seines Wissens darf ihm sein durch verantwortungsbewußtes Studium geschärftes Gewissen sein.

Trete ich im folgenden an eine Darlegung des polnischen Problems heran, so wünsche ich keiner einzelnen Partei, keinem einzelnen Staatsmann, keiner einzelnen Fürstlichkeit oder gar einer fürstlichen Hausmacht zu dienen, sondern ausschließlich der Gesamtheit des deutschen Vaterlandes. Sie ist ein Gebot der Stunde. Die Beziehungen zwischen Polen und Deutschen sollen sich von Grund aus ändern. Die Polen sollen, dank dem Siegerwillen der verbündeten Mittelmächte, wieder eintreten in die Reihe der selbständigen Nationalitäten. Das ist ein Augenblick von höchster historischer und ethischer Bedeutung, verklärt durch die Möglichkeit, zurückliegende Tatsachen und deren politische Folgeerscheinungen in das grelle Licht sachlicher Kritik zu stellen und ihnen dadurch jeden Stachel für die Zukunft zu nehmen. Das ist wenigstens der Zweck meiner Ausführungen. Die Polenfrage ist zu einem der ernstesten Probleme der deutschen Politik geworden, nicht weil die Polen eine besonders „verwerfliche" Nation darstellten, oder gar, weil zwischen Polen und Deutschen ein besonders tiefer Haß bestünde, sondern weil es, um mit dem großen Friedrich zu sprechen, das Los der menschlichen Dinge ist, daß kleine Interessen über die großen Angelegenheiten entscheiden. Die tausendfältigen kleinen Interessen von Fürsten, Händlern und Demagogen sind es, die es verhindert haben, daß die Hauptrichtlinien des polnischen Problems, nämlich die seit anderthalb Jahrhunderten unbedingt vorhandene Aufwärtsbewegung des polnischen Volkes und die seit einem Jahrhundert bemerkbare Tendenz zum Zusammenschluß der Völker Mitteleuropas immer wieder in den Hintergrund treten mußten in ihrer Bedeutung als Fragen der Realpolitik.

Die Polenfrage ist vielleicht das schicksalschwerste Problem dieses Krieges, weil es uns, falsch angefaßt, um alle nationalen und wirtschaftlichen Erfolge bringen kann, die das Volk durch die herrlichen Taten seiner Armee und den Opfersinn und die Ausdauer der Daheimgebliebenen errungen hat. Eine falsche Einstellung der Polenfrage bedroht nicht weniger den sozialen Aufbau des deutschen Volkes, wie die Landesgrenzen der preußischen Monarchie, gefährdet Habsburg, nicht minder, wie die uns verbündeten Balkanstaaten und der Mittelmächte Weltstellung überhaupt, — bedroht die deutsche Nationalität in gleichem Maße, wie die polnische, würde auch alle die berechtigten und hochfliegenden Hoffnungen der Polen zerstören, die sie an die feierliche Autonomie-Erklärung durch die verbündeten Kaisermächte knüpfen können! Darum ist sie aber auch nicht durch Traktate und Verträge zu lösen, darum darf ihre Lösung nicht erwartet werden durch Maßnahmen, die an vorübergehende Erscheinungen, wie sie im Kriege erstehen, anknüpfen, sondern in erster Linie durch den guten Willen und rückhaltlose Ehrlichkeit im Verhalten der neu verbundenen Völker und ihrer Regierungen zueinander. In der Polenfrage treffen alle Stärkepole Ost

europas zusammen wie im achtzehnten Jahrhundert und erzeugen daselbst Spannungen von einer Höhe, daß ihre Entladung alle durch den Krieg angebahnten Beziehungen in nichts zerspringen lassen könnten. Dessen seien sich Polen, Deutsche, Österreicher und Ungarn ständig bewußt!

* * *

Das polnische Problem zeigt dem Forscher durchaus verschiedene Gesichte, je nachdem man es im Sinne dieses Krieges lediglich in der veränderlichen Gestalt als Konsequenz des Zusammenbruchs der deutsch-russischen Freundschaft betrachtet oder ob man es als eine Kulturfrage im Zusammenhang mit unseren weltwirtschaftlichen und den damit so eng verbundenen mitteleuropäischen Idealen ansieht. Geht man vom Kriege aus, so bedeutet das polnische Problem zunächst kaum mehr, als eine Teilfrage der militärischen Aufgaben, die in der Niederwerfung Rußlands gipfeln. Mit anderen Worten: es wird Polen lediglich als eine russische Provinz betrachtet, als ein Territorium, das man dem Gegner abnimmt, sei es, um lediglich zeitweilige strategische Erfolge zu erzielen, sei es um ihn politisch dauernd zu schwächen, vielleicht nur ein Faustpfand, das man ihm zurückgibt, wenn das größere, über den russischen Kriegsschauplatz hinausgehende Kriegsziel erreicht ist. Von dieser Seite aus gesehen, erscheint das Problem somit verhältnismäßig wenig verwickelt. Aber über dieses Stadium sollte die Polenfrage durch die Autonomie-Erklärung und den wirtschaftlichen Anschluß des Gebietes an Deutschland hinaus sein. Nach Lage der Dinge können die Polen nicht mehr ohne weiteres als Objekt der Politik der siegreichen Verbündeten behandelt werden. Ihre Eigenheiten, politischen Wünsche und Hoffnungen und nicht zuletzt der Stand ihres politischen Denkens bei und kurz nach Ausbruch der Weltkatastrophe spielen eine große Rolle und heischen Beachtung. Von dieser anderen, historisch tief durchwirkten Seite aus müssen wir im folgenden an das Problem herantreten.

Die Teilung Polens, die so häufig sentimental ein Unrecht am polnischen Volke genannt wird, ist die Konsequenz des Aufprallens aufstrebender Kräfte auf niedergehende. Als Polen nach fast zwei Jahrhunderten Großmachtstellung abzuwirtschaften begann, als die führenden Schichten des polnischen Volkes demoralisierten und der polnische Staat innerlich zerfiel, das Papsttum aber, das doch durch Niederwerfung der Reformation in Polen einen tiefeinschneidenden Einfluß auf die Gestaltung der polnischen Kultur genommen hatte, politisch nicht mehr imstande war, die infolge der Kirchenspaltung zwischen Byzanz und Moskau für Polen heranrückende Gefahr zurückzuwerfen, da wollte es das Geschick, oder historisches Walten, wie man es nennen will, daß an zwei entgegengesetzten Grenzen dieses Staates, auf dem märkischen Sandboden und in den rauhen Gegenden an der Moskwa junge Staaten, mit ehrgeizigen, weitblickenden Herrschern die Festigung ihres Daseins durch Entwicklung von Handel und Gewerbe und Sicherung der Grenzen mit starkem Wollen und Können erstrebten. Die moskowitischen Fürsten der Romanow-Dynastie, die sich nach langen Kämpfen

die Hegemonie über die anderen russischen Teilfürsten erworben hatten, mußten, um ihren Staat lebensfähig nach innen und außen zu erhalten, Verbindungen mit dem Westen anstreben. Der lag ihnen näher als die Kulturgebiete Chinas, und alte Handelsstraßen führten zu ihm über die heutigen Ostseeprovinzen durch Litauen und Rotrußland und Polen. Im Osten war jeder Vorstoß damals ein Stoß ins Leere. Die Kraft der Moskowiter reichte nicht hin, um im Osten bis an die gesicherten Marken des nächsten kultivierten Staates zu gelangen. Die Vorstöße kühner Kosakenführer führten bis in die Steppen Westsibiriens, nicht weiter. Im Westen war es anders. Da ergaben sich solche Grenzen vor den Toren. Polens Grenzen waren wohl sichtbar genug, um den jugendkräftigen Nachbarn zu reizen, doch keine Bollwerke gegen energisches Drängen. Porös gaben sie zunächst dem Druck nach und gestatteten russischen Einflüssen Eintritt in die polnischen Lande. Die nationale Rückständigkeit und der wirtschaftliche Egoismus des polnischen Adels, wurden dann bald auch Kanäle, auf denen der russische politische Einfluß über die Ukraina und später durch Litauen sich tief nach Polen hinein einfraß, schließlich so weit, daß der Nachbar im Westen, der Kurfürst von Brandenburg und König von Preußen, diese Einflüsse politisch zu empfinden begann und somit beunruhigt werden mußte. Polens staatliche Selbständigkeit war tatsächlich nur eine scheinbare, eine formale; es regierten die Agenten Katharinas der Zweiten von Rußland. Das Bedürfnis seine Grenzen im Osten abzurunden, wirkte auf Friedrich den Großen in der gleichen Richtung. In dem heimlichen preußisch-russischen Kampf um Polen, der sich aus diesen Verhältnissen entwickelte, ergriff Maria Theresia für die Polen Partei durch Unterstützung der polnischen Konföderierten, die gegen Rußland Stellung nahmen, und war schließlich bereit in Polen einzurücken, wenn nicht Josef der Zweite dies unter dem Einfluß Friedrichs des Großen vereitelt hätte. Gleichzeitig waren Frankreichs und der Türkei Interessen derart, daß beide Reiche ihren Vorteil darin sahen, Polen zu unterstützen, eine Verbindung, die im neunzehnten Jahrhundert Adam Mickiewicz' politische Auffassungen stark bestimmte und heute auf das Denken der Polen von nicht unbeträchtlichem Einfluß ist. Friedrich sah den günstigsten Ausweg aus den polnischen Wirren für Preußen in der Teilung Polens, mochte aber öffentlich den ersten Schritt dazu nicht tun, sondern überließ dies Josef dem Zweiten, der 1769 die Teilungen einleitete durch Besetzung des Zipps mit Saatz und Neumarks.

Somit war im Grunde das polnische Problem im achtzehnten Jahrhundert eine russisch-preußische Angelegenheit, belastet durch den geringeren oder größeren Widerstand, den das hinsiechende polnische Staatswesen, gestützt von Österreich, Frankreich und der Türkei den Expansionsbestrebungen Rußlands entgegenstellte.

* * *

Die historischen Voraussetzungen, unter denen polnische Landesteile im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts an die einzelnen Teilungsmächte gekommen sind, bilden dann das Fleisch um den eben gekennzeichneten Kern des polnischen Problems. Von hier aus haben sich die Kräfte entwickelt, die das polnische Volk durch die Stürme von anderthalb Jahrhundert lebendig erhalten konnten. Dies Zusammenwirken hat naturgemäß die Polenpolitik der einzelnen Staaten empfindlich beeinflußt. Für Hohenzollern blieb hinter der Polenfrage auch in den Zeiten der wärmsten Freundschaft zum russischen Zarenhause stets die Gefahr des russischen Ausdehnungsdranges bestehen —, im neunzehnten Jahrhundert verstärkt durch den Anteil, den Frankreich an den polnischen Dingen nahm, und zuletzt auf das brennendste nahe gerückt durch Rußlands Verständigung mit England. Die Polen schlossen sich mit ihren Sympathieen der russisch-französisch-englischen Verständigung an. War aber schon das alte staatliche Polen nicht befähigt das Volk der Polen zu einem Bollwerk gegen Rußland im eigenen staatlichen Interesse zu bilden, so war Preußen zur Sicherung seiner Grenzen gezwungen, das polnische Volk über den polnischen Staat hinweg dazu wenigstens für sich selbst zu machen, solange es Zeit war! Die sich daraus mit Naturnotwendigkeit ergebenden Gegensätze im deutsch-polnischen Verkehr mußten dann um so schärfer hervortreten, je mehr die Polen zu einem gewissen Kraftbewußtsein erwachten, und ihre Sympathien sich immer mehr teils dem französischen Kulturkreise, teils dem russischen verbanden, woher ihnen allein Hilfe gegen Germanisierung, die nun als die nächste Gefahr empfunden wurde, erstehen konnte. Preußen wurde, obwohl der jüngste und kleinste der Teilungsstaaten, allmählich der Hauptfeind. Österreich war von vornherein der schützende Staat, selbst weniger bedroht von Rußland wie Preußen damals, wenn auch nur ein schwaches Polen vor seinen Grenzen bestehen blieb und darum weniger besorgt um sein eigenes Wohl. Die Polen sind aus diesem Zusammenhange ferner den Habsburgern zu um so größerem Dank verpflichtet, als die österreichische Polenpolitik von 1866 ab die preußische Eindeutschungspolitik in ihren für das polnische Volkstum unwillkommenen Folgen recht gründlich aufhob, die willkommenen aber um so kräftiger sich entwickeln half.

Nun ist der Begriff Dankbarkeit im Leben der Völker höchst wandelbar, jedenfalls kein politisches Argument. Der Nutzen ist ausschlaggebend. Es erregt daher kaum Verwundern, daß in einem bestimmten Zeitpunkt nicht Österreich in erster Linie die Früchte seiner Polenpolitik erntet, sondern Rußland, — das nunmehr mit Frankreich und England gegen Deutschland verbündete Rußland.

Österreich behielt dennoch im Zusammenhang mit den Autonomiebestrebungen verschiedener seiner slawischen Völkerschaften seine besondere Bedeutung für die Entwicklung des Gesamtproblems. Es bildete für die Polen die Brücke zum römisch-germanischen Kulturkreise, der sich im mitteleuropäischen Wirtschaftsbunde eine neue politische Ausdrucksform schafft. Aber es blieb doch bis in die jüngste Zeit eine heikle Frage, ob denn die Polen nicht schon ein zu schweres russisches

Kulturgepäck mit sich schleppten, um diese Brücke als sicher zu betreten und: mehr wie unsere Geschichte ist die polnische voll von Beweisen für die Richtigkeit des vorher herangezogenen Wortes Friedrichs des Großen!

Ebenso wichtig wie das österreichische Interesse an Polen, wurde im Laufe des vergangenen Jahrhunderts für die innere Entwicklung der Polenfrage die Tatsache, daß die Teilungen Polens erst in dem Augenblick ihren Abschluß erhielten, als bereits nennenswerte Teile der polnischen Gesellschaft die Gefahr der Lage erkannt und sich ermannt hatten, Mittel zum Wiederaufbau des zerfallenden Reiches ausfindig zu machen. Als die dritte Teilung ausgesprochen wurde, befand sich das polnische Volk tatsächlich nicht mehr auf dem Wege des Niederganges, und als der Wiener Kongreß die Teilungen besiegelte, gab es schon deutliche Ansätze staatlicher Kristallisation. Jene Männer, die am 3. Mai 1791 die Konstitution zuwege brachten, sind die Väter des erstehenden künftigen polnischen Staates. Sie haben die Keime gesteckt, die alles Ungemach überdauerten, das seither von der Konföderation zu Targowica bis auf unsere Tage über das polnische Volk hingebraust ist. Rückschauend muten die Aufstände von 1830, 1831, 1863 nur noch an wie Fieberschauer, die den kranken Leib erschütterten, aber auch wie Reinigungskrisen, durch die die schlechten Säfte aus dem Volkskörper hinausbefördert wurden. Von 1864 an kaum merklich, von den 1880er Jahren ab immer deutlicher wachsen der Polen nationale Kräfte zu einer heute beachtenswerten Macht, wunderbar in ihren Organen, die eine schier unbegrenzte Fähigkeit besitzen, aus allen Verhältnissen nur gerade das herauszuziehen, was dem Volke als Ganzem zur Kräftigung gereicht.

Dies ist in großen Zügen der Rahmen, in dem sich die Polenfrage auch weiterhin entwickeln muß. Die vergangenen hundertfünfzig Jahre haben naturgemäß um und an die hier bloßgelegten Hauptrichtlinien vielerlei historisches, soziales und nationales und internationales Gerank gebracht, das sie, teils von kundiger Hand geschlungen, kunstvoll verschleiert, teils planlos überwuchert. Wenn heute von der einen Seite die Judenfrage, von der andern die ukrainische, litauische, weißrussische, evangelische oder deutsche Frage als gleichberechtigt in den Vordergrund gerückt werden, so gilt es sich davor zu hüten, den Propagandisten auf diese Sonder- und Nebengebiete zu folgen. Jede Abweichung von den Hauptlinien verwirrt nur das Ganze und erschwert die Lösung des Hauptproblems, das zunächst eine Frage der Sicherheit Deutschlands und Österreichs gegen den Machthunger des russischen Weltstaatgedankens, im weiteren Verlauf ein Teilproblem der mitteleuropäischen Bundesfrage ist. In diesem weltpolitischen Zusammenhange begegnen sich auch die Interessen der Polen mit den unsrigen, denn ihnen droht von Rußland her die Auflösung im russischen Meer.

* * *

Die durch die Teilungen bedingte Tatsache, daß die Staatenentwicklung in Europa seit dem achtzehnten Jahrhundert ohne die Mitwirkung eines polnischen Staatswesens und unbeeinflußt durch die Bedürfnisse eines solchen vor sich gegangen ist, hat für die sich dem Zustande der Passivität energisch widersetzenden Polen zur Folge gehabt, daß sie, in dem Bestreben sich realpolitische Freundschaften zu gewinnen, eine Unmenge von Einflüssen auf sich wirken lassen mußten, die sich, kraft ihrer Weltzusammenhänge stärker als die spezifisch polnischen Ideale immer wieder als Selbstzweck durchzusetzen vermochten und schließlich das nationale Empfinden der Polen völlig aufzulösen oder doch in Bahnen zu lenken drohten, die den ursprünglichen Empfindungen und Wünschen der Führer der polnischen Nation entschieden zuwider laufen mußten. Aus solchen zeitweiligen Einflüssen sind im Laufe der Jahrzehnte politische Richtungen und schließlich Parteiprogramme entstanden, die je nach der Größe ihrer Gefolgschaft jedes neu erstehende polnische Staatswesen innerpolitisch mehr oder minder stark belasten oder beleben müssen, je nachdem in welcher Richtung der neue polnische Staatwirtschafts- und kulturpolitischen Anschluß nimmt. Hätten die Russen rechtzeitig ihre Versprechungen einer polnischen Autonomie eingelöst, so hätte das an Rußland angeschlossene Staatswesen alle europäischen Neigungen und Strömungen als unbequem empfinden und seine innere Politik entsprechend einrichten müssen, — nun die polnischen Führer ihr Heil an Deutschlands Seite suchen, wird sich ihre besondere Aufmerksamkeit gegen alle von Rußland her eingewanderten Einflüsse richten.

Der Umfang und Charakter dieser russischen Einflüsse ist im Augenblick nicht recht greifbar, da er naturgemäß hin und her schwankte; jedenfalls wird er um so mehr zurücktreten, je gründlicher die Niederlagen sind, die wir Rußland beibringen und je größer die Vorteile ausfallen, die wir den Polen bei ihrem politischen Anschluß an Mitteleuropa gewähren können. Bei der augenscheinlich starken Neigung der Polen zum Westen, die sich seit Einzug unserer Truppen in Warschau besonders durch die Wirksamkeit der polnischen Universität neu belebte, treten die russophilen Strömungen erheblich zurück in ihrer politischen Bedeutung für den Augenblick. Wir erkennen sie wohl am klarsten durch einen kurzen Überblick über den Entwicklungsgang des polnischen Denkens seit den mißlungenen Aufständen von 1830/31 und 1861/63. Wir erkennen denn auch den großen Anteil, den der Westen auf diesen Entwicklungsgang hat.

Der Aufstand von 1830/31 war der letzte rein nationalen Charakters, — eine unverfälschte polnische Bewegung mit dem Ziel der Wiederaufrichtung eines polnischen Staates auf der Grundlage des Nationalitätsprinzips und starker Hinneigung an den Westen. Schon der Aufstand von 1863 trägt diese reinen Züge nicht mehr; in ihm schwingen, — ebenso wie bei den Bauernrevolten von 1846 — vom französischen Sozialismus durch Emigranten übertragene Klasseninteressen stark mit. Die Bewegung trägt anarchische Züge. Ihr fehlt ein scharf umrissenes positives Ziel und sie bleibt kaum mehr als eine Auf-

lehnung gegen einen den veränderten Verhältnissen angepaßten Staatsgedanken, den der Marquis Wielopolski herausstellt, wenn er von seinen Landsleuten absolute Loyalität gegen Rußland fordert. Im Laufe der Jahre gewinnt das Loyalitätsprinzip (Trojloyalism) erst in Galizien (1866), dann in Rußland (1880) immer mehr an Boden und scheint geeignet der politisch-geographischen Teilung des ehemaligen Polens auch die der Geister folgen lassen zu können, wenn nicht der Sozialismus der Polen national geworden wäre und damit zusammenhängend zugleich Träger einer Mittelstandsbewegung, die stärker als alles andere die Einigkeit und Gleichheit der Interessen der Polen in allen drei Anteilen vor Augen führte.

Aber die Voraussetzung hierfür war eine tatsächliche innere Abkehr vom Aufstandsgedanken und die Preisgabe aller Hoffnungen auf eine Intervention der Westmächte zu Gunsten der Polen, lediglich um einen polnischen Staat ins Leben zu rufen. Die Polen hatten sich auf sich selbst besonnen und gewannen an innerer Kraft und Zutrauen in die eigenen Kräfte in dem Maße, wie sie für die eigene Nation arbeiteten. Es ist ein schwerwiegender Mangel nicht nur unserer zeitgenössischen Polenpolitik, sondern auch der des großen Altreichskanzlers, daß die Bedeutung der grundsätzlichen Abschwenkung der Polen vom Aufstandsgedanken für die Entwicklung des Gesamtproblems bis auf den heutigen Tag nicht genügend gewürdigt worden ist. Manche in der äußern Politik des Reichs und in der innern Preußens gemachte Fehler sind auf diesen Mangel zurückzuführen. Für die Polen gereichte er zum Segen, denn aus unsern Fehlern wuchsen jene Faktoren empor, die den ständigen Grund und Anreiz für sie ausmachten, sich national zusammenzuschließen und in positiver wirtschaftlicher und kultureller Arbeit das Heil zu suchen, allen Geschehnissen der weltpolitischen Entwicklung aber als aufmerksame Beobachter gegenüber zu stehen. Die Verhältnisse waren ihnen in diesem Belange besonders in Rußland und Preußen günstig, wo durch die Behandlung einerseits der Uniaten und andrerseits Bismarcks Kulturkampfpolitik das nationale Moment mit dem religiösen verquickt wurde und den Nationalisten das Agitationsmittel in die Hand gab, mit dem sie auch an die dem politischen Treiben ferner stehende Masse der bäuerlichen Bevölkerung herankonnten.

Im Kampf um die innere Wiedergeburt, dessen nächstes praktisches Ziel, wie schon gesagt, die Schaffung eines polnischen Mittelstandes in allen drei Teilungsgebieten sein mußte, haben sich die Beziehungen zu Rußland aus mannigfachen Gründen, denen wir im folgenden nachgehen wollen, enger und tiefer gestaltet, so tief, daß viele ernste Polen darin eine Gefahr für die polnische Nationalität zu spüren begannen. Es erwies sich, daß im russischen Anteil den Polen die nationale Arbeit leichter wurde als in Preußen und selbst in Galizien. In Österreich vermochten zwar einzelne Polen zu führenden Staatsstellen aufzusteigen, doch mittelstandsbildend waren die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in dem industrielosen Galizien nicht.

Daneben trug jede Reform nach demokratischem Grundsatze die Gefahr der Stärkung des stürmisch andrängenden Ukrainertums in sich und gefährdete die Polen in nationaler Hinsicht mehr als sie ihnen zu nutzen schien.

* * *

In Preußen erzielten die Polen mit ihrer Mittelstand bildenden Parole zweifellos die größten Erfolge. Dort lagen ihnen die Verhältnisse im Staat besonders günstig. Die vielseitig ausgestalteten Bildungsstätten, die vielfachen Fortschritte in Industrie, Handel, Weltwirtschaft, und ein daraus sich entwickelndes ungemein kompliziertes und verästeltes soziales und wirtschaftliches Leben gab ihnen Bildungsmöglichkeiten, wie bei keiner der andern Teilungsmächte. Aber der preußische Staat gab der fremden Nationalität nicht zugleich die Möglichkeit sich auszuleben. Und das ist wohl der letzte innere Grund, wenn die Beziehungen von Volk zu Volk in Preußen nicht in dem Maße enger geworden sind, wie es die dank preußischer Gesetzgebung erzielten Fortschritte der Polen erwarten lassen konnten. Unser spätes Eintreten in die Weltwirtschaft, unser später Übergang zur Kolonialpolitik zwang die Deutschen hauptsächlich ihr Fortkommen im Innern des Landes zu suchen. Da blieb nur wenig Raum für Angehörige einer andern Nationalität. Nur die Allertüchtigsten von ihr konnten sich in Stellungen aufschwingen, die ihren materiellen Wünschen und ihrem sozialen Ehrgeiz entsprachen. Daraus entwickelten sich weiterhin die Hemmnisse in den Polen selbst immer stärker, die außerhalb des preußischen Staates größere Entwickelungsmöglichkeiten für sich erkannten. Das natürliche Hinausstreben aus der Enge des preußischen Staates, das sie übrigens gemein hatten mit tausenden guten Deutschen, die ins Ausland oder in die Kolonien wanderten, machte es ihnen nicht mehr möglich, in den Berufszweigen Befriedigung zu suchen und zu finden, die zu den sogenannten Herrschenden gehören, was weiterhin in einem circulus vitiosus zur Verstärkung des Mißbehagens gegen den deutsch-preußischen Staat führte. Seit Inangriffnahme unserer Ansiedlungspolitik mit der antipolnischen Begründung konnte sich die Zahl in den Staatsdienst tretender Polen nicht entsprechend der Bevölkerungszunahme vermehren. Die Träger polnischer Namen, die wir in der Armee noch finden, sind meist Nachkommen aus Familien des achtzehnten oder der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Auch in der deutschen Verwaltung und Justizbehörde verringerte sich die Zutrittsmöglichkeit für den polnischen Andrang. Um so mehr traten sie in die freien Berufe, wurden Ärzte, Rechtsanwälte, Agenten, Journalisten, Privatlehrer, mit einem Wort: sie schufen vor allem jene Schicht, die in allen Ländern den Stamm jeder Opposition gegen den Staat bildet und bemächtigten sich der Selbstverwaltung in den Städten der Ostmark.

Gegenüber der gekennzeichneten Enge bei uns, hob sich die Weite Rußlands und die sich darin bietenden Möglichkeiten sozialen und materiellen Aufstiegs den Polen genau so wie vielen Deutschen um so lockender ab. In Rußland

war der Nutzen, die russische Sprache zu erlernen, offenbar. Ihre Kenntnis vermittelte den Zutritt zu den führenden Kreisen und verhalf zu Einfluß und Stellung. Der Kontrast wurde um so größer, je mehr die Polen russisch lernten und die russische Eisenbahnpolitik, die Industrialisierung, die Entwicklung von Handel nach Osten und Süden den Polen die Möglichkeit bot, als überlegene Konkurrenten neben die russischen Anwärter zu treten, während bei uns für jeden Posten hundert Anwärter vorhanden sind und die historische Entwicklung den Zutritt zu den führenden Ämtern im Staat eigentlich nur ganz bestimmten Kreisen offen gehalten hat.

* * *

Die wirtschaftliche Verbindung zwischen Polen und Moskowien hat erst verhältnismäßig spät, jedenfalls nach dem Aufstande von 1863 mit dem Ausbau der Verkehrsmittel und der beginnenden Industrialisierung vorwiegend unter Mitwirkung deutscher Unternehmer in der für den sozialen Aufbau des Volkes wirkungsvollen Weise eingesetzt; die Annäherung und Aussprache zwischen den geistigen Führern begann dagegen schon im achtzehnten Jahrhundert; sie ist ein Ausschnitt aus der Geschichte des Panslawismus. Während aber die wirtschaftliche Verbindung der polnischen Weichselgouvernements mit dem übrigen russischen Staatsgebiet gewaltsam durch tiefgreifende Reformen und streng gehandhabte Verwaltungsvorschriften einseitig als eine Machtäußerung des Zaren durchgeführt wurde, fanden sich die geistigen Führer von hüben und drüben freiwillig zusammen. Auf der einen Seite Agrarreform, Gerichtsreform, Universitätsstatute und Schulverordnungen, mit ihrem mechanischen Druck auf die polnische Nationalität, auf der andern die Namen: Alexander der Erste — Adam Czartoryski — Puschkin — Mickiewicz, Alexander der Zweite — Wjelopolski, Kawelin — Pypin — Spassowicz — Pilz — Karejew — Swiętochowski — Pogodin — Roman Dmowski — Ossuchowski — Suworin — Lednicki und mancher andere — das sind die Marksteine und Wegweiser an der Bahn polnisch-russischen Zusammenhangs, denen, woran erinnert sei, ebensolche polnisch-europäischen Zusammenhangs gegenüberstehen, eben diejenigen, die jetzt die Führung des polnischen Volkes in der Hand haben.

Der polnische Bauer, den Alexander der Zweite befreite, mit Land ausrüstete, und in scharfen Gegensatz zum Grundherrn brachte, ist der eigentliche Träger des russisch-polnischen Zusammenhangs. Seine mangelhafte Bildung zusammen mit der der Bauernbevölkerung eigenen, auf das grob materielle Nächste gerichteten Sinnesart, machte ihn besonders dazu geeignet.

Nach der Bauernbefreiung war es noch möglich, daß die Polen russische Soldaten überfielen und das Auftreten des Marquis Wjelopolski verwarfen und hintertrieben — was das Signal für die russische Regierung wurde, die Reformen in ganz Rußland abzubrechen —, 1905 führte der Kampf gegen den absoluten Beamtenstaat in Rußland die Polen aller sozialen Schichten an die Seite der entsprechenden Kreise der Russen: die Intelligenz ging mit der Intelligenz, die Arbeiter gingen mit den Arbeitern; Gutsbesitzer und Industrielle,

geführt von litauischen Magnaten, beteuerten dem Fürsten Swiatopolk-Mirski ihre Ergebenheit für den Zaren. Die materiell zufriedengestellten Bauern hielten sich still. 1863 überwog noch das trennende, 1907 aber schon das einende Moment! Der Kampf gegen den absolutistischen Beamtenstaat um die Freiheit des Individuums hat aber nicht allein eine theoretische Aussprache und Verständigung der polnischen mit der russischen Nationalität ermöglicht, sondern auch das durchaus praktische Ergebnis gehabt, einen gemeinsamen Feind zu finden, nämlich Deutschland und das Deutschtum auf der einen Seite als den angeblichen Bundesgenossen der Reaktion, auf der andern als den Bedrücker der Polen. Eine Massenhypnose gegen das Deutschtum, wie sie alle Welt beherrschte, die unter den Einfluß Frankreichs und Englands geraten war. 1861/63 war es das Eingreifen Preußens durch die Alvenslebensche Konvention, 1905/07 die durch einen günstigen Handelsvertrag angeblich erkaufte Neutralität Deutschlands gegenüber den innerrussischen Auseinandersetzungen, die dem Deutschtum von Polen und Russen in gleichem Maße zum Vorwurf gemacht werden. Der Herr Reichskanzler hat die damit zusammenhängende Legendenbildung in seiner großen Reichstagrede am 28. September energisch zurückgewiesen. Dennoch ist von diesen Tatsachen bei einer Beurteilung der Stimmung der Polen auszugehen, denn nicht das was wirklich ist, ist maßgebend, sondern das was geglaubt wird! Die Bedeutung der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge wird dadurch in das für die Beurteilung der Lage richtige Verhältnis gebracht. Wir erfahren durch sie Umfang und Tiefe der inneren Hemmungen, die unter der Oberfläche jedem Bemühen, Polen und Mitteleuropa zu verbinden, entgegenarbeiteten und bekommen einen richtigen Begriff von der Kraft, die außerhalb Rußlands heranwuchs und sich nun anschickt, den russischen Bann zu brechen.

Die während der Epoche wirtschaftlicher und administrativer Zentralisation immer schneller wachsende Zahl gleichzeitig, wenn auch unbewußt im Sinne dieser Zentralisation wirkender Männer zeigt, wie das bindende Band zwischen Russen und Polen breiter und fester geworden. Die polnischen Bäche rannen seit Jahrzehnten in immer wachsender Welle ins russische Meer! Kann ihr Lauf aufgehalten oder abgeleitet werden?

Die sozialpolitisch bedeutsamen Tatsachen, die diesem poetischen Bilde Puschkins zugrunde liegen, offenbaren sich in dem Aufblühen zahlreicher polnischer Kolonien im Innern Rußlands.

Zahlenmäßige Angaben, die die Entwicklung der polnischen Kolonien in Rußland richtig wiedergeben, also auch in die neueste Zeit hineinreichen, waren bisher nicht möglich zu erhalten; immerhin geben die polnischen Arbeiten von Czynski und Rasinski, die im Jahre 1897 mit rund 165000 Polen in den reinrussischen Gouvernements rechnen, einige wertvolle Anhaltspunkte.*)

*) Nach Czynski waren im Jahre 1897 in zwölf russischen Gouvernements außerhalb der neun des Westgebiets 165 510 Polen angesessen, nämlich in:

Wer sind diese 165 000 Polen im Innern Rußlands, aus welchen sozialen Schichten setzen sie sich zusammen? Es sind, abgesehen von gelernten Fabrikarbeitern und Handwerkern, vor allen Dingen Kaufleute, Ingenieure, Eisenbahnbeamte, Beamte der Finanzverwaltung, Juristen u. a. m. In St. Petersburg war der Pole Spassowicz durch Jahrzehnte einer der gefeiertsten Juristen und geschätztesten Mitarbeiter des liberalen „Europäischen Boten". Im Senat, dem höchsten russischen Gerichtshofe, sind die Männer deutscher Herkunft, die früher daselbst stark vertreten waren, sämtlich ersetzt durch solche russischer und polnischer Abstammung. Entsprechend war der polnische Einfluß in der russischen Beamtenschaft, aber auch die Abhängigkeit der Polen von Rußland gewachsen.

Die polnischen Kolonien sind geistig gehobene Mittelpunkte des russischen Lebens, so der Hauptstädte wie der Provinz. Eigene polnische Preßorgane, Theater, Schulen, Bibliotheken, Krankenhäuser, Sportvereine u. a. m. geben Zeugnis von dem in ihnen pochenden nationalen Leben.*)

In den polnischen Kolonien gesellschaftlich zu verkehren, ist für die russischen Gebildeten inmitten der sie umgebenden geistigen Öde Erholung und Förderung. Im Gefolge der polnischen Kolonien steht die Entwicklung der katholischen Kirche

Archangelsk . .	823	Kurland	19 462	Petersburg . .	37 811
Astrachan . . .	688	Kursk	1 923	Saratow . . .	1 897
Bessarabien . .	9 138	Moskau	7 424	Smolensk . . .	4 965
Charkow . . .	4 277	Nish.-Nowgorod	1 098	Simbirsk . . .	380
Cherson	18 849	Nowgorod . . .	1 332	Tambow . . .	1 075
Tschernigow . .	3 160	Olonetz	284	Taurien	6 488
Don-Gebiet . .	3 189	Orjol	1 524	Tula	669
Estland	674	Orenburg . . .	1 383	Twer	766
Livland	14 585	Pensa	619	Ufa	816
Jaroslawl . . .	665	Perm	1 668	Wjatka	606
Jekaterinoslaw	11 369	Poltawa . . .	1 414	Wladimir . . .	558
Kaluga	762	Pokrowska . . .	3 640	Wologda . . .	343
Kasan	878	Rjasan	436	Woronez	1 338
Kostroma . . .	365	Samara . . .	1 709		

Außer diesen waren 1897 noch 48 455 Polen als Soldaten in diesen Gouvernements eingezogen. (Edward Czynski unter Mitwirkung von T. Tillinger. Etnograficzno-statystyczny Zarys Liczebnosci i rozsiedlenja ludnosei polskiej. II. Aufl. Warszawa 1909. E. Wende u. Co. S. 103.)

*) Rasinski, der sich die Zusammenstellnng der Vermögen von polnischen Vereinen, Klubs, Aktien- und anderen Gesellschaften zur Aufgabe gemacht hat, macht für das Jahr 1910 folgende Angaben über die im Innern Rußlands vorhandenen Organisationen:

10 067 zusammengeschlossene Personen mit Vermögen von zusammen 4 524 822 Rubel und Bibliotheken von 6790 Bänden. (Faustin Rasinski, Prace statystyczne. Warszawa 1913.) Von dem Vermögen gehörten

2 273 790	Rubel	den Kirchengemeinden	
28 078	„	Bildungsvereinen	mit 3512 Mitgliedern
291 160	„	Schulhilfsvereinen	„ 1132 „
335 524	„	Wohltätigkeitsvereinen	„ 4406 „

(Faustin Rasinski, große Tabelle 4. Hauptspalte.)

auf russischem Boden. Wo vor fünfundzwanzig Jahren noch kein Pole war, erheben sich heute katholische Gotteshäuser mit einem oder mehreren Geistlichen, und je größer die Kolonien werden, um so größer wird die Zahl und damit allen Beschränkungen zum Trotz auch die Macht des katholischen Klerus in Rußland.

Die nach Rußland übersiedelten Polen hängen fest zusammen mit ihrer Heimat an der Weichsel. Wenn ihr Einfluß auch noch nicht stark genug war, um auf die russische allgemeine Staatspolitik und die Polenpolitik im besonderen einwirken zu können, so halfen sie doch im Kleinen: der polnische Eisenbahndirektor schanzte Aufträge den polnischen Firmen im Weichselgebiet zu, der polnische Beamte im Finanzministerium brachte den polnischen Banken und Handelshäusern Kredite und Erleichterungen im Verkehr mit der Reichsbank. In Warschau und Petersburg gibt es eine Anzahl polnischer Rechtsanwälte, die bis zur Einnahme Warschaus durch die Armee des Prinzen Leopold von Bayern von weiter nichts lebten und große Vermögen erwarben als von der Vermittlung solcher „nationaler" Geschäfte. Das war praktische Mittelstandspolitik unter russischer Herrschaft.

Die russische Politik in den Westprovinzen sorgte dafür, daß die polnischen Kolonien im Innern Rußlands sich vermehren, freilich nicht um die Polen voranzubringen, sondern um sie im Weichselgebiete möglichst stark durch Russen zu durchsetzen und sie dann um so sicherer im russischen Meer untergehen zu lassen. So ist die Regierung bestrebt gewesen, überall in Polen und Litauen, wie auch in Wolhynien und Podolien, alle Beamtenstellen durch Moskowiter zu besetzen. Als vor wenigen Jahren die Warschau-Wiener Bahn verstaatlicht wurde, mußten tausende von Beamten ihre Stellungen aufgeben und an Eisenbahnen ins Innere gehen, weil das Gesetz die Verwendung von rechtgläubigen Russen in den bisher von ihnen besetzten Stellen vorschrieb. Es ist richtig, daß die Polen diese Beschränkung peinlich empfanden und daß sie jede sich bietende Gelegenheit nützten, um dagegen aufzubegehren. Aber die deutschen Verhältnisse empfanden sie schwerer, seit die preußische Ansiedlungspolitik polnischen Boden bedrohte, was die russische Methode nicht tut, die im Gegenteil den polnischen Bauer nach durchaus demokratischen Grundsätzen auf Kosten des Großgrundbesitzers begünstigt.

Die Bedeutung der polnischen Kolonien in Rußland, die nach Rasinski*) durch einzelne der größeren Gesellschaften und Vereine in Personalunion mit entsprechenden Organisationen in Warschau verbunden sind, wächst für das polnische Gesamtleben nicht nur mit ihrer Zahl. Die Tatsache ihrer Lebensfähigkeit inmitten des russischen Meeres und der Anerkennung durch die russische gebildete Gesellschaft hat das polnische Selbstgefühl erheblich gesteigert und das Selbstvertrauen der Polen gegenüber dem russischen Stamm wächst um so stärker, je verrannter dieser

*) a. a. O. S. 10.

auf die Ausrottung der Deutschen bedacht ist. Der Einfluß auf die Entwicklung der Stimmungen im Weichselgebiet konnte sich aus diesem Zusammenhange heraus um so mehr durchsetzen, als der russische Staat schwächer geworden und je mehr die Kreise der russischen Intelligenz, die seit fünfzehn Jahren und länger intime direkte Beziehungen zu den Polen in Warschau und in den polnischen Kolonien gepflegt haben, Einfluß auf die Regierung gewannen und sich ihrerseits nach Bundesgenossen umsahen. Waren es früher in erster Linie die Magnaten in Litauen, Weißrußland und in der Ukraina, die mit ihrem Familienanhang Träger der sogenannten russischen Orientierung — später Ugoda — waren, so waren es bei Ausbruch des Krieges von 1914 tausende als Beamte, Ingenieure und Kaufleute aus den breiten Schichten eines neuen Bürgerstandes, die die Verbindung aufrechthielten und verinnerlichten. Aber die Gesamtheit dieser Strömungen hatte doch nur dadurch eine größere national-politische Bedeutung für die Polen, weil sie letzten Endes emporwuchsen aus dem polnischen Bauernstande, den eine zwar nicht moralische aber doch konsequente Politik dem russischen Staate eng durch wirkliche und vermeintliche Wohltaten verpflichtet hat und — weil in einem für die Polen höchstentscheidenden Augenblick, nämlich als Fürst Bülow im Preußischen Landtage das Enteignungsgesetz von 1908 durchdrückte, die russische auswärtige Politik in Bahnen einlenkte, die entschieden von Berlin fortführten. Gelingt es dem neuen polnischen Staate, die Bauern an sich zu fesseln, so könnte der russisch-polnische Zusammenhang, in seiner Wurzel getroffen, auch an politischer Bedeutung einbüßen.

* * *

Die politischen Konsequenzen der geschilderten Entwicklung mußte Österreich-Ungarn am härtesten empfinden, gegen dessen Existenz die russische auswärtige Politik immer unverhohlener gerichtet war. Die weit vorgeschrittene Entwicklung des Parlamentarismus und die große Freiheit, denen sich die einzelnen Nationalitäten in der Habsburgischen Monarchie erfreuen, bildeten die Brücke für den unwillkommenen russischen Einfluß.

Die Niederlagen Rußlands auf den Schlachtfeldern der Mandschurei und die im Anschluß daran in Rußland ausbrechenden Unruhen veranlaßten die russische Regierung den kulturellen Wünschen der nicht orthodoxen Staatsangehörigen, darunter den Polen, verhältnismäßig weitgehende Zugeständnisse zu machen. Die Polen griffen, wie ihre Ergebenheitsadresse an den Nachfolger Plewes im Amt eines Ministers des Innern, Fürsten Swjatopolk-Mirski, vom Spätherbst 1904 beweist, um so lieber nach der dargebotenen Hand, als sie eine Ausschaltung Rußlands aus den europäischen Fragen und damit eine große Stärkung des deutschen Übergewichtes über die slawische Welt glaubten befürchten zu müssen. Sie fanden sich in dieser Beurteilung der Lage mit den Tschechen zusammen, die im Begriff standen, den Einfluß der Deutschen in Böhmen auf ein Nichts herabzudrücken. — Aus der russischen liberalen Gesellschaft, die in scharfer Opposition zur russischen Regierung stehend, zu Re-

formen auf breiter Grundlage drängte, erklangen gleichfalls Stimmen, die es den Polen wünschenswert erscheinen ließen, jede nationale Engherzigkeit zurückzuweisen und sich auf den Boden allslawischer Ideen zu stellen. Es entsteht in Rußland schon 1905, in Galizien 1906 eine Bewegung zugunsten der Schaffung einer slawischen Solidarität, mit der Spitze gegen das Deutschtum. In Petersburg sammelt der Sohn des Begründers der „Nowoje Wremja" um die neu ins Leben gerufene „Russj" die radikaleren Elemente, in Moskau Fürst Eugen Trubetzkoj um den „Moskowski Jeshenedjelnik" die gebildeteren von hüben und drüben. Die konstitutionellen Demokraten, zu denen Miljukow gehört, bewirken Aussprachen auf den geheimen Sjemstwokongressen zu Moskau und in den Sitzungen der Kaiserlichen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, in denen Maxim Kowalewski, Herausgeber des „Wjestnik Jewropy" und späteres Reichsratsmitglied, eine vermittelnde Rolle spielt. Man einigte sich nach Zusammentritt der russischen Volksvertretung auf der Autonomie des Weichselgebiets und Gleichberechtigung der polnischen Sprache mit der russischen in ganz Rußland, nachdem schon 1905 dem polnischen Schulverein, der Macierz szkolna, die Genehmigung erteilt worden war, im Weichselgebiet und in Litauen Schulen zu errichten.

Für die österreichischen Polen gewannen diese Besprechungen erst eine realpolitische Bedeutung, als die russischen Patrioten den Panslawismus als die Rettung Rußlands proklamierten und gleichzeitig jene Bewegung in Petersburg die Oberhand zu gewinnen schien, die vom englischen Botschafter mit Hilfe des russischen Historikers Pilenko in der gekauften „Nowoje Wremja" klug genutzt, einen engeren Zusammenschluß der russischen mit der englischen Politik mit ausgesprochener Spitze gegen Deutschland erstrebte.

In Krakau vertrat, zuerst wenig beachtet oder zurückgewiesen, der „Swjet Slowianski" die Idee der slawischen Solidarität mit wachsendem Erfolge. Sie gewann sich die Mehrheit des Polenklubs im Jahre 1908 nach der Annahme des Enteignungsgesetzes im Preußischen Landtage und der Zusammenkunft König Eduards des Siebenten mit Nikolaus dem Zweiten in Reval. Daß aber gerade diese beiden politischen Tatsachen es waren, die das polnische Denken in Richtung auf den Panslawismus hinlenkten, und nicht etwa russische Konzessionen an die Polen auf kulturellem Gebiet, darf gefolgert werden, einmal aus der Tätigkeit des bekannten englischen Publizisten Dillon in Rußland und Polen und aus dem Umstande, daß nicht nur die oben erwähnten polnischen Schulvereine längst (1907) aufgelöst waren, sondern Stolypin auch das Gesetz der Lostrennung des Cholmer Landes vom Weichselgebiet in Vorbereitung hatte. Wenn dennoch eine Verständigung zwischen Polen und Russen herbeigeführt werden konnte, so gebührt der Verdienst dafür Roman Dmowski, einen polnischen Nationaldemokraten und Allpolen und den Polen im russischen Reichsrat.

Im Mai 1908 fanden, angeregt von einigen russischen Reichsratsmitgliedern Besprechungen in Petersburg zwischen Vertretern verschiedener slawischer

Stämme (Tschechen, Slowenen, Ruthenen, Polen) statt, an denen u. a. drei österreichische Parlamentarier teilnahmen. Roman Dmowski, Graf Bobrinski, und verschiedene Vertreter der polnischen Ugoda (Versöhnungspartei) schlugen die Brücke zur russischen Regierung. Dmowski vertrat dabei den Standpunkt, daß die Polen, um die antideutsche Koalition überhaupt zustande kommen zu lassen, sich territorial auf ihren ethnographischen Besitzstand beschränken müßten; nicht die Russen, sondern das Deutschtum sei der gemeinsame Feind der Polen und Slawen.

Dmowskis Beweisführung fand verständnisvollen Widerhall in Galizien und in Posen (Kurier Poznanski). Freilich, solange die konservative Partei im Wiener polnischen Kolo herrschte, verhielt sich auch die offizielle parlamentarische Vertretung der Polen in Galizien den Petersburger und Warschauer Lockungen gegenüber abwartend, benutzte sie höchstens zu kleinen Erpressungen bei der Regierung. Diese Stimmung änderte sich nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Galizien, in dessen Folge die bis dahin durch die Polen fast aller politischen Rechte beraubten Ruthenen in größerer Zahl in den österreichischen Reichstag Eingang fanden. „Das Erscheinen der Ruthenen auf der politischen Bühne", schreibt der österreichische Historiker Hans Übersberger in einem ‚Rußland und der Panslawismus' genannten Aufsatz*), „wurde nun von der allpolnischen Partei zu heftiger Agitation unter dem Vorwande der Bedrohung des polnischen Besitzstandes in Ostgalizien ausgenutzt. Diese Agitation war von Erfolg begleitet. An der Spitze des bis dahin allmächtigen Kolo Polskie im Wiener Reichsrat trat ein Allpole. Ihr Programm aber war offen ein russophiles in allen drei Teilungsstaaten. Ihre erste Aufgabe sahen sie in der Niederwerfung des deutschen Reiches, um die Brüder in Posen zu befreien. Bis zur Erfüllung dieser Aufgabe waren sie bereit, ihr endgültiges Ziel: die Aufrichtung Polens in den Grenzen von 1772, zu vertagen, loyal die Pflichten eines österreichischen oder russischen Staatsbürgers zu erfüllen, wobei, wie Dmowski sagte, es der russischen oder österreichischen Regierung gleichgültig sein könne, welche Ideale sie in der Zukunft zu verwirklichen trachten. Um dieses erste Ziel zu erreichen, waren sie bereit, bezüglich Rußlands Ansprüche auf Litauen und Kleinrußland vorläufig aufzugeben, sie verlangten dort für ihre Konnationalen nur Gleichberechtigung, dafür aber forderten sie in Kongreßpolen volle Autonomie mit der polnischen Sprache in Amt, Gericht und Schule. Als Äquivalent dafür boten sie der russischen Regierung folgendes an: Überall dort, wo die ukrainische Sprache in Amt, Gericht, niederen und höheren Schulen Geltung erlange, solle auch die russische Sprache gleichberechtigt sein. In dürren Worten, die Loyalität gegen Österreich hörte dort auf, wo es sich um eine Lebensfrage des Staates handelte, um die Sicherung einer Grenzmark gegen

*) „Deutschland und der Weltkrieg" Bd. I S. 475 ff. B. G. Teubner, Berlin-Leipzig 1916.

den rollenden Rubel. Die russische Regierung aber, die seit jeher die ukrainische Bewegung in Rußland mit den schärfsten Repressalien unterdrückt hatte, weil sie die Einheitlichkeit des russischen Stammes und damit die Vorherrschaft des Großrussentums bedroht sah, war jetzt nach den Erfahrungen der Autonomiebestrebungen der Nationalitäten und dem starken ukrainischen Klub der ersten und zweiten Duma um so mehr darauf bedacht, eine solche Bewegung auch jenseits der Grenzen zu bekämpfen. Diese ukrainische Bewegung war also das einigende Band, das sich um die Allpolen und die russische Regierung schlang. Kurz vor der Petersburger Tagung war gerade der Statthalter von Galizien, Graf Potocki, der in Verkennung der Existenzinteressen des Staates, dem er diente, die russophile Bewegung und ihre Anhänger förderte, dem Attentate eines ukrainischen Studenten zum Opfer gefallen. Zu dem alten Gegensatze zwischen Rußland und Österreich-Ungarn in der orientalischen Frage trat also jetzt in aller Schärfe ein zweiter, der Gegensatz in der ukrainischen Frage. So sehr die russische Regierung ein Interesse haben mochte, auch jenseits ihrer Grenzen ein kulturelles Emporwachsen des ukrainischen Volkes zu verhindern, so sehr lag es andererseits im Interesse Österreichs, die geistige und wirtschaftliche Entwicklung der kaiser- und staatstreuen Ukrainer zu fördern. Skrupellos in ihren Mitteln seit jeher, hat die russische Regierung sich nicht gescheut, ihre Abwehrmaßnahmen gegen die ukrainische Bewegung selbst auf österreichisches Staatsgebiet zu übertragen. Mit russischem Geld und gefördert von den im Polenklub allmächtigen allpolnischen und podolischen Gruppen hat die russophile Bewegung nun in Galizien mit verdoppelter Kraft eingesetzt und vor allem durch weit ausgebreitete Spionage den Boden für einen militärischen Zusammenstoß für Rußland vorbereitet."

* * *

So sehr Rußland und russisches Wesen das polnische Denken in seinen Bann gezogen haben mag, gab es und gibt es genug polnische Patrioten, die dieser Entwicklung mit Mißbehagen und tiefster Abneigung entgegenstehen. Sie waren vor dem Kriege über die ganze Welt zerstreut, wo sie „der Wissenschaft auf fremder Erde dienten, sehnlich die Stunde erwartend, in welcher sie ihre Kräfte der Pflege der vaterländischen Wissenschaft widmen können."*) Alle diese Männer stellten sich in den Dienst des deutsch-österreichisch-ungarischen Verbündeten. In Galizien trat eine polnische Freischar ins Leben, die nach Überwindung gewisser innerer aus der Vorgeschichte ihres Daseins erwachsener Krisen sich Ruhm und Bewunderung der deutschen Truppen erwarb, mit denen sie in vorderster Reihe gestanden hatte, so daß die oberste Heeresleitung sich genötigt sah, der Taten der polnischen Legion in ihren Berichten besonders zu denken. — Um das Hauptquartier des Generalgouverneurs von Warschau,

*) Aus der Rede des Rektors der Warschauer Universität gelegentlich deren Wiedereröffnung am 15. November 1915.

Exzellenz von Beseler, kristallisierte sich bald ein Kreis von geistigen Führern des polnischen Volkes, nachdem diese aus den Vorbereitungen zur Neubelebung der polnischen Universität zu Warschau erkannt hatten, daß die deutschen Heere tatsächlich nicht als Eroberer des Landes kamen, sondern als Befreier der polnischen Kultur von der russischen. Diesen Männern ist in erster Linie die Aufgabe zugefallen, die bereits eingetretenen Schädigungen des polnischen Geistes durch Rußland zu beseitigen, in der Nation das Bewußtsein ihrer kulturellen Eigenheit wieder zu erwecken und damit die Voraussetzungen politischer Selbstbestimmung neu zu schaffen. Bei der feierlichen Eröffnung der Warschauer Universität am 15. November 1915 gab deren erster Rektor seiner vertrauenden Stimmung beredten Ausdruck durch seine Ansprache an die akademische Jugend: „... Ohne gegenseitiges Vertrauen," führte Professor Dr. med. Joseph Brudzinski aus, „ohne Eure Arbeit, ohne Euer Verständnis für die Wichtigkeit dieser Stunde und Euer Festhalten an dem polnischen und dem rein wissenschaftlichen Charakter der Universität werden wir allein nichts ausrichten können. Ich fordere Euch auf, junge Arbeitsgenossen, daran zu denken, daß, ‚wer ein Volk verderben will, die Fackel der Bildung bei ihm auslöschen soll' (Staszic), daß also, wenn man Euch ebenso wie uns diese brennende Fackel heute in die Hand legte, es unsere Aufgabe ist, ihr Erlöschen zu verhüten, daß es unsere und Euere Pflicht ist, mit dieser Fackel vor dem Volke herzugehen und zu leuchten, . . ."

Von der Warschauer polnischen Universität aus hat sich der Geist des Vertrauens ausgebreitet, der seinen Ausdruck findet in der Gewährung der Autonomie an das bisherige russische Polen durch die verbündeten Mittemächte. Möge sich dies Vertrauen, das zugleich eine hohe Anerkennung der Disziplin des polnischen Volkes gegenüber den geistigen Führern ist, durch die nahe und fernere Entwicklung des politischen Lebens rechtfertigen. Eine Lösung des polnischen Problems bedeutet die Autonomieverleihung für das Gebiet des alten Kongreßpolen nicht! kann es auch nicht bedeuten! Sie ist vielmehr nur ein richtunggebender Schritt. Die Polen mögen daraus erkennen, in welcher Weise sich die deutsche Reichsleitung die künftige Entwicklung der kulturellen Beziehungen der Völker Mitteleuropas denkt, — wir Deutsche aber wollen uns nicht der Hoffnung verschließen, daß der Größe der hier aufgezeigten Ziele sich bei den beteiligten Völkern und Staaten auch ein großes Geschlecht finden möge, so daß Friedrich der Große diesmal mit seinem Pessimismus im Unrecht bliebe. Ebenso wie die Sicherstellung unserer Zukunft das deutsche Volk zu großen Taten zwang, so zwingt sie uns zu großen politischen Entschlüssen.

Die Zukunft der deutschen Seeschiffahrt

Von Professor Dr. Wygodzinski

Von allen Zweigen der deutschen Volkswirtschaft sind Seeschiffahrt und der eng mit ihm verbundene Überseehandel durch den Krieg am schwersten betroffen; eine „Umstellung", eine Anpassung an die neuen aus dem Kriege selbst erwachsenden Möglichkeiten sind bei ihnen nicht gegeben. Es ist begreiflich, wenn daher unsere deutsche Seeschiffahrt schon jetzt ihre Vorbereitungen für die doch einmal kommende Friedenswirtschaft trifft, um Verlorenes einzuholen und vielleicht Neues zu gewinnen. Über dieser künftigen Entwicklung aber liegt ein Dunkel wie wieder über keinem anderen Zweige des deutschen Wirtschaftslebens; die Zahl der in die Rechnung einzusetzenden unsicheren Faktoren ist allzugroß. Drei Punkte sind es vor allem, die für diese Entwicklung von der größten, ja entscheidenden Bedeutung sind: der Umfang des künftigen überseeischen Personen- und Frachtenverkehrs, die Konkurrenz der anderen Handelsflotten, die von den Ententeländern angekündigten Maßnahmen eines „Handelskrieges nach dem Kriege", die sich neben dem Ausfuhrhandel in erster Linie wieder gegen die Schiffahrt richten.

War es doch gerade die Entwicklung der deutschen Handelsschiffahrt, die in England, dem früheren Weltfrachtführer, zum Wachstum jenes Konkurrenzneides beigetragen hat, der einer der mächtigsten Hebel der Kriegsstimmung gegen den jüngeren Rivalen wurde. In der Tat war, trotz der immer noch vorhandenen großen Überlegenheit der englischen Handelsflotte, das Wachstum der deutschen relativ ein viel rascheres. Nach den Berechnungen von Bernhard Harms hatten von 1901 bis 1911 England (einschließlich Kolonien) den Bestand an Dampfschiffstonnage um 42, Deutschland dagegen um 60 Prozent vermehrt. Aber das absolute Wachstum war immer noch größer bei Englands Flotte, so daß dieses im Jahre 1913 mit über 12 Millionen Dampfertonnage immer noch weitaus an der Spitze der Weltdampferflotte stand; erst in sehr weitem Abstand kam als zweite die deutsche mit nicht ganz 3 Millionen. Im Kriege ist das Verhältnis vermutlich zu Ungunsten Englands verschoben. Genaues darüber ist aus einleuchtenden Gründen nicht zu erfahren. Die offizielle englische Statistik von Lloyds Register behauptet zwar, daß die Gesamttonnage der Schiffe über 100 Tons (also einschließlich der Segelschiffe) vom 30. Juni 1914 bis 30. Juni 1916 in England nur von 18 892 000 auf 18 825 000 zu-

rückgegangen sei, in Deutschland dagegen von 5 134 000 auf 3 890 000; dieser Statistik widerspricht aber auf das schärfste die allgemeine Klage der englischen Reeder über verloren gegangenen Frachtraum. Mitte Oktober erklärte Runciman im Unterhaus, daß England seit Kriegsbeginn durch den Feind und Seegefahr 2 Millionen Tonnen Laderaum verloren habe. So konnte es denn zu so grotesken Vergeltungsforderungen kommen wie der, daß für jede von Deutschland versenkte Tonne aus den deutschen Schiffsbeständen eine entsprechende Abtretung erfolgen müsse, ganz zu schweigen von Heißspornen, die gleich „Konfiskation" der ganzen deutschen Kriegs- und Handelsflotte verlangen. Man würde aber irren, wenn man glaubte, daß solche Forderungen nur von unverantwortlichen Schreiern ausgingen; Organisationen wie Lloyds Versicherer und die Handelskammer Manchester haben sie gestellt. Und wo man die Besinnung etwas gewahrt hat, fordert man doch Maßnahmen, die der Cromwellschen Navigationsakte, deren letzte Reste erst vor einem halben Jahrhundert verschwanden, ganz außerordentlich ähnlich sehen. Man will deutsche Schiffe in englischen Häfen entweder überhaupt nicht oder doch nur unter äußerst erschwerenden Bedingungen zulassen. So verlangt zum Beispiel die Handelskammer Bombay, die noch nicht so weit geht wie andere, daß während der ersten sechs Monate nach Friedensschluß kein „feindliches" Fahrzeug in irgendeinen britischen Hafen zugelassen werde und nachher erst in der Weise, daß die verbündeten und neutralen Länder Vorzugsbedingungen erhielten, etwa durch eine Sondersteuer der „feindlichen" Schiffe. Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, daß nach Mitteilungen japanischer Blätter jetzt schon japanische Schiffe in indischen Häfen nur unter erschwerenden Bedingungen zugelassen werden; man sieht also, was man zu erwarten hat. Wenn man auch diese Drohungen nicht allzu tragisch zu nehmen braucht, denn auch der Weltverkehr beruht schließlich auf Gegenseitigkeit, so kann man sich doch darauf gefaßt machen, daß England die deutsche Schiffahrt nach Möglichkeit chikanieren wird. Sein ausgedehnter Besitz an Häfen, Stützpunkten, Kohlenstationen über die ganze Welt gibt ihm hinreichende Mittel dazu in die Hand. Frankreich, vielleicht auch Italien und noch die eine oder andere Macht des Zehnverbandes werden dem Beispiel nach Kräften folgen.

Unendlich viel wichtiger aber als der Handelskrieg ist die Konkurrenz, die nach dem Kriege mit Sicherheit zu erwarten ist. Die kriegführenden Mächte haben alle Ursache, das äußerste zu tun, sowohl um Verluste einzuholen als um überhaupt „im Geschäft zu bleiben". Eine gute Illustration dazu ist die Mitteilung, die bei den Lebensmitteldebatten im Oktober im englischen Unterhaus gemacht wurde, daß von den über 10 000 englischen Schiffen zurzeit für die Auslandfahrt nur 1118 zur Verfügung stehen; bei den anderen Kriegführenden liegt es noch schlimmer, während die Flotten der Mittelmächte so gut wie ganz zum Stilliegen gezwungen sind. So konnte es nicht ausbleiben, daß die am Kriege nicht beteiligten Mächte die Gelegenheit zur Ausdehnung ihrer

Flotten nicht vorbeigehen ließen; konnten doch die „Neutralen" gar keinen größeren Profit machen, als zu Wucherpreisen für die Ententemächte Kriegsmaterial und Lebensmittel zu führen. In welchem Umfange die einzelnen Länder an diesem Kriegsfrachtgeschäft beteiligt sind, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen. Norwegen, das vor dem Kriege über eine Handelsflotte von noch nicht ganz $1^1/_2$ Millionen Tonnen verfügte, hat nach Angabe des norwegischen Buros „Veritas" seit Kriegsausbruch Schiffe mit 700 000 bis 800 000 Tonnen Ladefähigkeit bei ausländischen Schiffswerften bestellt. In Norwegen hat allerdings die Ausnutzung der Konjunktur Formen angenommen, die an schlimmste Gründerzeiten erinnern; nach Meldungen dortiger Zeitungen sind allein in der Zeit von Juni bis Anfang September 1916 daselbst dreiunddreißig Reedereien neu gegründet oder erweitert worden. In den anderen neutraleuropäischen Staaten ist man auch nicht allzu zaghaft gewesen, wenn auch die deutsche U-Boot-Tätigkeit recht unbequem wurde. Am wichtigsten für die Zukunft aber sind zweifelsohne die Anstrengungen, die die Vereinigten Staaten und Japan gemacht haben und weiter machen werden, um ihre Flotten zu vergrößern. Die Angaben darüber weichen ebenfalls weit voneinander ab, zweifellos aber wird der Schiffsraum dieser Länder, von denen die Vereinigten Staaten bisher bekanntlich in der Überseeschiffahrt nur eine geringe Rolle spielten, gleichfalls beträchtlich wachsen. Nimmt man hinzu, daß die anderen Länder, namentlich England, ihre Handelsflotten nach dem „barbarischen" Vorbilde Deutschlands fester und straffer zu organisieren und in große Unternehmungen zusammenzufassen beginnen, so ist es klar, daß die Konkurrenz recht groß sein wird.

Wie steht es nun mit der Beschäftigung nach dem Kriege? Kaum gibt es eine Frage, in der die Ansichten der Praktiker soweit auseinandergehen als hier. Der Personenverkehr über Meer zerfällt in den Verkehr der Kajütpassagiere und den Zwischendeckverkehr. Der erstere kostet, der Auswandererverkehr bringt Verdienst. Es ist aber recht zweifelhaft, ob dieser Auswandererverkehr demnächst wieder einen größeren Umfang annehmen wird. Die europäischen Regierungen werden bei den starken Menschenverlusten aus dem Kriege jedenfalls einen solchen Verkehr nicht begünstigen; höchstens daß Italien, das schon vorher seine Söhne nicht ernähren konnte, nun nach den großen Opfern des Krieges selbst der dezimierten Bevölkerung keinen genügenden Nahrungsspielraum mehr gewähren kann. So dürfte die Frachtschiffahrt das wesentlichste Betätigungsfeld bleiben. Der Umfang des Frachtgutes nach dem Kriege läßt sich aber noch in keiner Weise übersehen. Auf der einen Seite verweist man darauf, wie stark der Bedarf und seine Deckung durch die Unterbrechung der Handelsbeziehungen zurückgepreßt sei, so daß sowohl Rohstoffe wie Fertigerzeugnisse sogleich in gewaltigen Mengen zur Verschiffung kommen müßten; dagegen behauptet man wieder auf der anderen Seite, durch den Krieg seien solche Mengen von Rohstoffen aller Art verbraucht worden, daß in den ersten Jahren eine ausgesprochene Knappheit herrschen müsse. Außerdem

seien die Volkswirtschaften der einzelnen Länder, nicht nur die kriegführenden, so leergepumpt, daß sie zunächst ihre Vorräte und Produktionsmittel auffüllen und ergänzen müßten, ehe sie in größerem Maßstabe ausführen könnten.

Wie dem auch sei, die deutsche Seeschiffahrt bereitet sich vor. Es ist auch während des Krieges weiter gebaut worden, soweit das neben dem Kriegsschiffsbau möglich war, vor allem aber vollziehen sich wichtige und weitgreifende organisatorische Neubildungen. Eine innige Interessengemeinschaft zwischen Großschiffahrt und Großindustrie, deren Aufgabenbereiche sich allerdings mehrfach berühren, ist im Werden. Das Schiff als solches, sein Bau, seine maschinelle Ausrüstung, sein Brennstoffkonsum gibt der Industrie Aufgaben ersten Ranges; umgekehrt ist die Überseeschiffahrt mit dem Gedeihen der Exportindustrie aufs engste verbunden. Ansätze zu einer solchen näheren Verbindung waren schon früher vorhanden; in einzelnen Fällen waren Großindustrielle wie Krupp mit seiner Germaniawerft schon direkt in den Kreis der Schiffahrtsinteressen eingetreten. Jetzt vollzieht sich diese Entwicklung planmäßig und im großen Stil.

Krupp selbst hatte schon früher eine Verbindung mit dem Norddeutschen Lloyd durch den gemeinschaftlichen Besitz der großen Kohlenzeche Emscher Lippe. Diese Beziehungen sind jetzt vertieft worden, indem der Lloyd seinen Aktionären die Wahl eines Mitgliedes des Kruppschen Direktoriums, Freiherrn v. Bodenhausen-Degener, in den Aufsichtsrat des Lloyd vorgeschlagen hat. Der Lloyd kam damit zu einer Maßnahme, die aus den gleichen Erwägungen vor der zweiten großen deutschen Schiffahrtsgesellschaft bereits durchgeführt war.

Die Hamburg-Amerika-Linie hat nämlich in ihrer außerordentlichen Hauptversammlung vom 28. September die Herren Hugo Stinnes, Arthur von Gwinner und Dr. Salomonsohn in den Aufsichtsrat gewählt und damit eine enge Verbindung sowohl mit der Schwerindustrie des Westens wie mit dem Berliner Bankwesen hergestellt. Das Interesse, das Stinnes an der Seeschiffahrt nimmt, ist durchaus nicht erst von heut. Die Midgard-Linie, die bereits durch Tausch von Aufsichtsratsposten mit der Hamburg-Amerika-Linie in Berührung getreten ist, hat er zusammen mit der von ihm regierten Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks-A. G. schon früher sich dienstbar gemacht, ebenso wie die Nordseewerft. 1916 ist er, als die Wörmannlinie von der Familie Wörmann aufgegeben wurde, zusammen mit Hapag und Norddeutschem Lloyd hier eingesprungen, desgleichen wurden von denselben Teilnehmern enge Beziehungen zu der Deutschen Ostafrika-Linie hergestellt. So war Stinnes schon vor seinem Eintritt in den Aufsichtsrat der Hapag einer unserer größten Reeder geworden; seine „gemischten Unternehmungen" verbinden Kohlenproduktion und Handel, Eisenherstellung, Schiffsbau und Seeschiffahrt in größtem Maßstabe. Übrigens hat auch ein dritter rheinischer Industriemagnat, Thyssen, sich dem Schiffsbau zugewendet.

Innerhalb dieses Schiffsbaus sehen wir gleichfalls bedeutsame Neugestaltungen. Abgesehen von Erweiterungen alter Werften sind neue gegründet worden. Die

Hamburger-Werft-A. G., tatsächlich ein Unternehmen der Hapag, beabsichtigt den Bau von Reihenschiffen für die freie Schiffahrt. Bisher herrschte in Deutschland im Gegensatz zu England, wo die „Trampschiffahrt" einen großen Platz einnimmt, durchaus die Linienschiffahrt; in dem gleichen Augenblick, da England die Linienschiffahrt nach deutschem Vorbild stärker organisiren will, wird in Deuschland also eine stärkere Pflege der freien Schiffahrt, natürlich ohne Vernachlässigung der regelmäßigen Linienschiffahrt vorbereitet. Im Gegensatz zu letzterer, die Schiffe für bestimmte Fahrten in individueller Bauart benötigt, muß die freie Schiffahrt über überall verwendbare Schiffe verfügen können. Dadurch ist es möglich, diese Schiffe nach einem Typ, als „Normalschiffe" herzustellen, ein Gedanke, der in Amerika schon lange und in England seit einiger Zeit eine große Rolle spielt, auch in Deutschland früher schon theoretisch empfohlen wurde. Der „Großbetrieb", die Massenfabrikation hält damit ihren Einzug in den Schiffsbau, selbstverständlich mit dem Vorzug einer billigeren Herstellung. Eine zweite Gründung auf der Fischerinsel Finkenwärder, deren Bewohner insgesamt ausgesiedelt werden sollen, nachdem die Insel vom Hamburger Staat für die Erweiterung der Hafenanlagen angekauft worden ist, plant die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, nicht ohne Fühlung wiederum mit der Hapag. Die A. E. G. hat mit dem Hamburger Staat einen Vorkaufsvertrag abgeschlossen, um eine umfassende Industrie- und Schiffswerftanlage zu errichten. Sie beabsichtigt dort den Bau moderner Dieselmotorenschiffe für die überseeische Frachtschiffahrt. Bezeichnend für die weitreichenden Folgen dieser neuen Schiffahrtspolitik ist die Nachricht, daß die A. E. G. auch Vorsorge getroffen hat, sich die nötigen Rohstoffvorträge durch Erwerb von Ölquellen in den Ursprungsgebieten zu sichern.

Der Zusammenschluß der Schiffahrt mit der Großindustrie, das ist das Charakteristikum dieser neuen Entwicklung. Was auch die Zukunft bringen mag, die deutsche Schiffahrt ist „in Bereitschaft."

Der germaniſche Schönheitsbegriff

Von Dr. Richard Müller-Freienfels

Ein Krieg wie der, unter deſſen Eindruck wir ſtehen, ſollte unter allen Umſtänden den Wert mit ſich bringen, daß man ſich auf ſich ſelber beſinnt, daß man ſich über die, im Gegenſatz zu fremden Gewalten, beſonders deutlich hervortretende eigene Weſenheit ins Klare kommt, und zwar nicht bloß auf militäriſchem, ebenſogut auf jedem andern Gebiete. Derartiges äußert ſich in zuweilen ſonderbaren Formen in dem Kleinkrieg gegen die Fremdwörter. Aber ein ſolches Selbſtbeſinnen ſollte tiefer greifen: es ſollte hinter den Worten die Begriffe und Sachen treffen, unter deren Fremdjoch wir leiden.

Vielleicht am ſtärkſten tritt das hervor auf künſtleriſchem Gebiete, wo unſer Volk ſeit Jahrhunderten ſich mit vollem Bewußtſein einem volksfremden Schönheitsbegriffe gebeugt hat und noch immer beugt, ſo ſehr, daß es ſeine eigene erhabene Kunſt gering geachtet, ja, ſie zu einer Vorſtufe jener fremden herabgewürdigt hat. Dieſer fremde Schönheitsbegriff, dem wir uns unterjocht haben, iſt der klaſſiſche, d. h. der griechiſche mit ſeinen römiſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Ablegern. So ſehr iſt dieſer fremde Schönheitsbegriff durchgedrungen, daß uns „klaſſiſch“ ſchlechthin „muſtergültig“ und „meiſterhaft“ bedeutet, daß dies Wort nicht eine Artbezeichnung allein, ſondern die höchſte Wertbezeichnung ausdrückt, derart, daß alles Nichtklaſſiſche daneben als minderwertig gilt. Wir wollen nicht bei der ſonderbaren Begriffsverwirrung verweilen, daß in deutſchen Häuſern Jean Paul, Fritz Reuter, Shakeſpeare in „Klaſſikerausgaben“ ſtehen. Wir ſtellen auch nur im Vorübergehen feſt, daß die größten Geiſter unſeres Schrifttums, die Dichter von Weimar, ſich als Epigonen des klaſſiſchen Altertums empfanden, weil ſie ſich hier und da in klaſſiſche Koſtüme ſteckten. Vom nationalen Standpunkt jedenfalls iſt es bitter zu beklagen, daß wir nicht den Mut zu unſerer eigenen Schönheit, zu unſerer eigenen äſthetiſchen Wertung hatten und haben, ſo daß wir an unſerem eigenen Geſchmack ganz offen zweifeln, bloß darum, weil er nicht der Geſchmack von Athen oder Paris, ſondern unſerer eigener iſt, auf den ſich eben jener fremde nur ungenügend und äußerlich aufpfropfen läßt, ſodaß groteske Zwitterbildungen erſcheinen.

Und doch haben wir einen eigenen Schönheitsbegriff, einen eigenen Stil, eine bodenſtändige Art, wie nur je ein Volk ſie gehabt hat, eine Art, die ſich in übertauſendjährigem tragiſchem Kampf gegen übermächtige Fremdherrſchaft

immer wieder ans Licht gerungen hat, obwohl man ihr oft genug im eigenen Vaterlande das Bürgerrecht versagt hat. Ja, nicht einmal einen Namen hat diese deutsche Art in der Dichtung und in der Musik; allein in der bildenden Kunst zeitigt sie als „Gotik" ein oft nur geduldetes Begriffsdasein. Aber sie ist auch dort, wo man sie nicht in ihrer Besonderheit erkannt hat, nicht weniger vorhanden, und wir werden versuchen, eben das Gotische in seiner Eigenart zu kennzeichnen und auch in jenen Künsten sein Dasein zu erweisen, wo man es bisher nicht beachtet hat.

*

Um die Eigenart des gotischen Schönheitsbegriff zu erkennen, stellen wir ihn zunächst dem klassischen Schönheitsbegriff gegenüber, der Ästhetikern wie Laien vielfach als Schönheitsbegriff schlechthin gegolten hat. Was ist klassisch? Worin besteht das Wesen der klassischen Form? — Zunächst in einer vollendeten Abgeschlossenheit und Abrundung, einer inneren Ausgeglichenheit und Harmonie, in Klarheit und Faßlichkeit aller Elemente. Das kennzeichnet das klassische Kunstwerk jeden Gebietes. Einheit in Ort, Zeit und Handlung erstrebt das klassische Drama, ein fester innerer Bau ist ihm eigen, Klarheit und Übersichtlichkeit kennzeichnet das Geschehen wie die auftretenden Menschen. — Ein Muster harmonischer Geschlossenheit ist auch der griechische Tempel! Alles ist im Gleichgewicht! Die Horizontalen und Vertikalen, die lastenden Massen wie die tragenden Kräfte sind ins Gleichgewicht gebracht, mit einem Blick überschaut man die Gliederung. — Und die gleichen Prinzipien beherrschen die griechische Plastik und die Malerei, soweit wir sie kennen. Auch hier werden überall in sich ruhende Geschlossenheit, Harmonie und Klarheit angestrebt. — Zu diesen rein formalen Grundtatsachen tritt noch das Inhaltliche. Die klassische Kunst hat als Inhalt die Darstellung der Natur und des Lebens, freilich die auf das Typische und Idealisierte ausgehende Darstellung. Wie den griechischen Philosophen in ihrer Mehrzahl nur der Begriff, das jenseits der wechselnden Erscheinung gleichmäßig Beharrende, die „Idee", wahres Sein zu haben schien, so suchten die klassischen Künstler das Typische und Ideale in ihren Darstellungen herauszuarbeiten.

So kommt es, daß unzähligen Theoretikern das Herausarbeiten des Typischen, das „Idealisieren" als das Schönheitsbilden schlechthin erschien. — Alle diese Kennzeichen der griechischen Kunst kehren wieder, nicht bloß aus Nachahmung, auch aus innerer Verwandtschaft heraus bei den Italienern der Renaissance und den Franzosen der Bourbonenzeit; ja oft genug werden die griechischen Tendenzen in diesen Ländern noch schroffer formuliert und zu abstrakten Forderungen erhoben.

Gewiß wird niemand den Wert und die Größe dessen, was im klassischen Geiste geschaffen ist, leugnen wollen: aber man braucht alles das nicht als das einzige anzusehen, das möglich ist. Gerade die Gotik erbringt den Beweis, daß sie nicht durch, nein gegen die Forderungen der Klassik zu siegen versteht,

und wir werden zeigen, daß nicht allein in der bildenden Kunst, daß ebensogut in der Dichtung wie in der Musik der gotische Geist am Werke war und noch immer ist. Denn nichts ist falscher als jene Vorstellung von der Gotik, als sei sie eine Art Entwicklungsvorstufe zur Renaissance: man muß sich klar werden, daß die Gotik ihrem ganzen Wesen nach dem klassischen Geiste fremd, ja entgegengesetzt ist, daß sie als gleichberechtigte Kunstäußerung neben der Klassik, nicht unter oder vor ihr zu stehen hat.

Denn in gewissem Sinne verkehrt die Gotik alle klassischen Ideale in ihr Gegenteil: An Stelle von Abrundung und Abgeschlossenheit setzt sie das Streben ins Ungeheure und Unendliche; an Stelle innerer Ausgeglichenheit und Harmonie setzt sie die gewaltige Steigerung, die rauschhafte Hingerissenheit; nicht Klarheit und Übersichtlichkeit kennzeichnen ihr Formideal, sondern gerade üppigster Reichtum, strömende Fülle, die sich der Übersichtlichkeit entziehen und den Eindruck des Unbegrenzten erzielen. — Nicht weniger deutlich treten die Unterschiede in der Behandlung des Inhaltlichen hervor. Ist dem Griechen Darstellung des Lebens und der Natur die Hauptsache, so geht der Gotiker mit seinem Ornament, worin sich am reinsten jede Wesensart entschleiert, von dem unorganischen Bandmotiv aus, und seine gewaltigsten Wirkungen erreicht er in der Architektur, d. h. einer nicht nachahmenden Kunstart. Auch dort, wo er als Plastiker oder Maler sich mit Inhalten des Lebens auseinanderzusetzen hat, verhält er sich seinen Vorbildern gegenüber viel freier: ein bewußtes Streben nach dem Typischen ist nirgends zu bemerken. Sehr wohl läßt sich aber ein Streben nach dem Außerordentlichen, Exzentrischen, ja Bizarren erkennen, denn auch in der Nachbildung geschlossener Vorwürfe sprengt der Gotiker die feste Form, sucht überall im Irdischen das Transzendente, im Endlichen das Unendliche. Ist das Wesen des Klassikers also vollendete Darstellung des Irdischen und Endlichen (auch dort, wo er Götter bildet) — so ist die Gotik eine Kunst des Unendlichen und Transzendenten, auch dort, wo sie ihre Motive der Endlichkeit entnimmt. — Ist man sich aber erst dieser völlig verschiedenen Wesensart der gotischen Kunst gegenüber der klassischen klargeworden, so wird man nicht mehr wagen, sie zu einer Vorstufe der Renaissance herabzusetzen. Mögen persönliche Anlage und Neigung einen für die eine oder andere Kunstweise sich entscheiden lassen — daß jede in ihrer Art ein Höchstes erstrebt, der andern nichts an Würde und Erhabenheit des Zieles nachgibt, wird kein objektiver Beurteiler leugnen können. — Die Gefühlswirkung, die auf gotische Weise erzielt wird, ist vielleicht nicht die des reinen Schönheitsgenusses im klassischen Sinne, eher die der rauschartigen Erschütterung, aber nicht minder ein Wert höchsten Ranges.*)

*

*) Vergl. hierzu meine Werke: Persönlichkeit und Weltanschauung, Psychol. Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie 1916. (Teubner 1916). Ferner: Psychologie der Kunst Band II (Teubner 1912).

Dieses gotische Kunstwollen ist eigentümlich germanisch nach Ausweis von Ort und Zeit seines Auftretens. Gewiß geht seine Ausdehnung hinaus über das Sprachgebiet germanischer Zunge, es hat sogar im nördlichen Frankreich viele der schönsten Blüten getrieben, aber die Vermutung liegt doch nahe, daß es der starke germanische Einschlag unter der Bevölkerung dieser Gegenden war, dem die Gotik ihre Entfaltung verdankt. Doch wir denken hier bei Gotik nicht allein an die Zeit des späten Mittelalters. Gotik ist uns kein historischer, sondern ein psychologischer Stilbegriff und als solcher weit hinausgreifend über die gotische Epoche im Schulsinn. Gotisches Kunstwollen im oben umschriebenen Sinne finden wir im ganzen germanischen Norden der Frühzeit, ja vorzeitlicher Epochen — es beherrscht die altgermanische Ornamentik, es ringt mit klassischen Formen im sogenannten romanischen Stil, es entfaltet sich zu wunderbarer Reinheit in den Zeiten der Hochgotik nnd Spätgotik, welch letztere man ganz irrtümlich als Niedergangskunst ansieht, es offenbart sich in der Kunst Holbeins, Grünewalds und Dürers, es bricht wieder durch im Barock und erlebt einen neuen Durchbruch durch alle klassische Tradition in der Kunst Messels und zahlreicher Zeitgenossen. Gerade in der bildenden Kunst hat sich der gotische Schönheitsbegriff durchgerungen, hat sich seinen Platz an der Sonne erkämpft und, wenn er auch vielfach noch selbst in Deutschland durch die klassizistisch gefärbte Brille betrachtet wird, selbst so zwingt er sich in seiner Größe und Erhabenheit auf. In seiner ganzen Eigenart wird man ihn aber auch in Baukunst und Plastik erst dort erkennen, wo man ihn gar nicht mit klassischem Maßstab mißt, sondern aus seinen eignen Tendenzen heraus versteht, als einen selbständigen Gegensatz zur Klassik von durchaus eigenem Weltgefühl.*)

*

Viel wichtiger ist es, auch in den andern Künsten, in der Dichtkunst und der Musik, das gotische Kunstwollen, den gotischen Schönheitsbegriff nachzuweisen, da er hier weit weniger zum Bewußtsein gekommen ist. Speziell in der Dichtkunst ist er durch den Einfluß der klassischen und romanischen Literaturen immer wieder zurückgedrängt worden. Und trotzdem bricht überall auch dort, wo man klassischen Idealen nachhängt, mit unmittelbarer Gewalt die Gotik durch: statt klassischer Abrundung erstrebt man unerhörte Steigerung, statt auf klassische Klarheit und Ruhe geht man auf breiten, phantastischen Reichtum, auf wissenschaftliche Bewegung, auf unendlich flutende Fülle aus und setzt anstelle der harmonischen Humanität den unbegrenzten Schwung ins Transzendente. Statt der abgerundeten Plastik der Gestalten und ihrer typisierten Idealität liebt man die bis ins Bizarre, Absonderliche, ja Fratzenhafte gesteigerte Charakteristik und will im ganzen weniger in ruhigem Maße erfreut als leidenschaftlich erregt und erschüttert sein. Alles das aber ist gotisch und findet seine genaue Entsprechung in der bildenden Kunst.

*) Für die bildende Kunst führt ähnliche Gedanken aus W. Worringer in „Formprobleme der Gotik" 1911.

Diese gotischen Eigenheiten offenbaren sich am reinsten in der ältesten germanischen Kunstform: der Ballade, die auch die Bauzelle des deutschen Heldenepos gewesen ist. In der Ballade vom Hildebrandslied oder von den Gesängen der Edda an bis zu Bürgers Lenore, dem Goetheschen Erlkönig und Mörickes Feuerreiter haben wir die atemlose Bewegtheit, die leidenschaftliche Steigerung zu einzelnen Stimmungsgipfeln, das Hereinbeziehen transzendenter Gewalten, was alles zur Erschütterung durch das gotische Kunstwollen führt. Die großen Epen, die meist wohl unter dem Einfluß Virgils oder anderer nichtgotischer Vorbilder entstanden sind, zeigen weit weniger deutlich das echtgermanische Kunstwollen. Und doch ist es interessant, zu beobachten, wie trotz der romanischen Vorlage der größte Dichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, in seinem Parsifal ein Werk schafft, das in seiner phantastischen verwirrenden Fülle, in seinen unplastisch-flächenhaft und doch wieder fast karrikaturhaft scharf gesehenen Gestalten, in seinem dunkeln Drang ins Transzendente echt gotisch ist wie das Straßburger Münster.

Gotisch in diesem Sinn ist auch das Theater des Mittelalters, die Mysterien mit ihrer verwirrenden Fülle von Bildern und Gesichten, die zwischen Himmel und Hölle schwanken. Aus diesem Boden ist das Theater erwachsen, das die reinste Entfaltung germanischen Geistes ist: die Bühne Shakespeares. Dasselbe Kunstwollen, das wir überall am gotischen Werke gekennzeichnet haben, kehrt hier wieder: nicht Einheit, sondern berückende, verwirrende Fülle, die ihre Form dadurch erhält, daß sie in einzelnen gewaltigen Höhepunkten gipfelt, eine Charakterzeichnung, die nicht die typisierende Idealisierung der griechischen Szene kennt, sondern das Charakteristische bis zum Bizarren und Fratzenhaften liebt, ein Leben, das bei aller Kraft und Bodenständigkeit doch durchwoben ist von transzendentalen Beziehungen zur Geistes- und Hexenwelt.

Und aufs neue bricht, trotz aller klassischen und romanischen Einflüsse, der gotische Geist auch im Drama nochmals durch: im Drama Goethes und seiner Zeitgenossen, am reinsten und tiefsten im Faust. Man muß den Faust ansehen wie eine der gotischen Kathedralen, die auch nicht nach einem Wurf und einem Plan aufgebaut wurden, die sogar klassische Elemente in sich aufnehmen konnten und doch ihren gotischen Grundcharakter wahrten. Auch hier besteht nicht Einheit im Sinne der klassischen Dramen: die Einheit dieses Werkes ist eine transzendente; religiöse Mystik, und grotesker Teufels- und Hexenspuk klingen zusammen zu wunderlichem Akkord, und nur der dunkle Drang zur Höhe hält alles zusamen.

Überall, wo der deutsche Geist sich frei entfaltet, uneingeschnürt durch klassische Regeln, tritt die gotische Wesensart heraus, oft bis zum Grotesken konsequent. Die Romane Jean Pauls mit ihrem barocken, gewollt-chaotischen Inhalt, mit ihrer seltsamen Mischung von transzendentalem Hochschwung und phantastischem Arabeskenwerk, ihren flächenhaft gesehenen, teils ins Überirdische stilisierten, teils ins Absonderliche verzerrten Gestalten sind echte Ausgeburten

des gotischen Kunstwollens, das eben nicht auf maßvolle, ausgeglichene Schönheit ausgeht, sondern auf verzückten Hochschwung, gepaart mit einem Humor, der mit den Dingen der Welt groteske Spiele treibt.

Vielleicht ist in diesen Werken der gotische Geist zu reinerer Entfaltung gelangt als dort, wo mit bewußter Absicht die gotische Tradition aufgenommen wurde: in der Romantik. Es ist das keine ganz unbefangene und deshalb oft eine gefärbte und frisierte Gotik, aber einen Hauch des gotischen Formwillens haben auch die Romantiker verspürt. Nur ist es eben eine Wendung ins Sentimentale und Schwächliche, den der gotische Gedanke in der Romantik oft erhalten hat; und eben darum müssen wir uns hüten, in der Romantik das Gegenspiel gegen die Klassik zu sehen. Das kann allein der gotische Kunstwille sein, dem nicht das Treibhaushafte und Unkräftige der Romantik anhaftet. Immerhin aber dürfen wir in allen Äußerungen des romantischen Geistes im neunzehnten Jahrhundert wenigstens Ableger der Gotik sehen, und so ist also auch das neunzehnte Jahrhundert durchwoben von gotischen Tendenzen, wenn sie auch selten nur ganz frei sich zu äußern vermögen.

*

Nicht weniger gewaltig als in den andern Künsten hat sich der gotische Geist in der Musik geregt. Was wir von der Tonkunst der Griechen wissen, stimmt ganz zu dem sonstigen klassischen Kunstideal. Diese monophonen Tongebilde in ihrer durchsichtigen Klarheit strebten eine eindeutige Gefühlswirkung an. Erst die polyphone Musik des germanischen Mittelalters erging sich in verschlungeneren Gebilden, die in ihrer geheimnisvollen Verwobenheit an die typische Bandornamentik des Nordens erinnert. Und die konsequente Weiterentwicklung dieser Stilmittel führt dann zur Musik der Schütz und Buxtehude, der Händel und Bach, die in so grandioser Weise einen Stil entwickelten, der in seinem geheimnisvoll verschlungenen Linienspiel, dem allmählichen Emportürmen gewaltiger Tonmassen, seinen grellen Kontrasten ein echter Ausdruck desselben gotischen Geistes ist, der überall in der germanischen Kunst waltet. Haydn und Mozart, stärker beeinflußt von dem benachbarten Süden, nähern sich dem durchsichtigen, harmonischen Schönheitsideal der Klassik, aber im späteren Beethoven bricht sich der gotische Geist wieder Bahn, der ins Unendliche und Transzendente hinstrebt. Alles, was man dieser Musik und fast aller deutschen Musik vorgeworfen hat, sind dieselben Vorwürfe, die die Klassik stets für die Gotik hat. Mangel an Klarheit und einfacher ausgeglichener und abgerundeter Schönheit (in der Musik vertreten durch die diatonische Melodie), Schwerfaßlichkeit des Gefühlsausdrucks zum Selbstzweck gewordene konstruktive Gelehrsamkeit, übertriebenes Streben nach Charakteristik, der rücksichtslos das Gleichgewicht geopfert wird. Wenn man, in vager Anlehnung an literarischen Stil in der Musik von Romantik spricht, so meint man eben dies. Die Musik der Schumann und Brahms, der Bruckner und Reger fällt ganz unter diese musikalische Gotik und selbst das Musikdrama Wagners, das allerdings seinem

Programm nach die Musik überschreitet, ist in der Tat durchaus gotisch und von den Italienern z. B. stets so empfunden worden. Es betont den charakteristischen Ausdruck, aber die Gestalten bleiben trotzdem flächenhaft und von metaphysischem Nebel umwoben, ja es ist die ausgesprochene Absicht des Meisters, eben durch die Musik schon die transzendente Atmosphäre zu erhalten, die seit alters der Gotik eigen ist. Und die unendliche Melodie, di grellen Kontraste, die ekstatischen Aufschwünge, alles das ist gotisch in dem von uns gezeichneten Sinne.

Wir lassen es bei diesen Anregungen bewenden. Sie dürften genügen, um darzutun, daß in der germanischen Kunst ein Formwille wirksam ist, der vielleicht dem klassischen Ideal nicht entspricht, in gewissem Sinne sogar deren Verneinung darstellt. Aber braucht er sich darum vor jenem zu verstecken? Wo in aller Welt ist der Klassik das alleinige Privileg der wahren Kunst verbrieft? Es ist ein alter Zug der Deutschen, stets das von außen kommende zu überschätzen und eine mehr als tausendjährige Tradition hat uns gewöhnt, das Klassische schlechthin mit dem Vollendeten gleichzusetzen, so sehr, daß unsere größten Dichter sich fremdes Kostüm borgten und ihren Ehrgeiz darein setzten für „klassisch" gehalten zu werden. Aber seien wir ehrlich! Was hat unser Volk am tiefsten auch an Goethe erlebt: etwa die „rein" klassischen Werke wie Pandora, die Elegien, den Helenaakt im Faust oder die freiströmende, von keinem klassischen Ideal beeinflußte Lyrik, den Wilhelm Meister, den Götz oder Faust, der Tragödie ersten Teil? Die Antwort kann nicht schwer sein! Und wer weiß, ob selbst Iphigenie nicht trotz statt wegen der klassischen Form wirkt, ob nicht das Deutsche darin die tieferen Wirkungen erweckt gegenüber dem „Klassischen". Was uns nottut, ist Selbstbesinnung nicht bloß im Hinblick auf unsere Schwächen, auch im Hinblick auf unsere Stärke. Wir müssen den Mut haben zu unserer eigenen Größe, zu unserer eigenen Schönheit. Dieser Krieg, der uns unsere ungeahnte Kraft in militärischer Hinsicht gezeigt hat, wird hoffentlich auch die Folge haben, daß wir lernen, uns kulturell auf eigene Füße zu stellen und nicht immer von Hellas und Paris Maß und Norm für das zu holen, was schön zu sein hat. Wahre Vollendung wird nie erreicht, indem man fremde Triebe sich aufpfropft oder in fremde Kostüme sich hüllt, sondern nur dadurch, daß man das eigene Wesen zur vollkommensten Blüte und reichsten Frucht ausreifen läßt.

Franz Klein

Von Gerichtsassessor Dr. Karl-Ludwig Schimmelbusch

Die Wiederernennung Kleins zum österreichischen Justizminister wird weit über die schwarz-gelben Grenzpfähle hinaus freudigen Beifall finden; hat doch das Schaffen dieses glänzendsten lebenden Vertreters der österreichischen Jurisprudenz, der nicht nur eine Zierde seines Vaterlandes, sondern einer der strahlendsten Geister der deutschen Rechtswissenschaft überhaupt ist, vorbildgebend und befruchtend auf Gesetzgebung und Wissenschaft vieler europäischen Staaten gewirkt.

Die Größe der römischen Juristen wird damit begründet, daß sie auch Staatsmänner waren. Ein solcher ist auch der erlauchte Neuschöpfer des österreichischen Zivilprozesses. Aus dem Boden hervorgegangen, auf dem die gefeierten Denker der Sozialreform, ein Steinbach, ein Anton Menger, gewirkt haben, erkannte er in anwaltlicher Tätigkeit den Rechtsstreit als ein „Fall sozialer Not"; durch den beständigen Anblick des ebenso juristisch hochentwickelten, wie schwerfälligen und unfruchtbaren alten österreichischen Verfahrens richtete sich sein Sinn auf die Grundfrage, was denn der Rechtsstreit überhaupt bezweckt. Und er, der das Augenmaß für die Dinge hat wie selten einer und dem der Geist der Geschichte die Gedanken lenkt, erkannte: „Der Prozeß ist ein Glied des Kräfteparallelogramms unserer Volkswirtschaft geworden, aus seiner abstrakten Höhe herabgestiegen in die hastende Atemlosigkeit von Handel und Wandel, auf allen Seiten umspült von finanziellen Kalkulationen. Er ist für den Geschäftsmann eine Tagesfrage, die bald von anderen Tagesfragen verdrängt werden wird." In der Schrift „Pro futuro" veröffentlichte er als Privatdozent in Wien Betrachtungen über die Probleme der Prozeßreform. In den nächsten zwei Jahren veröffentlichte er Entwürfe zu Prozeßgesetzen; schon 1893 gingen sie dem Parlament zu und 1895 wurden sie Gesetz.

Klein, inzwischen zum ordentlichen Professor und alsbald zum Sektionschef im Justizministerium ernannt, wurde 1901 Justizminister.

Kaum sah Klein die Durchführung der Prozeßgesetze gesichert, als er sich zahlreichen weiteren gesetzgeberischen Problemen zuwandte. Vor allem waren es einige der wichtigsten Gebiete des Wirtschaftslebens, denen sein schöpferischer Geist neue Bahnen wies. Dem neuen Scheckgesetz, den Gesetzen für das landwirtschaftliche Entschuldungswesen, die G. m. b. H., die Jugendfürsorge und das Jugendstrafrecht hat er die Züge seines Geistes aufgeprägt. Er war es auch,

der den Grund für den österreichischen Strafgesetzentwurf legte, und der dafür sorgte, daß Ungers Anregungen einer zeitgemäßen Umgestaltung des alten bürgerlichen Rechts durchgeführt wurden, wobei vor allem die Stellung der Frau und des unehelichen Kindes eine erhebliche Verbesserung erfuhr. Immer neue Arbeiten zeugen von Kleins Gedankenreichtum und Gestaltungskraft; erinnert sei nur noch an den umfangreichen, allgemein zu den bedeutsamsten Werken der sozialwissenschaftlichen Literatur gezählten Grundriß „Das Organisationswesen der Gegenwart" (Berlin, Vahlen 1913), und an die jüngst erschienene Studie „Amerika und der europäische Krieg" (Wien, Manz). Der Deutsche Juristentag erkannte Kleins leuchtende Wirksamkeit für das gesamte deutsche Rechtsleben durch seine Wahl zum Präsidenten an, und die vor kurzem entstandene, die tunlichste Annäherung der Mittelmächte in Gesetzgebung und Verwaltung anstrebende „Waffenbrüderliche Vereinigung" feierte in ihm einen ihrer Gründer und Führer.

So zeigt sich der neue österreichische Justizminister als ein Mann, dessen maßgebender Einfluß auf die geistige und wirtschaftliche Entwicklung Österreichs und des Deutschen Reiches in reichem Maße segenbringend ist. In seiner bezwingenden Frische und ungebrochenen Kraft möge er unseren Waffenbrüdern und uns lange erhalten bleiben, zum Heile fortschreitender geistigen Annäherung und kulturellen Verschmelzuug beider Reiche.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6536.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 26/27.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1917 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Paläſtina und unſere Feinde

Von Superintendent Fritz Hoppe

„Wir haben einen kranken Mann auf dem Halſe, einen ſehr kranken Mann“, dieſe von Zar Nikolaus dem Erſten am 9. Januar 1853 an den engliſchen Geſandten Seymour gerichteten Worte haben das klaſſiſche Wort von dem kranken Mann am Bosporus geprägt, und nicht nur Rußland, ſondern auch ſeine heutigen Verbündeten haben alles getan, um dieſen Kranken allmählich ſterben zu laſſen, ja ſeinen Tod zu beſchleunigen. Der letzte Balkankrieg ſollte ihm den Gnadenſtoß verſetzen, und als dieſer mißlang, ſollten die Gallipolikämpfe von 1915 mit ihrem beabſichtigten Durchbruch der Dardanellenſtraße dem Patienten, der eben erſt ſeiner Geneſung entgegenging, den tödlichen Rückfall bringen.

Rußland, England und Frankreich hatten in Friedenszeiten ja bereits gute Vorarbeit getan. Ägypten, ein türkiſcher Vaſallenſtaat, war zum Genick des engliſchen Koloß geworden, Frankreich legte immer mehr ſeine Hand auf das Paläſtina vorgelagerte fruchtbare Libanongebiet, und der türkiſche Oſten wurde immer mehr durch die Aufteilung Perſiens zwiſchen Rußland und England, aber auch durch das ruſſiſche Armenien bedroht.

Keinem der türkiſchen Landesteile aber brachten die europäiſchen Großmächte ſolch allgemeines Intereſſe entgegen wie dem nur 28 000 Quadratkilometer großen und von nur einundhalb Millionen bewohnten rauhen Küſtenlande Paläſtina. Während jedoch Deutſchland auch hier ſich als der uneigennützige Freund der Türkei erzeigte, ließen unſere Feinde ſich mehr oder weniger von Eroberungsgelüſten leiten, um dieſes Glied am Körper des kranken Mannes für ſich abzutrennen. Iſt doch Paläſtina für das chriſtliche Europa das Heilige Land, deſſen Beſitz für jedes chriſtliche Volk in höchſtem Maße erſtrebenswert iſt, und noch immer iſt dies Land die Völkerbrücke zwiſchen Afrika und Aſien wie das Einfallstor nach Ägypten, Grund genug für den Wunſch, es ſein Eigen nennen

zu dürfen. So waren denn auch fast in allen größeren Städten des Landes, vor allem in Jerusalem und den Hafenorten Jaffa und Haifa, die europäischen Großmächte durch ihre Konsuln vertreten, die wie sonst nur die Gesandten das Recht der Exterritorialität genossen. Ja sogar ihre Schutzbefohlenen nahmen kraft der von den Großmächten mit der Hohen Pforte geschlossenen Kapitulationen an demselben teil. So durften sie nicht zur Steuer herangezogen werden, nur der Grundbesitz und landwirtschaftliche Betrieb wurden hiervon ausgenommen, ebenso waren die Nichteinheimischen ihrer Konsulatsgerichtsbarkeit unterstellt, während Streitigkeiten zwischen Ausländern und Einheimischen unter Hinzuziehung des betreffenden Konsulatsdragomans vor dem türkischen Gerichtshof zum Austrag gebracht wurden. Auch durften nur in Begleitung oder mit ausdrücklicher Erlaubnis des Konsuls türkische Beamte die Wohnung eines Fremden betreten. Zur Aufrechterhaltung eines geordneten Verkehrs mit der Heimat wurden in Jerusalem, Nazareth, Jaffa und Haifa, den eigentlichen Pilgerzentren, heimische Postämter errichtet, die bei dem nach Tausenden zählenden alljährlichen Pilgerverkehr einen empfindlichen Aderlaß des türkischen Staatssäckels zur Folge hatten. So war es denn einfache Notwehr, wenn die Türkei die bis in das Mittelalter hineinreichenden Kapitulationen zu Beginn des Weltkrieges aufhob, um Herr im eigenen Lande zu bleiben.

Die den europäischen Großmächten eingeräumten Sonderrechte erweckten bei unseren Feinden den Appetit nach mehr. Am unverfrorensten trat derselbe bei den Franzosen hervor, die Syrien als das „Frankreich des Orients" betrachteten. So wurden die Beziehungen zu den christlichen Maroniten Syriens Jahrhunderte hindurch gepflegt; schon während der Kreuzzüge fochten die Maroniten auf Seiten der Franken, und Ludwig der Neunte schrieb in seinem Dankesbrief für die gewährte Hilfe „Wir sind der Ansicht, daß die Maroniten einen Bestandteil der französischen Nation bilden". Syrien aber ist das Hinterland von Palästina, von dem aus Frankreich seine Fühlhörner nach dem Lande Jesu ausstreckte. Nennenswerte Erfolge hatte es hier gerade auf wirtschaftlichem Gebiet in dem letzten Jahrzehnt zu verzeichnen. Nachdem 1892 die Société du chemin de fer de la Palestine die Bahn Jaffa—Jerusalem gebaut und in Betrieb genommen hatte, war 1912 der Ausbau des dem Güterverkehr dieser Bahn dienenden Hafens von Jaffa, der durch seine berüchtigten Klippen ein starkes Verkehrshindernis bot, einem Konsortium französischer Aktiengesellschaften übertragen worden, und die Société générale d'entreprise dans l'empire Ottoman, die mit vier Millionen Franks Kapital arbeitet, hatte die Ausbesserung und Unterhaltung der Straßen Jaffa—Jerusalem, Jaffa—Nablus und Jerusalem—Nablus zugewiesen erhalten. Vor allem aber hat Frankreich seine Siege auf kulturellem Gebiet erfochten. Kein europäischer Staat hat nämlich so viel für die Einrichtung von Schulen im Orient getan wie der französische: nicht weniger wie fünfhundertunddreißig französische Schulen mit vierundfünfzigtausend Schülern zählte man vor Ausbruch des

Krieges, deren Leiter und Lehrer als Träger und Verbreiter französischen Geistes ihrem Vaterlande unschätzbare Dienste geleistet haben. Die Schrittmacher für Palästina waren die seit 1876 arbeitenden frères des écoles chrétiennes, die in Syrien und Palästina neunzehn Schulen mit etwa dreitausend Schülern hatten, die sich etwa zu gleichen Teilen auf beide Länder verteilten. Allerdings hat das durch die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich hervorgerufene Vereinsgesetz der an und für sich verdienstvollen Tätigkeit der Schulbrüder wie anderer auf diesem Gebiet arbeitender Orden tiefe Wunden geschlagen, doch wurden die Schulen mit freilich geringeren Beträgen auch fernerhin vom Staate unterstützt. Doch nichts hat Frankreichs Position in Palästina so gefestigt, wie die Inanspruchnahme des Protektorates über die römisch-katholischen Christen Palästinas, ihre Ordensniederlassungen, Gemeinden, Schulen, sowie über die mit Rom unierten syrischen Kirchen, aber auch über den Besitz der heiligen Stätten. Französisch hieß soviel wie katholisch. Der französische Generalkonsul nahm als weltlicher Vertreter Roms in höchster Gala mit dem gesamten Konsulatspersonal an den feierlichen Messen, so der Ostermesse in Jerusalem und der Weihnachtsmesse in Bethlehem, teil, und, wenn der neugewählte Patriarch zum ersten Mal die Grabeskirche betrat, so nahm der Vertreter der Republik neben demselben seinen Platz ein, um damit die Schirmherrschaft Frankreichs über die Katholiken des Landes zu dokumentieren. Die vollkommen politische Wertung des Protektorates ergibt sich auch aus der Aufrechterhaltung desselben noch nach dem Bruch mit dem Vatikan. Der „Matin", das Regierungsblatt, wies damals ausdrücklich darauf hin, daß das Schutzrecht Frankreichs sich auf Verträge stütze, die ebenso für den Sultan wie für die sieben Mächte, die den Berliner Vertrag unterzeichneten, verbindliche Kraft besäßen, daß sie also mit den Beziehungen Frankreichs zum Vatikan in keiner direkten Verbindung ständen. Freilich hat „die Mutter der Kirche" nie viel Freude an ihrem mühsam erkämpften Schutzrecht gehabt. Gerade die Verbündeten, die griechisch-orthodoxen Russen, beanspruchten nicht weniger das Schutzrecht auf die heiligen Stätten, und die Kirchengeschichte Palästinas ist von Kämpfen zwischen „Lateinern" und „Griechen", in denen Frankreich dem alliierten Rußland zu Liebe immer weniger die Rechte seiner Schutzbefohlenen wahrnahm, voll. Vor allem aber hat Deutschland das französische Protektorat arg geschmälert. So versicherte der deutsche Kaiser anläßlich der 1898 durch ihn erfolgten Schenkung der Dormition, der traditionellen Sterbestätte der Jungfrau Maria, an die deutschen Katholiken Jerusalems dieselben „seines kaiserlichen Schutzes, wo und wann sie desselben bedurften", und als Frankreich im Jahre 1901 als Entschädigung für den durch die Kaiserreise von uns in Palästina erlangten Vorsprung die gesetzliche Anerkennung seiner Schulen im türkischen Reich wie aller Wohltätigkeits- oder Kultanstalten, deren Zollfreiheit zugleich gewährleistet wurde, und die volle Berechtigung zu Neugründungen erlangt hatte, wurden ein Jahr später ähnliche Zugeständnisse auch

dem Deutschen Reich gemacht, so daß das französische Protektorat für die deutsch-katholischen Niederlassungen mit ihren Arbeitern völlig illusorisch wurde.

In ähnlicher Weise ist auch die Invasion Rußlands in Palästina erfolgt; sie ist freilich neueren Datums, da sie erst Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzte, aber Staat und Kirche arbeiteten sich von vornherein ungleich intensiver in die Hände, um bei der „friedlichen Eroberung" Palästinas durch die Großmächte nicht die Rolle des betrübten Gerbers spielen zu müssen, dem die Felle weggeschwommen sind. Eine nicht übel geleitete Schulpolitik sollte auch für den Moskowiter die Bresche schlagen. Während es im Jahre 1898 in Syrien und Palästina vierundsechzig russische Schulen mit sechstausendsiebenhundertfünfunddreißig Kindern gab, war die Zahl derselben zehn Jahre später bereits auf einhundertundeins resp. zehntausend gestiegen und ist seitdem immer weiter gewachsen. Vor allem sind Mädchenschulen eingerichtet. Die Lehrkräfte sind durchaus ihrer Aufgabe gewachsen, sie werden in Seminaren des Landes ausgebildet, nach bestandenem Examen auf einige Jahre nach Rußland geschickt und kehren dann als „russische" Araber in die Heimat zurück, um die ihnen anvertrauten Kinder mit russischer Bildung zu beglücken und sie so für den ältesten und schlimmsten Feind der Türkei zu erziehen. So findet man nicht nur in den russischen Schulen, was erklärlich ist, Bilder des Zarenpaares, sondern auch vielfach in den Wohnungen der früheren Zöglinge. Mit an erster Stelle steht auf dem Stundenplan der Religionsunterricht der griechisch-orthodoxen Kirche, so daß die Kinder römisch-katholischer, aber auch mohammedanischer Eltern durch denselben auch in religiöser Beziehung russifiziert werden.

Der Verherrlichung des orthodoxen Glaubens dienen aber auch die zahlreichen russischen Kirchen und Kapellen. Die prächtige Kathedrale der heiligen Dreieinigkeit in Jerusalem wie die nicht minder schöne Magdalenenkirche am Fuß des Ölberges, die Gotteshäuser an der Küste wie in Jaffa und in der Jordanaue in Jericho, die Klöster und Kapellen mit ihren weiten, vortrefflich bebauten Ländereien geben einen imposanten Eindruck von der Macht des großen nordischen Reiches, das sich auf diese Weise zugleich als Großgrundbesitzer im Lande festgesetzt hat. Jahr um Jahr füllten sich diese Gotteshäuser und die geräumigen Herbergen der Klöster mit Tausenden von russischen Pilgern, die ihr Staat als Reklameschild für seine selbstsüchtigen Interessen den weiten Weg aus der nordischen Heimat nach Palästina machen ließ, das namentlich um die Osterzeit infolge des starken russischen Pilgerandrangs einen fast russischen Eindruck zu machen schien. Die „Russische Handels- und Dampfschiffahrtsgesellschaft" beförderte mit staatlicher Unterstützung die Pilger von Odessa bis Jaffa für den geringen Preis von 130 Mark hin und zurück, und für 10 Pfennige erhielten sie täglich Nahrung und Obdach in den Pilgerhäusern, in denen mächtige mannshohe Samoware auch für die Stillung des bekannten russischen Durstes sorgten.

Wie sehr dem russischen Staat selber an seinem Machtzuwachs in Palästina gelegen ist, geht aus der am 4. Mai 1882 auf das Betreiben des Prokurators des Heiligen Synods, des ebenso bekannten wie berüchtigten Pobjedonoszew, erfolgten Gründung der „Kaiserlich orthodoxen Palästina-Gesellschaft" hervor, die unter der Aufsicht dieser staatlichen Kirchenbehörde und vor allem des Russischen Auswärtigen Amtes arbeitet. Ihre Mitglieder gehören der ersten Gesellschaft an. So erklärt sich auch die Höhe ihrer jährlichen Einnahmen, die sich auf etwa 300000 Rubel, also 650000 Mark belaufen. Die erste ihrer drei Abteilungen befaßt sich mit „gelehrten Arbeiten und Forschungen", die zweite mit „der Unterstützung der orthodoxen Pilger", die dritte mit „der Pflege des orthodoxen Glaubens im heiligen Lande".

Welches sind nun aber die Pläne Rußlands? Als immer machtvoller auftretender Beherrscher des „schismatischen" von Rom losgelösten Orients gilt es den Christen griechisch-orthodoxer Konfession wie den nicht der römisch-katholischen Kirche angehörenden katholischen Orientalen als der Befreier vom Türkenjoch und hat darum auch, dieser günstigen Konjunktur Rechnung tragend, durch die Errichtung von Schulen, Hospitälern, Kirchen und Klöstern die gehegten Erwartungen zu einem guten Teil befriedigt. So ist denn auch in einer Kriegssitzung der Palästinagesellschaft auf das heilige Land für Rußland Beschlag gelegt worden, um es in ein russisch-christliches zu wandeln. Aber die Pläne Rußlands gehen viel weiter! Sie liegen wie bei Frankreich auf politischem Gebiet. Palästina ist für Rußland nur eine Etappe auf seinem Eroberungszuge durch den ganzen christlichen Orient, soweit er nicht der Interessensphäre der römisch-katholischen Kirche angehört. Die alte Nestorianische Kirche Palästinas hat es sich darum dienstbar gemacht, den vor den Türken flüchtenden Armeniern hat es aus demselben Grunde bereitwilligst Unterschlupf gewährt, und den arabischen Syrern bietet es die Freundeshand, um, wenn einst die endgültige Abrechnung mit dem Herrn seiner Schutzbefohlenen, der Türkei, kommen sollte, zwischen diese und ihren südlichen Untertanen einen Keil zu treiben und zugleich von Asien her auf geebneter Bahn gegen Konstantinopel zu marschieren.

Zugleich geht aber Rußland auf Eroberungen im eigenen kirchlichen Lager aus. Die griechische Kirche Palästinas mit ihrem Jerusalemer Patriarchat ist ihm ein Dorn im Auge, den es durch einen sich immer steigernden Ausbau seiner palästinensischen Machtstellung zu vernichten sucht, um an ihre Stelle zu treten. Jedes Mittel ist ihm hierzu Recht. Wiederholt hat es dem Patriarchat, um es seinen Plänen gefügig zu machen, die Geldkalamität der hohen Kirchenbehörde ausnutzend — im Jahre 1905 beliefen sich ihre Schulden auf 6550000 Franken —, die aus dem russischen Besitz ihm zufließenden Einkünfte von jährlich 210000 Rubeln, also fast einer halben Million Mark, gesperrt, während es durch seine Schulen und Kirchen wie Klöster zu den griechischen Gemeinden die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, um dieselben für seine selbstsüchtigen Zwecke sich dienstbar zu machen. Die Gemeinden selbst ergriffen nur

zu bereitwillig die ihnen entgegengestreckte Hand, da sie in ärgster Weise von der griechischen meist nicht einmal ihre Sprache kennenden Geistlichkeit vernachlässigt wurden. Ja, als es im Jahre 1908 zu einem offenen Bruch zwischen Hirten und Herden kam, stellte sich Rußland völlig auf letzterer Seite. Der russische Archimandrit Leonidas Sentsow schürte immer wieder das Feuer, und der russische Generalkonsul stachelte immer wieder die aufgeregten Araber gegen die Griechen auf.

Auch England hat seine Missionare in Palästina, deren Arbeit in der 1841 erfolgten Errichtung eines anglo-protestantischen Bistums in Jerusalem eine starke Rückendeckung hat, und unter dessen zweiten Inhaber, dem rühmlichst bekannten Bischof Gobat, sich die Church Missionary Society der Evangelisation vor allem der griechisch-orthodoxen Christenheit zuwandte, die es auch zu einer Reihe von Gemeindegründungen bis in das Ostjordanland hinein gebracht hat. Dieselbe Missionsgesellschaft ist zugleich auch diejenige, die weitaus am umfassendsten und planmäßigsten Mohammedanermission treibt, seit dem Jahre 1823 ist die Londoner Judenmission als einzige ihrer Art vor allem in Jerusalem tätig. Irgendwelche politische Absichten liegen den Missionaren bei ihrer Tätigkeit fern, wenn sie auch bei ihrem hochgespannten Nationalgefühl nicht zu unterschätzende Pioniere ihrer Heimat auf palästinensischem Boden sind. Auch unterstützt der englische Staat gerade diese Mission mit nicht unbeträchtlichen Geldmitteln, während er z. B. in Indien und im Sudan die missionarische Tätigkeit zu hemmen sucht.

Doch weiß der Brite auch ohne seine Missionare sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Der durch den genialen jüdischen Schriftsteller Theodor Herzl ins Leben gerufene Zionismus hat Tausende von Juden in das Land der Väter gerufen, die es wieder Israel zurückgewinnen wollen. Aber ihre Ansiedlung, ihre Schulen und gemeinnützigen Anstalten, ihre Industrie kostet Geld, viel Geld, und die Geldquellen fließen in — England. Die Londoner jüdische Nationalbank, das eigentliche „finanzielle Instrument" des Zionismus, ihr Tochterinstitut, die Anglo Palestine Compagny und die Palestine Land Development Company sind englische Institute, die vor allem in den jüdischen Kolonien mehr oder minder Kapital untergebracht haben, so daß der englische Staat ein gewisses jüdisch-zionistisches Protektorat auszuüben berechtigt ist. Wie weit dahingehende Bestrebungen schon verwirklicht sind, geht aus einer von Zangwill, dem Führer der englischen Zionisten, auf dem siebenten zionistischen Kongreß gehaltenen Rede hervor, in der er der britischen Regierung als der regen Förderin der zionistischen Bestrebungen höchste Anerkennung zollt. Auch die Sympathien der palästinensischen Judenheit selber, soweit sie sich wenigstens aus den aus Europa eingewanderten Elementen, den sogenannten Aschkenasim, zusammensetzt, entsprechen ganz denen der englischen Zionisten trotz alles Hasses gegen die englische Judenmission. Als die Krönung König Eduards infolge Krankheit verschoben werden mußte, beteten viele Aschkenasim für seine Ge-

nesung, und während des Burenkrieges zirkulierte unter ihnen ein besonderes Gebet für einen Sieg Englands. Auch der Aufschwung des englischen Handels in Palästina ist ein Werk der Juden.

Nicht minder weiß aber England die arabisch eingeborene Bevölkerung für sich zu gewinnen. Die auf die Loslösung vom Osmanenreich oder wenigstens auf Zusicherung gewichtiger Konzessionen gerichteten Bestrebungen der Araber, die mehr und mehr auch nach Palästina übergriffen, wo es in den letzten Jahren zu blutigen Erhebungen der ostjordanischen Beduinen um Maan und Kerak kam, haben bei dem Gebieter des benachbarten Ägypten mit seiner arabischen Bevölkerung nur freudigen Widerhall gefunden, bedeutet ihre Verwirklichung doch die Errichtung eines unter englischem Protektorat stehenden arabischen Kalifates in Mekka. So empfing nach der Niederschlagung des Drusenaufstandes im Jahre 1911 die Führer desselben Lord Kitchener, der ungekrönte König Ägyptens, in öffentlicher Audienz, und gleich nach Beginn des Tripoliskrieges tauchten in den Grenzorten Palästinas zahlreiche ägyptische Spione und Emissäre auf, die für ein unter ägyptischer, also englischer Führung stehendes arabisches Kalifat zu wirken suchten.

Doch Englands Palästinapolitik ist schließlich doch nur von der Errichtung eines britisch-indo-afrikanischen Weltreiches aus verständlich. Gewaltige Fortschritte hat es zu seinem Aufbau in den letzten Jahren vor dem Kriege gemacht, so vor allem durch die Dreiteilung Persiens. Eine direkte Beeinträchtigung seiner Interessen hatte es nur noch von der Türkei zu fürchten und zwar, da dieselbe sonst völlig von der englischen Macht umschlossen ist, durch einen etwaigen Aufmarsch türkischer Truppen an der ägyptisch-palästinensischen Grenze und einem Vormarsch gegen Ägypten und den Suezkanal, um so den britischen Löwen an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen. So wurde auch in den letzten Jahren die Sinaiprovinz der ägyptischen Landesverwaltung entzogen und als Militärgebiet direkt dem englischen Oberbefehlshaber des ägyptischen Heeres unterstellt, um einer vordringenden türkischen Armee vor dem Kanal ein kampfbereites Heer entgegenstellen zu können. Der Weltkrieg mit dem türkischen Operationsgebiet auf der von den englischen Truppen geräumten Sinaihalbinsel wie ihren Kämpfen am Kanal haben der englischen Palästinapolitik Recht gegeben.

So hatten denn unsere Feinde mit Ausnahme von Italien, das keine nennenswerten politischen Interessen in Palästina hat, einen nachhaltigen Einfluß auf die Zukunft dieser einzigartigen türkischen Provinz erlangt, der in stetem Wachsen begriffen war und eventuell zu einer Katastrophe hätte führen können, die Türkei selber aber konnte aus Mangel an Machtmitteln dieser Räuberpolitik ihrer jetzigen Feinde keinen Einhalt tun. Der Krieg hat mit einem Schlage eine völlig veränderte Situation geschaffen: Palästina ist wie mit eisernem Besen von seinen vermeintlichen Freunden befreit worden. Schon bei Beginn des Weltkrieges, noch vor dem Eintritt der Türkei in ihn, reisten die

meisten Engländer, Russen und Franzosen nach Schließung ihrer Anstalten ab. Später, nach Eintritt der Türkei in den Krieg wurde mit Ausnahme einiger Wohltätigkeitsanstalten jede Tätigkeit der feindlichen Nationen untersagt, deren Gebäude nun teilweise militärischen Zwecken dienen, auch auf Kirchen wurde Beschlag gelegt. Die Schulen wurden vielfach in mohammedanische Unterrichtsanstalten umgewandelt wie das Kloster und Seminar der „Weißen Väter" von der „Mission von Algier" in Jerusalem. Nur die orthodoxe und die griechisch-unierte Kirche wie die Deutsche Mission beider Konfessionen blieben von diesen Zwangsmaßregeln verschont, sie dürfen auch weiterhin ihre Tätigkeit ausüben. Durch die Aufhebung der Kapitulationen wurden die Sonderrechte der Europäer gestrichen. Von einschneidender Bedeutung für die fernere Gestaltung des Schulwesens sind die Dezember 1914 erlassenen Schulverordnungen geworden, die sämtliche fremde Unterrichtsanstalten der Staatsaufsicht unterstellen, die Einreichung der Lehrpläne an die türkische Unterrichtsbehörde, den obligatorischen Unterricht in der türkischen Sprache, sowie die türkische Unterrichtssprache in türkischer Geographie und Geschichte fordern, vor allem aber verbieten sie den Religionsunterricht der in den Schulen aufgenommenen Fremdgläubigen, also der Muhammedaner, so daß sie den Missionscharakter verlieren. Neugründungen dürfen nur für die Orte mit einer entsprechenden starken Bevölkerung vorgenommen werden, so daß jede fortschreitende fremde religiöse Tätigkeit nach Kräften unterbunden wird.

Alle diese Verordnungen bedeuten für unsere Feinde bei einem siegreichen Ausgang des Krieges für die Türkei einen außerordentlich empfindlichen Rückschlag in ihrer Tätigkeit und damit in ihrer friedlichen Eroberungspolitik, ganz abgesehen davon, daß nach einer etwaigen Wiederaufnahme ihrer kulturellen und kirchlichen Arbeit dieselbe von vornherein beschnitten und vom türkischen Staat doppelt aufmerksam verfolgt werden wird.

Die Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort in alter und neuer Zeit

Von Dr. Wilhelm Knorr

Der Begriff der Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort umfaßt mehrere Arten von Verträgen Kriegsgefangener mit dem Sieger. In älteren Zeiten konnte der einzelne Ergreifer über seinen Gefangenen verfügen und kraft eignen Rechtes Verträge, z. B. über die Höhe des Lösegeldes, mit ihm abschließen. Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts etwa ging die Entwicklung jedoch immer mehr dahin, daß der Truppenführer, dann der Kriegsherr, endlich in der neuzeitlichen Kriegführung der Nehmestaat die Verfügung über den Gefangenen allein in Anspruch nahm. Seitdem ist es der kriegführende Staat, der durch seine Truppenführer ehrenwörtliche Verträge mit den Kriegsgefangenen seiner Heere abschließt.

Die Verpfändung der Ehre sowie eine Reihe weiterer Merkmale sind diesen Verträgen der Gefangenen mit dem Sieger gemeinsam und rechtfertigen die Zusammenfassung, die diese Verträge bisher stets im Schrifttum unter dem Ausdrucke „Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort" erfahren haben. Die Verträge sind gegenseitige, sie begründen sowohl auf der Seite des Kriegsgefangenen, als auch auf der Seite des Siegers voneinander abhängige Rechte und Pflichten. Die Eingehung des Vertrages ist auf beiden Seiten freiwillig, durch keine internationale Vorschrift oder Gewohnheit wird der Sieger verpflichtet, den Gefangenen gegen Ehrenwort zu entlassen, ebensowenig kann auch der Gefangene zur Abgabe des Ehrenwortes gezwungen werden. Nach Eingehung des Vertrages aber hat der Gefangene das Versprechen, das er unter Verpfändung der Ehre abgegeben hat, mit peinlicher Treue bei Verlust seiner Ehre zu halten, der Sieger seine Verpflichtungen aus dem Vertrage ebenfalls treu zu erfüllen, wenn anders er das gleiche von der Gegenpartei erwarten will.

Im einzelnen können wir drei Arten solcher ehrenwörtlichen Verträge unterscheiden, die ihre gesonderte Geschichte und Entwicklung durchgemacht haben, nämlich je nachdem durch solchen Vertrag die endgültige oder die vorläufige Entlassung oder endlich nur eine Erleichterung des harten Loses der Gefangenschaft angestrebt wird. Je nach der Art dieser Verträge ist auch der Inhalt der gegenseitigen Verpflichtungen verschieden: Bei der endgültigen Ent-

lassung übernimmt der Gefangene die Verpflichtung, in Zukunft für eine längere oder kürzere Zeit, gewöhnlich für die Dauer des Krieges, nicht mehr die Waffen gegen den Sieger zu tragen oder nicht einmal das Geringste zu dessen Schaden zu unternehmen. Bei vorläufiger Entlassung oder Beurlaubung pflegt das Versprechen abgegeben zu werden, zur bestimmten Zeit zurückzukehren. Erleichterung der Gefangenschaft, freie Bewegung, erreicht der Gefangene meistens durch das ehrenwörtliche Versprechen, sich auf keine Pläne zur Flucht einzulassen und den ihm vorgeschriebenen Bezirk nicht zu überschreiten. Der Sieger übernimmt in den ersten beiden Fällen die Verpflichtung, den Gefangenen zu entlassen, im Falle der freien Bewegung gegen Ehrenwort den Gefangenen nicht einzusperren, oder sonst hart zu behandeln. Die ehrlose Nichterfüllung der durch das Ehrenwort gesicherten Verpflichtungen zieht für den Gefangenen schwere Strafe nach sich: Er verfällt nach altüberliefertem Kriegsrecht sowohl als auch nach den meisten bestehenden Landesgesetzen der Ehrlosigkeit und dem Tode. Das neuere Völkerrecht droht dem Wortbrüchigen den Verlust der Rechte eines Kriegsgefangenen an. Der Nehmestaat ist befugt, ihn nach seinen Landesgesetzen aburteilen zu lassen. Nach deutschem Rechte steht der Kriegsgefangene unter Militärgerichtsbarkeit, das Militärstrafgesetzbuch bestimmt im § 159: „Ein Kriegsgefangener, welcher unter Bruch des gegebenen Ehrenwortes entweicht, oder auf Ehrenwort entlassen, die gegebene Zusage bricht, wird mit dem Tode bestraft." Ähnliche Vorschriften enthalten die französischen, griechischen, amerikanischen, italienischen und dänischen Militärstrafgesetze.

Die Geschichte der ehrenwörtlichen Verträge Kriegsgefangener mit dem Sieger ist uralt, sie ist verknüpft mit den besten Überlieferungen germanischer ritterlicher Kampfesart und Kriegführung. Erst neuere Forschungen des Verfassers haben diese Entwicklung aufgedeckt, während bisher die Entstehung und Verbreitung des Kriegsbrauches der Entlassung Kriegsgefangener als eine Frucht neuzeitlicher Gesittung und Menschlichkeit im Kriege angesehen wurde. Ein näheres Eingehen auf die außerordentlich reizvolle ältere Entwicklungsgeschichte der ehrenwörtlichen Verträge Kriegsgefangener mit dem Sieger bis zu ihrer allgemeinen Verbreitung und Anerkennung im Völkerrecht, von der man etwa seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sprechen kann, würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Eine kurze Zusammenfassung des Ergebnisses der soeben erschienenen Untersuchungen*) möge hier genügen.

Es ist das Verdienst Otto v. Gierkes,**) die germanische Herkunft und die rechtsgeschichtliche Entwicklung des Ehrenworts aus dem altgermanischen Treugelübde festgelegt zu haben. Das Treugelübde war im alten germanischen

*) Wilhelm Knorr, Das Ehrenwort Kriegsgefangener in seiner rechtsgeschichtlichen Entwickelung, Heft 127 der Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Dr. Otto von Gierke, Breslau, Verlag von M. u. H. Markus, 1916.

**) Otto v. Gierke, Schuld und Haftung im älteren Deutschen Recht, Heft 100 der gent. Untersuchungen, Breslau 1910.

Rechte das durch Treuwort und Handgelübde vollzogene Haftungsgeschäft, durch das jemand für den Fall der Nichterfüllung eigner oder fremder Schuld seine Person dem Zugriffe des Gläubigers unterwarf. Gierke weist nach, daß das Treugelübde im ganzen Mittelalter überall in Deutschland und in anderen von germanischer Rechtsauffassung beeinflußten Ländern in lebendigster Übung war, daß es sich aber aus einem Haftungsgeschäft zur Haftungsverstärkung entwickelte, endlich in Verbindung mit Ehrenklauseln, deren Hinzufügung im Mittelalter aufkam, sich im Leben mit großer Zähigkeit erhielt und noch bis heute im Versprechen unter Ehrenwort fortlebt. Das Treugelübde spielte nicht nur bei den Vorgängen des bürgerlichen Rechtslebens, sondern auch im Fehde- und Kriegsrecht unsrer Vorfahren eine große Rolle, sind doch Ehre und Treue die Grundlagen der deutschen Heeresverfassung und Kriegsführung seit den Zeiten des Lehnswesens und des Rittertums. Ganz besonders diente es seit alters zur Sicherung der Verpflichtungen Kriegsgefangener aus ihren Verträgen mit dem Sieger, die sämtlich schon in alter Zeit weit verbreitet und auch im deutschen Rechte schon zur Zeit des Sachsenspiegel als gültig anerkannt waren.

Ehe der in den Fehden und Kriegen unserer Vorfahren Gefangene seine endgültige Entlassung erreichte, pflegte der Überwinder ihm das Versprechen der Urfehde abzunehmen. Die Urfehde war das alte, aus dem urgermanischen Rechte überkommene, durch Treugelübde und Eid gesicherte Friedens- und Sühnegelöbnis, das Versprechen, in Zukunft Frieden zu halten, nichts gegen den Sieger zu unternehmen und die Unbilden der Gefangenschaft nicht zu rächen. Seit den Zeiten der Merowinger sind solche Sühnegelübde in den Berichten der Geschichtsschreiber über Fehden und Kriege unserer Vorfahren nachzuweisen; seit dem dreizehnten Jahrhundert ist auch eine Fülle von Urkunden erhalten, die uns den Wortlaut der Urfehdebedingungen, auch „Verschreibungen" genannt, überliefern, da über die Verhandlungen Protokolle aufgenommen und oft noch besondere Bestätigungen, Urfehdebriefe, ausgestellt zu werden pflegten.

Als eine Abspaltung der Urfehde kann man das Versprechen, nicht mehr gegen den Sieger zu kämpfen, bezeichnen. Die Urfehde mit ihren altüberlieferten Formeln war nur für die von alten germanischen Rechts- und Kriegsgewohnheiten beherrschten Kampfessitten geschaffen, für die großen Kriege mit fremden Völkern mußte eine kurze, allen verständliche Formel von höchster Bindungskraft angewandt werden: das war der Eid oder das unter Verpfändung der Krieger- und Mannesehre gegebene Wort, in Zukunft nicht die Waffen gegen den Sieger zu tragen. Schon Prokop berichtet aus den Vandalen- und Gotenkriegen, daß germanische Heerführer Kriegsgefangene gegen solches Versprechen entlassen haben. Die Urfehde starb denn auch mit der ritterlichen Kampfesart Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus, sie lebte fort in der Kriegsgeschichte der neueren Zeit in dem Brauche der Entlassung Kriegsgefangener gegen das Versprechen, nicht mehr gegen den Sieger zu kämpfen.

Schon aus den Kriegen des Altertums berichteten Schriftsteller Fälle von vorläufiger Entlassung Kriegsgefangener gegen das eidliche Versprechen, zum Feinde zurückzukehren, falls sie einen Auftrag des Siegers in der Heimat nicht sollten nach Wunsch erledigen können. Ähnliches wird auch aus der deutschen Geschichte des frühen Mittelalters berichtet. Seitdem aber im Mittelalter die Gewohnheit des Lösegeldes das Kriegsgefangenenrecht beherrschte, wurde die vorläufige Entlassung des Gefangenen zum Zwecke der Beschaffung des Lösegeldes gegen das durch Treugelübde und Eid gesicherte Versprechen der Rückkehr eine allgemein geübte Sitte, besonders in den Kriegen und Fehden des Rittertums. Auch die Kriegsführung der neueren Zeit bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging von dem Grundsatze aus, daß die Gefangenen des Lösegeldes wegen gemacht würden. In den Verträgen, sogenannten Quartieren, Kartellen oder Traktaten, über die Auswechslung der Gefangenen wurden für jede einzelne Rangstufe des Heeres ein besonderer Lösegeldsatz aufgestellt. Es wurde Sitte, die vorläufige Entlassung der gefangenen Offiziere gegen Gelübde, Parole, Ehrenwort zu verabreden, bis die verwickelten Verhandlungen über die gegenseitige Auswechslung beendet waren. Dieser Brauch der vorläufigen Entlassung war bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ganz Europa und auch in den Kolonialkriegen ein überall verbreiteter Kriegsbrauch. Seitdem aber der Krieg als eine Beziehung lediglich zwischen den Staaten als solchen aufgefaßt wurde und demgemäß nicht der einzelne Bürger, sondern nur der Staat als Feind betrachtet wurde, fiel jede Entschuldigung für die Erpressung des Lösegeldes von dem einzelnen Gefangenen fort. Der von wahrhafter Gesittung und Menschlichkeit erfüllte Vertrag zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten von 1785 weiß schon nichts mehr vom Lösegeld, und seitdem vollends das Frankreich der Revolutionskriege sich weigerte, Lösegeld für seine gefangenen Truppen zu zahlen, hörte die Sitte ganz auf. Nur bei kürzeren Beurlaubungen kennt die Kriegführung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts noch vereinzelt die vorläufige Entlassung gegen das Versprechen der Rückkehr.

Schon bei den alten Germanen kam es wohl vor, daß sie dem tapferen Feinde Sicherheit gelobten für den Fall der Ergebung. Für den Ritter galt es nicht als eine Schande, sich dem Feinde zu ergeben, wenn er sah, daß jeder weitere Kampf aussichtslos war. „Ich sicher", rief er dann aus. Dadurch wurde der Kampf beendet, der Sieger hieß den Überwundenen sich auf ein Pferd setzen, und so wechselten beide das Gelübde der Sicherheit. Der Besiegte gelobte mit Hand und Mund, als Gefangener dem Sieger zu folgen und nicht zu entfliehen, der Sieger versprach Schonung des Lebens und ehrenvolle Behandlung. Dies Treugelöbnis des Gefangenen wurde im späteren Mittelalter unter der Bezeichnung Feldsicherheit zum ritterlichen Ehrenwort des Gefangenen schlechthin, die ritterliche Haft nannte man auch „Feldgefängnis". In den Berichten und Urkunden über die Fehden und Kriege des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nimmt das ritterliche Gefängnis, die freie Bewegung des gefangenen

Ritters gegen Ehrenwort, einen breiten Raum ein. Auch die freie Bewegung gegen Ehrenwort ging in die neuere Kriegsführung über; es setzte sich seit der Verwelschung der deutschen Militärsprache etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges fort in dem Brauche des Erbittens und Gewährens von „Quartier" und in dem Brauche der Gewährung freier Bewegung der Gefangenen auf Parole, d. i. gegen das Ehrenwort, nicht zu entfliehen.

Die napoleonische Zeit brachte eine gänzliche Umwandlung der Kriegsführung, Napoleon räumte mit dem Schlendrian der matten Art des achtzehnten Jahrhunderts gründlich auf, aber in den erbitterten Kämpfen um das Dasein der Völker bildete das Fortbestehen des Brauches, Kriegsgefangene gegen Ehrenwort zu entlassen, einen ritterlichen, versöhnenden Einschlag. Das neunzehnte Jahrhundert übernahm die endgültige Entlassung gegen das Ehrenwort, nicht gegen den Sieger die Waffen zu tragen, sowie die freie Bewegung Kriegsgefangener gegen das Ehrenwort, nicht zu entfliehen. Napoleon wandte die endgültige Entlassung gegen das Ehrenwort, nichts gegen sein Interesse zu unternehmen, sogar auch bei politischen Gefangenen gelegentlich an.

Das Zeitalter der großen Volksheere erweiterte insofern sogar die Anwendung der Entlassung gegen Ehrenwort, als es auch den einfachen Soldaten dieser Vergünstigung für fähig erklärte, während das achtzehnte Jahrhundert sie nur den Offizieren zubilligte. Ja die neueste Kriegsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kennt sogar einen Fall, in dem die Kriegsgefangenschaft der Offiziere gefordert, die ehrenwörtliche Entlassung der Soldaten dagegen angeboten wurde. Der Fall ereignete sich bei der Übergabe von Wei-hai-wei im japanisch-chinesischen Kriege, wo Admiral Ito dem chinesischen Unterhändler des Admirals Ting diese Bedingungen stellte. Ting zog es dann allerdings vor, Wei-hai-wei bedingungslos zu übergeben. Die vorläufige Entlassung gegen Ehrenwort hat dagegen weder im neunzehnten noch im zwanzigsten Jahrhundert irgendwelche Bedeutung wieder erlangt.

Wohl in keinem Kriege des neunzehnten Jahrhunderts ist der Brauch, Kriegsgefangene gegen Ehrenwort zu entlassen, so freigebig gehandhabt worden, wie im deutsch-französischen Kriege 1870/71 auf deutscher Seite. Schon im Anfang des Krieges wurden viele französische Offiziere von den Deutschen entlassen gegen die ehrenwörtliche Versicherung, während der Dauer des Krieges nicht mehr die Waffen gegen Deutschland zu tragen. Es stellte sich heraus, daß diese Verpflichtung nicht umfassend genug war, denn viele französische Offiziere fanden bei den Depots, beim Ausbilden von Soldaten usw. wieder Anstellung zum Nachteil der deutschen Truppen. Man sah sich daher gezwungen, die Verpflichtungsformel dahin abzuändern, daß außerdem versprochen werden mußte, „in nichts gegen das Interesse Deutschlands zu handeln", so lautete denn die Verpflichtung, die bei der Kapitulation von Sedan im großen Umfange angewandt wurde. Es ist bekannt, daß Moltke „Kriegsgefangenschaft der ganzen Armee" verlangte, wogegen Wimpffen bat, man solle sie unter der

Bedingung abziehen lassen, daß sie während des Krieges nicht mehr gegen uns diene und nach einer ihr bestimmten Gegend Frankreichs oder Algiers marschiere. Es blieb bekanntlich bei der Moltkeschen Forderung, doch wurden auf Anregung und durch die Gnade des Königs angesichts der tapferen Verteidigung der Armee von der Kriegsgefangenschaft ausgenommen alle Generale, Offiziere und höhere Beamte, die sich auf Ehrenwort schriftlich verpflichteten, weder die Waffen gegen Deutschland zu tragen, noch in irgendeiner Weise gegen dessen Interesse bis zum Ende des gegenwärtigen Krieges zu handeln. Die Offiziere, die diese Bedingungen annahmen, behielten ihre Waffen und ihr persönliches Eigentum. Fast den gleichen Wortlaut hatte die Kapitulation von Metz am 27. Oktober 1870, und ebenso erlaubte die Kapitulation von Straßburg am 28. September 1870 den Offizieren und im gleichen Range stehenden Beamten sämtlicher Truppen, nach einem von ihnen zu wählenden Aufenthaltsort abzureisen, wenn sie einen Revers auf Ehrenwort ausstellten. Ähnliche Bedingungen erhielten die Besatzungen von Laon, Soissons und anderen Festungen.

Die deutsche Großmut wurde schmählich mißbraucht; unter anderen begingen sogar die Generäle Ducrot, Barral, Cambriels und Cremer, die in Straßburg und Metz kapituliert hatten, die Ehrlosigkeit, trotz des gegebenen Ehrenwortes weiter in der französischen Armee zu dienen, im ganzen haben sich nachweislich hundertfünfundvierzig französische Offiziere, darunter die oben genannten Generäle, ein Oberst, zwei Oberstleutnants, drei Kommandanten und dreißig Kapitäne des Ehrenwortbruchs schuldig gemacht. Teilweise veröffentlichten sie entrüstete Proteste gegen die Beschuldigung, die aber meist durchaus nicht stichhaltig und voll knifflicher Wortklaubereien waren.

Die Generäle Barral und Ducrot begaben sich möglichst bald nach ihrer Entlassung wieder zur französischen Armee. Barral reiste, nachdem er nach Straßburgs Fall sogar zweifach das schriftliche Ehrenwort gegeben hatte, nach Kolmar und von dort zur Loire-Armee, und Ducrot befehligte später den großen Dezember-Ausfall der Pariser Truppen auf die Marne zu, aus dem er trotz seines heiligen Schwures, nur als Toter oder Sieger nach Paris zurückzukehren, lebendig und besiegt heimkehrte.

Die Wortbrüchigkeit der französischen Offiziere erregte laute, lang nachhallende Entrüstung, besonders nachdem bekannt worden war, daß die Regierung der Nationalverteidigung und Gambetta als Kriegsminister den Wortbruch guthießen, ja die in Belgien und Deutschland internierten Offiziere durch Drohungen und Aussetzung von Prämien dazu anhielten und die wortbrüchigen Offiziere wieder in die Armee einreihten.

Bismarck machte diese unerhörten Zustände zum Gegenstand geharnischter Noten.*) Es mag auf diesen tatkräftigen Widerspruch, gewiß aber auch auf die

*) Näheres darüber siehe Knorr, „Bismarck und die französische Kriegsführung 1870/71", „Grenzboten", 74. Jahrgang, S. 298 ff.

ehrenhaften Elemente im französischen Heere zurückzuführen sein, daß die Nationalversammlung später das Verfahren der Regierung heftig rügte, so daß im einzelnen Falle gegen die wortbrüchigen Offiziere vorgegangen wurde.

Kein Krieg in neuerer Zeit hat wohl so nachhaltigen Einfluß auf die Fortentwicklung des Völkerrechts geübt, wie der von 1870/71, er regte zu weiteren internationalen Zusammenkünften und zu Versuchen an, die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges festzulegen. Auch die Erfahrungen mit der Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort wurden in den am Kriege beteiligten Ländern viel erörtert; kaum ein Handbuch des Völkerrechts überging sie mit Stillschweigen. Die Franzosen suchten die Haltung der wortbrüchigen Offiziere zu beschönigen oder wenigstens als durch die Umstände entschuldbar hinzustellen.

Die Erfahrungen von 1870 veranlaßten den deutschen Generalstab in der von ihm im Jahre 1902 herausgegebenen Schrift „Kriegsgebrauch im Landkriege" auszuführen, daß Entlassung ganzer Truppenteile auf Ehrenwort nicht üblich sei, daß vielmehr mit jedem einzelnen verhandelt werden müsse und jede derartige Verhandlung „sehr genau zu formulieren und der Wortlaut aufs sorgfältigste zu prüfen sei". Besonderes Gewicht wird darauf gelegt, daß genau ausgedrückt werde, ob der Entlassene nur verpflichtet sei, in dem gegenwärtigen Kriege nicht mehr mit den Waffen gegen den entlassenden Staat zu kämpfen, ob er dagegen seinem Lande in anderweitigen Stellungen oder in Kolonien usw. Dienste leisten könne, oder ob ihm alle und jede Dienstleistung untersagt sei.

Auch in den weiteren Kriegen des neunzehnten und in den kleineren des zwanzigsten Jahrhunderts wurde der Brauch der ehrenwörtlichen Entlassung Kriegsgefangener geübt. Dabei blieb die umfassende Verpflichtungsformel, die bei den großen Kapitulationen des Jahres 1870 angewandt war, vorbildlich. Im Burenkriege mußten bei der Übergabe von Bloemfontein die gefangenen Buren folgenden Eid leisten: „Ich schwöre, während der Dauer des jetzigen Krieges nicht die Waffen gegen die englische Regierung wieder zu ergreifen, und den Republikanern weder Beistand leisten, noch ihnen Nachrichten über die englischen Streitkräfte zu bringen", sowie: „Ich schwöre bis zum Ende des Krieges ruhig zu Hause zu bleiben. Ich weiß übrigens, daß ich mich durch Verletzung meiner Eide nach Kriegsrecht strafbar mache".

Bei Übergabe von Port Arthur am 7. Januar 1905 mußten die russischen Offiziere, Beamten und Freiwilligen sich schriftlich auf ihr Ehrenwort hin verpflichten, bis zur Beendigung des Krieges nicht die Waffen zu ergreifen und keine gegen die japanischen Interessen verstoßende Handlung zu begehen. Nach dem Kampfe vom 10. August 1904 im selben Kriege wurde die Besatzung der russischen Schiffe, die nach Kiautschou geflüchtet waren, gegen ihr Ehrenwort, in Tsingtau bis zum Ende des Krieges zu bleiben, entlassen.

So machte die Praxis des Kriegsrechts von alters her bis in die neueste Zeit umfangreichen Gebrauch von der Entlassung Kriegsgefangener mit dem

Sieger. Wie immer folgte die Rechtswissenschaft nur zögernd und unter mannigfachen Zweifeln der praktischen Anerkennung unseres Brauches. Seit den Zeiten der italienischen Rechtslehrer des dreizehnten Jahrhunderts beschäftigte sich die Rechtswissenschaft mit unseren Verträgen. Das römische, das kanonische Recht und endlich das Naturrecht des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts mußten zur Begründung und zur Ablehnung der Rechtsgültigkeit der Verträge dienen, und erst die Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich über alle Zweifel zur rückhaltlosen Anerkennung der lange geübten Kriegsbräuche.

Eine alte Streitfrage, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert immer von neuem aufgeworfen wird, und erst in unseren Tagen endlich durch internationale Vereinbarung gelöst ist, ist die Frage, ob und wie weit der Kriegsherr, die Obrigkeit der gefangenen Soldaten, gebunden ist an das Versprechen der Gefangenen, nicht gegen den siegreichen Feind seines Vaterlandes die Waffen zu tragen oder bei der vorläufigen Entlassung nach Ende eines Urlaubs in die Gefangenschaft zurückzukehren. Einer der ersten Schriftsteller, der diese Frage erörterte, Paride dal Pozzo, im fünfzehnten Jahrhundert maßgebend in der Lehre des gerichtlichen Zweikampfes, geht vom Lehnswesen und dem Vasallitätsverhältnis aus; er spricht dem Vasalleneide die stärkere Kraft gegenüber dem Rechte des Feindes aus den Versprechen des gefangenen Vasallen zu. Nur wenn der Lehnsherr selbst den Vasallen zur Heeresfolge aufgefordert hat, muß das Recht aus dem Lehnseide dem Rechte des Siegers weichen. Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts geben dem Untertanen- und Fahneneide den Vorzug vor dem Versprechen gegen den Feind. Erst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts lehrt Gentilis, der große Rechtslehrer in Oxford, Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Hugo Grotius in seinem Buche „de jure belli ac pacis", daß die Obrigkeit des Gefangenen nicht nur an dessen Versprechen gegen den Sieger gebunden ist, sondern ihre Untertanen auch anhalten muß, dem Feinde die Treue zu halten. Spätere Gelehrte unterscheiden wieder zwischen Angriffs- und Verteidigungskriegen und wollen den Gefangenen seines Wortes ledig sprechen, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts endlich herrschte auch in der Wissenschaft Einigkeit darüber, daß der Staat des gefangenen Soldaten an dessen Versprechen gebunden sein müsse. Erst in neuester Zeit erfolgte ein Rückschlag gegen die rückhaltlose Anerkennung der Bindung des Staates durch das Versprechen des Angehörigen seines Heeres. Die allzu freigebige Anwendung der ehrenwörtlichen Verträge erhielt nicht zum wenigsten durch die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges einen argen Stoß. Man hob die Schattenseiten des Versprechens, nichts ferner gegen das Interesse des Siegers zu unternehmen, hervor; man erklärte das Versprechen für unvereinbar mit dem Fahneneide und mit der Natur des neuzeitlichen Militärdienstes, dem man sich nicht einseitig entziehen kann; man verurteilte es, daß Offiziere in bedrängter Lage ihr Schicksal von dem ihrer Untergebenen trennten, und wies endlich auf

die zweideutige Lage eines Offiziers hin, der nach seiner Entlassung aus feindlicher Kriegsgefangenschaft in seinem Vaterlande durch sein Ehrenwort gebunden, untätig den Opfern seiner Kameraden und seines Volkes zusehen müsse. Aus solchen Gründen treten neuerdings Gesetze, Kriegsartikel und auch die öffentliche Meinung der Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort entgegen, ja nach österreichischem Gesetze ist Offizieren und Soldaten gänzlich verboten, die endgültige Freiheit gegen Ehrenwort anzunehmen.

Diese Sachlage fanden die großen internationalen Zusammenkünfte im Haag, die über das Völkerkriegsrecht berieten, vor. Es blieb bei der Frage des Widerstreites zwischen der Obrigkeit des Kriegsgefangenen und dem Rechte des Feindes aus dem Versprechen nichts anderes übrig, als dem Staatsrecht den Vorrang zu lassen, und nur für den Fall völkerrechtliche Bestimmungen festzusetzen, daß die Gesetze des Heimatsstaates die Entlassung auf Ehrenwort gestatten.

Daher stellt sich das internationale Recht der ehrenwörtlichen Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft heute in den Artikeln 10—12 der im Haag 1899 und 1907 festgelegten: „Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges" folgendermaßen dar:

Art. 10.

„Kriegsgefangene können gegen Ehrenwort freigelassen werden, wenn die Gesetze ihres Landes sie dazu ermächtigen. Sie sind dann bei ihrer persönlichen Ehre verbunden, die übernommenen Verpflichtungen sowohl ihrer eigenen Regierung als auch dem Staate gegenüber, der sie zu Kriegsgefangenen gemacht hat, gewissenhaft zu erfüllen. Ihre Regierung ist in solchem Falle verpflichtet, keinerlei Dienste zu verlangen oder anzunehmen, die dem gegebenen Ehrenwort widersprechen."

Art. 11.

„Ein Kriegsgefangener kann nicht gezwungen werden, seine Freilassung gegen Ehrenwort anzunehmen; ebensowenig ist die feindliche Regierung verpflichtet, dem Antrag eines Kriegsgefangenen auf Entlassung gegen Ehrenwort zu entsprechen."

Art. 12.

„Jeder gegen Ehrenwort entlassener Kriegsgefangener, der gegen den Staat, dem gegenüber er die Ehrenverpflichtung eingegangen ist, oder gegen dessen Verbündete die Waffen trägt und wieder ergriffen wird, verliert das Recht der Behandlung als Kriegsgefangener und kann vor Gericht gestellt werden".

Es können demnach nicht nur Offiziere sondern auch Soldaten der Vergünstigung teilhaftig werden. Kein Kriegsgefangener aber kann zur Abgabe des Ehrenworts gezwungen werden. Ebenso hat jeder Staat das Recht zu bestimmen, ob er Entlassungen gegen Ehrenwort vornehmen will oder nicht;

er kann daher die Rechtswohltat auch auf Offiziere beschränken (wie Frankreich), er kann auch den Angehörigen seines Heeres verbieten, die ehrenwörtliche Entlassung anzunehmen. Beim Fehlen eines Gesetzes oder einer entsprechenden Dienstvorschrift wird man anzunehmen haben, daß nur der oberste Kriegsherr von Fall zu Fall die Lösung vom Kriegsdienste gestatten kann.

Die zweite Haager Friedensversammlung von 1907 hat zum ersten Male im elften Abkommen über die Beschränkung des Beuterechts im Seekriege Grundsätze über ehrenwörtliche Entlassung Kriegsgefangener im Seekriege aufgestellt. Darnach soll, wenn ein feindliches Handelsschiff, das nicht an den Feindseligkeiten teilgenommen hat, in die Hand des Feindes gerät, die Mannschaft, soweit sie einem neutralen Staate angehört, nicht kriegsgefangen werden. Neutrale Offiziere und Kapitäne sollen dies Vorrecht nur genießen, wenn sie ein förmliches, schriftliches Versprechen abgeben, während der Dauer des Krieges auf keinem feindlichen Schiffe Dienste zu leisten. Auch die feindliche Mannschaft samt Kapitän und Offizieren ist freizulassen gegen das förmliche, schriftliche Versprechen, während der Dauer der Feindseligkeiten keinen Dienst zu übernehmen, der mit den Kriegsunternehmungen im Zusammenhang steht.

Die Haager Kriegsartikel ordnen nur die endgültige Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort. Nur in dem Abkommen über die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Landkriege wird die freie Bewegung gegen Ehrenwort erwähnt, indem den Neutralen freigestellt wird, Offiziere freizulassen, wenn sie sich auf Ehrenwort verpflichten, das neutrale Gebiet nicht ohne Erlaubnis zu verlassen. Das Schweigen über die Erleichterung der Gefangenschaft gegen Ehrenwort ist aber nicht so aufzufassen, daß diese Verträge nicht die Billigung des Völkerrechts haben; vielmehr bleibt es hier bei den bisherigen Grundsätzen und Gewohnheiten des Völkerrechts, denn die Mächte haben in der Einleitung zu den Bestimmungen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges ausdrücklich darauf hingewiesen, daß in den Fällen, die in den Bestimmungen nicht vorgesehen sind, die Bevölkerungen und Kriegführenden unter dem Schutze und der Herrschaft des Völkerrechts bleiben, wie sie sich aus den unter gesitteten Staaten geltenden Gebräuchen, aus den Gesetzen der Menschlichkeit und aus den Forderungen des öffentlichen Gewissens herausgebildet haben.

Dies sind in großen Zügen die Grundlinien, in denen Übung und Wissenschaft der Verträge Kriegsgefangener mit dem Sieger bis zum heutigen Völkerkriege sich bewegt haben.

Und nun der große Krieg. — In einem solchen Ringen, in dem unsere Feinde sich unter dem Feldgeschrei „Vernichtung des deutschen Namens in aller Welt“ auf uns gestürzt haben, ist kaum ein Platz für die Anwendung der alten ritterlichen Bräuche. So ist denn bisher auch kein Fall der endgültigen Entlassung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort aus dem europäischen Landkriege zur öffentlichen Kenntnis gekommen, wenn auch theoretisch solche Fälle, z. B.

bei gegenseitigem Austausche hervorragender Gefangener, wie ein solcher zwischen Rußland und den Mittelmächten vorgekommen sein soll, denkbar wären. Der Kaiser von Rußland hat noch am 31. Oktober 1914 einen Ukas an die Militärverwaltung erlassen, nach dem die Entlassung gegen Ehrenwort möglich ist. Aus dem Kreuzerkriege jedoch und dem Kolonialkriege sind eine Reihe von Fällen endgültiger Entlassung gegen Ehrenwort berichtet worden. Im Seekriege werden diese Fälle meistens in Nachachtung des angeführten elften Haager Abkommens geschehen sein. Im See- und Kolonialkriege aber wird der Sieger öfter als im Landkriege auch durch die Kriegslage veranlaßt werden, von der Entlassung der Gefangenen gegen Ehrenwort Gebrauch zu machen, dann nämlich, wenn die Einbringung der Gefangenen, sei es wegen Ernährungsschwierigkeiten, sei es wegen der Unmöglichkeit der Fortschaffung zum Ausgangspunkt der Unternehmung nicht geraten erscheint.

In umfangreicherem Maße ist im heutigen Kriege von der freien Bewegung Kriegsgefangener gegen Ehrenwort Gebrauch gemacht. Zwar nicht mehr so uneingeschränkt wie 1870/71, wo die freie Bewegung der gefangenen Offiziere in Deutschland fast die Regel war. In Rußland, wo die Behandlung Kriegsgefangener auf so eigenartigen, ganz willkürlich durchgeführten Grundsätzen beruht und von vielen Zufällen abhängig ist, hat man wenigstens zu Beginn des Krieges deutschen Offizieren und Reserveoffizieren den freien Aufenthalt in bestimmten Bezirken gegen Ehrenwort angeboten und hat diese Art der Unterbringung gefangener Offiziere in dem erwähnten Befehle vom 31. Oktober 1914 ausführlicher geordnet. Auch in Frankreich ist im Anfang des Krieges Offizieren eine gewisse Bewegungsfreiheit gegen Ehrenwort gestattet gewesen, jedoch später nach einer Nachricht der „Agence Havas" aufgehoben worden.

Der Wortbruch eines französischen Offiziers hat wiederum in diesem Kriege unliebsames Aufsehen erregt, um so mehr, als das Ehrenwort einem neutralen Staate gegenüber gegeben war. Im August 1915 veröffentliche das Pressebureau des Schweizer Armeestabes, daß der französische Fliegerleutnant Gilbert, der in der Schweiz interniert gewesen war, unter Bruch des Ehrenwortes entflohen sei. Auch hier versuchte er und die französische Presse die Tat mit Spitzfindigkeit und List zu entschuldigen. Gilbert hatte nämlich, wie berichtet wird, im letzten Augenblick sein Ehrenwort schriftlich zurückgezogen, jedoch wohlweislich so spät, daß dies erst nach gelungener Flucht zur Kenntnis der Bewachungsbehörde gelangen konnte.

Wenn wir in die Zukunft der ehrenwörtlichen Verträge Kriegsgefangener mit dem Sieger einen Blick werfen wollen, so ist es nicht schwer vorauszusehen, daß der Brauch der endgültigen Entlassung wohl bald der Geschichte angehören wird, abgesehen von den Fällen, in denen die Kriegslage es dem Sieger vorteilhafter erscheinen lassen wird, von der Entlassung der Gefangenen Gebrauch zu machen. Nach den Erfahrungen, die Deutschland mit der freien Bewegung Gefangener gegen Ehrenwort gemacht hat, wird auch dieser Brauch nur aus-

nahmsweise und eingeschränkt geübt werden, jedenfalls in Kriegen, die mit solcher Erbitterung, mit solcher Anspannung aller Kräfte geführt werden, wie der heutige, bei denen die Auffassung Englands von Treue, Ehre und Recht maßgebend ist.

Man mag es bedauern, daß die Zeit dieser alten ritterlichen, menschenfreundlichen Kriegsbräuche, die den Sieger ehrten und den Gefangenen vor der äußersten Härte seines Loses bewahrten, vorüber ist. Aber wenn auch deutsche Sitte und Gesittung immer ein Hort dieser milden Kriegsbräuche gewesen ist, heute, wo die Behandlung deutscher Kriegsgefangener durch Baralongtaten, durch das Vorgehen gegen die Schiffbrüchigen von U 41 und durch die Leiden unserer Landsleute in Rußland bezeichnet wird, müssen auch wir endlich lernen, daß germanische Ritterlichkeit und Treue unangebracht sind Feinden gegenüber, deren Worte zwar von Zivilisation, Humanität, Kultur und ewigem Völkerfrieden überfließen, deren Taten aber die schönen Worte Lügen strafen und voller unerhörter Grausamkeit und Verbrechen gegen das Völkerrecht sind. Möge eine spätere Zeit, die mehr Verständnis für deutsches Wesen, für deutsche Ehre und Treue hat, die alten Bräuche durch erneute Übung ehren.

Zur ideologischen Deutung der Gegenwart

Von Dr. Max Hildebert Boehm

I.

Größe und Grenze der Leistung der jüngst verflossenen Jahrzehnte sind bestimmt durch ihren Positivismus. Die nüchterne und entsagende Beschränkung auf die greifbaren Wirklichkeiten des äußeren Daseins, diese entschlossene Konzentration des Geistes auf ein bisher nur unzulänglich beackertes Feld hatte jenen gewaltigen Aufschwung des modernen Technizismus zur Folge, den wir im Augenblick um so weniger mißachten dürfen, wo er unser wirksamster Bundesgenosse in diesem großen Erhaltungskampfe ist.

Dies Zeitalter des Positivismus, an dessen Grenze wir stehen, meisterte die Welt, indem es sie auf Gesetze zog und damit das Kommende der Berechnung erschloß. Praktisch anwendbare Seinerforschung stand im Vordergrund des Interesses, nutzfreie Erforschung anderer (so historischer) Seinssphären ließ man gelten, ein Hinabsteigen unter die Schicht des Gegebenen, eine Deutung des Sinnes, ein Aufgraben der Ideen mißachtete man. So heftete sich an

das Wort Ideologie, darüber hinaus aber an Mythos, Mystik, Metaphysik usw. jener üble Beiklang, mit dem ein Zeitalter relativistischer Beschränkung sich an den überragenden, ihm jedoch verschlossenen Zielen menschlicher Geistigkeit rächte.

Ein Plädoyer für diese verkümmerten geistigen Mächte ist heute nicht mehr nötig. Zu deutlich zeigt sich allenthalben das Wiedererwachen des „Sinnes fürs Ewige", wie Fichte einmal den metaphysischen Grundtrieb des Menschen verdeutscht. Der forschende Geist leidet wieder an dem Ungenüge einer bloßen kausalen Aufreihung der Tatsachen. Hinter den positiven Gegebenheiten der Geschichte und des unmittelbar gelebten Lebens sucht er wiederum die großen Ideen, die deren tragenden Urgrund bilden. Den Ideen eignet nicht die kühle Temperatur der einfach hinnehmbaren wissenschaftlichen Hypothesen. Ideen rufen die leidenschaftlichen Antriebe des Für und Wider wach, der Kampf wird wieder als der Vater aller Dinge begriffen, und selbst das allgemeine Bewußtsein gewinnt allmählich aufs neue ein Verständnis für die so lange mißachtete Dialektik, die diesen inneren Widerstreit der Ideen geistig zu bewältigen sucht.

Ideologien nehmen eine merkwürdige Zwischenstellung an der Grenze der großen Kulturprovinzen ein. Am ehesten scheinen sie der Philosophie verwandt. Aber sie verharren nicht abseits im Theoretischen, sondern sind immer geneigt, als bestimmende Mächte in das geistige Gesamtleben einzugreifen. Ein Herrscherzug des Geistes kommt in ihnen zum Durchbruch, ein Wille, die Wirklichkeiten zu lenken, statt sich geduldig und entsagend ihrer Erforschung hinzugeben. So werden die Ideologien leicht extrem unwissenschaftlich. Wenn schon die Philosophie vom einzelwissenschaftlichen Pathos abrückt: bei der Ideologie wird die Wesensentfremdung unzweideutig offenbar. Daher denn diese erst jetzt langsam abebbende Flutwelle von Beschimpfung und Mißachtung, die im verflossenen Triumphzeitalter der Wissenschaftlichkeit sich über das königliche Haupt des größten deutschen Ideologen Hegel ergoß. Daß auch Philosophieprofessoren durch solche Fußtritte gegen den toten Löwen sich in den Geruch unantastbarer Wissenschaftlichkeit zu setzen versuchten, wird immer ein trauriges Merkzeichen für den kulturellen Tiefstand dieser wissensstolzen Zeit bleiben.

Wenn so die ideologische Haltung dem Positivismus wissenschaftlicher Einzelforschung verhaßt ist, so nähert sie sich dafür vielfach der Kunst. Fr. A. Langes bekanntes Wort von der „Begriffsdichtung" der Metaphysiker sollte ja wohl eine verhüllte Form des Aburteils sein. Man kann es aber auch lediglich als Feststellung nehmen, daß gewisse Annäherungen zwischen Ideologie und Dichtung sich dadurch ergeben, daß in beiden die individuelle Subjektivität sich zu größerer Geltung bringen darf als in der rein objektiven Forschung. Daß der Willkür dadurch Tür und Tor offenstünde, wird freilich wiederum nur der beschränkte Rationalismus folgern wollen, der alle Dinge mit seinem kümmerlichen Maßstab der Allgemeingültigkeit abmißt. Sicher ist die ideologische Deutung auch in irgendwelchem Betracht Ausdruckserscheinung. Aber ebenso wenig wie die Kunst erschöpft sie sich in dieser Rolle. Immerhin steht doch noch in gewissem

Zusammenhang damit ein weiteres Wesensmerkmal: daß sie nämlich auch als Verkündigung aufzufassen ist und damit einerseits zur religiösen Prophetie, andrerseits zum Moralistentum in verwandtschaftliche Beziehungen gelangt. Wie ihre Annäherung an die Philosophie bei Hegel offenbar wird, so verdeutlicht sich ihre Nähe zur Prophetie und zur Kunst bei Nietzsche, der vielleicht als unser letzter Ideologe größeren Stiles gelten kann. Sein offener oder versteckter Einfluß auf alle gegenwärtigen Ideologien ist denn auch ganz ungeheuer. Erst der spätere Historiker wird ihn voll zu ermessen vermögen.

Daß die ideologische Begabung dem Deutschen nicht fehlt, zeigen bereits zur Genüge die genannten Namen, denen noch u. a. Herder, Schiller und die Romantiker hinzuzufügen sind. Auf eine merkwürdige Grenze des deutschen Geistes, die ein Durchdringen dieser Ideologien hintanhält, wird man jedoch aufmerksam, wenn man — etwa an Hand des verdienstvollen Masarykschen Werkes Rußland und Europa (Jena, Verlag Eugen Diederichs 1913) — sich den Einfluß vor Augen stellt, den diese deutschen Ideologen außerhalb des Deutschtums, nämlich in Rußland, ausgeübt haben. Das Rußland des neunzehnten Jahrhunderts kann man beinahe als das klassische Land der Ideologien bezeichnen, und zwar trotz der offenkundigen Tatsache, daß die meisten Grundgedanken der russischen Ideologien ihrem gedanklichen Urbestande nach dem deutschen Geiste entstammen. Dieses deutsche philosophische Material hat das Russentum dann entschlossen in die ideologische Form umgeprägt und damit in einer Breite zur Wirkung gebracht, die in Deutschland ganz ausgeschlossen war.

So eröffnet sich unseren Blicken die merkwürdige Tatsache, daß in Deutschland einer Fülle ideologischer Einzelbegabungen nicht eine Intelligenz gegenübersteht, die dafür das eigentliche Organ besäße, wie das in Rußland in weit höherem Maße der Fall ist. Völkischen Nutzen und Schaden dieser Erscheinung abzuwägen, ist ein kompliziertes Problem für sich. Zweifellos trägt bei uns neben der naturgemäßen Gleichgültigkeit des wirtschaftlichen und bürokratischen Praktikers der traditionelle Einfluß unserer Universitäten auf das geistige Leben der Nation wesentlich dazu bei, das Mißtrauen gegen die verdächtige Ideologie in weite Kreise zu tragen. Sind doch die meisten der deutschen Ideologien am Rande des akademischen Geistes, vielfach im Gegensatz zu ihm entstanden. Auch neigt der zweifellos tief im deutschen Wesen verwurzelte metaphysische Sinn bei uns zu einer Überbetonung der theoretischen Seite im Ideologischen, während dessen werbende Kraft beim Russen an den selbstzerstörerischen nihilistischen Aktivismus appelliert. Wo, wie bei uns, die Ideologie im wesentlichen eine Ausdeutung der mit sich selbst einigen völkischen Instinkte ist, kann die Ideologie eine Art Liebhaberei der Wenigen bleiben, weil sie die allgemeine nationale Entwicklung nicht herumreißen, sondern sie nur rational verklären, sich selbst in ihrer ganzen Tiefe zum Bewußtsein bringen will. Der leidenschaftliche, von der breiten Menge der Intelligenz getragene ideologische Kampf in Rußland ist dagegen in seiner besonderen Ausprägung ein Anzeichen dafür, daß der Nationalgeist

von tiefen Zwiespalten durchfurcht, von inneren Kämpfen aufgewühlt wird, die er nicht nur mit brudermörderischen Bomben und Revolvern, sondern auch im Felde des Geistes blutig auszufechten entschlossen ist. Europa, der Westen, ist für Rußland das unendlich erregende nationale Lebensproblem, und es ist erschütternd anzusehen, wie die Vertreter nationaler Hingabe wie nationaler Selbstbehauptung in gleicher Weise die Munition des ideologischen Kampfes aus dem fragwürdigen Westen beziehen müssen.

Mit schlafwandlerischer Sicherheit ging trotz leichter, kaum bemerkter Schwankungen der deutsche Mensch seinen Weg, der ihn schließlich in diesen schreckensreichen Krieg hineingeführt hat. Schon vorher freilich war auch bei uns einer aufgestanden, der den furchtbaren Zwiespalt der kommenden Jahrzehnte in seinem schweren Leben bereits auszutragen hatte: Friedrich Nietzsche. Aber er wurde bei uns mehr angestaunt, mißtrauisch hier, bewundernd da, als in der Tiefe recht eigentlich verstanden. Sein Blick reichte weiter als der unsrige, erst jetzt gelangen wir allmählich an den Punkt, wo er, der zu früh Geborene, der Last seiner Gesichte nicht Gewachsene, schon damals stand, bis er unter fürchterlichen intellektuellen Zuckungen zusammenbrach. Ja, selbst noch der Anfang dieses Krieges, der Schlußstein einer langen Entwicklung des deutschen Geistes, schien eine glänzende Probe auf die innerlich geschlossene, tief in sich selbst befriedigte Selbstversöhntheit des deutschen Geistes und Wesens. Aber schon der Fortgang des Krieges macht dem aufmerksamen Ohr das unterirdische Grollen einer nahenden Selbstentzweiung vernehmlich. Der Traum vom inneren Frieden naht seinem Ende. Unruhig wälzt sich schon der Schläfer. Und während wir in mustergültiger Disziplin und Selbstbeherrschung noch die unzerteilte völkische Kraft an die Austragung des äußeren Streites gegen den zum unnatürlichen Bunde vereinten Westen und Osten wenden, bewegen uns schon die Ahnungen gewaltiger innerer Kämpfe, die der deutsche Geist mit sich selbst auszufechten haben wird, wenn er — wir hoffen: siegreich — den Kampf nach außen bestanden hat. Wir glaubten, nur für Rußland gäbe es ein Problem „der Westen". Nun dämmert den Besten unter uns die Einsicht: auch für uns wird der Westen das gewaltige Problem sein, an das alle geistige Kampfkraft des Deutschtums nach diesem Krieg gewandt werden muß.

Es ist nicht meine Absicht, diese Problematik hier bereits auseinander zu legen, so deutlich ihre Grundzüge schon heute überschaubar sind. Hier kommt es mir lediglich auf den Hinweis an, daß die deutsche Intelligenz nicht länger einer in die Tiefe gehenden politischen Ideologie entraten kann. Es ist ohne jeden Belang, wenn ängstliche Gemüter in halbbewußter Voraussicht der kommenden Kämpfe jetzt intellektuelle Toleranzedikte erlassen und die Schalmeien eines geistigen Pazifismus blasen. Der Kampf kommt mit unentrinnbarer Notwendigkeit. Worauf es vielmehr ankommt, ist dies: daß er nicht in der Schicht kleinlicher parlamentarisch-parteipolitischer Zänkereien ausgefochten wird, sondern vielmehr mit der edlen Waffe der Ideen, die des Deutschen allein würdig ist.

Und zwar mit jungen triebkräftigen Ideen. Was hat denn die Sozialdemokratie in ihr Dilemma, in ihre tragikomische Ratlosigkeit während des Krieges gestürzt? Auch ihre Gegner müssen zugeben, daß sie sich vorteilhaft vor anderen Parteien der letzten Jahrzehnte dadurch auszeichnete, daß sie eine den Parteienkampf vertiefende Doktrin besaß, in deren Kern durch alle Verschlackung hindurch die edlen Erzadern hegelischer Dialektik glänzten. Nicht daß sie eine solche Doktrin besaß, führte zu ihrer Katastrophe, sondern vielmehr der Zwiespalt, der sich zwischen dieser und den lebenskräftigen politischen Instinkten der Partei aufgetan hatte. Ihre Führer waren der Versuchung erlegen, diese Ideen, zur lockenden utopischen Phrase aufgeputzt, auch dann noch agitatorisch zu verwenden, als sie selber nicht mehr zu innerst an sie glaubten. Daher denn die Spaltung, die der Krieg zwischen den halsstarrig reaktionären Dogmengläubigen und denen innerhalb der Sozialdemokratie aufreißen mußte, die sich in später Stunde zum ehrlichen Bekenntnis einer Entfremdung von dieser heiliggehaltenen Ideologie bekannten: auf dem edelsten Wege sich dazu bekannten, nämlich durch die Tat, durch den entschlossenen Einsatz der eigenen Person für die bisher steifnackig verleugneten vaterländischen Ideale. Ludwig Franks Gestalt ist das leuchtende Symbol für diesen Vorgang eines Triumphes der lebendigen Sozialdemokraten über die in der Idee erstarrende Sozialdemokratie. Denn dies letztere konnte auch bei ihr nicht ausbleiben. Wie alle Parteien hat eben auch die Sozialdemokratie an dem Verhängnis der letzten Jahrzehnte teilgenommen, deren Positivismus weder die schöpferische noch auch nur die fortbildende ideologische Kraft besaß, um dem neuen Hineinwachsen in die nationalen Aufgaben in der Idee gerecht zu werden.

Es ist ein müßiger Streit, ob eine solche der Wirklichkeit entfremdete Ideologie das größere Übel sei oder das gänzliche Fehlen einer solchen. Wenn man von Naumanns Schriften absieht, die doch übrigens auch mehr Programm als eigentliche Ideologie bedeuten, fehlte auch den anderen Parteien eine weltanschauliche Begründung ihres Parteiprogramms, die den letzten Jahrzehnten entsprossen wäre, so gut wie vollkommen. Während in Rußland Dostojewski und seine Freunde der aufkommenden nationalistischen Bewegung einen hinreißenden ideologischen Ausdruck verliehen, beschäftigte sich der deutsche Geist damit, über den toten Hegel herzufallen, sowie den Kantianismus auf Erkenntnistheorie zu reduzieren und die Aufklärung zurückzuinterpretieren. Politik wurde mehr und mehr geistlos. Sie beschränkte sich auf wirtschaftliche und organisatorische Probleme, in deren Grenzen vor allem die Bürokratie Hervorragendes leistete, während der Parlamentarismus dem führenden Staatsmann Bismarck allerhand Steine in den Weg warf. Vom lebendigen politischen Interesse wandten sich die geistigsten Köpfe immer mehr ab, da ihnen das ideenlose, in Nutzhaftigkeiten verstrickte Parteigezänk intellektuell wie moralisch in gleichem Maße widerstand.

Soll nach dem gewaltigen Aufflammen der politischen Anteilnahme unseres ganzen Volkes nach dem Krieg wieder alles ins alte Gleis zurück? Niemand

natürlich wird die nüchterne politische Überlegung der Kundigen durch ein allgemeines unklares Schwärmen in Ideen ersetzen wollen. Aber sollen Programm und Taktik, soll der politische Positivismus wieder in seine kümmerlichen Alleinherrschaftsrechte eingesetzt werden, abseits von der Anteilnahme der besten Kräfte unserer Intelligenz? Auch das wird niemand wünschen. Wenn das aber so liegt, dann erwächst dringend und unabweisbar die Forderung, auch das politische Leben und seine Parteiung mit Ideen zu durchdringen und so der doktrinären Phrase den Kampf zu erklären, die sich als dürftiger Ersatz an deren Stelle geschoben hatte. Wir brauchen wieder — diese Einsicht sollte in weiteste Kreise dringen — eine geschichtsphilosophisch unterbaute ideologische Deutung der Gegenwart in ihrem Verhältnis zur Vergangenheit und Zukunft und zu dem ewigen Born unserer Geschichte: dem unergründlichen deutschen Wesen.

II.

Prüfen wir an Hand der so gewonnenen Gesichtspunkte die zahlenmäßig so ungeheure Kriegsliteratur Deutschlands, so ist die ideologische Ausbeute nicht überaus groß. Daß die akademische Philosophie unserer Universitäten im großen und ganzen dieser Aufgabe fremd gegenüberstehen mußte, war zu erwarten. Nur wenige ihrer Vertreter wie Troeltsch, Eucken, Theobald Ziegler und einige andere wandten die philosophische Besinnung auf die Probleme der Stunde. Schelers Genius des Krieges, der hinreißende philosophische Ausdruck der kriegerischen Aufbruchsstimmung, fand wenige Nachfolger. Einzelne Reden, so die von Joel und Borchardt, erhoben sich weit über das niedere Niveau einer gutgemeinten, aber ideell höchst dürftigen politischen Erbauungsprosa, in der die apologetische Lobpreisung des deutschen Geistes einen allzu breiten Raum einnahm. Im übrigen wurde in der Kriegsliteratur auf die diplomatische Ausbruchsform des Krieges, die leidige und im Grunde so gegenstandslose „Schuldfrage" viel peinliche Forschung verwandt; aber eine Deutung des Sinnes dieses Krieges, seine Einstellung in den philosophisch erfaßten Gesamtzusammenhang der deutschen Geschichte, sein Bezug auf die Zukunft des deutschen Geistes wurde nur selten und meist unvollkommen versucht. Hier seien einige neuere Erörterungen in dieser Problemrichtung behandelt.

Sehr merklich kleben die Eierschalen des Positivismus an Mathieu Schwanns „Sinn der deutschen Geschichte" (Verlag von Georg Reimer, Berlin 1916). Gleich zu Beginn beruhigt uns der Verfasser darüber, daß er sich und uns nicht mit „abstrakter Ideologie" belästigen wolle. In der Tat ist das geschichtsphilosophische Prinzip, das er seiner ganzen Darstellung zugrunde legt, der Begriff der „Existenzsicherung", ein so dürftiges und unzulängliches Instrument der Sinndeutung, daß die ganze Darstellung gänzlich an der Oberfläche der politischen Geschehnisse bleibt und nicht einmal deren immanente Logik auch nur entfernt mit der gleichen Schärfe und Überzeugungskraft herausarbeitet, wie das etwa Kjellén in seinen bekannten Schriften gelungen

ist.*) Denn verstünde man unter Existenzsicherung bloß das, was der Wortsinn besagt, nämlich Schutz- und Abwehrmaßnahmen gegen äußere Gefahren, dann läßt sich die Spannweite der politischen Ereignisse nicht ohne Verkümmerung in dies doktrinäre Prokrustesbett zwängen. Das sieht Schwann recht wohl und interpretiert nun solange alles mögliche, z. B. auch die Entfaltung, in die Existenz hinein und aus der Sicherung alles Anpasserische heraus, bis Existenzsicherung zu einem ganz vagen und inhaltsleeren Begriff verschwimmt, mit dem alles und nichts anzufangen ist. Nun zeigt der Verfasser an der Entwicklung der politischen Probleme Deutschlands etwa seit der großen Revolution, worin die führenden Geister dieser Epoche die „Existenzsicherung" Deutschlands sahen, und glaubt auf diesem Wege den Sinn dieser deutschen Geschichte rückblickend aus den Geschehnissen abgelesen zu haben. Dabei schwankt seine Methode so unruhig zwischen historischem Bericht und eigner programmatischer Setzung hin und her, daß keinem dieser Gesichtspunkte eigentlich Genüge geschieht. Wenn so auch selbstverständlich, besonders nach der Seite ideengeschichtlichen Berichts manche interessante Bemerkung abfällt, so stellt die Arbeit als Ganzes doch einen Versuch dar, der an der Unzulänglichkeit seiner begrifflichen Mittel gescheitert ist.

Bemerkenswert ist aber an dieser Darstellung, wie sie sich zeitlich ihre Aufgabe abgrenzt. Um an die Schwelle der Gegenwart und ihrer Probleme hinzuführen, scheint es Schwann vor allem wichtig, die Epoche etwa seit dem Tode Friedrichs des Großen ideengeschichtlich darzustellen. Ungleich schärfer und bewußter erkannt zu haben, daß in der Tat das Jahr 1914 eine Zeitenwende wie das Jahr 1789 der großen Revolution ist, das ist das wesentliche Verdienst des Münsterer Staatswissenschaftlers Johann Plenge. Seine Schrift „1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes" (Verlag von Julius Springer Berlin 1916) bedeutet einen höchst beachtenswerten Versuch, nun in der Tat mit den geschärften Begriffsmitteln einer philosophisch unterbauten Ideologie die Ideen von 1914 denen von 1789 gegenüberzustellen und beide in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu untersuchen. Hier schämt sich der Deutsche Geist nicht mehr der Tiefendimension einer ideologischen Konstruktion, und während bei Schwann noch die bislang üblichen anmaßend-distanzlosen Anwürfe gegen den großen Hegel unterlaufen, bedient sich Plenge in gründiger Weise der Methode hegelischer Dialektik und erweist damit ihre Unentbehrlichkeit auch für die heutige ideologische Gedankenführung.

*) Kjelléns „Die politischen Probleme des Weltkrieges", in dem der Verfasser den Faden da aufnimmt, wo er ihn in seinem rasch bekannt gewordenen Büchlein über „Die Großmächte der Gegenwart" fallen ließ, ist kürzlich in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden (Heft 26 d. Js.). Die dem Verfasser eigene Gabe, die Interessenverflechtung der gewissermaßen als Lebewesen aufgefaßten Staatsgebilde aufzuknoten und damit die politischen Grundmotivationen überaus glücklich aufzuhellen, kommt in der neuen Schrift wieder zu voller Geltung. Eine vertiefende ideologische Darstellung versuchte Kjellén in seinen „Ideen von 1914", ohne daß ihm diese Aufgabe, die seinem Positivismus nicht liegt, im selben Maße geglückt wäre.

Sehr bedeutsam ist auch der methodologisch-geschichtsphilosophische Nebenertrag des Buches in seinen Ausführungen über die Rolle geschichtlicher Ideen überhaupt. Auch ist es interessant, wenn schon manchmal etwas hemmend für den Verlauf der Lektüre, daß Plenge überall den Zusammenhang mit den Gedanken seiner früheren Schriften aufweist. Hier beschäftigt uns aber nur der ideologische Grundgedanke des Buches. Der weist nun der ganzen Veröffentlichung einen dauernd bedeutsamen Platz in der deutschen Ideengeschichte an. Denn Plenge nimmt als erster mit vollem Bewußtsein den Kampf mit einer allmählich fast lautlos einsetzenden Bewegung an, die man als Restauration des westlichen demokratischen Liberalismus in Deutschland bezeichnen könnte. So ist denn auch der unmittelbare Anlaß des Buches ein Weihnachtsartikel der Frankfurter Zeitung, in dem unter spöttischer Anspielung auf Sombart, Kjellén usw. die allgemein-menschlichen Ideen von 1789 gegen die neuen von 1914 in Schutz genommen werden. Mit wahrhaft glänzendem polemischem Geschick wird jener Artikel, der übrigens in vollständigem Abdruck dem Buche beigegeben und so als interessantes literarisches Symptom der Vergessenheit entrissen ist, auf seine letzten ideologischen Motive zurückgeführt. So spitzt sich der Kampf zum Gegensatz des aufkläreriſchen Individualismus Kants und des Kollektivismus Hegels zu. Und dem abstrakt-gleichmacherischen kategorischen Imperativ Kants wird das neue Gebot: „Schaffe mit, gliedere dich ein, lebe im Ganzen" entgegengesetzt. Und es ist die Idee der Organisation, die als echte geschichtliche Synthesis noch die aufgehobenen Ideen von 1789 in sich aufnimmt, sie aber nach der positiven Seite ergänzt und damit weit über sich selbst hinausführt.

Im Licht dieser Ideologie stellt sich also 1914 als eine Versöhnung des Staatsgedankens mit dem Sozialismus und darüber hinaus als ein vollkommener Sieg dieses Staatssozialismus über den liberalen Individualismus dar. Wie konsequent dieser Grundgedanke in all seinen Verzweigungen zu Ende gedacht ist, muß man in der geistvollen tiefbohrenden Schrift selber nachlesen. Dann freilich wird aber auch klar werden, daß das Problem der Überwindung des Westens in der Ideologie damit bloß angeschnitten, aber doch noch keineswegs gelöst ist. Der hier beherrschend in den Vordergrund gerückte Gedanke der Organisation behält eben doch in sich die Spannung des organischen und mechanischen Prinzips. Und der Gedanke des Sozialismus neigt so sehr nach dem letzteren Pol, daß die liberale Erbschaft, das aus allen Bedingungen losgelöste Einzel-Ich als Willensatom, auch in dieser neuen Moral so außerordentlich stark betont bleibt, daß der Gegensatz Plenges zu der Meinung des angezogenen Artikels in der Tat geringer ist, als er scheint.

An diesem Punkt rächt sich vielleicht doch die auch bei Schwann bemerkte Beschränkung auf den Zeitraum der letzten 125 Jahre. Das demokratische Moment einigt den Plengeschen entschlossenen Staatssozialismus und die liberale Restauration so eng, daß beide zusammen erst den großen Protest wachrufen werden, der sich auf den aristokratischen Gedanken der sozialen Stufung auch

unabhängig vom bloßen Tüchtigkeitsmoment berufen und damit hinter die Aufklärung, vielleicht noch hinter die Reformation zurückgreifen muß. Je gewaltiger die Zeitenwende empfunden wird, desto weitere Spannen wird die Ideologie zu übergreifen vermögen, um den Sinn der Zukunft zu deuten. Es soll nicht behauptet werden, daß all solche weiter ausschauende Versuche ideologischer Art den Plengeschen Grundgedanken ablehnen werden. Ganz zweifellos sind durchaus reale und zukunftssichere Tendenzen in ihm gedeutet. Aber ohne eine wesentliche Einschränkung ihres Wirkungsbereiches auf den Umkreis des Wirtschaftlich-Politischen dürfte es kaum abgehen.

Daß die gewaltige Erregung der Zeit längst verschollen geglaubte ideologische Motive wieder aufrührt, erweist sich an dem seltsamen Buch von Alfons Paquet „Der Kaisergedanke" (Verlag von Rütten und Loening, Frankfurt 1915). Der positivistischen Ideologie Schwanns und der philosophisch-rationalistischen Ideologie Plenges tritt in dieser dunklen und tiefen Schrift ein dritter ideologischer Typ, der mystisch-religiöse, zur Seite. So fehlt dem Büchlein auch ein eigentlich durchlaufender Gedankengang, zumal es schon in seiner Darstellungsform in lose zusammenhängende Einzelaufsätze zerfällt. Aber auch bei einer anderen Gliederung des Stoffes würde sich eine solche Einheitlichkeit der diskursiven Gedankenführung schwerlich aufweisen lassen, weil eben hier ein visionäres Ahnen zum Ausdruck drängt, das sich in merkwürdigem Wechsel den positiven Gegebenheiten bald eng zu nähern, dann wieder tief in den Abgrund formlos verfließender Träume zu versinken scheint. Was sich aus diesem gotischen Ideengeranke als Grundmotiv herauslösen läßt, ist die ungeklärte Sehnsucht, die mitten aus der absoluten politischen Zerstückung der Welt die Zukunftshoffnungen mit einer Wiedererweckung des alten Weltgedankens vom Universalreich verknüpfen möchte. Im Grunde sind es nicht politische, sondern kulturell-religiöse Motive auf föderalistischer Grundlage, die sich für Paquet mit seinem ins Metaphysische sich verwurzelnden Kaisergedanken verbinden. Es wird immer ein Merkzeichen für die Tiefe bleiben, in der das deutsche Volk diese ungeheure Selbstzerfleischung der Erde erlebt und erleidet, daß gerade in dieser Zeit so wirklichkeitsferne Ideen mit solch inbrünstiger Gläubigkeit sich im allgemeinen Bewußtsein durchringen konnten. —

Der Zufall eines zeitlich nicht weit auseinanderliegenden Erscheinens gab den äußeren Anlaß, diese drei Schriften hier miteinander zu würdigen. Auf dem Hintergrund unserer allgemeinen Überlegungen über die Notwendigkeit einer deutschen Ideologie als allgemein in ihrem Recht anerkannter Geisteshaltung mußten sie gewissermaßen als drei methodische Typen erscheinen, die die Vielgestaltigkeit der Ideologie am lebendigen Beispiele dartun. Unabhängig vom jeweiligen Gelingen bietet doch schon das Vorhandensein solcher Schriften und das Interesse, das die Leserwelt an ihnen nimmt, eine freudige Gewähr dafür, daß wir auf das Wiedererwachen des ideologischen Triebes und die ihm innewohnende Tendenz zur Vertiefung der allgemeinen Fragen wohlbegründete Hoffnungen zu setzen berechtigt sind.

Vom Argot Poilu

Von Winfried Lüdecke

Im Januar und März 1915 erschien im „Figaro“ eine Reihe von Briefen, die ein Pariser Arbeiter vom Schützengraben aus an seine Schwester geschrieben hatte. Diese in unverfälschtem Slang geschriebenen Briefe zeigten den Parisern eindringlich wie noch nie, daß an der Front eine ihnen unverständliche Sprache gesprochen wurde, eine Schützengrabensprache (argot des tranchées), in deren Verständnis sich ohne Hilfe eines Wörterbuches schwer eindringen ließ. Und so muß es auch manchem Poilu selbst ergangen sein, denn offenbar um einem Bedürfnis abzuhelfen, veröffentlichten die beiden Frontzeitungen „L'Écho des Marmites“ und „Rigolboche“ ein „Vocabulaire de la guerre“ und ein „Lexique Poilu-Français“, die das Verständnis des Argot Poilu erleichtern sollen.

Obgleich diese französische Schützengrabensprache in Wirklichkeit nur ein Bruchstück des Pariser Argot, der Sprache der untersten Klassen und hauptsächlich der Apachen darstellt, ist doch der Franzose auf diese durch den Krieg hervorgerufene, neuartige soziologische Erscheinung sehr stolz und sieht in ihr ein bedeutungsvolles Moment der Einheit und des engen Zusammenschlusses des gesamten französischen Volkes im Kriege.

Es ist verständlich, daß unter den vielen Hunderten von Wörtern und Redewendungen des Argot Poilu sich viele sprachliche Bezeichnungen befinden, die bereits im Frieden der Soldaten- und Kasernensprache angehörten. Aber eine ganze Reihe von ihnen hat im Kriege einen neuen Sinn angenommen, und schließlich ist auch eine Anzahl von Neubildungen entstanden, denn gänzlich neue Dinge und Geschehnisse verlangten auch nach neuen sprachlichen Bezeichnungen. Hauptsächlich von diesen letzteren sei im folgenden kurz die Rede.

Das den Deutschen bekannteste Wort der französischen Soldatensprache ist wohl der Schimpfname „Boche“, mit dem nicht nur der französische Soldat, sondern das ganze Volk vom Gelehrten bis zum Straßenjungen uns benennt und in dem sich eine blinde ohnmächtige Wut kundtut. Über die Herkunft dieses Wortes gibt es bei uns wie in Frankreich zahlreiche Hypothesen.*) Im Kriege 1870/71 war es jedenfalls noch nicht gebräuchlich, da nannte man die Deutschen durchweg „Prussiens“. Um 1874 herum soll die Bezeichnung Boche bereits auf deutsche und flämische Setzer angewandt worden sein. Was der

*) Vergl. den Aufsatz von Prof. Kießmann in Heft 33 dieses Jahrg.

Franzose alles in dies Wort hineinlegt, zeigen am besten die Worte des französischen Generals Zurlinden: „Boche ist wie das elsässische ‚Schwob' das Synonym für Betrüger, Lügner, Trunkenbold, Barbar, unwürdig, grausam, geworden." Es kehrt in den Wörtern wieder: Bochonnerie, Bocherie (die Tat eines Deutschen), Bochonnie, Bochie (Deutschland), Bochisme (deutsche Gelehrsamkeit), bochiser (germanisieren), Bochonnaille (= bochonnaille, Schweinefleisch), bocher (wie die Deutschen handeln). Neben Boche ist noch Alboche oder Alleboche, eine Verquickung von Allemand und Boche gebräuchlich. Harmlosere aber auch seltenere Bezeichnungen für die deutschen Soldaten sind Friedrick, Fritz, Ya, Ya (oder auch Ja, Ja) und Taupes (Maulwürfe), während mit töb oder taube die deutschen Flugzeuge benannt werden. Von den Alliierten heißen die Engländer nach ihren Uniformen les kakis, der Russe dagegen wird Nicolas genannt. Für die schwarzen Truppen wird Diables noirs gesagt (les diables bleus dagegen sind die Alpenjäger) und die marokkanischen Truppen sowie die senegalesischen Schützen heißen, gleichfalls nach ihrer Hautfarbe, „les chocolats".

Das französische Wort, das dem deutschen „Feldgrauen" entspricht und ihm an Popularität gleichkommt, ja, es sicherlich noch übertrifft, heißt Poilu (behaart), worunter ganz allgemein jeder französische Frontsoldat verstanden wird. Dies Wort findet sich bereits 1834 in einem Roman von Balzac, wo es den Sinn des Mutigen, Unerschrockenen hat. Die banale Beobachtung, daß im Schützengraben Bart und Haare wachsen, da sie nicht rasiert oder geschnitten werden, in Verbindung mit der Vorstellung, daß ein reicher Haar- und Bartwuchs stets das Charakteristikum des Männlichen, Kraftvollen war (Simson!), ebnete dem Wort Poilu den Weg und machte es in Kürze so beliebt wie kein anderes. Bezeichnenderweise wird von allen, die fern dem Feuer sind, épilé (enthaart) gesagt. Die französischen Landstürmer (territoriaux) werden scherzend terribles-tauriaux (= terribles-taureaux, schreckliche Stiere) oder einfach tauriaux getauft, während die jungen Rekruten sich Marie-Louise, wie bereits 1815 die Freiwilligen hießen, oder nach der neuen französischen Felduniform les bleus nennen. Für Beamte der Intendantur findet sich die leicht verständliche Bezeichnung ris-pain-sel (Reis, Brot, Salz). Eine traurige Berühmtheit und häufige Anwendung hat das Wort embusqué (s'embusquer sich in einen Hinterhalt legen) in Frankreich erlangt, es entspricht genau unserem „Drückeberger".

Joffre, der französische Generalissimus, wird von den Soldaten außer papa Joffre und notre Joffre noch grignoteur (grignoter, knabbern) genannt, wobei daran gedacht wird, daß wie eine Ratte langsam ihre Beute zernagt, so Joffre die deutsche Front langsam aber sicher zernagen werde. Mit Bezug auf seine Tätigkeit als Verleiher der médaille militaire hat er auch den Beinamen médailleur erhalten.

Besonders häufig sind naturgemäß die Bezeichnungen für Waffen und

jegliches Kriegsgerät. So sind für Gewehr (fusil) die Ausdrücke gebräuchlich: lance-pierres (Schleuder), arbalète (Armbrust), seringue (Spritze) und hauptsächlich nougat, jedenfalls wegen der neusilbernen Umhüllung der französischen Gewehrkugeln so genannt, die an den Nußkuchen erinnert. Das Bajonett trägt die Spitznamen: cure-dents (Zahnstocher), fourchette (Gabel), tue-boche (Deutschentöter), aiguille à tricoter (Stricknadel), Rosalie, Joséphine und Victor. Jacqueline dagegen bedeutet den Kavalleriesäbel.

Die schwere Artillerie hat den Beinamen gueularde (Schreihals) erhalten, für Kanonen im allgemeinen wird brutal gesagt, faire tousser le brutal (den Grobian husten lassen) bedeutet mit der Kanone schießen, während unter canon selbst verre de vin (Glas Wein) verstanden wird. Die furchtbare Wirkung der Artillerie spiegelt sich in der Bezeichnung bouchers noirs (schwarze Schlächter) für Artilleristen wieder, die eine schwarze Uniform tragen, sie werden auch arroseurs (arroser, besprengen) genannt, und das 75 mm Geschütz, das bei den Kolonialtruppen petit français heißt, trägt den entsprechenden Namen arrosoir (Gießkanne).

Das eigenartige regelmäßige Geräusch, das das Maschinengewehr verursacht, hat zu den Bezeichnungen moulin à café (Kaffeemühle), moulin à poivre (Pfeffermühle), machine à découdre (Nähmaschine) geführt. Sehr viele und ausdrucksvolle Spitznamen finden sich für die verschiedenen Arten von Geschossen. So wird für obus (Granate) cigare gesagt, womit auch die Zeppeline bezeichnet werden, für die übrigens auch einfach Z gesagt wird, während Zigarre cibiche heißt. Der Fesselballon wird nach seiner Form saucisse (Wurst) genannt, denselben Namen tragen aber auch die länglichen von den französischen Schützengrabenmörsern geschleuderten Geschosse. Nach der schwarzen Rauchentwicklung beim Zerplatzen heißen die Granaten auch macavoué (Kater), wobei an die meist schwarze Farbe der Kater gedacht wird und gros noirs oder ebenfalls nach der Farbe des Rauches gros verts. Der gebräuchlichste Spitzname für Granate ist aber marmite, ein Wort, das eigentlich den Kochtopf des französischen Soldaten bezeichnet. Für Fliegerbomben wird nach dem von ihnen verursachten Geräusch treffend coucou (Kuckuck) gesagt, womit auch das bombenwerfende Flugzeug selbst benannt wird. Handgranaten heißen nach ihrer eigenartigen Form tortues (Schildkröten). Für Kugeln und Granatsplitter finden sich die Ausdrücke: dragée (Zuckererbse), abeilles (Bienen), praline (gebrannte Mandel), marron (Kastanie), pruneaux (Backpflaumen).

Sehr witzig sind oft die Spitznamen, die sich die französischen Soldaten untereinander geben und die auf eine bestimmte Tätigkeit oder auf das menschliche Äußere abzielen. Die Scharfschützen der Senegalneger und Alpenjäger, die gern von den Bäumen auf die Deutschen heruntergeschossen, erhielten den Beinamen perroquet (Papagei), die bei den Verpflegungszentren, Stationen, Magazinen, Bahnhöfen und Stäben verwendeten Leute heißen traîne-patte (einer der den Fuß nachschleppt); Bras cassé werden die Fouriere, Köche und

solche Mannschaften genannt, die sich gewöhnlich nicht in der Feuerlinie aufhalten. Unter aviateur wird ein Dieb verstanden, da voler sowohl fliegen als auch stehlen heißt. Curieux (neugierig) wird ein Aufklärer und auch ein aufklärendes Flugzeug genannt.

Ein Mensch von kleiner Figur heißt bas du cul, rase terre, loin du ciel, von großer Figur gratte-ciel (Wolkenkratzer) double-mètre, ein magerer fil de fer (Eisendraht) lame d'acier (Stahlklinge), ein dicker presse-papier.

Der französischen Soldatensprache eigentümlich ist eine Anzahl von algerischen Wörtern, die von den nach Europa in die Schützengräben beförderten farbigen Truppen übermittelt, schon ihres originellen Klanges wegen sich großer Beliebtheit bei den Poilus erfreuen, sprachlich jedoch dem Französischen angepaßt wurden. So werden die Unterstände der Offiziere, der Reservetruppen und der Truppen der zweiten Linie guitoune oder auch gourbi genannt. Im Arabischen bezeichnet kîtoun das Reisezelt und gourbi eine aus Zweigen und Erde hergerichtete Hütte der Kabylen. Auch das Wort cagna ist für Unterstand gebräuchlich und wurde während dieses Krieges aus Nordafrika nach Frankreich importiert. Diese cagnas tragen übrigens sehr bezeichnende Namen wie Villa des Obus, des Marmites, des Courants d'air, Villa des pieds gelés etc. Für Fromage wird gern unter Benutzung des algerischen Suffixes ji fromgi gesagt. Durch die vielfache Berührung mit den englischen Truppen sind auch mancherlei englische Wörter in den französischen Sprachgebrauch übergegangen, z. B. das Wort boxon, das eine Kneipe niedersten Ranges und auch Bordell bezeichnet.

Damit seien der Kostproben genug gegeben. Es liegt nahe, das Argot poilu mit der Sprache unserer Feldgrauen zu vergleichen. Eine solche Betrachtung aber läßt den zweifellos größeren Reichtum an Phantasie und anschaulichen Ausdrücken der deutschen Soldatensprache erkennen, eine Tatsache, die in der weitaus größeren Geschmeidigkeit und Entwicklungsfähigkeit der deutschen Sprache überhaupt begründet ist.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Luzow 6580.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Vom franzöſiſchen Sozialismus

Von Dr. Karl Friedrich Vogel

Der Name Jaurès hat dem franzöſiſchen Sozialismus einen Ruf verſchafft, der ſeine realpolitiſche Bedeutung weit übertrifft. Es war nicht nur die Einbildung der deutſchen Sozialiſten, die franzöſiſche Internationale könne (beſonders auch außerpolitiſch) beſtimmend und ausſchlaggebend wirken, werde bei der Frage, ob Krieg oder Frieden, ein entſcheidendes Wort mitreden; und ſelbſt heute wird jede Äußerung und jede Entwicklungsmöglichkeit jener Seite mit geſpannter Aufmerkſamkeit belauſcht und beobachtet. Inſofern allerdings Kenntnis der geiſtigen und ſozialen Strömungen eines Landes, richtige Einſchätzung ihrer Bedeutung, Tragweite und materiellen Grundlage die Vorausſetzung für eine geſunde Außenpolitik bedeuten, ſicher mit Recht. Mit Unrecht, ſobald man ſchon aus der Exiſtenz der franzöſiſchen Sozialiſtenpartei die erwartungsvollſten Schlüſſe zieht.

In Frankreich nennt ſich alles mögliche Sozialiſt. Mindeſtens drei ſozialiſtiſche Parteien gibt es. International und wirklich ſozialiſtiſch nach unſeren Begriffen ſind oder waren freilich nur die socialistes unifiés, während die radicosocialistes kaum mehr als einen beſonders ſchattierten Flügel der Radikalen, der ſtärkſten Bourgeoispartei des Landes darſtellen, und die socialistes indépendants zwar noch etwas weiter links ſtehen, aber mit dem Namen Nationalſozialiſten höchſtens in ihrem Gegenſatze zur Internationale, nicht aber in ihrem wirklichen Charakter richtig bezeichnet würden.

Es iſt keine Schande in Frankreich, Sozialiſt zu ſein; eher faſt eine Ehre. Sozialiſtiſche Ideen, Männer und Taten ſind mit der großen Revolution und den Staatsumwälzungen des neunzehnten Jahrhunderts viel zu innig verbunden, um nicht eine gewiſſe hiſtoriſche Pietät zu genießen. Die Maſſe nennt ſich gerne ſozialiſtiſch. Das gehört mit zur franzöſiſchen Geſte. Frankreich hat das Wort

und den Begriff égalité erfunden. Kein Franzose läßt sich den Glauben nehmen, daß sein Land sich mit starken Schritten dem Ideal wenigstens nähere. Man huldigt der Idee, man verehrt und bejubelt sie, ist freilich in der Praxis weit davon entfernt, sie in die Wirklichkeit umzusetzen oder es auch nur ernstlich zu wollen. Aber man bestaunt und schätzt sich schon darum, daß man es wagt, an solche Gedanken heranzutreten. Es ist jener Zug des französischen Geistes, mit allem Neuen und Modernen zu spielen, immer wenigstens dem Worte nach vornean zu sein und für fortschrittlich zu gelten, jener Drang nach schönem Schein, letzten Grundes eine gewisse Eitelkeit, andererseits auch wieder der Ausfluß des französischen Formgefühls, des Dranges, überall die Fassade zu zu wahren.

So nimmt denn die sozialistische Diskussion breiten Raum ein. So beugen sich vor dem Worte Sozialismus auch weite Kreise der radikalen Bourgeoisie — schon aus politischer Klugheit und Wahltaktik. Es ist eins ihrer Schlagworte für die breite Masse. Wie wenig das für die praktische Politik bedeutet, zeigt die Tatsache, daß schon die Forderung nach Verstaatlichung der Eisenbahnen, die unserem Empfinden ganz selbstverständlich ist, in Frankreich als eminent sozialistisch betrachtet wird und z. B. einen Hauptprogrammpunkt der Indépendants darstellt. Augagneur, einer ihrer Führer, der als Minister die Westbahn in staatlichem Besitz überführte, wurde dafür zum Teil von eigener Parteiseite aufs heftigste angegriffen. Was sonst von dieser Partei als sozialistische Forderung aufgestellt wird, könnte gerade so gut in irgendeinem anderen Parteiprogramm stehen. Es kommt äußerlich den Bedürfnissen der Masse entgegen, läuft aber meist indirekt auf eine Stärkung des Großkapitals hinaus. So z. B. die Forderung nach möglichster Verbilligung der Lebensmittel und Materialien, die folgerichtig zur Unterstützung der Großbetriebe, Warenhäuser usw. führt, allerdings aber die Masse zunächst blendet durch die offensichtliche Wendung gegen Handwerk und Kleingewerbe.

Von Revolutionismus ist bei ihnen nichts zu spüren, ein wissenschaftliches System, wissenschaftliche Theorien sind nicht zu finden. Sie sind Opportunisten, vertreten im übrigen die üblichen demokratisch-antiklerikalen Forderungen der Radikalen und haben nationalpolitisch ebensosehr den nationalistischen Strömungen nachgegeben wie jene. Sie sind im Grunde eine Bourgeoispartei, allerdings mit stark humanitären und kosmopolitischen Interessen ganz im Sinne der Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts. Sie spielen wohl mit Völkerfrieden, internationalen Verständigungen und anderem, ähnlich etwa wie ein Lloyd George, ohne aber auch nur im entferntesten die Wucht der Beweisführung des marxistischen Sozialismus aufweisen zu können.

Von den Unifizierten (socialistes unifiés) wurden sie seit langem aufs leidenschaftlichste bekämpft. Nicht nur aus theoretischer Gegensätzlichkeit, nicht nur weil sie nach der Ansicht jener ihre sozialistische Aufschrift zu Unrecht führten und als unehrlich, halb, prinzipienlos entsprechend verhöhnt und ver-

achtet wurden. Sie waren auch die natürliche Zuflucht aller jener Elemente, die mit den unifizierten Sozialisten aus irgendeinem Grunde zerfallen waren. Bei ihnen landeten — fürs Auge wenigstens, als Gäste — ein Briand, ein Millerand, ein Viviani und mit ihnen auch ein Teil von deren ehemals unifizierter Wählerschaft. Sie waren, mittels ihrer Deckmarke und jener freilich bald durchaus eigenwegigen Hospitanten, Rivalen, die zum mindesten geistige und moralische Verwirrung anrichten konnten, wenn sie nicht gar bei der Masse der nichtorganisierten Proletarier Gefolgschaft fanden. Aus diesem Grunde interessieren sie uns.

Vom internationalen Standpunkte bieten sie kein Interesse. Wäre eine Partei nur nach ihrer Bedeutung als geistige Strömung zu beurteilen, dann käme von den sozialistischen Fraktionen als einzig selbständige nur die der Unifizierten in Betracht. Sie nennen sich selbst internationaux. Sie sind die einzigen Vertreter eines sozialistischen Systems, die einzigen Vertreter des internationalen und marxistischen Sozialismus. Sie haben als einzige den Internationalismus als Prinzip angenommen, bekämpften seit Jahren die Revancheidee und den französischen Nationalismus und spielten mit dem Gedanken des Generalsstreiks als Mittel zur Verhinderung jedes, insbesondere jedes deutsch-französischen Krieges. Sie genossen internationale Achtung und galten neben der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie als die bedeutendsten Vertreter der Internationale. Ihr Einfluß auf die Masse galt der deutschen Sozialdemokratie durchaus als gleichwertig dem ihrigen, ihr Dasein für den Fall internationaler Verwicklungen als ausschlaggebend und unschätzbar.

In jedem parlamentarisch regierten Lande ist zwischen der parlamentarischen und der realen Bedeutung einer Partei streng zu scheiden. An jener fehlte es der französischen Internationale tatsächlich nicht. Diese möchte ich zum guten Teile bestreiten. Der Einfluß und die Kraft einer Partei mißt sich an der Zahl ihrer Wähler, an ihrer Organisation, an der Einheitlichkeit ihrer Wählerschaft und an der Geschlossenheit und Wucht ihrer Gedanken.

Die Zahl der sozialistischen Wähler wuchs allerdings bei den letzten Wahlen 1914 auf über eine Million, und dementsprechend war die Partei mit einigen achtzig Abgeordneten im Parlament vertreten. Wir sind geneigt, solche Ziffern nach deutschen Maßstäben zu beurteilen. Wir vergessen zumeist, daß die französische Volksvertretung gegen sechshundert Deputierte zählt, daß also von einem ähnlichen Verhältnis von Sozialisten und Nichtsozialisten wie in Deutschland nicht die Rede sein kann. Noch viel weniger, wenn wir nur das Verhältnis der Stimmen zu Grunde legen, das in Deutschland eins zu drei, in Frankreich aber im günstigsten Falle eins zu neun beträgt. Dieser aber immerhin nicht ganz unbedeutenden äußeren Macht entspricht in keiner Weise die Organisation, das heißt also die innere Kraft. Spricht es nicht Bände, daß diese Einmillionpartei bis zum Kriege nur ein einziges täglich erscheinendes Parteiblatt, die Humanité, aufwies! Verrät es große Kraft, wenn

selbst dieses sich nur mit größter Mühe und eine Zeitlang nur mit Unterstützung der Sozialdemokratie Deutschlands halten konnte, wenn es eine einigermaßen bedeutende Zahl von Abonnenten nicht aufzuweisen vermag! Eine sozialistische Lokalpresse gar existiert nirgends. Wohl erscheint hin und wieder ein Wochenblatt, da und dort auch eine Halbwochenzeitung. Lange vermögen sie ihr Dasein nie zu fristen. Sie verschwinden meist so schnell wieder wie sie gekommen. Die große Industriestadt Lyon z. B. erfreute sich eine Zeitlang des „Avenir", eines vollkommen unbedeutenden Ablegers der Humanité, der nur jeden Mittwoch und Sonnabend und, wie fast alle französischen Zeitungen, selbstverständlich nur vierseitig erschien. Selbst so sparsame sozialistische Kost fand jedoch bei dem Arbeiterpublikum keinen Zuspruch. Das Blatt ging schon im Winter 1912/13 wieder ein, zu einer Zeit, als doch die bevorstehende Präsidentenwahl, die Frage der Einführung der dreijährigen Dienstzeit, der europäische Generalstreik anläßlich der Balkanwirren u. a. m. das politische Interesse gerade der sozialistischen Arbeiterschaft in schärfster Weise hätten in Anspruch nehmen müssen. Wenn die „Guerre sociale" Gustav Hervé's jeden Mittwoch Abend eifrigen Zuspruch und Absatz fand, so verdankte sie es ihrer Eigenschaft als Pariser Blatt und vor allem der Persönlichkeit ihres Herausgebers. Dasselbe war fraglos in mindestens gleichem Grade auch bei der Humanité der Fall, deren Bedeutung mit ihrem Leiter Jaurès stand und fiel. Die Käufer waren vielleicht ebensooft Bürgerliche wie Sozialisten, rekrutierten sich aus allen Parteien und in großer Anzahl besonders aus der jede Persönlichkeit schätzenden Intelligenz.

Das wichtigste Hilfsmittel eines klassenbewußten Sozialismus, die Abonnementspresse, fehlt der französischen Partei. Man kann daher behaupten, daß die Parteigesinnung über die nationale Sitte (in Frankreich ist Abonnement und ständiger Gebrauch derselben Zeitung unbekannt) nicht zu siegen vermochte, daß also Parteidisziplin und innere Kraft sehr zu wünschen übrig lassen und mit den Verhältnissen in der deutschen Bruderpartei gar keinen Vergleich auszuhalten vermögen. Wenn man aber weiter beobachtet, daß auf die Million sozialistischer Wähler nur etwa sechzigtausend parteipolitisch Organisierte kommen, während Deutschland deren auf viereinhalb Millionen etwa eineinhalb Millionen zählt, wenn man sieht, daß, wiederum im Gegensatz zu Deutschland, sozialistische Wahl- und sonstige Vereine in weiten Gegenden fehlen, daß in vielen Wahlkreisen nicht einmal ein Kandidat der Partei aufgestellt wird, so kommen wir an die Wurzel der Schwäche, kommen zugleich an die Wurzel der Frage nach der Bedeutung der unifizierten Sozialisten für das französische Staatsleben und damit auch für den Internationalismus.

Die französische Sozialdemokratie ist nicht eine Arbeiterpartei wie etwa die deutsche. Die Einheitlichkeit der Wählerschaft fehlt ihr. Zu weit höherem Prozentsatz als jene setzt sie sich aus Angehörigen anderer Berufsklassen zusammen. Nichts ist charakteristischer hierfür als eine Wahlversammlung oder ein Partei-

fest. Man glaubt durchaus in klein- und mittelbürgerlichen Kreisen zu sein. Die Mütze und der kragenlose Hals, so typisch für reine Arbeiterversammlungen etwa aus syndikalistischen Kreisen, fehlen fast völlig. Diese Beobachtung kann man gerade auch in Industriestädten machen.

Nirgends ist die Arbeiterschaft vielleicht so zerklüftet wie in Frankreich. Die Anziehungskraft des bourgeoisen Sozialismus also besonders der „Unabhängigen" auf einen nicht unbeträchtlichen Teil derselben wurde schon erwähnt. Lyon wählt höchstens zur Hälfte (c. 4) Unifizierte. Die andere Hälfte mit Ausnahme eines einzigen Klerikalen ist „Unabhängig". Der Mittelpunkt des zentralfranzösischen Kohlenbeckens, St. Etienne, eine reine Arbeiterstadt auch im ganzen äußeren Habitus, entsendet Briand, den meistgehaßten und meistbekämpften Abtrünnigen, und neben ihm meist nur einen Internationalen. Der im ganzen kleine Teil klerikaler Arbeiter mag nur eben erwähnt werden.

Schlimmer und schwerwiegender vielleicht als dieses Auseinandergehen weltanschaulich verschieden orientierter Richtungen ist der Widerstreit im wirklich klassenbewußten Proletariat selbst. Der Gegensatz von sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften (Syndikate) ist bekannt. Er ist weit schärfer als in Deutschland, hat vor allem auch eine ganz andere und für die Partei bedenkliche Grundlage. Er ist mehr als ein Gegensatz der Mittel, er erstreckt sich bis in die Ziele. Während bei uns die Gewerkschaften das gemäßigte Element darstellten, sind sie in Frankreich gerade umgekehrt die Vertreter des schärfsten Revolutionismus, und während sie in Deutschland den Zusammenhang mit der Partei trotz allem nie verloren, steigerte sich dort der Gegensatz zu offener gegenseitiger Bekämpfung.

Die Begriffe syndicalistes und socialistes werden keineswegs als identisch angesehen. Die Weite der Entwicklung von einem zum andern zeigt am besten das Beispiel Hervé's. Hervé der Sozialist war sich sehr wohl bewußt, welche Schwenkung er durch seine offizielle Beteiligung an sozialistischer Parteiarbeit vollzogen hatte. Bald nach der bekannten Baseler Parlamentarierzusammenkunft suchte er in Lyon anläßlich eines Vortrags über diesen Kongreß vor einer größtenteils syndikalistischen Zuhörerschaft sich und die Partei nachdrücklich zu rechtfertigen, fand aber nur tumultuarischen Widerspruch.

Die Syndikate stehen durchaus unter dem Einfluß anarchistischer Gedanken. Ihre geistigen Leiter sind im Grunde Gegner jeder parlamentarischen Tätigkeit und Vertretung, Feinde sogar jeder, insbesondere jeder parteipolitischen Organisation. Sie sehen das Heil des Proletariers und die Möglichkeit der Verbesserung seines Loses allein in der revolutionären Tat, ihre Gewerkorganisation betrachten sie mehr oder weniger nur als Mittel zu ihrer besseren Durchführung. Ihr eigentliches Ziel ist die gewaltsame Loslösung vom Staate, die Vernichtung jeder Staatsorganisation, ganz gleichgültig ob Republik oder Monarchie. Sie sind theoretisch Vertreter der schärfsten Mittel und haben sie zum Teil auch in der Praxis anzuwenden versucht. Ihnen verdanken Sabotage, Generalstreik,

militärische Gehorsamsverweigerung ihren berüchtigten Namen. Die C. G. T. (die confédération générale du travail), die Zentralinstanz der Gewerkschaften, und ihre Treibereien standen eine Zeitlang im Mittelpunkt des politischen Lebens, und noch wohl in Erinnerung sind die scharfen Maßregeln eines Clémenceau und eines Briand gegen ihre bedrohliche Staatsfeindschaft.

Der offizielle Sozialismus ruht auf einer weit optimistischeren Weltanschauung. Der Zukunftsstaat mit besserer und glücklicherer Organisation ist für ihn umrissene Wirklichkeit, nicht unbestimmter Nebel wie für den Pessimismus des Syndikalisten. Mit dem Gegenwartsstaat vermag er sich bis zu einem gewissen Grade abzufinden. In der Form einer demokratischen Republik unterstützt er ihn sogar, da sie ja auch die Grundlage seines Zukunftsstaates und ihm jedenfalls lieber als eine etwaige andere Staatsform ist. Verständnis für die Bedürfnisse des Staates und gleichzeitig ein gewisser Opportunismus sind die unmittelbare, wenn auch ungewollte Folge.

In schärfster Zuspitzung zeigt sich der Gegensatz von Syndikalismus und Parteisozialismus in ihrer Stellung zur Nationalidee. Der Sozialismus ist oder war zwar international, aber doch nicht antinational. Der Syndikalismus war bewußt antipatriotisch und in strenger Konsequenz durch und durch antimilitaristisch. Ein Griffuelhes, ein Jouhaux und in seiner anarchistischen Zeit ein Hervé fanden Worte wildesten Hasses gegen Militär und Trikolore. Die C. G. T. zog sich wegen Aufreizung zu Meuterei und Militärrevolte schärfste Verfolgung zu. Auch bei den Unifizierten fiel das Wort Antimilitarismus gelegentlich sogar ebenfalls mit recht scharfer Betonung. Ihre Heeresfeindschaft richtete sich jedoch gegen das augenblickliche Kasernenheer, vermochte aber, wie Jaurès bedeutendes Buch über die Miliz beweist, sehr wohl die Notwendigkeit einer nationalen Verteidigungsarmee zu bejahen.

Es ist klar, daß ein bedeutender Teil der Arbeiterschaft durch die Syndikate in Spannung mit der Partei geriet. Wenn auch die französischen Gewerkschaften bei weitem nicht die Bedeutung der deutschen hatten, wenn ihnen (bei ihrer geistigen Grundlage naturgemäß!) auch deren Geschlossenheit fehlte, so entzogen sie doch der Partei starke Kräfte und trugen ein weiteres zur geistigen und politischen Zerklüftung des französischen Proletariats bei. Die Syndikalisten wählen wohl zum Teil sozialistisch, aber ohne in die Partei einzutreten und ohne ihr ihre Kräfte zu widmen. Grollend und mit bitterer Kritik stehen sie beiseite, und ebensoviel Übel wie Gutes sehen sie von der parlamentarischen Vertretung seinen Ausgang nehmen. Zwischen den beiderseitigen Führern bestanden allerdings mehr oder weniger lose Beziehungen, besonders seit die Sozialdemokratie im Gefolge des Kongresses zu Nancy wieder näher an den Syndikalismus heranrückte. Aber die Wucht der Geschlossenheit fehlt dem Proletariat Frankreichs.

Diese Zersplitterung der französischen Arbeiterschaft ist zum guten Teile die Folge der nationalen Anlage und der nationalen Verhältnisse. Der Ab-

stand von Proletarier und Kleinbürger ist ein weit geringerer und weit leichter zu überwinden als in Deutschland. Nationaler Sparsamkeitsdrang, Mitarbeit der Frau, Einkindersystem und anderes ermöglichen vielen Arbeitern ein Alter als kleiner Rentner. Der Rahmen des Lebens ist demokratisch. Jeder ist Monsieur, jede Madame; das Selbstgefühl wird weit mehr geschont als bei uns. Es existiert zwar nicht Gleichheit des Besitzes, aber Gleichheit der Behandlung. Die Lebensformen der Besitzenden sind — in der Provinz wenigstens — nicht so differenziert und aufreizend. Der reine Industriearbeiter ist relativ selten, verfügt weit häufiger als in Deutschland über einen kleinen Grundbesitz oder betreibt ein Nebengewerbe. Der Klassenhaß ist darum nicht so stark entwickelt. Andererseits blickt der Individualismus in jeder Form in Frankreich auf eine zu lange Tradition zurück, um nicht schon tief in die unteren Schichten gedrungen zu sein. Dazu die Überpolitisierung der ganzen Nation, das Mißtrauen gegen jede Politik, Parteien und Parlament. Man glaubt sich schon zu oft „truqué“. Der Glaube fehlt. Gleichgültigkeit und Anarchismus sind damit gleichmäßig Tür und Tor geöffnet. Eine straffe Organisation ist auf solcher Grundlage unmöglich.

Der Partei strömen dafür andere Elemente zu und gewinnen bei dem ungenügenden Zusammenschluß und der infolgedessen schwachen Widerstandskraft des Proletariats rasch an Einfluß. Neben dem Kleingewerbe, vor allem die kleinen Angestellten, die schlechtbezahlten unteren und mittleren Beamten. Sozialdemokratische Eisenbahner, Postbeamten und besonders Lehrer machten der Staatsgewalt eine Zeitlang viel zu schaffen und schienen sogar die Grundlagen des Staates ins Wanken zu bringen. Sie gebärdeten sich zum Teil sehr revolutionär. Trotzdem brachte ihnen die Arbeiterschaft bezeichnenderweise starkes Mißtrauen und Abneigung entgegen, und ihr steigender Einfluß in der Partei war sicher ein weiteres Moment der Spannung zwischen Syndikaten und Unifizierten. Beim Herannahen des Dreijahrdienstgesetzes versuchte man zwar zusammenzuarbeiten. In den Arbeitsbörsen fanden gemeinschaftliche Versammlungen der Arbeitersyndikalisten und der Beamtenvereinler statt. Jene suchten ihren Anhängern den proletarischen Charakter der Beamtenunionen mundgerecht zu machen. Diese wetteiferten in Beweisen ihres gewerkschaftlichen Charakters. Bei der Masse der Handarbeiter blieb indes das Gefühl der Fremdheit. Äußerlich freilich gewann die Partei, und zweifelsohne stammt aus diesem kleinbürgerlichen Zuwachs die starke Steigerung der sozialistischen Stimmenzahl in den letzten Jahren. Ein Gewinn für die Organisation war das nicht; ebensowenig für die Geschlossenheit und Wucht der Überzeugung. Das starke Abflauen dieses Beamtensozialismus in der letzten Zeit vor dem Kriege gab zu denken. Von einer sozialistischen Weltanschauung konnte bei der Mehrzahl nicht die Rede sein. Sozialdemokratische Betätigung war ihnen vielmehr nur ein Mittel zum Zweck, war ihnen nur die beste Art des so beliebten Revolutionismus, die beste Methode auf die Regierung zu drücken zur Er-

reichung ihrer Sonderzwecke, zum schnelleren Aufsteigen zur Bourgeoisie. Sie waren ein unsicheres Element, der Sozialismus für sie ein Durchgangsstadium. Das lag im Wesen der Sache. Persönliche Eindrücke zum Teil sehr krasser Art sind mitbestimmend für dieses Bild. Die Lebenskurve eines Briand oder Millerand hat sich im Kleinen schon unendlich oft wiederholt, sogar bis auf die Hinschwenkung zum Nationalismus.

Für uns Deutsche ist ja eine solche öffentliche Beteiligung der Beamtenschaft an sozialdemokratischen Bestrebungen sehr merkwürdig, und leicht ziehen wir daraus zu weit gehende Schlüsse. Man konnte Frankreich vielleicht für sozialistisch ganz durchseucht halten. Besonders wenn man die Sachlage nach den Gesprächen in den Salons, den Reden und Diskussionen, der Stimmung unter der Jugend und gewissen Erscheinungen unter der Intelligenz beurteilte. An jedem Lyzée konnte man ja einen oder den andern sozialdemokratischen Professor im Amte finden. Auch sozialistische Richter fehlten nicht, und die Universitäten weisen Sozialisten von internationalem Ruf auf wie z. B. den Verwalter des Jaurèsschen Nachlasses, den Professor der Rechte an der Universität Lyon, Lévy-Brühl. Sozialistische Studentenvereine waren integrierender Bestandteil zahreicher Universitäten. Zahlreichen Politikern bedeutete der internationale Sozialismus Anfang der politischen Laufbahn. Staatliche Behinderung war nur gerade so weit vorhanden, daß sie die Lebensexistenz keineswegs gefährdete und doch die Aureole des Heldentums und damit Befriedigung der Eitelkeit gewährte. Spielen mit der Revolution und der revolutionären Phrase gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Franzosen. Für die Jugend war es ein Lebensstadium, die Zeit des Sturmes und Dranges, des Glaubens an das 1789er Ideal der Gleichheit. Für die Intelligenz vor allem. Diese sprach mit einer gewissen wohlwollenden Achtung vom Sozialismus, so wie man etwa von seinen Jugendtorheiten spricht. Es gehört überdies zu den Eigentümlichkeiten des Franzosen, Überzeugungen zu respektieren, so lange sie seine eigene Ruhe nicht stören, — eine gewisse negative Toleranz. Am meisten aber wirkte wohl in achtunggebietender Richtung gerade bei der Intelligenz der Einfluß der Persönlichkeit von Jaurès.

Großer Redner, geistreich, radikal zwar, aber immer Vertreter der Welt des Gedankens, immer Vertreter der Idee, hochgebildet, Franzose im besten Sinne, nie demagogischer Schwätzer, nie gewöhnlicher Maulheld, wahr und ehrlich und doch von starkem Pathos und nicht frei von französischer Geste, entsprach er gerade in dieser Mischung französischer Art und französischer Geistigkeit, wußte er immer wieder selbst die schärfsten parlamentarischen Gegner zu bezaubern oder doch Interesse für seine Sache zu wecken und Plattheiten seiner Genossen zu verdecken, hob er seine Fraktion auf eine auch der Intelligenz entsprechende Stufe, ebnete ihr unter Jugend und Gebildeten nicht unerheblich den Weg. Durch ihn unmittelbar und mittelbar durch die Intelligenz kam in die französische Sozialdemokratie das geistig Bewegliche, das

sie von der starren deutschen Genossin so merklich unterschied. Daher stammt großenteils auch die Überschätzung ihres Einflusses und ihrer Macht. Literatur und Presse, Rednerpult und Salon waren ihr offen, und „Humanité“ und „Guerre sociale“ wurden auch von den Gebildeten verschlungen.

Jaurès hat überdies die Partei erst zu einer parlamentarischen, wenn auch nicht geistigen Einheit zusammengeschweißt. Der überragende Schwung seiner Persönlichkeit und die führende Kraft seines Geistes vermochten alle Bedenken und Einwände mindestens im entscheidenden Moment zu lähmen und abzuschwächen, die Compère-Morel und Sembat, die Guesde und Vaillant in gleicher Weise an seinen Wagen zu spannen und — beim französischen Individualismus ein Wunder — geschlossene Abstimmungen der Fraktion zu erzielen. Er war oft die Partei, wie ja auch die Humanité das sozialistische Zentralorgan, er war. Über alle Gegensätze der schärferen Guesdisten und der opportunistischeren Jaurèsisten hinaus wußte er die parlamentarische Geschlossenheit der Partei aufrecht zu erhalten und gab damit dem französischen Parlament, wenigstens seinem republikanischen Teil, die einzige einigermaßen organisierte und geschlossene wirkliche Partei. Auf dem Boden eines so zerklüfteten Volkshauses, wie des französischen, mußte im Rahmen eines so ausgeprägten Parlamentarismus, in friedlichen Zeiten, Zeiten der parlamentarischen Taktik und Intrige, politischer Manipulationen und Zufallsabstimmungen, eine solche Partei, mußte ein so packender Redner und so überlegener Taktiker wie Jaurès großen Einfluß haben, mußten die Sozialisten oft das Zünglein an der Wage bilden und eine Bedeutung erlangen, die über die Zahl ihrer Wähler weit hinausging. Jaurès ist auch der Vater der langjährigen Taktik seiner Partei, der Schöpfer der nächstwichtigen Grundlage dieses Einflusses. Auf ihn geht das Zusammenwirken mit der republikanischen Linken und damit die Anerkennung der demokratischen Republik zurück. Was das bedeutete, zeigte sich erst, als diese Taktik verlassen wurde, als man sich im Streite über Postbeamtenausstand und Eisenbahnersabotage trennte, als die Unifizierten ihre eigenen Wege gingen und damit de facto die Rechte parlamentarisch stützten. Da konnte der Nationalismus täglich mehr an Boden gewinnen, da konnte das Dreijahrsgesetz durchgehen, der Nationalist Poincaré gegen den Radikalen Pams gewählt werden und die Bekämpfung der Syndikate der C. G. T., des Sozialismus in Beamtentum und selbst Intelligenz mehr und mehr betrieben werden, da zeigte sich, daß die Partei, auf sich selbst gestellt, zu einer ausschlaggebenden parlamentarischen Aktion an Zahl lange nicht stark genug war.

Vermochte Jaurès die Partei parlamentarisch zu einigen, so gelang ihm das zwar auch geistig bis zu gewissem Grade, aber doch nicht vollständig. Daß er sich und die Partei bewußt auf den Boden des Parlamentarismus stellte, deutet an, daß er dem deutschen Standpunkt von der Möglichkeit einer friedlichen Entwicklung zum Zukunftsstaat hin durchaus nicht so fern stand. Der logische Widerspruch zwischen einer positiven parlamentarischen Betätigung und

einem revolutionären Ziele, ein Widerspruch, aus dem die Syndikalisten die radikale Folgerung zogen, dürfte ihm nicht entgangen sein. Trotzdem vermochte er die Tendenz zur Revolution in der Partei nicht zu überwinden. Sie ist dem französischen Sozialismus eine Naturnotwendigkeit. Nicht nur aus angeborener Rassenanlage. Der Deutsche kann an die friedliche Erreichung seines Zukunftsstaates auf dem Wege der Entwicklung glauben. Der Franzose auf die Dauer nicht. Wie soll denn ein bäuerlich kapitalistischer Rentnerstaat, wie es Frankreich ist, ein Staat ohne überragende Industrie, ohne Geburtenüberschuß, ohne jede Neigung zur Industrialisierung auf friedlichem Wege je die Herrschaft der Arbeiterklasse bringen! Etwa durch Organisation? Die mageren Ergebnisse der parteipolitischen Organisation mußte man sich selbst gestehen. Sie waren nicht ermutigend. Die einzige wirkliche Proletarierorganisation, die Syndikate, huldigten dem Ideale der Revolution. Die Beeinflussung konnte nicht ausbleiben, schon aus praktisch-parteipolitischen Wahlrücksichten nicht. So kommen neben parlamentarischer Intervention und Agitation Massenstreik und Aufstand aufs sozialdemokratische Parteiprogramm. Und die revolutionären Mittel, die Demonstrationen, Straßentumulte, revolutionären Aufrufe und Flugblätter überwogen bei der Partei oft derart, daß man sich manchmal unmittelbar vor der Revolution glauben konnte. Sie waren einfach Zeichen der Ohnmacht, da man sich zur Organisation unfähig fühlte und keine andere Möglichkeit sah, seine Ideen geltend zu machen. Das Ideal auf mangelnder Grundlage machte immer radikaler. Gerade während der Balkankriege und der damit in Zusammenhang stehenden Agitation gegen den Krieg, dann während des Kampfes gegen das Dreijahrdienstgesetz hatte ich als Beobachter des französischen Lebens und Gast eines sozialistischen Studentenvereins Gelegenheit genug, den inneren Gehalt solcher Mittel zu würdigen und das vielfach Spielerische und Zufällige, meist Unfertige, Unzusammenhängende und Unorganisierte, das keineswegs Imponierende dieser Manifestationen kennen zu lernen.

Syndikate und Partei marschierten getrennt. Gebildete und Beamte waren zu handfester Revolution teils geistig, teils moralisch unfähig. Es fielen große Worte. Man hegte starke Erwartungen. Die Taten blieben aus. Der „große" Generalstreik im Winter 1912/13, der Protest gegen die Europa vom Balkan her drohende Kriegsgefahr, waren weiter nichts als eine Farce. Die Industriestadt Lyon brachte einen armseligen, aber desto lauter gröhlenden Demonstrationszug von etwa zweitausend Teilnehmern zusammen und schloß den Tag mit einer Revolte, die durch eine Kompagnie Kürassiere leicht im Zaum gehalten wurde und der man als unbeteiligter Zuschauer ganz gefahrlos beiwohnen konnte. Anderwärts war es nach Zeitungsberichten und dem eigenen Geständnis der Sozialisten noch trauriger. Ideal und Wirklichkeit zeigen sich in ihrer nüchternen Gegensätzlichkeit. Wenn schon der parlamentarische Einfluß der Partei auf recht unsicheren und zufälligen Füßen stand, so noch viel mehr

die reale Macht, im Sinne ihres Ideals also vor allem die Macht zur Revolution, bei ihrer ganzen materiellen und geistigen Struktur, ihrem Mangel an Einheitlichkeit und Geschlossenheit, an Organisation und materieller Kraft, wie wir sahen, gar kein Wunder.

Nichts hat das so sehr gezeigt wie der Ausbruch dieses Krieges. Das laut verkündete Prinzip des Syndikalismus, den Generalstreik und die Revolution auch gegen Militärgewalt und Heer anzuwenden, jeden Krieg damit grundsätzlich durch die Tat zu bekämpfen und möglichst zu verhindern, hatte auch in der Partei einen starken Anhang, dem selbst Jaurès Konzessionen machte. Es brach kläglich zusammen. Nicht einmal die Syndikate vermochten sich auch nur zu rühren. Ihnen machte der Mangel an Organisation einen nachdrücklichen Widerstand unmöglich. Die Partei aber hemmt diesmal nicht nur die mangelnde Macht, sondern ebenso sehr der fehlende Glaube. Das Verhältnis zur deutschen Sozialdemokratie war schon seit langem kein klares. Schon nach dem bekannten Baseler Kongreß ließ Hervé in jener Lyoner Rede sein Mißtrauen gegen die deutsche Partei offen und scharf durchblicken. Er bekannte sich auch damals noch theoretisch zum Programm der Verhinderung des Krieges mit allen Mitteln, stellte aber als Bedingung gleiches Handeln von deutscher Seite und machte dadurch, wie er wissen mußte, jenes vollkommen illusorisch. Er wußte ganz genau, daß die Deutschen nichts anderes versprechen konnten und nichts anderes versprochen hatten, als „aufklären und Licht in die Köpfe bringen, agitieren und organisieren" zu wollen. Ihm war der theoretische Gegensatz zwischen deutschem und französischem Gedanken völlig klar. Er vermied es aber, schon damals theoretisch die Konsequenz zu ziehen, wie er es dann nach Ausbruch des Krieges für die Praxis getan hat. Er vermied es, weil er, der den konsequenten Syndikalismus für die Partei verlassen hatte, sich wohl den Widerspruch zwischen jenem Programm der Untergrabung des Staates und zwischen der Forderung positiver Mitarbeit zur Verbesserung des Arbeiterloses, aus der allein die Daseinsberechtigung einer sozialistischen Partei hergeleitet werden konnte, nicht gestehen oder vor seiner meist syndikalistischen Zuhörerschaft verbergen wollte, weil er nicht zugeben wollte, daß konsequenter Internationalismus mit parlamentarischer Betätigung im nationalen Parlament unverträglich war und bei Anerkennung des nationalen Staates in irgendeiner Form im Ernstfall unbedingt Fiasko machen mußte.

Wie weit bei den andern Führern der Glaube schon unterwühlt war und wie weit sie schon klar sahen, entzieht sich meiner Beurteilung. Auf jeden Fall waren sie noch viel weniger fähig und geneigt, ehrlich und klar auf die Phrase zu verzichten, die Unmöglichkeit der Revolution besonders für den Kriegsfall anzuerkennen und sich auf den deutschen Standpunkt zu stellen. Daß gerade Hervé, der radikalste unter ihnen, der einst als Syndikalist die Trikolore in den Mist hatte schmeißen wollen, als erster vielleicht die Fahnen des rücksichtslosen Internationalismus verließ, als erster Kautelen stellte, ist nicht ohne pikanten Beigeschmack, übrigens aber typisch für die Entwickelung vieler französischer

Geister. Jaurès hätte vielleicht für sich selbst und für die Partei den Konflikt besser überwunden, vielleicht sogar wirklich den Versuch eines revolutionären Widerstands gemacht. Seine minder bedeutenden Genossen verwirrte das durchaus konsequente Verhalten der Deutschen derart, daß sie sogar von Verrat sprechen konnten, jedenfalls deren Standpunkt durchaus nicht begriffen und die geistige Verwirrung in der Partei durch ihren Eintritt in das bourgeoise Ministerium vollendeten. Sie ließen also im Ernstfalle den nationalen Staat doch nicht im Stiche trotz vorheriger gegenteiliger Äußerungen. Sie gingen damit noch einen guten Schritt über den deutschen Gedanken hinaus, den nationalen Staat bei Kriegsfall zwar anzuerkennen, aber unter Abwälzung jeglicher Verantwortung auf die kapitalistischen Klassen. Ich möchte für diesen Schritt Hervé bestimmenden Einfluß zuschreiben. Er scheint mir durchaus den geistigen Konflikt für sich in der Weise gelöst zu haben, daß er den unmittelbaren Internationalismus aufgab zugunsten eines bedingten, mittelbaren, der — etwa im Sinne des deutschen Idealismus — durch das Medium der Nation sich betätigt. Wenn er seiner Partei von der Pflicht redet, „Frankreich als den Herd der Freiheit zu verteidigen", erkennt er unzweifelhaft den Wert seiner Nation für die Menschheit an, gelangt damit schon zu einer positiven Wertung des Nationalstaates und zu einer Ablehnung jenes Internationalismus, der diesen Staat vernichten will und seinen Nutzen leugnet. Wie weit ihm die Partei hierin folgen wird, dürfte sich erst nach dem Kriege beurteilen lassen.

Eine starke Minderheit sucht allerdings schon jetzt den alten Internationalismus wieder zum Leben zu erwecken trotz des geistigen und materiellen Schiffbruchs, den er erlitten. Aber eine wirkliche Kulturmacht kann er wenigstens in seiner alten Form nicht mehr werden. Ein irgendwie bedeutender Faktor für die Gestaltung und Herbeiführung des Friedens gar erst recht nicht. Dazu fehlt ihm — in seiner parlamentarischen Form wenigstens — die Konsequenz und die geistige Wucht ganz abgesehen von der realen Macht und der materiellen Kraft.

Die Mehrheit aber hat sich selbst in der elsaß-lothringischen Frage, dem nationalen Streitobjekt zwischen Frankreich und Deutschland, der Forderung des nationalen Staates und der Nation nach Rückgabe der beiden Provinzen angeschlossen. Auch hier war Hervé der Schrittmacher. Während die Partei und selbst Jaurès auch hier sich scheu um die Frage herumdrückten und — ganz entsprechend ihrem unklaren Internationalismus — nicht zu gestehen wagten, daß sie auch ihnen im Grunde nicht gleichgültig war, schaute er der Realität mutig ins Gesicht und offenbarte schon 1913 die innersten Gefühle und geheimen Wünsche auch des französischen Sozialismus. Während die Mehrheit nur eine Abstimmung des elsaß-lothringischen Volkes für wünschenswert erklärte, um der Revancheströmung den Boden abzugraben, dabei aber freilich die Hoffnung auf einen für Frankreich günstigen Ausgang nicht unterdrücken mochte, forderte Hervé in einer 1913 erschienen Schrift klipp und klar die Rückgabe Lothringens

als der Rasse und Sprache nach französisch, während er das Elsaß als in der Hauptsache deutsch beim Reiche belassen wollte. In seiner Lyoner Rede gestand er sogar offen, daß vorher an eine dauernde deutsch-französische Verständigung nicht zu denken sei.

Das war die erste mutige Bejahung der nationalen Frage, gleichzeitig aber auch der erste offene Schritt weg von dem allem Nationalen gegenüber gleichgültigen Internationalismus. Die Begründung entnahm er damals noch dem Gedankenschatz des rationalistischen Nationalitätsgedankens und vermied mit ihm die aggressive Spitze. Heute verlangt er bereits beide Provinzen und stellt sich damit auf den Boden des historischen Rechts und — als unmittelbare Folge — der unversöhnlichen Feindschaft gegen Deutschland. Jaurès der kosmopolitische Sozialist ist tot. Der ehemalige Anarchist und Fanatiker ist tonangebend in der Partei. Hervé's Internationalismus aber ist bis auf das Wort zusammengeschmolzen. Wie lange wird es dauern, bis auch dies verschwindet, bis er und seine Partei nicht mehr scheinen wollen, was sie nicht mehr sind, bis die Tatsache einer national-sozialen Partei offen und ehrlich von ihnen anerkannt wird?

Die deutschen Einwanderungen in Siebenbürgen

Von Pfarrer K. Honigberger-Bukarest

Der ungarische Staatssekretär Szterényi hat kürzlich bei einer Gelegenheit öffentlich darauf hingewiesen, daß im gegenwärtigen Weltkriege unter sämtlichen Völkerschaften Ungarns kein Volksstamm größere Opferwilligkeit bekundet habe, als die Siebenbürger Sachsen. Sie stehen nicht nur hinsichtlich der freiwilligen Gaben, die für Kriegszwecke eingesammelt wurden an erster Stelle, sondern haben auch den größten Prozentsatz Soldaten gestellt. Die zahlreichen Auszeichnungen, die sächsische Mannschaften und Offiziere vom einfachen Freiwilligen bis hin zu Arz von Straußenburg, dem heldenmütigen Sieger von Limanova und erfolgreichen Führer der siebenbürgischen Ostarmee, erhalten haben, beweisen, daß es diesen Truppen in keiner Weise an soldatischer Tüchtigkeit fehlt. Unverhältnismäßig groß sind denn auch die Verluste der Siebenbürger Sachsen. Mancher treue Volksfreund konnte nur mit ernster Sorge an die Zukunft denken, wenn er all der blühenden Menschenleben gedachte, die in diesem blutigen Ringen dahingerafft wurden. Und doch war der Kelch der Leiden noch nicht gefüllt. Erst der verräterische Einbruch der Rumänen hat das Maß des Unglücks voll gemacht.

Plötzlich und gänzlich unvorbereitet mußten weite, vorwiegend von Sachsen bewohnte Gebiete vor dem herannahenden Feinde geräumt werden. Was nur irgend konnte, suchte zu entkommen. Aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte glaubte man zu wissen, was von den „Blochen" (-Walachen) zu erwarten sei. In alten Chroniken wird uns von dem walachischen Fürsten Wlad dem Dritten (1457—1504), der den Beinamen Tepes, d. i. „der Pfähler" erhalten hat, berichtet, daß er bei einem Überfall auf Kronstadt eine große Anzahl sächsischer Gefangener aufspießen ließ und mitten unter ihnen zu Tisch gesessen sei „und sein frewd daselbst gehabt" habe. Und er war nicht der einzige in seiner Art. Noch der letzte rumänische Bauernaufstand im Jahre 1906 hatte gezeigt, daß bei aller sonst zu Tage tretenden Gutmütigkeit des Rumänen doch auch furchtbar grausame Instinkte in diesem Volk leben. Es ist nur natürlich, daß ein großer Teil der Bevölkerung Süd- und Ostsiebenbürgens beim Nahen der rumänischen Heere zu entfliehen suchte. Die Bilder, die uns von dieser Flucht berichtet werden, sind teilweise geradezu erschütternd. Und wie schwer wurden die besetzten Ortschaften durch die Willkür

der rumänischen Truppen und durch Ausschreitungen der zurückgebliebenen einheimischen rumänischen Bevölkerung betroffen! Wie viel Arbeit, wie viel aufopfernde Mühe wird es nun — nach der Befreiung des Landes — kosten, bis aller Schade wieder ausgeglichen sein wird!

Jedenfalls versteht man es, wenn sich in diesen Tagen die Teilnahme weiter Kreise in Deutschland dem kleinen Brudervolke in Siebenbürgen zuwendet, das seit siebeneinhalb Jahrhunderten dort im äußersten Osten der Väter Art und Sprache sich so treu bewahrt hat. Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen — von den Sachsenbischöfen G. D. Teutsch und seinem Sohne D. Fr. Teutsch ergreifend dargestellt — ist tatsächlich eines der interessantesten Kapitel aus der Vergangenheit des Deutschtums im Auslande. Und insbesondere bietet die Geschichte der deutschen Einwanderungen in Siebenbürgen eine Fülle anziehendsten Materials dar. Es sei darum gestattet, hierüber im folgenden einiges zu erzählen.

I.

Im Volksliede der Siebenbürger Sachsen heißt es:

„Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft!
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft!"

Was da gesagt ist, ist nicht etwa poetische Übertreibung. Siebenbürgen ist reich an Schätzen und Schönheiten der Natur. Wer auf dem Wege von Budapest nach Klausenburg die Höhen der Karpathen erreicht hat und nun im ersten Morgenlichte hinunterschaut auf all die Berge und Hügel, die vor ihm liegen, auf all die Fluren, die sich dort ausbreiten, dem bestätigt sich sofort die Wahrheit jener Liedworte.

Solch eine Fahrt durch Siebenbürgen gehört tatsächlich zu den schönsten Eindrücken, die man empfangen kann. Vorüber an dem stolzen, einst rein deutschen Klausenburg, führt uns der Zug zwischen freundlichen Hügeln hindurch, an fruchtbaren Ebenen und Tälern entlang über anmutige Ströme hinweg. Rechts und links sehen wir zum Teil recht ärmliche Dörfer mit strohgedeckten Hütten, unregelmäßigen Gassen, unansehnlichen Kirchen, wenig gepflegten Friedhöfen. Aber plötzlich blicken wir verwundert auf. Ein stattliches Dorf liegt vor uns; von der altersgrauen Kirche sieht man nur Dach und Turm, weil der übrige Teil durch eine zwei bis dreifache Ringmauer verborgen wird, die wieder von massiven Verteidigungstürmen unterbrochen ist. Die Mauern und Türme, selbst der Kirchturm sind mit Schießscharten und Pechnasen versehen: die erste sächsische Kirchenburg, deren es in Siebenbürgen so viele gibt! Die Häuser des Dorfes sind aus Ziegeln gebaut, selbst die Dächer der Scheunen mit Ziegeln gedeckt; die breiten Gassen sind regelmäßig angelegt, sauber gehalten, zum Teil mit Obstbäumen bepflanzt. Und wie

anders die Bebauung der Felder im Vergleich zu dem, was man bis dahin gesehen; man merkt es sofort: ein deutsches Dorf liegt vor uns. Und nun wiederholt sich der herzerquickende Anblick immer häufiger; bald sehen wir das schöne, freundliche Mediasch mit seinem schlanken, hochragenden „Tramiterturm" (Trompeterturm), bald erblicken wir das hochgetürmte, urdeutsche Schäßburg: Kirche und Schule hoch oben auf dem Berge, Stadtmauern, mittelalterliche Dachgiebel, der prächtige Studenturm, einer der schönsten Bauten Siebenbürgens, darunter; dann wieder das anmutige Komitatsgebäude in herrlicher malerischer Lage. — Und weiter geht's. Dort in der Ferne sehen wir die mächtige Repser Burg ragen. Nun sind wir im Geisterwald, in welchem sich der Altfluß dahinschlängelt, und jetzt geht es hinein ins herrliche Burzenland. Ob es wohl viele ebenso schöne Ländchen geben mag? Die Dörfer und Fabriken erzählen von ungebrochener Bauernkraft und von regem Gewerbsfleiß, die Burgen und Kirchenkastelle von harten, schweren Kämpfen. Und wie stolz ragen dort der düstere Butschetsch und der vornehme Königstein, der kahle Krähenstein und der freundliche Schuller, wie würdig grüßen sich dort die zwei uralten Zwillingsbrüder Zinne und Zeidnerberg. — Jetzt macht der Schienenweg eine große Biegung nach Osten. Die romanische Bartholomäerkirche in der „Altstadt" taucht auf, das Kastell auf dem Schloßberg schaut ernst zu uns hernieder. Die Lokomotive pfeift — wir sind in Kronstadt. Schnell auf die Trambahn! Sie führt uns durch die Blumenau zum Rudolfsring und auf den Marktplatz, wo wir neben dem interessanten Rathausbau halten. — Die Stadt liegt zwischen mächtigen Bergen eingebettet. Man muß den Kopf hoch heben, um das Blau des Himmels zu sehen. Die Häuser erscheinen angesichts dieser Umgebung kleiner als sie sind, nur die wuchtige gotische „schwarze Kirche" nimmt sich selbst hier noch imposant aus. Wieder sind wir in einer deutschen Stadt. Man fühlt es, trotz all der fremden Laute, die an das Ohr schlagen. Deutsch ist die Bauart, deutsch die Lebensführung, deutsch auch die Verwaltung.

Und wie deutsch! Ich habe einmal das aufgeregte Treiben einer Abgeordnetenwahl in Kronstadt mitgemacht. Einem früheren Abkommen gemäß sollten die Ungarn eine von den vier Abgeordnetenstellen mit ihren Kandidaten besetzen dürfen; sie wollten aber zwei Stellen haben. Da versteiften sich die Sachsen: soll es einen Wahlkampf geben, dann sollt ihr keinen Abgeordneten durchbringen! Und alle Mann wurden aufgeboten. Trotz aller Einschüchterungsversuche, trotz aller Drohungen seitens der Vertreter der Behörden blieb keiner weg. Manche Bürger schleppten ihre neunzigjährigen Väter in den Wagen und führten sie zur Wahlurne, die Kaufleute lachten der Boykottandrohungen ihrer ungarischen Kunden, die Handwerker ihrer Staatsaufträge, deren Entziehung man ihnen in Aussicht stellte. Und bald kam aus dem ersten Bezirk, bald aus dem zweiten, dritten und spät abends auch aus dem vierten Bezirk die Siegesnachricht. Das war ein Jubeln! Alles eilte auf den Marktplatz. Dort waren bereits die Wahlgegner beisammen und pfiffen und zischten und drohten. Aufgeregt sprengten

berittene Polizisten hierhin und dorthin. Da plötzlich stimmt jemand an: „Siebenbürgen, Land des Segens.“ Hunderte, Tausende von Stimmen fallen mit ein. Und nun hört man nichts mehr von all dem wüsten Lärmen, mächtig übertönt der alte Kraftgesang alles umher. Etwas Großes ist es um das Nationalgefühl! Wer es sonst nicht kennt, in Siebenbürgen lernt er es kennen. — Das ist so ein Bild aus früheren nationalen Kampftagen. Heute, da Deutsche und Ungarn den schweren gemeinsamen Kampf um ihre Existenz durchringen müssen, heute, da beide Völker einsehen gelernt, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind, stehen Deutsche und Magyaren einmütig beisammen, und nur in vereinzelten überhitzten Journalistengemütern spielt noch der alte Gegensatz eine gewisse Rolle. Im allgemeinen wird wohl der Weltkrieg auch in Ungarn die Einsicht geweckt haben, daß der Deutsche in Ungarn seine Existenzberechtigung hat, ja daß er der einzige wirklich zuverlässige Bundesgenosse des von fremden Nationen umspülten Magyarentums sein kann.

Viel ließe sich noch von schönen Kreuz- und Querfahrten in Siebenbürgen erzählen. Unvergeßlich sind mir wiederholte Ausflüge nach der lieben „Haupt-Hermannstadt“, die gerade jetzt der Schauplatz so schwerer Kämpfe gewesen ist. Sie ist heute noch wie vor alters mit ihren Schulanstalten, ihrer Nationsuniversität, ihren Sammlungen, Bibliotheken, ihren Vereinen und Banken, und vor allem auch als Sitz des Bischofs der evangelischen Landeskirche der Mittelpunkt des Deutschtums in Siebenbürgen. Als Sitz des Kommandanten des siebenbürgischen Armeekorps fällt ihr auch große militärische Bedeutung zu. — Erwähnt sei endlich als wichtigstes Zentrum des Deutschtums im nördlichen Siebenbürgen die freundliche Stadt Bistritz, in deren Nähe jetzt gleichfalls heftige Kämpfe toben. Auch Bistritz besitzt, wie Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg und Mediasch ein voll ausgebautes deutsches Gymnasium. Hermannstadt beherbergt außerdem eine Oberrealschule und ein Lehrerseminar, Schäßburg ein Lehrerinnenseminar usw., wie denn das deutsche Schulwesen in Siebenbürgen außerordentlich entwickelt ist. — —

Siebenbürgen ist etwa 955 Quadratmeilen groß und zählt gegen $2^1/_2$ Millionen Einwohner. Davon sind etwa 1 350 000 Rumänen, 800 000 Magyaren, etwa 230 000 evangelische Deutsche („Sachsen“); der Rest entfällt auf Armenier und andere Nationalitäten. Klein ist, wie man sieht, die Zahl der Deutschen, aber sie haben dem Lande doch in erster Linie das Gepräge aufgedrückt. Man kann sagen: in Siebenbürgen steht der kulturelle Einfluß der einzelnen Bevölkerungsschichten im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Volkszahl. Bei weitem voran marschieren die Deutschen, dann folgen die Ungarn und zuletzt die Rumänen, die der Zahl nach das Übergewicht besitzen. Ist das noch in der Gegenwart so, so war es in früheren Jahren in noch erhöhterem Maße der Fall. — —

Um die Zeit des Beginnes unserer Zeitrechnung herrschten in Siebenbürgen und im Gebiete des heutigen Rumäniens die Daken. Sie waren ein

kriegstüchtiges, auch in Gewerbe und Handel nicht ganz zurückgebliebenes Volk. Den Höhepunkt ihrer Macht hatten sie unter Decebalus erreicht. Doch wurde dieser von dem römischen Kaiser Trajan in zwei Feldzügen besiegt. Decebalus nahm sich das Leben und ganz Dacien wurde 106 n. Chr. römische Provinz. Ulpia Trajana wurde die Hauptstadt derselben. Heute noch finden sich Trümmer dieser Stadt, die mit ihren Überresten von Tempeln und Zirkussen und Wasserleitungsanlagen, ihren Bildwerken und Inschriften einen Eindruck geben von der römischen Kultur, die auch hier Boden gefaßt hatte. — Dem Andrängen der benachbarten Barbaren konnte das römische Volk freilich nicht standhalten. Im Jahre 274 (n. Chr.) räumte Aurelian das Land und siedelte die Truppen und Provinzialen in Mösien am rechten Donauufer an. Die etwaigen Reste römischer Bevölkerung wurden durch die Wirren der Völkerwanderung vernichtet. Goten, Gepiden, Longobarden und Avaren (letztere durch zweihundert Jahre hin) wechselten sich in der Herrschaft ab, bis schließlich gegen Ende des neunten Jahrhunderts die wilden Petschenegen den maßgebenden Einfluß gewannen.

Vielleicht schon um diese Zeit siedelten sich die Székler, ein magyarischer Volksstamm, im Osten des Landes an, während im Westen die Magyaren erst im elften Jahrhundert auftauchten. Diese hatten ihre ursprüngliche Heimat im Altaigebiet verlassen und sich in „Atelkuzu" (zwischen Dniepr und Sereth) niedergelassen. Als aber 895 die Petschenegen Atelkuzu verwüsteten, da verließen die Magyaren das Land, um sich in der ungarischen Tiefebene niederzulassen. Die zahlreichen Raubzüge, die sie von hier aus in den nächsten Jahrzehnten unternahmen, sind aus der Weltgeschichte allgemein bekannt. Nachdem aber die Magyaren 933 bei Merseburg und 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg entscheidende Niederlagen erlitten hatten, mußten sie, um sich allmählich zu erholen, des Friedens pflegen. Unter Geysa und Stephan dem Heiligen konsolidierte sich ihr Staatswesen. Das Christentum wurde eingeführt, deutsche Einwanderer wurden ins Land gerufen, Bistümer und Kirchen wurden gegründet. 1021 besiegte Stephan die durch Siebenbürgen nach Ungarn einbrechenden Petschenegen. Jedoch erst gegen Ende des elften Jahrhunderts wurde Siebenbürgen zu einem mehr oder weniger gesicherten Besitztum des ungarischen Reiches, besonders nachdem Ladislaus der Erste (der „Heilige") die Kumanen in zwei Feldzügen (1084 und 1089) besiegt und das Bistum von Weißenburg am Miereſch errichtet hatte. Seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts finden wir in Siebenbürgen auch die Einteilung in Komitate, an deren Spitze Obergespane standen. Über die Komitatsobergespane war der Woiwode gesetzt, der das Land im Namen des Königs verwaltete. Jedenfalls wurden auch mehr und mehr Magyaren in Siebenbürgen angesiedelt. Doch waren diese ungarischen Siedelungen hauptsächlich auf die Gebiete des Szamoschflusses beschränkt. Im Osten und Süden bildete der Miereſch (magyar.: Maros) ihre Grenze. Weiter südlich war das Land nach einer Äußerung des päpstlichen Gesandten Gregorius ein desertum, d. h. eine

unbewohnte Einöde. Das Land war nur nominelles Besitztum des Königs von Ungarn.

Traurig stand es damals um die Kultur des Landes. Ungarn war dem alten deutschen Geschichtsschreiber Otto von Freisingen fast wie eine Wildnis vorgekommen. In den Dörfern und Marktflecken gab es über alle Maßen elende Häuser, die aus Rohr gebaut waren, im Sommer wohnte man unter Zelten. In Siebenbürgen gab es, abgesehen von einer dünnen slawischen Schicht, überhaupt keine seßhafte Bevölkerung, somit auch kein Gewerbe, keinen Ackerbau, kein Geld, keine Kultur. Die spärlichen Bewohner lebten in der primitivsten Weise, insbesondere von der Jagd. Die Abgaben an Kirchen und Klöster, die man hie und da anfing zu gründen, bestanden in Salzsteinen, Marderfellen, Lederriemen, Bärenhäuten und Auerochsenhörnern, die hier damals noch reichlich erbeutet werden konnten.

Einzelne Teile Siebenbürgens waren übrigens schon vor der Einwanderung der Sachsen von Deutschen bewohnt: so Chrapundorf, Karako, Rams und Dees. Auch Rodna wird als „eine große teutonische Stadt im Gebirge" erwähnt. Wie schon der Name dieser Stadt besagt, so wurde hier vor allem Bergbau betrieben.

Über die Rumänen findet sich noch keine urkundliche Erwähnung (vgl. Röslers „Rumänische Studien", Leipzig 1875). Was die rumänischen Historiker von angeblicher historischer Priorität ihres Volkes behaupten, gehört dem Gebiet der Phantasie an.

In der Regierungszeit Geisa des Zweiten (1141 bis 1162), und zwar in den ersten Jahren derselben, als noch freundschaftliche Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschland bestanden (man denke an die Verlobung einer Schwester Geisas mit dem Sohne des deutschen Kaisers Konrad des Dritten), erfolgte die massenweise Heranziehung von Deutschen nach Siebenbürgen.

II.

Aus welchen Teilen Deutschlands wohl die Siebenbürger Sachsen eingewandert sein mögen?

Urkunden, die uns über diese Frage genaue Auskunft geben könnten, sind nicht vorhanden. So ist es erklärlich, daß seit jeher mancherlei willkürliche Kombinationen über dies Thema angestellt wurden.

Bekannt ist die Sage vom Rattenfänger von Hameln. Einen brauchbaren Fingerzeig bezüglich der Urheimat der Sachsen enthält sie aber nicht. Daß jene Kinder, die dem Rattenfänger folgend angeblich in einer Bergöffnung verschwunden waren und nach monatelangem Wandern in Siebenbürgen aufgetaucht seien, die Vorfahren der Deutschen in Siebenbürgen sein sollten, ist von vornherein ins Gebiet des Märchens zu verweisen. Wohl hat man im Mittelalter unschuldige Kindlein das heilige Land erobern lassen wollen, aber

man weiß ja, mit welch kläglichem Erfolg. Kinder hätten die Kolonisierung Siebenbürgens gewiß nicht durchführen können. Zu dieser Arbeit bedurfte es ganzer Männer. Dafür hat man auch in Deutschland eine Empfindung, was schon aus der schlesischen Redensart hervorgeht, die man ungeschickten Menschen gegenüber anzuwenden pflegt: „Du würdest dich in Siebenbürgen nicht zurechtfinden".

Die älteren sächsischen Schriftsteller (aber auch Melanchthon) vertraten die Meinung, daß die Sachsen die Überbleibsel der alten gotischen Einwohner Siebenbürgens seien, die sich dann später mit den neu hinzugezogenen deutschen Pflanzvölkern vermischt hätten, so z. B. Czirner, Frank von Frankenstein, Haner, Kelp, Massa, Töppelt u. a. Diese Pflanzvölker sollten entweder unter Karl dem Großen, nach andern unter Herzog Geisa, dem Vater Stephans des Heiligen ins Land gezogen sein; nach den dritten sollten sie die Nachkommen der deutschen Hilfsvölker sein, die Stephan der Heilige im Kampfe gegen den heidnischen Herzog Gyula herangezogen.

Da jedoch Siebenbürgen nachweislich erst später zu einem bleibenden Besitztum der ungarischen Krone geworden ist, so wird es doch wohl bei der Angabe des Andreanischen Freibriefes sein Bewenden haben, wonach die Sachsen — wie bereits erwähnt wurde — unter König Geisa dem Zweiten ins Land gerufen wurden.

In zwei alten Urkunden werden die Sachsen „Flandrer" genannt. Demnach müßten sie aus der Gegend südwestlich von der Rheinmündung stammen, aus jenen heute noch vorzugsweise von Vlamen bewohnten Gebieten, die teils zu Holland, teils zu Belgien gehören und gegenwärtig teilweise durch deutsche Truppen besetzt sind. Lange Zeit hindurch galt tatsächlich dies Gebiet als die Urheimat der Sachsen, und manches schien für die Richtigkeit dieser Annahme zu sprechen. Haben doch von hier aus gerade im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Auswanderungen nach Holstein, Mecklenburg und Brandenburg stattgefunden, ja bis hin nach den Ostseeprovinzen. Eben dieser Umstand mochte jenen päpstlichen Legaten Gregorius, der die in Rede stehenden Urkunden verfaßt hat, dazu verleitet haben, die gleichfalls vom Rhein stammenden Sachsen „Flandrer" zu nennen. Übrigens wurde noch in späteren Jahren das alte vlämische Auswandererlied gesungen:

Ins Ostland wollen wir ziehen,
Hingehen ins östliche Land,
All über die grüne Heide,
Da ist ein besserer Stand.

Als wir ins Ostland kamen,
All unter das hohe Haus,
Da wurden wir eingeladen,
Frisch über die Heide,
Sie hießen uns willkommen sein.

Zu beachten ist auch die alte siebenbürgische Sage, wonach die Sachsen am Meere wohnten, wo vier Flüsse einmünden, die aber alle aus einem kommen. Sie würde auch auf die Rheinmündung als Urheimat der Sachsen hinweisen. — Auffallend ist ferner, daß das alte Siegel des Hermannstädter Gaues, das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, drei Seeblumenblätter führt. Endlich darf hier eine Redensart erwähnt werden, die man manchmal in Kronstadt hören kann, wonach Menschen, die sich sehr verdutzt zeigen, gesagt wird: „Du machst ein Gesicht, als wärest du gestern aus Holland gekommen". Doch ist diese Redensart vielleicht erst später entstanden und hat ihren Ursprung eben erst der Theorie von der holländischen Abstammung der Sachsen zu verdanken.

Der offizielle Namen der Einwanderer lautet jedoch nicht „Flandrer", sondern „Teutonici" und „Saxones". Auch diese Benennungen besagen allerdings nichts über die Herkunft, da sie allgemeine Kolonistennamen in Ungarn waren.

Genauere Auskünfte über die Urheimat der Sachsen geben uns jedoch die Dialektforschungen. Man hat gefunden, daß der siebenbürgisch-sächsische Dialekt unter allen Mundarten Deutschlands die größte Verwandtschaft mit dem mittelfränkischen Dialekt hat, der zwischen Trier und Düsseldorf, also in Köln, Bonn, Koblenz, Trier und Aachen sowie im nordwestlichen Teile Deutsch-Lothringens und im heutigen Luxemburg gesprochen wird. Demnach muß der größte Teil der „Sachsen" aus dieser Gegend stammen. Die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete haben hierfür tatsächlich den deutlichsten Erweis gebracht. Sind doch für einzelne Gegenden sogar Ortsbenennungen, Personen-, Fluß- und Riednamen nachgewiesen, die einfach nach Siebenbürgen übernommen wurden. Auch Rechtsgewohnheiten, Sitten und Bräuche, Sagen, Märchen und Mythen aller Art deuten hierher. Geradezu ergreifend, in wissenschaftlicher Hinsicht aber durchschlagend zu nennen ist die folgende Begebenheit, die uns einer unser hervorragendsten sächsischen Dialektforscher (Stadtpfarrer D. Schullerus in Hermannstadt) erzählt. Droben im Luxemburgischen war es, wo er und seine Genossen gelegentlich einer wissenschaftlichen Forschungsreise in einer einfachen Dorfschenke eingekehrt waren; sie saßen mit einigen schlichten Leuten zusammen und unterhielten sich, jeder in seinem eigenen Dialekt. Man verstand sich vorzüglich. Nach einer Weile fragt Schullerus: „Was meint ihr, sind wir aus dieser Gegend?" „Ja", wird ihm geantwortet, „aber ihr seid lange aus dieser Gegend hier weg". — „Gewiß", sagt Schullerus, „es sind 750 Jahre her". Ein neugieriges Aufsehen. Schullerus erzählt nun und es zieht wie ein stilles Erinnern durch den Raum.

Weniger sicher als über die Herkunft sind wir über den Weg orientiert, den die Auswanderer nach Siebenbürgen genommen. Der Sage nach sollen sie über Oberungarn gekommen sein, wo eine Anzahl Familien, ermüdet von den Anstrengungen der Wanderschaft, zurückgeblieben seien. Von ihnen stammen

angeblich die „Zipser Sachsen", die von den Siebenbürgern eben deshalb, aber auch wegen ihrer nicht allzu strammen nationalen Gesinnung die „Marode-Sachsen" genannt werden. — Der Weg der Einwanderer dürfte dann — vorausgesetzt, daß dieser Sage ein historischer Kern eignet — über Szatmár-Németi und durch Nord-Siebenbürgen hinunter in die Gegenden von Hermannstadt, Leschkisch und Groß-Schenk geführt haben. Noch heute heißt dieses Gebiet das „alte Land"; aus strategischen Gründen war es notwendig, hier die ersten Kolonien anzulegen. Wenig später wurde Reps, Schäßburg, Broos, Mühlbach und Neußmarkt begründet. — Ob der nördliche Teil mit Bistritz und Sächsisch Regen schon früher, oder erst um diese Zeit besiedelt wurde, ist eine Streitfrage. Daß es aber im Norden Siebenbürgens schon ältere deutsche Kolonien gab, z. B. das bereits erwähnte Rodna, steht außer Zweifel. — Die Besiedlung Mediasch's und Schelkens fällt ins dreizehnte Jahrhundert, ebenso diejenige des Burzenlandes.

Die Ursachen der Auswanderung gibt uns ein sächsischer Dichter (Fr. Marienburg) folgendermaßen an:

Als an des Rheines Felsenstrand
Der Ritter Burgen baute
Und vor des Eisenmannes Hand
Dem frommen Bürger graute,
Da beugte vor gewalt'gem Streich
Geknechtet sich die Menge;
Da ward's im heilgen deutschen Reich
Dem freien Mann zu enge.

Da zogen viele Männer aus
Ein neues Land zu finden:
Wir wollen uns ein neues Haus,
Ein Haus der Freiheit gründen!
Uns winkt des Urwalds freier Schoß
Im fernen Ungarlande,
Drum reißen wir uns weinend los
Vom heimischen Verbande!

Um sich die verlorene Freiheit wieder zu retten, um dem Steuerdrucke durch Feudal-Adel und Hierarchie zu entgehen, von Mißwachs und Hungersnot getrieben, zogen sie fort nach Siebenbürgen, wo sie Freiheit und Überfluß sich schaffen konnten. Vielleicht spielte auch der deutsche Wandertrieb dabei eine große Rolle, der eben damals zur Kolonisierung des ganzen Ostens Europas — Böhmens, Mährens, Österreichs, der deutschen Ostseeprovinzen — führte. Eine der größten Taten des Deutschtums, die wie wenig andere Zeugnis ablegt von der inneren Kraft, die in diesem Volke wirksam ist. — Eine Welle dieses gewaltigen Auswandererstromes ist auch das Sachsenvolk Siebenbürgens. Und Geisa hatte Recht, diese Welle hierher zu lenken. Das Land war „wüste", eine verlassene Einöde, in der sich nur räuberische Horden umhertrieben. Geisa wußte, daß nur deutsche Auswanderer es der Kultur gewinnen konnten. Überall stand ja deutsche Treue, deutsche Ausdauer und Tapferkeit hoch im Ansehen.

(Schluß folgt)

Angewandte Psychologie

Von Dr. Otto Lipmann

Nur wenige Wissenschaften haben in neuerer Zeit eine so rapide Entwicklung erlebt wie die Psychologie. Im Jahre 1859 formulierte Fechner das erste auf exakter Beobachtung beruhende „psychophysische" Gesetz, im Jahre 1872 rief Wundt das erste psychologische Laboratorium ins Leben, unter der humoristischen Warnung Fechners: Wenn man die Psychologie so im Großen betriebe, würde wohl bald das Gesamtgebiet erschöpft sein. Aber wie weit ist die Psychologie noch heute von diesem Mangel an ungelösten Problemen entfernt, obwohl dem Wundtschen Institut bald zahlreiche andere folgten, und obwohl die Psychologie besonders in Amerika mit noch viel größerem Nachdruck und Aufwand an Kräften und Geld betrieben wird, als sie in jenen grauen Zeiten (vor vierundvierzig Jahren!) das Wundtsche Institut aufbringen konnte.

Die Psychologie ging von allgemeinen Problemen aus. Schon hier müssen wir ein anderes Wissensgebiet erwähnen und voller Dankbarkeit der Astronomie gedenken, die zwar nicht geradezu die Anregung für die Aufstellung des Weber-Fechnerschen Gesetzes gegeben hat, so doch seine erste empirische Bestätigung lieferte, eigentlich noch bevor es scharf formuliert war: die Einteilung der Sterne in Größenklassen und das Verhalten dieser scheinbaren Helligkeitsstufen zu den photometrisch sich ergebenden ist noch heute das geeignetste Beispiel zur Veranschaulichung jenes Gesetzes, daß, um gleichgroße (additive) Zuwüchse an Empfindungsintensitäten zu erzielen, die Reizintensitäten um gleiche (multiplikative) Vielfache vermehrt werden müssen.

Jahrelang beschäftigten Psychologie und Psychophysik sich mit der Durchführung dieses Gesetzes auf verschiedenen Sinnesgebieten, mit seiner näheren Bestimmung und der Festlegung seiner Grenzen und mit anderen solchen allgemeinen Gesetzmäßigkeiten. Zu dem Gebiete der Psychophysik, das die für alle Menschen gültigen gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung behandelt, trat bald auch das des Gedächtnisses, für das zuerst Ebbinghaus im Jahre 1885 experimentell gewonnene allgemeine Gesetzmäßigkeiten formulierte. Er stellte u. a. die Schnelligkeit des Lernens als eine Funktion der Länge des Lernstoffes, das Behalten als eine Funktion der Anzahl der auf die Einprägung verwendeten Wiederholungen dar.

Es dauerte jedoch nicht allzulange, bis man bei den mit mehreren Personen angestellten Experimentalbeobachtungen auf gewisse Verschiedenartigkeiten des Verhaltens verschiedener Personen aufmerksam zu werden begann, d. h. bemerkte, daß in die Funktionsgleichungen, die ein allgemeines psychologisches Gesetz zum Ausdruck bringen, Konstanten eingehen, deren Größe von Person zu Person verschieden ist. Wiederum ist es die Astronomie, die als erste eine solche individualpsychologische Gesetzmäßigkeit erkannt hatte. Argelander machte im Jahre 1861 weitere Kreise auf die sogenannte „persönliche Gleichung" der Astronomen aufmerksam, nachdem die Tatsache den Astronomen selbst schon 1799 durch Maskelyne bekannt geworden war: daß verschiedene Beobachter den Zeitpunkt des Durchganges eines Sternes durch einen Visierfaden verschieden bestimmen, beruht nicht auf einer mehr oder weniger genauen Beobachtung, sondern auf der jedem Beobachter eigentümlichen Reaktionsgeschwindigkeit.

Auch auf dem Gebiete der Individualpsychologie lieferten die psychologischen Experimentaluntersuchungen eine Fülle allerdings meist gelegentlicher Ergebnisse, die zum ersten Male Stern im Jahre 1900 systematisch zusammenfaßte. Es zeigte sich, daß auf sehr vielen, wenn nicht allen Gebieten des psychischen Verhaltens, die Menschen sich in gewisse Typen sondern lassen — eine Scheidung, die auch schon die frühere, nicht exakte Psychologie in ihren Charakterologien mehrfach und mit verschiedenem Glück versucht hatte. So unterscheiden wir z. B. den visuellen und den auditiven Anschauungstypus: der visuelle bevorzugt in seinen Vorstellungen das optische Gebiet, merkt sich Gesichtseindrücke leichter und besser als Gehörseindrücke, und beachtet an komplexen Erlebnissen vorwiegend ihre optischen Qualitäten; dieselbe Rolle spielen für den Auditiven die Gehörseindrücke, sodaß es also z. B. für ihn eine wesentliche Erleichterung des Einprägens ist, wenn er laut lernen kann. — Auf dem Gebiete der Charakterlehre wird die uralte Lehre von den vier Temperamenten noch heute diskutiert, teilweise unter Heranziehung experimentell gewonnener Befunde über die Reaktion auf Reize.

Neben dieser Erkenntnis, daß die einzelnen Menschen gewisse typische Verschiedenheiten ihres psychischen Verhaltens zeigen, begann man bald auch der ja an sich nicht neuen Tatsache Beachtung zu schenken, daß auch das Verhalten größerer Gruppen von Menschen, auch wenn die Gruppierung nach zunächst nicht psychologischen Gesichtspunkten vorgenommen war, sich mehr oder weniger deutlich differenziert. Man begann zu untersuchen, wie das Kind als solches sich gegenüber psychologischen Fragestellungen verhält. Als eine der ersten systematischen Bearbeitungen einer solchen Frage sei hier die Untersuchung von Schwabe und Bartholomäi über den „Vorstellungskreis der Berliner Kinder beim Eintritt in die Schulen" (1870) erwähnt.

Damit war auch das Gebiet der differentiellen Psychologie angeschnitten, das weiterhin durch eine Fülle von Arbeiten über die Psychologie des Kindes (vgl. z. B. Stern, Psychologie der frühen Kindheit 1914), die psychischen

Unterschiede der Geschlechter (z. B. Lipmann, Psychische Geschlechtsunterschiede 1916), die Psychologie der Primitiven (z. B. Thurnwald, Ethnopsychologische Studien an Südseevölkern, 1913), der Geisteskranken (z. B. Gregor, Leitfaden der experimentellen Psychopathologie, 1910), der Berufe (z. B. Lipmann, Zur psychologischen Charakteristik der mittleren Berufe, Zeitschrift für angewandte Psychologie 1916) bereichert wurde.

Mit dieser Einleitung, welche die Teilgebiete der theoretischen Psychologie behandeln sollte, aber doch schon mehrfach auf die Gebiete der angewandten Psychologie abschweifte, haben wir gleichzeitig auch die Unterabteilungen dieser letzteren aufgezählt. Auch in der angewandten Psychologie haben wir es sowohl mit allgemein-psychologischen Fragen wie auch mit individuell- und differentiell-psychologischen zu tun.

Um zunächst einige Themata der allgemeinen angewandten Psychologie aufzuzählen, so hätten wir neben vielen andern z. B. die Gesetzmäßigkeiten des Lernens, der Aufmerksamkeit, der Übung und Ermüdung zu erwähnen, die vielfache Anwendungen auf Probleme des Unterrichts und der Schulorganisation gestatten. Es zeigte sich z. B., daß es im allgemeinen ökonomischer ist, einen Stoff von gewisser Länge „im Ganzen" zu lernen als ihn in Abschnitte zu teilen und jeden Abschnitt besonders einzuprägen; die Untersuchungen über die Ermüdungswirkung verschiedener Unterrichtsfächer führen zu einem psychologisch fundierten Aufbau des Stundenplanes usw. Die Theorie der Suggestion findet ihre Anwendung in der Psychotherapie, die Psychologie des Gedächtnisses und der Aussage fordert Berücksichtigung beim Zeugenverhör, die Lehre von den latenten Nachwirkungen interessebetonter Erlebnisse beim Verhör und für die Überführung eines Angeklagten, Eigenschaften des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit bilden das Wirkungsprinzip der Reklame.

Neben diesen Problemen der allgemeinen Psychologie aber sind es ganz besonders Fragen der Individual- und differentiellen Psychologie, mit denen die angewandte Psychologie sich beschäftigt. Während die allgemeine Psychologie neben anwendbaren auch eine große Zahl von Ergebnissen aufweist, die mehr oder weniger nur theoretisches Interesse haben, gibt es kaum ein individual- oder differentiell-psychologisches Resultat, das nicht zu anderen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens in Beziehung steht oder doch in Beziehung gesetzt werden könnte. So ist es gekommen, daß „angewandte" Psychologie gewöhnlich mit der Individual- und differentiellen Psychologie geradezu identifiziert wird, und daß diese beiden Teilgebiete der Psychologie meist stillschweigend der angewandten zugerechnet werden, (so rechnet man z. B. auch die Tierpsychologie gewöhnlich mit zur angewandten Psychologie) obwohl es auch hier natürlich Fragen gibt, die zunächst wenigstens mehr theoretischer Art sind.

Die beiden Hauptmethoden der Individual-Psychologie sind die Psychographie und die Test-Prüfung. Die Psychographie, deren Ziel die möglichst

vollständige psychologische Beschreibung eines Individuums ist — das erste Vollständigkeit anstrebende psychographische Schema wurde im Jahre 1909 durch das Institut für angewandte Psychologie veröffentlicht —, findet ihre Anwendung zunächst einmal in der Erziehung von normalen und besonders von pathologischen Kindern in der Form von „Personalienbogen", „Individualitätslisten" und dgl. Psychographische Methoden sind ferner anzuwenden bei der Erforschung der für die Berufswahl in Frage kommenden Eigenschaften (vergl. Hylla, Zeitschrift für angewandte Psychologie 1916). Die Psychographie hat sich endlich auch für die Charakteristik sowohl von hervorragenden Persönlichkeiten der Geschichte und Literaturgeschichte (z. B. E. T. A. Hoffmann und Hebbel) als auch von Verbrechern gut bewährt.

Die Test-Prüfung andererseits ist das Hauptmittel zur Erkennung einerseits der übernormalen, andererseits der unternormalen Leistungsfähigkeit. Durch eine verhältnismäßig einfache Prüfungstechnik gelingt es z. B., diejenigen Kinder auszusondern, deren Überweisung in eine Hilfsschule erforderlich ist. (Vgl. z. B. Bobertag, über Intelligenzprüfungen, „Zeitschrift für angewandte Psychologie" 1912; die für derartige Prüfungen erforderlichen Materialien werden vom Institut für angewandte Psychologie herausgegeben und sind bereits in Hunderten von Exemplaren im Gebrauch.) Auch in der Psychiatrie wird naturgemäß von solchen Prüfungsaufgaben ein weitgehender Gebrauch gemacht. Die Herausgabe eines Handbuches der psychologischen Hilfsmittel der psychiatrischen Diagnostik wird im Institut für angewandte Psychologie vorbereitet. Auf der anderen Seite wird man aber auch bei der Diagnose der Begabten, deren „Aufstieg" ja eine Forderung des Tages ist, solche Prüfungen mit Nutzen anwenden können.

Handelt es sich bei der Individual-Psychologie um Einzel-Untersuchungen, so ist die differentielle Psychologie, die ja Gruppen von Individuen miteinander vergleicht, auf Massenbeobachtungen angewiesen. Ihre Hauptmethoden sind also statistischer Art. Mit Hilfe statistischer Methoden versucht man, „den" Verbrecher, „den" Musiker, den Unterschied zwischen Mann und Frau zu charakterisieren und legt damit die Anwendung der Ergebnisse auf die Kriminalistik, die Ästhetik, das pädagogische Koedukationsproblem nahe. Auch hier findet übrigens eine der Psychographie ähnliche Forschungsweise Verwendung, indem z. B. die Ethnopsychologie es versucht, das Seelenleben gewisser primitiver Völker zu analysieren und zu beschreiben, wobei natürlich auch das psychologische Experiment mit herangezogen wird.

Faßt man den Begriff der angewandten Psychologie enger, und hält man sich schärfer an die Verwertbarkeit in Wissenschaft und Praxis, so zeigt sich, daß die Anwendung der Psychologie sich in zwei Richtungen bewegt. Wir unterscheiden die Psychognostik, die praktisch verwertbaren Ergebnisse, und die Psychotechnik, die Methoden liefert. Die Psychognostik fragt z. B., wie lernt das Kind, welche Aussagefehler sind die häufigsten, wie unterscheiden sich der

Prosarythmus Goethes und Heines; die Psychotechnik dagegen untersucht die Frage der zweckmäßigsten Lernweise, der geeignetsten Form der Reklame, der besten Form des Zeugenverhörs, usw.

Was die Teilung nach Anwendungsgebieten betrifft, so sei wiederum ein kurzer historischer Abriß zugrunde gelegt.

Daß die Astronomie das erste Wissensschaftsgebiet war, in dem psychologische Tatsachen sich geltend machten und das zuerst eine exakte Formulierung dieser Gesetzmäßigkeiten verlangte, haben wir bereits erwähnt.

Für die Psychopathologie läßt sich ein bestimmter Zeitpunkt ihres Auftretens schwer fixieren, da in psychiatrischen Kliniken ja schon lange Zeit hier und da psychologische Methoden verwendet und psychologische Ergebnisse zur Erklärung pathologischer Befunde herangezogen wurden. Als eines der ersten äußeren Anzeichen des ausdrücklich auf moderne psychologische Methoden gerichteten Interesses der Psychiater ist vielleicht dies zu nennen, daß Kraeplin im Jahre 1896 die Zeitschrift „Psychologische Arbeiten" ins Leben rief.

Für die pädagogische Psychologie reichen die Vorläufer wohl mindestens ebensoweit zurück wie für die Psychopathologie. Wenn wir von der vereinzelten, bereits erwähnten Untersuchung von Schwabe und Bartholomäi absehen, so wird der Zeitpunkt des Eintretens eines intensivierten Interesses an Problemen und Methoden der modernen Psychologie hier vielleicht durch die Begründung der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie" im Jahre 1899 gekennzeichnet.

Etwa seit dem Jahre 1900 begann man in Berlin auf Anregung Stumpfs, systematisch Musikstücke nichteuropäischer Völker phonographisch aufzunehmen. Das Phonogrammarchiv der Berliner Universität und seine Veröffentlichungen dienen zugleich der Musikwissenschaft wie der Ethnopsychologie. Eine weitere Etappe auf dem letzteren Forschungsgebiete bedeuten dann die „Vorschläge zur psychologischen Untersuchung primitiver Menschen", die das Institut für angewandte Psychologie im Jahre 1912 veröffentlichte: hier werden Methoden und Fragestellungen gegeben zur psychologischen Charakteristik z. B. des Raumsinnes (von Tschermak), des Farbensinnes (Guttmann), des Gedächtnisses (Lipmann), der Zeitschätzung (Stern), des Zeichnens und der Kunst der Primitiven (Vierkandt).

Im Jahre 1901 wandten Thumb und Marbe zum ersten Male experimentelle Methoden auf Fragen der Sprachwissenschaft an. Es zeigte sich hier, daß die Gesetze der sprachlichen Analogiebildung ganz oder jedenfalls in hohem Grade identisch sind mit den Gesetzen der assoziativen Verknüpfung zweier Vorstellungen.

Es folgte die forensische Psychologie, deren eines Problem, die Psychologie der Zeugenaussage, schon früher durch Alfred Binet in Paris und Groß in Prag angeschnitten, in Deutschland durch Stern im Jahre 1902 eingeführt wurde. Das Problem ist hier nicht, wie man zunächst vielfach meinte, nur

dies, zu zeigen, daß die zusammenhängenden Erzählungen eines Menschen über ein Erlebnis meist sehr lückenhaft, und daß die Antworten auf Verhörsfragen meist sehr fehlerhaft sind, sondern vielmehr in erster Reihe dies, wie man eine Zeugenvernehmung zu gestalten hat, wie z. B. die Fragen zu formulieren sind, um möglichst vollständige und richtige Aussagen zu erzielen (vgl. z. B. Lipmann, die Technik der Vernehmung vom psychologischen Standpunkte, „Monatsschrift für Kriminalpsychologie 1909; Lipmann, „Die Wirkung von Suggestivfragen" 1908). Ein anderes Problem der forensischen Psychologie, die Psychologie des Angeklagten, die sogenannte Tatbestandsdiagnostik oder Spurensymptomathologie wurde zuerst von Wertheimer und Klein im Jahre 1904 in Angriff genommen. Die Fragestellung lautet hier: ist die Auffassung, die Aufmerksamkeitsrichtung, das Gedächtnis eines Menschen, der mit großer innerer Anteilnahme ein bestimmtes Erlebnis gehabt hat, so verändert, daß sich aus seinen in verschiedenen Experimenten zu beobachtenden Reaktionen auch gegen seinen Willen seine Teilnahme an diesem Erlebnis ergibt? (Vgl. Lipmann, „Die Spuren interessebetonter Erlebnisse und ihr Symptom" 1911). Das Interesse an der Kriminalpsychologie, der Psychologie des Verbrechers und des Verbrechens, eine psychognostische Frage, wurde in Deutschland im Anschluß an die Vorarbeiten Lombrosos, insbesondere durch Sommer 1904 und Aschaffenburg 1905 angeregt. (Vgl. z. B. Wulffen, „Psychologie des Verbrechers".)

Die forensische Psychologie blieb übrigens nicht das einzige Anwendungsgebiet der Aussageforschung. Um nur noch ein weiteres zu nennen, so zieht natürlich auch die Geschichtswissenschaft ihre Konsequenzen aus den Feststellungen über die Fehlerquellen von Berichten. (Vgl. z. B. Bernheim, „Das Verhältnis der historischen Methodik zur Zeugenaussage." Beiträge zur Psychologie der Aussage 1903.)

Die Religionspsychologie fand ihr erstes Zentralorgan in der „Zeitschrift für Religionspsychologie", die im Jahre 1907 durch Bresler und Vorbrodt begründet wurde. Von den Problemen der Religionspsychologie sei hier nur das des Ursprungs der Religion angeführt, mit dem sich z. B. Wobbermin in einem Aufsatze in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie" 1915 beschäftigt.

Wirtschaftspsychologische Forschungen wurden zum ersten Male im Jahre 1908 durch Weber angeregt; doch wurden weitere Kreise erst durch Münsterbergs Buch über Psychologie und Wirtschaftsleben, das im Jahre 1912 erschien, und durch Piorkowskis Beiträge zur psychologischen Methodologie der wirtschaftlichen Berufseignung (1915) für diese Fragen interessiert. Neuerdings sind hier besonders die Unternehmungen der Berliner „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" zu nennen, die auch ein berufspsychologisches Laboratorium ins Leben gerufen hat. (Vgl. Lipmann, „Psychische Berufseignung und psychologische Berufsberatung", „Zeitschrift für angewandte Psychologie" 1916). Wie es möglich ist, als wesentliche Eigenschaft des Fliegers das schnelle Reagieren auf kleine Gleichgewichtsstörungen, als eine wesentliche Eigenschaft des Kraft-

wagenführers eine bestimmte Form der Aufmerksamkeit zu bezeichnen, so werden sich auch für eine Reihe weiterer Berufe diejenigen Eigenschaften finden lassen, bei deren Vorhandensein man eine tüchtige Berufsleistung erwarten kann, deren Nichtvorhandensein es aber geraten sein läßt, dem Bewerber von dem Ergreifen gerade dieses Berufes abzuraten.

Die Literaturgeschichte erhält wertvolle Anregungen und verwertbare Ergebnisse durch die im Jahre 1909 durch Groos inaugurierten Forschungen, deren Gegenstand es ist, statistisch nachzuweisen, daß ein Dichter in den von ihm verwendeten Worten, Vergleichen usw. bestimmte Sinnesqualitäten regelmäßig bevorzugt. — So fand Groos, daß Schillers Lyrik mehr optische Qualitäten (z. B. Farbenbezeichnungen) enthält als die Lyrik Goethes, daß aber besonders akustische Qualitäten bei Schiller außerordentlich häufig sind. — Andere Untersuchungen über den individuellen Stil eines Schriftstellers wurden schon 1904 durch Marbe eingeleitet; doch beziehen sich diese Forschungen nicht auf die inhaltliche, sondern auf die formale Charakteristik eines Schriftwerkes oder Autors, nämlich auf den ihm eigentümlichen Rhythmus, den Wechsel zwischen betonten und unbetonten Silben; nach der Regelmäßigkeit dieses Wechsels stehen z. B. Hülsens „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz" der Poesie nahe und Goethes Briefe ihr fern. Je nach der Häufigkeit der betonten Silben sind ferner Goethes Gespräche als besonders pathetisch und Goethes Briefe an Zelter als besonders „gleichgültig" zu betrachten. — Daß die Methode der Psychographie hier ebenfalls ein besonders fruchtbares Betätigungsfeld findet, wurde bereits erwähnt. Im Jahre 1911 veröffentlichte Margis als erste „psychographische Individualanalyse" diejenige von E. T. A. Hoffmann.

Daß die Psychologie auch für die Zwecke der Heeresverwaltung mannigfache Anwendung findet, kann zur Zeit nur angedeutet werden.

Nachdem wir so kurz die hauptsächlichsten Anwendungsgebiete der Psychologie aufgezählt haben, wobei selbstverständlich von einer auch nur annähernden Vollständigkeit nicht die Rede sein kann, seien nun zum Schluß noch einige Worte über die Organisation der angewandten Psychologie angefügt. Sie findet ihre Pflege in einer großen Zahl von Vereinen (für pädagogische, medizinische, forensische Psychologie) und Spezialzeitschriften. Von Instituten, in denen Teilgebiete der angewandten Psychologie behandelt werden, sind nur die an mehreren Orten meist durch Lehrervereine begründeten Institute für pädagogische Psychologie zu nennen.

Die Zersplitterung der angewandten Psychologie nach ihren Anwendungsgebieten hat zwar natürlich ihren berechtigten Grund in der Verschiedenheit der Interessentengruppen, ist aber methodisch nicht gerechtfertigt: ein und dasselbe psychologische Problem — es sei nur beispielsweise an die Psychologie der Aussage erinnert — kann für die verschiedensten Anwendungsgebiete von Wichtigkeit sein. Dieser Gesichtspunkt führte im Jahre 1906 dazu, daß die Gesellschaft für experimentelle Psychologie, auf Anregung Sterns und des Verfassers ein Institut

für angewandte Psychologie ins Leben rief, das sich 1907 ein eigenes Organ in der Zeitschrift für angewandte Psychologie schuf.

Der Staat hat sich bisher um die Pflege der angewandten Psychologie wenig bekümmert; nur die staatlichen psychologischen Institute in Würzburg und Hamburg sind in erwähnenswerter Weise auf dem Gebiete der angewandten Psychologie tätig. Es wäre zu wünschen, daß auch von seiten des preußischen Staates einmal etwas auf diesem Gebiete, am besten durch Gründung eines Forschungsinstitutes für angewandte Psychologie, geschähe. An Problemen, welche die wichtigsten Ergebnisse für mannigfaltige Gebiete der Wissenschaft und des Lebens — ich erinnere nur an das im Vordergrunde des Interesses stehende Gebiet der Berufspsychologie — erwarten lassen, dürfte es nicht fehlen. Aber ein gedeihlicher weiterer Fortschritt der angewandten Psychologie hat eine gewisse Zentralisation der Forschung und systematisch verwendbare größere Forschungsmittel zur Voraussetzung.

Der Landser

Kam neulich ein Landser hereingeschneit:
Urlaub auf kurze Erntezeit!

Sah Somme und Yser und Belforter Loch,
Karpathen und Rußland — lacht aber noch.

Sage mal: Warst du noch niemals müd?
Aber gewiß: bis das Rohr fast glüht,
Muß die Haubitze Feuer geben.
Ablösung! Und ich schnarche daneben.

Nun lebst du ein Weilchen doppelt zufrieden;
Ist dir nicht herrliche Ruhe beschieden?

Ach, habe mich stundenlang nachts gequält:
Mir ist, als ob mir hier etwas fehlt!

Hast du, zwei Jahre im blutigen Gischt,
Niemals dir die Augen gewischt?

Einmal — wir kamen von den Ardennen:
(Auch die Russen sollten uns kennen!)
Blieb unser Zug nicht weit von hier stecken,
Unser Kirchturm grüßte im Heimatflecken.
Aber hinüber? Ein Stündchen nur! Nein!
Nachts fuhren wir ostwärts. Es durfte nicht sein.
Was weiter war? Na, zusammengerissen,
Feste die Zähne zusammengebissen! Max Bittrich

Neue Bücher

Der Barde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. C. H. Beck. München. Preis 6 Mark.

Gar selten in der Welt kommt die rechte Aufgabe in die rechte Hand und schafft ein Werk zur rechten Zeit. Und wie alles was meisterhaft gemacht wird leicht aussieht, so fragen wir uns verwundert: warum haben wir dies Buch nicht schon lange? Wir blättern im Inhaltsverzeichnis, lesen die Namen unserer Besten, finden jede Epoche unserer Geschichte, Zeit und Vorzeit, fast lückenlos. Ja, wer wußte denn, daß wir das alles haben, daß dies ganze Werden, Wachsen und vielfältige Ringen unseres Volkes sich so vollkommen in den Werken unserer Dichter spiegelt? Nur aus jahrelanger Beschäftigung mit dem Plane konnte diese Sammlung entstehen.

Sehen wir zu, wie der Herausgeber sein Werk aufgebaut hat. Es ist in zehn Bücher und sechsunddreißig Kapitel gegliedert und beginnt mit unserer Loslösung aus römischem Joch: Germanen und Römer. Hermann Linggs Spartacus ist der kraftvolle Prolog: „Der Menschheit ganzes Herz erwache!"

Ein paar Beispiele mögen zeigen, wie die einzelnen Epochen dargestellt sind. Die Zeit der Völkerwanderung: Börries von Münchhausens „Hunnenzug" gibt Schauplatz, Zeit und Stimmung, und wie Konr. F. Meyer, Hermann Lingg, Wilhelm Hertz von ihm singen und sagen, steht ein gewaltiges Bild Attilas vor uns. Oder: Uhland und Detlev von Liliencron und Strachwitz geben uns, jeder in seinem Ton, lebendige Kunde vom Roland.

Unter die glänzenden Partien des Buches gehören, wie später das Zeitalter Friedrich des Großen, so in der Frühzeit die Hohenstaufen mit all den verlockenden Vorwürfen, an denen freilich ein mittelmäßiger Dichter nur scheitern kann. Es ist aber wohl das größte und neue Verdienst dieser Sammlung, daß sie ihr Material nicht mit Notbehelfen, die mit der Poesie nichts zu tun haben, ergänzt, sondern das Versprechen des Titels löst und uns „die schönsten historischen Gedichte" aneinander reiht.

Neben den Dichtern unserer Zeit vernehmen wir auch ältere Klänge. Walther von der Vogelweide kann nicht fehlen, Zeitlieder, deren Dichter man nicht kennt und vieles, was Winterfelds verdienstreichem Buch: „Die deutschen Dichter des lateinischen Mittelalters" entnommen ist. Solche Stücke sind sozusagen die Stimmgabel, die Reinheit des Tones bei den Neueren zu prüfen. Und wir erkennen z. B., daß die späteren Dichtungen in Eggert-Windeggs Auswahl mit den Versen Notkers und des Mönchs von Kloster Bobbio in gutem Einklang stehen.

Die Überleitung von einer Epoche zur anderen ist meist sehr glücklich. So zeigt es von tiefem historischen Verstehen, daß zwischen die Gedichte aus der fredericianischen Zeit und jene aus der Revolution Schubarts ergreifendes Kaplied

gestellt ist. Diesem Aufstöhnen der Unterdrückten folgt befreiend das rächende: „Auf Trümmer der Bastille". Ähnlich erschüttert uns an anderer Stelle Strachwitz' „Hie Welf" als Vorbote von Konradins Schicksal.

Auf die Revolution folgt reich vertreten die napoleonische Zeit, ihrerseits wieder als starker Hintergrund der Befreiungskriege. Von Mosens: „Zu Mantua in Banden" über Arndts Lied vom Schill zu Lissauers scharf geschnittenen Silhouetten, wieviel singt und jubelt da aus den Tagen, deren wir jetzt so gern gedenken: die Arndt, Körner, Schenkendorf, jeder zugleich ein Sänger und ein Held. Zu den schönsten dieser Gedichte gehört eines aus neuer Zeit, Alice von Gaudys „Gruß des Feldherrn", wie überhaupt die Frauen in der Sammlung mit Ehren bestehen. Lulu von Strauß und Torney und Alice von Gaudy, beide durch Knappheit und Prägnanz besonders ausgezeichnet, auch Ricarda Huchs „Wiegenlied" (30jähriger Krieg) nicht zu vergessen. Von überraschender Wirkung war mir, daß ihr „Frieden" mit Hermann Linggs „Der Friede" (der westfälische) den schönsten Einklang männlichen und weiblichen Empfindens ergeben.

Daß Fontane, der Sänger der Mark Brandenburg und Preußens, ausgiebig zu Wort kommt, liegt sowohl nach der Trefflichkeit seiner Verse und seiner Darstellung, als auch nach dem historischen Inhalt seines Werkes auf der Hand; drei prophetische Gedichte Geibels aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigen uns, vielleicht jetzt zum erstenmal, diesen Dichter in seiner wahren Wesenheit, nachdem sich alles erfüllt hat, was er in ahnender Sehnsucht voraussah, nun auch aus der „Londoner Konferenz" das Wort:

„Dann werdet ihr mit Grausen
Die Welt in Flammen seh'n."

Die neue Zeit von 1870 an ist breit behandelt, auch das politische Lied ist nicht ausgeschlossen, „so weit es ein aus der Überzeugung entstandenes wirkliches Gedicht ist." In Hinblick auf die Kolonien kann ich nicht versäumen, Detlev von Liliencrons kraftvolles „Der Kampf um die Wasserstelle" zu nennen.

Von Hermann Lingg über Detlev von Liliencron bis auf Lissauer erklingt auch ein realistisch-idealistischer Hymnus auf die Arbeit der deutschen Fabriken und Hämmer, denn nun ist auch für diesen Lebenskreis, in dem man früher etwas der Poesie Unwertes sah, der Ton gefunden, der die Symphonie deutschen Wesens erst voll dahinbrausen läßt.

Wenn man das Bardenbuch, wie es mir Kritikerpflicht war, von Anfang bis Ende liest, so tut man das mit wachsender Bewegung, Selbsteinkehr, Stolz, Verantwortungsbewußtsein, Zuversicht. Es ist eine Schatzkammer des deutschen Hauses und des deutschen Volkes, und, nicht zuletzt, der deutschen Schule.

Frieda Port

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 58.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 36a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Die Zeit der ſchwindenden Illuſionen

Stürmers Zeit in Rußland könnte man eine Zeit der ſchwindenden Illuſionen nennen. Dies gilt für die Kriegführung Rußlands, es gilt für ſeine äußere und innere Politik.

Die Bruſſilowſchen Offenſiven mit ihren negativen Ergebniſſen ließen die krampfhaften Hoffnungen der Ruſſen, es werde möglich ſein, im Bogen um Luzk herum oder nach Lemberg zu die deutſch-öſterreichiſche Front wanken zu machen, allmählich ſchwinden. Immer beſcheidner und beſcheidener wurden die Frontberichte der ruſſiſchen Generalſtabsoberſten, die in den Blättern der Reſidenzen ſchreiben. Sie zogen es vor, ſich mit der Somme zu beſchäftigen, wo den Winken der engliſchen Preſſe gemäß jeder Gewinn eines Dorfes zu einem entſcheidenden Ereignis aufgebauſcht wurde. In der Dobrudſcha wurden die ruſſiſch-rumäniſch-ſerbiſchen Armeen durch den glänzenden Mackenſenſchen Frontalangriff bis hinter Tſchernawoda-Konſtanza zurückgedrängt, und die deutſch-bulgariſchen Streitkräfte erwieſen ihre unbeſtrittene Überlegenheit. Die anfänglichen Jubelhymnen über das Vorrücken der rumäniſchen Armee nach Siebenbürgen verſtummten bald, als Falkenhayns Truppen die Rumänen durch die ſchwierigen Gebirgspäſſe in einem Gelände, das größere Hinderniſſe bot, als der Alpenkriegsſchauplatz, mit der ganzen Kraft der deutſchen Schläge hindurch und in die kleine Walachei hineintrieben. Stürmers Abgang von der Bühne fällt zuſammen mit Mackenſens Übergang über die Donau, mit der Abſchneidung der letzten rumäniſchen Truppen bei Orſowa und Turn Severin, mit der Gewinnung des Altfluſſes durch Falkenhayn und der endgültigen Aufgabe der kleinen Walachei durch Rumänien.

Die rumäniſchen Niederlagen ſind aber in erſter Linie ruſſiſche Niederlagen, denn jeder Zoll breit Bodens, den die Rumänen aufgeben müſſen, entfernt die Ruſſen weiter von ihrem Ziele: Konſtantinopel, und nähert die deutſch-öſterreichiſchen Heere dem ruſſiſchen Süden. Die Erkenntnis dieſer durch keine Schönrederei aus der Welt zu ſchaffenden Tatſachen bildete der düſtere Hintergrund für das Wirken Stürmers in der äußeren und in der inneren Politik.

Stürmers einzige festen und folgerichtigen Maßnahmen auf dem Gebiete der äußeren Politik waren das Ultimatum an Rumänien und die Entlassung Sasonows. Durch das Ultimatum an Rumänien sollte der letzte Anstoß an Bratianu gegeben werden, der im Grunde nur auf diesen Druck auf den Knopf wartete, um die lange vorbereitete Maschinerie spielen zu lassen. Rumäniens Kriegserklärung kam und Stürmer konnte den Erfolg als ein Plus buchen.

Über die Entlassung Sasonows ist viel gesprochen, sie ist auch in diesen Heften erörtert worden. Ungewiß ist, ob die Haltung Sasanows beim Abschluß des russisch-japanischen Vertrages, ob sein Entschluß, in der polnischen Frage die Initiative zu ergreifen, oder endlich ob Stürmers Überzeugung bei der Entlassung Sasonows maßgebend war, daß dieser in seiner Politik allzu sehr mit gewissen Überlieferungen belastet war, von denen er sich nicht frei machen konnte.

Sei dem wie ihm sei. Sasonows Entlassung wurde von England als eine unfreundliche Handlung empfunden und Stürmer hatte sich durch diesen Akt eine tödliche Gegnerschaft zugezogen. Schon seine ersten Erklärungen, trotzdem sie Schimpfworte auf die deutsche Kultur enthielten („Deutschland hat den Krieg veranlaßt und führt ihn mit renommistischer Verachtung aller Kultur"), wurden von der liberalen russischen Presse schlecht aufgenommen. Stürmer hatte in seiner ersten Proklamation, vielleicht auf Anraten des ihm befreundeten Pitirim, Töne angeschlagen, von denen er eine gewisse Einwirkung auf dasjenige Rußland hoffte, das in den Überlieferungen des orthox-gläubigen Kirchentums erzogen war.

„In der diplomatischen Welt bin ich ein Neuling — die Fragen der äußeren Politik haben mir aber stets sehr nahe gestanden, und während ich mich mit ihnen beschäftigte, habe ich meine Aufmerksamkeit vor allem auf all das konzentriert, was das Herz eines guten Russen höher schlagen läßt.

In den Dokumenten des siebzehnten Jahrhunderts befindet sich ein Brief von A. L. Ordin-Naschtschokin, des Leiter des damaligen Auswärtigen Amts. In diesem Briefe heißt es: Das Auswärtige Amt ist das Auge des ganzen großen Rußlands und sorgt für die Ehre und Gesundheit des Reichs in der Furcht Gottes."

Dieser Ausspruch ist auch in unseren Tagen nicht veraltet.

Ich schließe mit dem Hinweis auf eine eigenhändige Anmerkung des Zaren Alexis Michailowitsch zu den Berichten eines Gesandten, der die Interessen des Zaren und der Heimat nicht sorgsam genug gewahrt hatte.

„Wer den Ruhm und die Ehre Rußlands nicht wahrt, hat abzutreten und erntet an Stelle des Ruhmes Vorwürfe."

Stürmer, der den Kreisen der hohen Bürokratie nahestand, durfte sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß in diesen Worten, so sehr sie den gläubigen und vaterlandsergebenen Russen nach dem Herzen gesprochen scheinen, nichts lag, was ihn in den Kreisen der liberalen Intelligenz, deren Führer Miljukow dem verabschiedeten Sasonow besonders befreundet war, populär machen konnte. Auch seine mehrfachen Erklärungen, daß er dem Verbündeten Rußlands Treue halten werde, wurden angezweifelt.

Die polnische Frage, die mit seinem Eintritt in das Ministerium des Äußeren auch in Rußland in ein besonders akutes Stadium gekommen war, wurde als Agitationsstoff gegen ihn benutzt. Bekannt ist das Memorandum, das Stürmer in der polnischen Frage an die russischen Gouverneure schickte. Es bezeichnete die Polen offen als deutschfreundlich und enthielt die Sätze:

„Die Mehrzahl der Polen in Rußland ist schon jetzt geneigt, das österreichisch-deutsche Anerbieten anzunehmen. Nur die Nationaldemokraten zögern noch, sich den andern anzuschließen . . . Die österreichisch-deutsche Agitation hat also ihr Ziel erreicht. Zunächst hintertrieb sie die beginnende Verschmelzung der Polen in russophiler Richtung . . . . jetzt bereitet sie sich auf ihren endgültigen Sieg vor, der alle Sympathien der russischen Polen für eine Einigung Polens unter russischem Protektorat vernichten soll."

Dieses Zirkular, daß wirklich von einer selten guten Kenntnis der wahren Verhältnisse spricht und dessen Verfasser klar sah, daß es für Rußland zurzeit nicht möglich war, den Polen etwas zu bieten, wurde von der „Nowoje Wremja", d. h. dem britischen Botschafter als made in germany bezeichnet. Die Antwort des Polenklubs in der Duma und das Verlangen Lednitzkys, des Vorsitzenden des Moskauer Polenkomitees, nach einer „feierlichen Bestätigung der polnischen Hoffnungen und Rechte auf eine freie nationale Existenz und eine wirtschaftliche Wiedergeburt" sind bekannt. Stürmer sah auch in der polnischen Frage die Unmöglichkeit für Rußland etwas zu tun. Die Polen hatten, selbst in der zensurierten Petersburger Presse, schon lange erklärt, daß eine Autonomie nach russischem Muster weiter nichts sein würde, als „ein übertünchtes Grab". Was aber konnte Rußland den Polen mehr geben und konnte es ihnen überhaupt auch dieses Wenige geben, da kein Quadratmeter polnischen Bodens mehr in russischem Besitze war? Während Stürmer ins Hauptquartier fuhr oder dem Grafen Wielopolski statt einer bindenden Unterhaltung über Polens Zukunft die Gemälde seiner Amtswohnung erklärte, handelten Deutschland und Österreich-Ungarn. Die Ergebnisse sind bekannt. Sie wurden in Rußland als ein Peitschenhieb empfunden und aller Groll der doch nur über die eigene russische Ohnmacht aufgeregten öffentlichen Meinung entlud sich auf Stürmer.

Das Verhältnis zwischen Rußland und England hat während der ganzen Dauer der Stürmerschen Regierung nicht aufgehört, eine Rolle in der russischen Presse zu spielen. Bekannt sind die Auseinandersetzungen, die der russische Journalist Bulatzell mit dem englischen Botschafter hatte, bekannt ist die Karikatur der „Nowoje Wremja", die einen russischen Schriftsteller von einem Engländer geprügelt darstellt, bekannt ist das Bankett der „Gesellschaft der englischen Flagge", auf dem Rodsianko und Buchanan auftraten, um unter dem Deckmantel der „deutschen Agenten" gewisse als schädlich erkannte Strömungen der russischen Öffentlichkeit zu bekämpfen. Der englische Botschafter führte dabei wörtlich folgendes aus:

„In Rußland bemühen sich die Agenten Deutschlands, die öffentliche Meinung gegen England aufzuhetzen. Im Laufe des letzten Jahres haben diese Deutschfreunde auf die von ihnen zu Anfang des Krieges mit Vorliebe aufgestellten Fragen, wo sich die englische Flotte befindet, und was eigentlich die englische Armee geleistet hat, sehr schlagfertige Antworten erhalten. Jetzt predigen diese russischen Deutschfreunde einen Kreuzzug gegen England nicht darum, weil England zu wenig, sondern weil England zu viel geleistet hat (!). Jetzt behaupten sie, daß England Rußland in diesen Krieg hineingezogen hat. Die russischen Deutschfreunde behaupten sogar, daß England absichtlich den Krieg in die Länge zieht, um die Herrschaft über die ganze Welt zu erlangen, und um das erschöpfte Rußland später ausbeuten zu können. Sie behaupten, daß die Armee, welche von jenem Kitchener geschaffen wurde, der während seiner Reise nach Rußland, wo er die größtmögliche Hilfe in der Frage der Munitionsversorgungen leisten wollte, den Tod fand, daß diese Armee eines schönen Tages gegen Rußland selbst angesetzt werden wird. Rußland, so sagen die deutschen Agenten, hätte schon längst unter günstigen Bedingungen einen Frieden schließen können, wenn England dies nicht zu verhindern gewußt hätte. Rußland würde, wenn es den Krieg fortsetzt und weitere Opfer bringt, nichts erreichen, während England für sich den größten Nutzen aus dem Kriege ziehen wird."

Man erkennt aus diesen Äußerungen, die man nur in Zusammenhang zu bringen hat mit den Ausführungen Asquiths in der Gildhall, wie groß und offen zutage tretend diese Strömungen in der russischen Gesellschaft gewesen sein müssen, die auch ein Erwachen aus Illusionen bedeuteten. Es war natürlich, daß auch diese Einsichten gewisser Entnüchterter Stürmer in die Schuhe geschoben wurden.

Und schließlich bot die innere Lage Rußlands ein immer größeres Bild trauriger Zerfahrenheit und Ordnungslosigkeit. Das Durcheinander der Lebensmittelorganisation, die Verpflegungsschwierigkeiten, die in einzelnen Gouvernements bis zum Hunger gingen, die allmählich wachsende Unruhe der Arbeiterkreise, von denen der Aufruf des Moskauer kriegsindustriellen Arbeiterkomitees Zeugnis ablegt, beschäftigten in niemals dagewesenem Maße die Öffentlichkeit. Dazu kam die Ratlosigkeit der Regierung und die inneren Kämpfe innerhalb der Regierung selbst. Protopopow und Bobrinsky konnten sich nicht darüber einigen, wer die Lebensmitteldiktatur in die Hand nehmen sollte. Protopopow war der liberale Mann, dessen Ernennung die oppositionellen liberalen Kreise wohl hatte milder stimmen sollen, aber gerade den entgegengesetzten Effekt hatte. Man wünschte bei den Führern des Blocks keinen Minister des Innern als Regulator des wirtschaftlichen Lebens, und Chwostow, dessen Witz nicht ohne ist, konnte seine früheren Dumakollegen darauf hinweisen, daß es ganz gleich sei, wer auf dem Sessel sitze, ob er, ein Ultrarechter, oder Protopopow, der Semstwooktobrist, der Sessel bleibe doch immer derselbe. Auch Protopopow vermochte also nicht die Mißstimmung der Opposition gegen

Stürmer zu beseitigen. Er vermochte es nicht, den Karren der Verpflegung wirklich in Gang zu bringen. Es wurde nichts getan und das Mißtrauen gegen die Regierung als Folge davon wurde immer größer.

So war die Stimmung des Landes, als die Duma wieder einberufen wurde. Die Reden, die in den Sitzungen gehalten worden sind, sind soweit sie wirklich interessant sind, von der russischen Zensur gestrichen. Aber was noch übrig geblieben ist, genügt, um zu erkennen, was die Macher wollten. Rodsianko fing mit Trompetenstößen an. „Die erste Notwendigkeit ist die Entfernung dessen, was nicht sein darf und was das Land an der Erreichung seiner Ziele hindert. Die Regierung soll von uns erfahren, was nötig ist für die Ruhe des Landes, sie darf nicht auf einem Wege gehen, der entfernt ist von dem des Volkes." Und dann als Motto: „was es auch immer kosten möge, der Krieg muß auf jeden Fall zu Ende geführt werden." Dasselbe Thema wurde dann vom progressiven Blocke variiert, ein glattes Mißtrauensvotum der Regierung ausgestellt und hätten nicht die Mitglieder des Blockvorstandes gefürchtet, daß die ganze Duma nach Hause gejagt werden würde, so hätte wohl die Erklärung noch ganz anders gelautet. Dies andere zu sagen, blieb Miljukow, dem Führer der Kadetten, vorbehalten. Wir kennen seine Rede nicht, wir wissen aber, daß er eine „vernichtende" Kritik an der Stürmerschen Außenpolitik übte und nach innen parlamentarisches Regime verlangte, Verantwortlichkeit der Minister vor der Duma und ein Ministerium, getragen von dem Vertrauen der Dumamehrheit.

Miljukows Äußerungen mögen den „Sphären" nicht angenehm geklungen haben. Was war aber zu tun? Ein Ventil mußte geöffnet, ein Schuldiger gefunden werden. Wo soviele Illusionen zerstört waren, wo die Angst der Duma, wie die „Rjetsch" feststellt, sogar den siegreichen Ausgang des Krieges in Frage gestellt sah, da mußte ein Opfer dargebracht werden und was lag näher, als daß Stürmer dieses Opfer sein sollte? „Wir haben," so sagte der „Kolokol", der sich schützend vor Stürmer stellte, „kein Recht, irgend jemand die Schuld zu geben ... Wir haben keine Tatsachen, wir können nicht verurteilen. Es gab einmal eine Zeit, wo wir die Hoffnung hatten auf eine leuchtende Zukunft, wo wir uns und andere damit beruhigen konnten, daß unsere inneren Schwierigkeiten nur zeitweise durch den Krieg hervorgerufene Übel seien, daß nur Männlichkeit und Geduld dazu gehörten, das Leben von neuem in das gewohnte Geleise zu schieben ..."

Solche Hoffnungen und Illusionen scheinen die einsichtigen Russen jetzt verloren zu haben. Es gibt aber noch einige, die glauben, die Sache könnte geändert werden, — wenn ein anderer Mann auf denselben Sessel gesetzt wird. Diesen Leuten mußte geholfen werden. Der neue Mann heißt Trepow anstatt Stürmer. Wahrscheinlich betrachtet Chwostow auch ihn mit lächelnd philosophischem Auge und konstatiert, daß der Sessel derselbe geblieben ist.

Belgiens Zukunft

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Der nachstehende Aufsatz erscheint als Fortsetzung einer Reihe von Artikeln aus der Feder desselben Verfassers, die folgende Gegenstände behandelten: „Die Stellung Belgiens zum alten Reich“ (Heft 6, 1915), „Die Begründung des Königreichs Belgien“ (Heft 12, 1915), „Belgiens Verfassung und Staatsleben“ (Heft 26, 1915).

Wir verlieren uns nicht in weltvergessene Romantik zu den Zeiten der Ottonen, Salier und Hohenstaufen, wenn wir Belgien als unentbehrlich für das Deutsche Reich beanspruchen. Denn Belgien gehörte dem alten Reiche bis zum Luneviller Frieden von 1801 an und wurde erst vor hundert Jahren durch den Wiener Kongreß endgültig von Deutschland getrennt. Was das alte Reich in den Zeiten seines tiefsten Verfalls, fast im Verenden noch festhalten konnte, das wird auch das neue Reich in voller Kraft und Blüte ergreifen und behaupten können. Denn der belgische Staat selbst ist für die Zukunft unmöglich. Wer sollte sein Erbe sein? Eine künstliche Schöpfung Englands und Frankreichs war er trotz seiner Neutralität vom Geschicke dazu verdammt, englischen und französischen Interessen zu dienen. Über kurz oder lang wäre er in sozialer Revolution untergegangen und im Zwiespalte der Nationalitäten auseinandergerissen, wenn ihm das deutsche Schwert nicht ein Ende bereitet hätte. Von einer Wiederherstellung Belgiens kann nicht die Rede sein. Es fragt sich nur: Was soll aus dem Lande werden?

Fanatiker des Nationalitätsprinzips könnten die Antwort geben: die vlämischen Landesteile an die Niederlande, die wallonischen an Frankreich, das kleine deutsche Sprachgebiet an Luxemburg. Bei ernsthafter Betrachtung kann hier von Anwendung des Nationalitätsprinzips nicht die Rede sein. Die Vereinigung der südlichen Niederlande mit den nördlichen, ist trotz der überwiegend niederdeutschen Bevölkerung auch der südlichen in dem halben Menschenalter von 1815 bis 1830 so übel angeschlagen, daß er vor jedem Wiederholungsversuche abschreckt. Die Lehre der Geschichte ist in dieser Hinsicht deutlich genug. Die wallonischen Landesteile würden sich allerdings bei dem stamm- und sprachverwandten Frankreich sehr wohl fühlen. Aber es grenzte an Wahnwitz und politischen Selbstmord, wollte Deutschland jemals die Maaslinie mit Lüttich und Namur an Frankreich preisgeben. Und vollends das ungeheuerliche Zerrbild der Nation luxembourgeoise durch Gebiet mit Bewohnern deutscher Sprache zu erweitern, liegt erst recht kein Anlaß vor.

Der Fortbestand Belgiens als Staat wie die Aufteilung seines Gebietes nach dem Nationalitätsprinzip sind in gleicher Weise unmöglich. So bleibt nur die Vereinigung mit dem Deutschen Reiche.

Zur Beruhigung jener ängstlichen Gemüter, die beinahe vor Schrecken vom Stuhle fallen bei dem Gedanken, daß etwa sechzig belgische Abgeordnete ihren Einzug in den deutschen Reichstag halten und dort ihre Spektakelstücke aufführen sollen, sei von vornherein bemerkt, daß kein vernünftiger Mensch an eine Vereinigung etwa nach Art derjenigen Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche oder daran denkt, den Belgiern jetzt oder für absehbare Zeit das Reichstagswahlrecht zu verleihen. Es gibt andere Mittel und Wege der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Beherrschung. Wenn Deutschland Belgien behält, so geschieht das nicht, um den Belgiern eine Freude zu machen, oder eine Wohltat zu erweisen, obschon sie allmählich die Zugehörigkeit zu einem großen Gemeinwesen schätzen lernen werden. Wir belasten uns mit einem Lande, das innerhalb des festgefügten Organismus des Reiches vorläufig als Fremdkörper empfunden werden muß, nur aus bitterer Not, weil wir das Land nicht entbehren können und deshalb seine Bewohner mit in Kauf nehmen müssen. Für die staatsrechtliche und politische Behandlung des Landes können daher auch nur die Bedürfnisse des Reiches maßgebend sein. Auch Rom hat die Poebene und Sizilien, die es zum Abschlusse der politischen Einigung Italiens brauchte, Menschenalter hindurch als Provinzen anders behandelt als das übrige Italien, bis sie endlich unter Caesar und Augustus in die volle Rechtsgemeinschaft aufgenommen werden konnten.

Deutschland braucht Belgien militärisch.

Verhältnismäßig leicht ist diesmal trotz der Maasbefestigungen und Antwerpens die Überwältigung geglückt. In einem künftigen Falle würde man sich besser vorsehen, und die Maaslinie ebenso von Befestigungen starren, wie die französische Ostgrenze. Dieses Belgien, eine Schöpfung Englands und Frankreichs und durch die Leiden des jetzigen Krieges verbittert, stände aber immer Deutschlands Feinden zur Verfügung. Ungedeckt liegt die deutsche Westgrenze an der Rheinprovinz, die man bisher durch die belgische Neutralität geschützt glaubte. Dieser Schutz hat versagt, wir bedürfen einer strategischen Grenze.

Diese kann nicht etwa bloß an der Maaslinie liegen. Sie würde allenfalls für die Verteidigung der Rheinprovinz genügen. Aber über Ostende und Antwerpen bliebe immer die deutsche Stellung in der Flanke und bei weiterem Vorgehen im Rücken bedroht. Damit ergäbe sich die Notwendigkeit einer neuen militärischen Eroberung. Und wahrscheinlich würde man sich auch hier besser vorsehen, als das erstemal und Antwerpen wirklich zu einer uneinnehmbaren Festung machen.

Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Nicht durch Edelmut und Schonung, namentlich in Gebietsfragen, werden wir unsere Feinde gewinnen. Sie werden, selbst besiegt, wie das Frankreich von 1870/71 Zeit und Gelegenheit

zur Revanche erwarten. Dagegen hilft nur eins, eine militärische Stellung Deutschlands, die einen neuen Angriff als aussichtslos erscheinen läßt.

Und für diese militärische Stellung kann einzig und allein Belgien dienen. Es bildet gewissermaßen eine vorgeschobene Redoute der deutschen Festung gegen Frankreich und England. In einer langen Linie zieht sich das Land an der französischen Nordgrenze entlang. Frankreich wird damit von Deutschland an seiner empfindlichsten Stelle, in seinen reichen Nordprovinzen und in der Nähe seiner Hauptstadt, Paris, wie mit einer Zange gepackt. An eine französische Offensive nach diesen beiden Seiten, nach Ost und Nord, ist niemals mehr zu denken. Frankreich wird durch die Natur der Dinge auf die Verteidigung beschränkt. Und das kühlt von selbst alle Rachegedanken ab. Und andererseits: England ist auf das äußerste bedroht durch ein deutsches Antwerpen und eine deutsche Kanalküste. Hat man Antwerpen eine Pistole genannt, auf das Herz Englands gerichtet, so ist das in noch höherem Maße der Fall bei einem deutschen Flottenstützpunkte im Kanal. England wird daher, selbst besiegt, das äußerste tun, um die Wiederherstellung Belgiens zu erreichen, schon zu Revanchezwecken. Gerade deshalb brauchen wir Belgien. Die beständige Bedrohung Englands, die in einem deutschen Belgien liegt, nötigt England, nur an seine Verteidigung zu denken und die Revanche zu vergessen.

Nur der militärische Besitz von ganz Belgien deckt nicht nur Deutschlands Westgrenzen, sondern bedroht Englands und Frankreichs militärische Sicherheit in dem Maße, daß sie an keinen Angriffskrieg mehr denken können. Deutschland hat in vierundvierzigjährigem Frieden bewiesen, daß es nicht kriegslustig ist, und dabei wird es auch weiter bleiben. Damit sichert der militärische Besitz Belgiens durch Deutschland allein den Weltfrieden.

Wir brauchen Belgien ferner maritim, sowohl für die Kriegs- wie für die Handelsflotte. Die längste deutsche Küste liegt an der Ostsee, nur durch die dänischen Meerengen und durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal mit dem offenen Meere in Verbindung stehend. Unsere Nordseeküste ist auffallend verkümmert und umfaßt eigentlich nur die allerdings leicht zu verteidigende, aber auch leicht abzuschließende Helgoländer Bucht. Wir müssen heraus aus dem Winkel, hat daher schon Ballin gesagt, der gewiß als Sachverständiger betrachtet werden muß. Dagegen gäbe es nur eine einzige Widerlegung, die ein englischer Reeder versucht, Deutschland werde nach dem Kriege keine Flotte mehr haben. Da aber Deutschland gewiß nicht untergehen wird, kann es auch nie auf seine Seegeltung verzichten. Denn seine Zukunft liegt auf dem Wasser. Dazu bedarf es aber weiterer Zugänge zum offenen Weltmeere. Diese sind vorläufig nur durch Belgien zu haben.

Die belgischen Häfen leben überdies zum großen Teile von Deutschland. Lothringen, die Rheinprovinz und ein Teil von Westfalen ist von der deutschen Nordseeküste zu weit entfernt und auf die belgische Küste angewiesen. Die belgischen Häfen sind ein Hausschlüssel für Deutschland, und den steckt jeder

in die eigene Tasche. Ihre volle Blüte werden aber die vlämischen Häfen erst erleben, wenn sie ohne Zollschranke an das große deutsche Hinterland angeschlossen sind. Deutsche und belgische Interessen gehen hier restlos ineinander auf. Man hat oft gesprochen und geplant von einer deutschen Rheinmündung, um für Deutschlands größten Strom einen eigenen Zugang zum Weltmeere zu gewinnen. Eine solche Mündung im Dollart bei Emden, die bisher allein möglich gewesen wäre, lag viel zu weit ab von den großen Straßen des Weltverkehrs. Jetzt haben wir sie in dem herrlichen Hafen von Antwerpen. Die Flußsysteme des Rheins und der Schelde, durch ein ausreichendes Kanalnetz miteinander und mit der Donau verbunden, bieten das großartigste mit dem Weltmeere in Verbindung stehende Gebiet der Binnenschiffahrt, das sich denken läßt.

Belgien ist endlich für Deutschland wirtschaftlich unentbehrlich.

Das gilt zunächst für die deutschen wirtschaftlichen Unternehmungen, die sich unmittelbar in Belgien niedergelassen haben. Gerade weil Belgien mit seiner Küste das Vorland eines der reichsten Teile Deutschlands bildet, mußten deutsche wirtschaftliche Unternehmungen oder wenigstens Zweigniederlassungen in großer Anzahl und von hoher Bedeutung das belgische Gebiet aufsuchen. In einem selbständigen Belgien wäre das für die Zukunft in dem Maße wie bisher unmöglich. Mag man sich noch so sehr durch vertragsmäßige Bestimmungen zu sichern suchen, es gibt tatsächlich kein Mittel, wenn eine feindliche Bevölkerung und eine feindliche Regierung den Deutschen den Aufenthalt im Lande zu verekeln sucht. Wie soll man sich z. B. gegen den Boykott schützen, zu dem nicht einmal öffentlich aufgefordert zu werden braucht? Und der Deutschenhaß in einem wiederhergestellten selbständigen Belgien würde zunächst ungeheuerlich sein. Dagegen schützt nur die eigene deutsche Verwaltung. Sonst wären deutsche Unternehmungen in Belgien für die Zukunft fast vogelfrei. Und das siegreiche Deutschland müßte dies, solange kein förmlicher Rechtsbruch vorliegt, über sich ergehen lassen, hätte seine Angehörigen jedenfalls in eine schlechtere Wirtschaftslage versetzt, als vor dem Kriege.

Dazu kommen die Bedürfnisse der deutschen Gesamtwirtschaft. Unbeschadet der deutschen Einfuhr- und Ausfuhrinteressen, hat gerade der Krieg auf das klarste gezeigt, daß nur eine im Notfalle auch sich selbst genügende deutsche Volkswirtschaft großen Weltkrisen gewachsen ist. Damit wird das Ideal von Fichtes geschlossenem Handelsstaat zu einer Forderung der Gegenwart. Noch sind wir von diesem Ideale weit entfernt, aber wir müssen ihm im Interesse unserer nationalen Unabhängigkeit auch auf wirtschaftlichem Gebiete immer mehr nachstreben. Unsere weltwirtschaftlichen Bestrebungen können ruhig daneben hergehen.

Für diese in sich geschlossene deutsche Gesamtwirtschaft bieten Industrie und Bergbau Belgiens in ihrer hohen Entwicklung die notwendige Ergänzung. Wie wir diese Ergänzung nach der anderen Seite nicht nur in intensiver Landwirtschaft, sondern auch in neuen Ackerbaugebieten suchen müssen, soll hier nicht

weiter ausgeführt werden. Indem Deutschland eines der ersten Industrieländer der Welt an seine Volkswirtschaft anschließt, steigt es selbst zu einer unbeschrittenen ersten Industriemacht der Welt empor, ohne doch gleich England der Gefahr ausgesetzt zu sein, seine Landwirtschaft zu vernichten. Auch hier begegnen sich wieder die Interessen Deutschlands mit denen des belgischen Wirtschaftslebens. Denn ein reicherer Gewinn kann den belgischen Industriellen nicht in den Schoß geschüttet werden, als der freie Markt für ihre Erzeugnisse in einem Reiche von siebzig Millionen, statt in dem bisherigen Kleinstaate.

Es handelt sich nur darum, für den Anschluß Belgiens an das Deutsche Reich die geeigneten staatsrechtlichen Formen zu finden, die freilich außerhalb des Rahmens unseres bisherigen Reichsstaatsrechts liegen müssen.

Belgien ist durch völkerrechtliche Eroberung (debellatio) untergegangen und völkerrechtlich d. h. im Verhältnisse zu andern Staaten der Völkerrechtsgemeinschaft Bestandteil des Deutschen Reiches geworden. Nach Untergang der eigenen belgischen Staatsgewalt, besteht in ihm keine andere Staatsgewalt, als die des Reiches. Damit wäre es vorläufig etwa in den Rechtszustand eines deutschen Schutzgebietes versetzt.

Darin soll es aber nicht bleiben. Es ist wie Elsaß-Lothringen und Helgoland durch ein den Art. 1 der Reichsverfassung änderndes Gesetz auch staatsrechtlich dem dort verfassungsmäßig feststehenden Bundesgebiet einzuverleiben und tritt ihm hinzu. Damit wird es auch staatsrechtlich Reichsland. Die bisherigen Belgier werden daher deutsche Reichsangehörige und zwar nur Reichsangehörige, da es eine ergänzende Landesstaatsgewalt nicht gibt — es sei denn, sie beantragen ihre Entlassung und wanderten binnen Jahresfrist nach der Entlassung aus. In diesem Falle wären sie aber binnen der Frist eines weiteren Jahres verpflichtet, auch ihren im Inlande befindlichen Grundbesitz und Gewerbebetrieb bei Vermeidung der Enteignung aufzugeben. Daraus ergeben sich weitere Folgen für Land und Bewohner.

Das Land ist in jeder Beziehung als Reichsinland zu betrachten. Insbesondere wird es, vorbehaltlich eines Freihafenbezirks bei Antwerpen, in das deutsche Zollgebiet einbezogen. Es gehört auch zum Reichsgebiete. Die sonst für die Reichskasse erhobenen Abgaben fließen ihr auch hier zu.

Die Bewohner, mit Ausnahme der ausländischen Staatsangehörigen, sind Reichsangehörige mit deren Pflichten und Rechten. Sie unterliegen demnach der allgemeinen Wehrpflicht. Da aber besondere belgische Truppenteile nicht gebildet werden, können sie ihrer Wehrpflicht nur in der bestehenden bewaffneten Macht des Reiches genügen. Bis auf weiteres ist es auch ausgeschlossen, daß sie ihrer Wehrpflicht in den in Belgien stehenden Truppenteilen genügen. Sie werden in Alt-Deutschland eingestellt. Damit lernt die männliche Jugend nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch deutsche Verhältnisse und Zustände kennen. Belgier, die in Alt-Deutschland ihren Wohnsitz nehmen, können hier als Reichsangehörige ohne weiteres zum Reichstag wählen, haben auch Anspruch auf

Verleihung der Einzelstaats-Angehörigkeit. In dem bisherigen Belgien selbst ist die Ausübung des Reichstagswahlrechts ausgeschlossen, da es nicht in Reichstagswahlkreise geteilt wird. Darin liegt aber keine besondere Zurücksetzung der Belgier. Denn die in Belgien wohnhaften Alt-Deutschen befinden sich in derselben Lage. Es ist derselbe Zustand, der auch für die in den deutschen Schutzgebieten angesiedelten Reichsangehörigen besteht, ohne daß sie sich dadurch benachteiligt gefühlt hätten. Nur in dieser einen Beziehung wird das Land auf derselben Stufe wie die Schutzgebiete behandelt.

Die Staatsgewalt übt der Kaiser im Namen des Reiches aus — vorläufig unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und in besonderen Fällen, namentlich bei finanzieller Belastung, solange noch keine eigenen verfassungsrechtlichen Organe im Lande selbst entwickelt sind, unter Zustimmung von Bundesrat und Reichstag.

Verfassungs- wie verwaltungsrechtlich wird das Land unter Beseitigung des pseudogeschichtlichen Namens Belgien nach der Sprachgrenze in zwei gänzlich voneinander unabhängige Reichsländer geteilt, Vlamland mit der Hauptstadt Brüssel und Wallonei mit der Hauptstadt Lüttich. Das Staatsvermögen wie die Staatsschulden werden zunächst nach dem Verhältnisse der vom Reiche unmittelbar übernommenen Verwaltungszweige, wie Heer, Post und der übrigen zwischen dem Reiche und den beiden Reichsländern und dann der letztere Vermögensbestandteil zwischen den beiden Reichsländern nach der Kopfzahl der Bevölkerung verteilt.

Die Aufstellung in zwei Reichsländer entspricht zunächst dem gesunden politischen Grundsatze des: „Divide et impera“.

Sie liegt aber auch in der Richtung der bisherigen politischen Entwicklung, die das belgische Volk bei Fortdauer seiner Selbständigkeit angesichts des Zwiespalts der Nationalitäten selbst eingeschlagen haben würde. Vlamen und Wallonen, beide in der Kunstschöpfung des belgischen Staates zusammengeschweißt, wollten nichts mehr miteinander zu tun haben. Namentlich die Wallonen verlangten, wenn die Vlamen die unbedingt notwendige sprachliche Gleichberechtigung erhielten, die administrative Trennung. So wird denn den Belgiern als Geschenk der deutschen Herrschaft nur das, was sie selbst erstrebten, aber vielleicht nur auf dem Wege der Revolution erzielt hätten.

Die Teilung in zwei Reichsländer, Vlamland und Wallonei, ist aber auch durch die sprachlichen Verhältnisse geboten.

Ist Zweisprachigkeit unter Umständen ein notwendiges Übel, so wird Dreisprachigkeit, in einem ganzen Lande gleichmäßig durchgeführt, zur Ungeheuerlichkeit. Die in Art. 23 der belgischen Verfassung grundrechtlich gewährleistete Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen, ist aber auch nie zur Wahrheit geworden. Die deutsche Sprache in Luxemburg hat daher nie Gleichberechtigung erlangt, sondern die Deutschen sind französisch regiert worden. Das Vlämische hat die Gleichberechtigung nur allmählich und niemals vollständig errungen.

Erst das deutsche General-Gouvernement hat mit der Gleichberechtigung aller drei Sprachen ernst gemacht.

Mit der von den Belgiern selbst erstrebten Zweiteilung des Landes verschwindet die Notwendigkeit der Dreisprachigkeit ganz von selbst. Es bleibt nur Vlamland mit deutscher und vlämischer, und die Wallonei mit deutscher und französischer Staatssprache. In beiden Reichsländern verkehren die Behörden in den beiden Staatssprachen, öffentliche Anzeigen und Inschriften sind nur in einer der beiden Sprachen des Landes zulässig, Zeitungen dürfen nur in diesen Sprachen erscheinen und zwar vlämisch in Vlamland, französisch in der Wallonei mit beigefügter deutscher Übersetzung. Unterricht wird in beiden Landessprachen erteilt, deutsch ist überall Zwangsfach. Vlamland erhält eine deutsch-vlämische Universität in Gent und die Wallonei eine deutsch-französische in Lüttich, die freien Partei-Universitäten, die katholische in Löwen und die liberale in Brüssel, werden als mit dem deutschen Staatsgedanken unvereinbar aufgehoben.

Abgesehen von dem Vorteile der Zweisprachigkeit vor der Dreisprachigkeit für das ganze Land, ergeben sich durch die Teilung in zwei Reichsländer auch noch besondere sprachliche Vorzüge für Vlamland. Der französische Firnis, der seit den Zeiten der burgundischen Herzöge das niederdeutsche Sprachgebiet des bisherigen Belgien überzogen, verschwindet ganz von selbst. Die französische Sprache hat in Vlamland kein Heimatrecht mehr. Wer nur des Französischen mächtig ist, oder es für vornehmer hält, sich seiner zu bedienen, muß sich eben der Landessprache anbequemen oder nach der Wallonei überwandern. Außerdem wird, wenn die vlämischen Soldaten im Heere, die vlämischen Kinder in der Schule die deutsche Staatssprache lernen müssen, wenn alle öffentlichen Bekanntmachungen und Inschriften, auch die Zeitungen nicht nur vlämisch, sondern gleichzeitig deutsch erscheinen, die hochdeutsche Schriftsprache ihre natürliche Überlegenheit über die niederdeutschen Mundarten auch hier beweisen. Ist doch die Volkssprache diesseits und jenseits der Grenze überhaupt nicht verschieden, und nur die Erhebung der niederländischen Volkssprache zur Schriftsprache hat eine Schranke gezogen. Mag die vlämische Volkssprache fortbestehen wie westfälisches oder mecklenburgisches Platt, am reichen Baume deutschen Volkstums soll kein Ast abgeschnitten werden. Die gebildeten Klassen Vlamlands, denen das Französische genommen wird, werden es von selbst vorteilhafter finden, sich der Schriftsprache eines Achtzigmillionen-Volkes zu bedienen, als eines vereinzelten deutschen Volksdialekts. So kann Vlamland, von Jahrhunderte altem französischen Überzug befreit, unmittelbar hineingezogen werden in deutsches Sprachgebiet und deutsches Kulturleben.

In beiden Reichsländern übt der Kaiser die ihm übertragene Staatsgewalt durch dem Reichskanzler unterstellte Statthalter zunächst diktatorisch aus. Die bisherigen Provinzen werden aufgehoben. Sie sind einerseits zu groß für eine intensive deutsche Verwaltungsarbeit, andererseits, da jedes Reichsland ungefähr

nur die Hälfte des bisherigen Staatsgebietes umfaßt, neben und unter der Statthalterei überflüssig. Wohl aber empfiehlt sich die Durchführung der preußischen Kreiseinteilung mit Landräten, unbeschadet der Sonderstellung der größeren Städte. Kommunale Aufgaben und Vermögen der bisherigen Provinzen sind auf die Kreise zu übertragen. Zwischen Reichsland und Gemeinde findet sich daher der Kreis als einzige Mittelinstanz.

Die erste und vorzüglichste Aufgabe der Diktatur wird es sein, die gesamte Reichsgesetzgebung in den beiden Reichsländern durchzuführen. Daß dies Jahre langer Arbeit bedarf, versteht sich von selbst. Für die Zukunft treten allgemeine Reichsgesetze für beide Reichsländer unmittelbar in Kraft. Es bleibt den Statthaltereien überlassen, vom Reichsgesetzblatte in Vlamland eine vlämische, in der Wallonei eine französische Übersetzung erscheinen zu lassen, auch von wichtigeren älteren Werken der Gesetzgebung wie von den Justizgesetzen, der Gewerbeordnung, der Reichsversicherungsordnung, vlämische und französische Übersetzungen zu veranstalten. Für die ganzen älteren Jahrgänge des Reichsgesetzblattes ist das natürlich nicht möglich.

Die zweite Aufgabe der außerhalb des Gebietes der Reichsgesetzgebung auch mit gesetzgebender Gewalt ausgestatteten Diktatur, ist die Entwicklung verfassungsmäßiger Einrichtungen in beiden Reichsländern.

Eine geeignete Grundlage dazu ist schon jetzt vorhanden. Wie nahe verwandt die öffentlichen Rechtszustände Belgiens denen des benachbarten Frankreichs sein mögen, in einem Punkte hat sich doch das germanische Element Vlamlands durchgesetzt, in der Gemeindefreiheit. Sie war schon bisher gegenüber dem französischen System der Bürgermeistereien und ihrer Abhängigkeit von den höheren Staatsbehörden der charakteristische Zug in dem öffentlichen Rechte Belgiens. Diese Selbstverwaltung der Gemeinden zu erhalten und fortzuentwickeln, ist eine der ersten Aufgaben der deutschen Verwaltung. Nur eine Schranke ist der Gemeindefreiheit zu ziehen: alle deutschfeindlichen Bestrebungen in der Gemeindeverwaltung sind auf das entschiedenste zu unterdrücken.

Läßt sich feststellen, daß die Gemeindeverwaltung weiter ihren ruhigen und sicheren Gang geht, so läßt sich darauf nach dem Vorbilde der Gemeinde die Selbstverwaltung des Kreises aufbauen. Er hat alle diejenigen Aufgaben zu übernehmen, die über die Kräfte der einzelnen Gemeinde hinausgehen.

Erst wenn auch die Kreisverfassung im Gange ist, wird ein Landtag für Vlamland und ein solcher für die Wallonei zu bilden sein, am besten durch Wahl der Kreistage und der Gemeindevertretungen der kreisfreien Städte. Dieser Landtag hat zunächst nur die kommunalen Interessen des betreffenden Reichslandes wahrzunehmen. Zeigt sich die Bevölkerung mit den bestehenden Zuständen einigermaßen ausgesöhnt, so kann man auf die Diktatur der Gesetzgebung verzichten und den Landtagen ein Zustimmungsrecht zur Gesetzgebung, soweit sie außerhalb der gemeingültigen Reichskompetenz liegt, also zur sogenannten Landesgesetzgebung gewähren.

Nach späterer Erwägung muß es vorbehalten bleiben, ob man einige Abgeordnete, die von den Landtagen aus ihrer Mitte zu wählen wären, erst bloß mit Redebefugnis und schließlich auch mit Stimmrecht im Reichstage zulassen will.

Die stetige Förderung dieser Entwicklung ist aber die Aufgabe langer Jahre. Deshalb empfiehlt es sich, die Diktatur überhaupt nicht zeitlich zu begrenzen, sondern ihr die Wahl des Zeitpunktes zu überlassen, den sie zur Entwicklung verfassungsmäßiger Zustände für geeignet hält. Besteht man aber auf einer zeitlichen Beschränkung der Diktatur, so dürfen es nicht weniger als zehn Jahre sein.

Eine besondere Schwierigkeit der deutschen Verwaltung bietet dabei das Verhältnis zur katholischen Kirche. Die absolute Kirchen- und Unterrichtsfreiheit stößt hier zusammen mit den Lebensbedingungen des paritätischen Staates. Und darüber darf von vornherein kein Zweifel herrschen, daß der katholische Klerus, der in Belgien sein Paradies verliert, aufs äußerste deutschfeindlich sein wird. Andererseits wird jeder Versuch, die katholische Kirche Vlamlands und der Wallonei der Staatshoheit zu unterwerfen, nicht nur im Innern der beiden Reichsländer den Deutschenhaß neu entflammen, sondern auch dem Widerspruch des deutschen Zentrums begegnen.

Hier empfiehlt sich für die deutsche Verwaltung ein abwartendes Verhalten. Die Kirchen- und Unterrichtsfreiheit bleibe vorläufig unangetastet unter entschiedenem Einschreiten gegen deutschfeindliche Bestrebungen. Selbstverständlich darf der Staat für kirchliche Schulen keine Unterstützungen bezahlen. Will die Kirche eigene Schulen unterhalten, so muß sie auch die Mittel dafür aufbringen. Und die kirchlichen Schulen unterliegen andererseits der staatlichen Aufsicht, die namentlich dafür zu sorgen hat, daß den Anforderungen für den Unterricht in deutscher Sprache Genüge geschieht. Auch Klöster mögen sich in diesem Eldorado der Mönche und der Nonnen bilden so viel sie wollen. Doch der Staat kann nicht auf sein Recht verzichten, lästige Ausländer auszuweisen, auch wenn sie in einem Kloster sind. Und der allgemeinen Wehrpflicht darf man sich auch nicht dadurch entziehen, daß man Mönch wird.

Wenn deutsche Diplomatie und deutsche Verwaltung festzuhalten verstehen, was das deutsche Schwert gewonnen, dann wird das um Belgien vergossene Blut nicht umsonst geflossen sein. Und daß der Friede Deutschland Sicherheit bringt gegen erneute Überfälle seiner Feinde, ist der unerschütterliche Wille des deutschen Volkes. Diese Sicherheit kann nach Westen nur durch Belgien gebracht werden. Indem die Feder den Gewinn des Schwertes festhält, ist auch die Einheit von Volk und Regierung verbürgt und inneren Gefahren vorgebeugt, wie sie vor hundert Jahren der faule Frieden nach den Befreiungskriegen notwendig mit sich bringen mußte.

Die deutschen Einwanderungen in Siebenbürgen

Von Pfarrer R. Honigberger-Bukarest

III.

Kamen die Ansiedler einzeln oder gruppenweise ins Land? Die Frage erledigt sich wohl unschwer. Da es sich um die Kolonisierung und Verteidigung weiter Landstrecken handelte, so muß zweifellos angenommen werden, daß die Einwanderungen massenweise erfolgten. Einzelne dieser Gruppen sind heute noch nachweisbar. So werden die Bewohner der Dörfer Karako, Chrappendorf und Rams als „erste Gäste des Königs" bezeichnet; auch die Orte Winz und Borberek scheinen eine ähnliche Einheit gebildet zu haben, ebenso der sogenannte „Unterwald" westlich von Hermannstadt, sodann die Gebiete Schäßburg-Reps, Mediasch-Schelk, die Gemeinden des Komitatsbodens usw. Im wesentlichen mögen diese Gruppen den heutigen kirchlichen „Kapiteln" entsprochen haben. Auch aus der alten urkundlichen Unterscheidung zwischen „frühern" und „spätern" Flanderern geht hervor, daß die Niederlassungen nacheinander in einzelnen größeren Komplexen erfolgten. Innerhalb der einzelnen Gruppen hat dann zweifellos auch eine weitere Innenkolonisation stattgefunden. So berichtet uns die Sage, daß Neustadt im Großkokler Komitat von Neithausen aus begründet wurde. Infolge eines Streites hätte ein Teil der Bevölkerung eines Tages erklärt: „Wir wollen ausziehen aus der Stadt des Neides und uns eine neue Stadt gründen". Daher habe auch Neustadt seinen Namen erhalten. Auch von Neustadt im Burzenlande heißt es in der Tradition, es sei eine Tochtergemeinde von Rosenau.

Die meisten Ansiedlungen lagen nicht auf dem Komitatsboden, sondern auf dem „Königsboden", d. h. auf dem den Einwanderern zur Verfügung gestellten Gebiete, das diese frei verwalten sollten und über dem außer dem König niemand Oberhoheitsrechte ausüben sollte. Die Grenzen des Königsbodens waren nicht klar umschrieben, denn es war ja Land genug zur Verfügung, diesseits wie jenseits der Karpathen. Tatsächlich sind schon frühzeitig viele Auswanderer sogar bis über die „Schneeberge", ins Gebiet der heutigen Moldau und Walachei ausgeschwärmt.

Der Kampf mit den benachbarten Völkerschaften machte es von vornherein nötig, die einzelnen Gehöfte möglichst nahe aneinander zu rücken, weil auf diese Weise die Verteidigung gegen feindliche Überfälle leichter durchzuführen war. So entstanden in geschützten Waldtälern, dort wo Wasser war, wo sonnige Höhen den Weinbau ermöglichten und der Boden für den Ackerbau

geeignet schien, geschlossene Reihendörfer, von denen aus nun der Urwald mit Axt und Feuerbrand gerodet wurde.

Jede Familie erhielt hier durch Auslosung einen Platz für Haus und Hof und anschließend daran Ackerboden für die Feldwirtschaft. Die einzelnen Lose oder „Höfe" waren gleich groß. Ihr oberster Eigentümer war grundsätzlich die Gemeinde, die z. B. den Verkauf eines Hofes an Nichtdeutsche durch den jeweiligen Inhaber verbot. Der herrenlose Hof fiel an die Gemeinde zurück.

Jeder Besitzer eines Hofes hatte gleichzeitig das Recht auf Benutzung des der Gemeinde gehörigen Waldes, der Weide und des Wassers; Privatpersonen durften Wald und Fluß nicht besitzen. Arm und Reich — ein Unterschied, der in den ersten Jahren der Einwanderung allerdings kaum bestand — hatte so die Möglichkeit, das Vieh aufs Feld zu treiben, Fischfang und Jagdrecht auszuüben. — Übrigens wurde auch ein Teil der Wiesen und Äcker als „Gemein-Landt", d. h. als Eigentum der Stadtgemeinde ausgeschieden und von Zeit zu Zeit an die Dorfinsassen zu privater Nutznießung verteilt. In vielen Gemeinden gibt es noch heute den gemeinsamen Krautgarten, wo jeder Bewohner ein Teilchen bebauen darf. Weg und Steg, Lehmgruben und Steinbrüche waren gleichfalls Besitztum der Gemeinde. Sogar über die Zeit des Anbaus und der Ernte wurde auf Zusammenkünften der Dorfmark Beschluß gefaßt, der dann für alle Bewohner bindend war. Wir haben in alledem ein Stück mittelalterlichen Kommunismus vor uns, wie er in Deutschland zu jener Zeit kaum irgendwo so ungebrochen anzutreffen war.

Neben den Einzelgemeinden waren auch die großen Gruppenverbände mit Vermögensrecht ausgestattet. Sie hatten Landstrecken, Dörfer, Einkünfte aller Art zu gemeinsamem Freitum. Ging etwa eine Gemeinde zu Grunde, so teilten sich die Nachbargemeinden in ihre Feldmark; sie war eben Eigentum der Gesamtheit.

Natürlich diente ein Teil dieses gemeinsamen Besitzes gleichzeitig zur Bestreitung der Ausgaben für allgemeine Kulturzwecke. So waren z. B. bestimmte Grundstücke für die Erhaltung der Kirche bestimmt. Sie hießen „Meddem" und wurden an die Bewohner verteilt, die dafür die Verpflichtung übernahmen, einen Teil der Ernte der Kirche zu überlassen.

Rasch verwandelte sich das Land unter der Arbeit der Deutschen. Es wurde durch sie der deutschen Kultur gewonnen, sowie es auch durch sie seinen deutschen Namen „Siebenbürgen" erhielt. Ob er auf die „sieben Stühle" oder auf die wichtigsten sieben Burgen der Sachsen zurückzuführen sei, ist zweifelhaft; am wahrscheinlichsten scheint mir die zuerst von Graffius in seiner Schrift „De Transylvania" (Altdorf, 1700) vertretene Ansicht zu sein, daß er von der alten Zibinsburg abzuleiten sei, die ihrerseits den Namen vom Zibinsfluß bezw. von der Zibinsebene erhalten hat (vergl. auch das rumänische Sibiu-Hermannstadt). Verstand man doch früher unter „Siebenbürgen" vorzugsweise das Hermannstädter Gebiet; heute noch sagt der Burzenländer Bauer, wenn er nach Hermannstadt reist, er fahre „gen Siebenbürgen".

Über die Zahl der Einwanderer läßt sich wohl kaum etwas Bestimmtes sagen. Man hat die Zahl der ursprünglichen Höfe auf fünfzigtausend schätzen wollen. Sicher ist das eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. — Umsomehr Bewunderung verdient die Leistung der Einwanderer. Nicht nur die rund 300 Ortschaften Siebenbürgens, die heute noch deutsch sind, sondern wohl auch die meisten Orte, die heute entnationalisiert sind und bei denen nur noch ein vor den Namen gesetztes „Szaß" oder „Német" (= der Deutsche) verrät, daß hier einst Deutsche die Herren waren, sind von ihnen gegründet worden. Die zahlreichen Kämpfe, die über das Land gebraust sind, Mongolen- und Türkeneinfälle, Seuchen und sonstige Nöte brachten es mit sich, daß hier der deutsche Laut erstarb. An die Stelle der alten Bewohner traten dann später Rumänen und Magyaren.

„Ad retinendam coronam", zum Schutze der Krone waren die Sachsen berufen worden, wie die Inschrift des Hermannstädter Wappens besagt. Heute noch erinnert ein alter Volksbrauch im Dorfe Nadesch daran. Alljährlich treten an einem bestimmten Tage die Burschen gegürtet, die Tasche an der Seite, den Streitkolben in der Hand, ihre Fahne vorantragend einen Umzug durch die Straßen der Gemeinde an. An ihrer Spitze schreitet ein alter Bauer, die Trommel schlagend. Fragt man aber die Burschen nach der Bedeutung ihres Tuns, so antworten sie: „Also sind einst unsere Vorfahren, freie Leute, nicht Jobagyen (=Hörige), wie wir waren, aus Saxonia in dies Land gekommen hinter der Fahne und der Bunge (= Trommel) her, die Waffen in der Hand und haben Kriegsdienste getan." (Vgl. Müllers „Siebenbürgische Sagen", Hermannstadt.) Tatsächlich haben diese Kolonien das Gepräge eines einzigen großen Heerlagers getragen. Ihr Dasein war zwischen schwerer Friedensarbeit und noch schwererem kriegerischen Tun geteilt. Und wenn es wahr ist, was Geisas Sohn und Nachfolger, Béla, einmal rühmte, daß er allein von seinen sächsischen Kolonisten fünfzehntausend Mark Silbers an Abgaben erhalte, so wäre diese für damalige Zeiten außerordentliche Summe ein glänzender Beweis dafür, wie sehr es die Ansiedler verstanden, trotz der gefahrvollen Umstände den Wohlstand des Landes zu heben.

Andreas der Zweite, Bélas Nachfolger, ist für die Sachsengeschichte insofern von Bedeutung geworden, als er ihnen den sogenannten „Goldenen Freibrief" verlieh (1224). Durch ihn wurde das Dasein der Sachsen auf eine erweiterte und rechtlich gesicherte Grundlage gestellt.

Durch das „Andreanum" wurden sämtliche Kolonien des „alten Landes" zu einem Gau vereinigt und so die Verschmelzung der Ansiedlergruppen zur „sächsischen Nation" vorbereitet. An die Spitze des Gaues wurde der „Sachsengraf" gestellt, den der König zu ernennen hatte, der aber seit Mathias Corvinus von der Stadtgemeinde Hermannstadt gewählt wird; er war der oberste Richter der Sachsen im Frieden, ihr Heerführer im Kriege. Die Institution des „Sachsengrafen" besteht auch heute, er hat seinen Sitz in Hermannstadt. —

Im übrigen besaßen die Kolonisten das Recht freier Beamtenwahl, selbständiger Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit. In Gauversammlungen berieten die Vertreter des Gesamtgaues über die Angelegenheiten desselben. Ähnlich war es auch bei den Untergauen oder „Stühlen". Unter freiem Himmel wurde nach altem deutschen Gewohnheitsrecht Gericht gehalten und Recht gesprochen.

Auch in kirchlicher Hinsicht waren die Sachsen selbständig. Sie wählten (so wie es noch heute der Fall ist) ihre Pfarrer selbst und zahlten den Zehnten an sie, nicht an den Bischof, wie das sonst in Ungarn seit Stephan dem Heiligen Vorschrift war. Die Versuche des Bischofs von Weißenburg (das heutige Karlsburg in Siebenbürgen) sie seiner Diözese einzuverleiben, hatten schon Béla den Dritten zur Gründung der Hermannstädter Propstei veranlaßt (1191). Ihr gehörten die Kapitel von Leschkisch und Schenk an. Diese sowie das Burzenland (Umgebung von Kronstadt) unterstanden dem Erzbischof von Gran, während die übrigen Kapitel dem Bischof von Weißenburg untergeordnet blieben. Doch lag die ordentliche Kirchenregierung in den Händen der Geistlichen und der von ihnen frei gewählten Dechanten, die bischöfliche Rechte besaßen.

Außer dem bisher Angeführten verlieh das Andreanum den Sachsen Handels-, Zoll- und Marktfreiheit und befreite sie von den Schädigungen durch die königlichen Münzwechsler.

Endlich erhielten die Ansiedler das ausschließliche Bürgerrecht auf dem Königsboden, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, Fremdnationale aus ihrer Mitte fernzuhalten. Untereinander besaßen sie volle Rechtsgleichheit.

Alle diese Rechte haben die Sachsen mit äußerster Zähigkeit allen Angriffen gegenüber verteidigt. Sie sind bis heute das Vorbild einer wahrhaft demokratischen Organisation geblieben. — Wo die Gefahr bestand, daß durch wirtschaftlich überlegene Kräfte in ihrer Mitte soziale Abhängigkeit der Dorfbewohner sich einstellen könnte, da wehrten sie sich mit aller Gewalt dagegen. Schon im Andreanum werden die „nach der Weise der Adligen lebenden" Sachsen genannt. Diese Feudalen haben zwar Bedeutsames für die Ausbreitung des Deutschtums in Siebenbürgen geleistet, aber sie gefährdeten andererseits die Freiheit der Kolonien. Darum war es berechtigt, wenn man mit allen Mitteln gegen jeden Feudalismus ankämpfte und alle Versuche von Übergriffen gegebenenfalls mit Gewalt unterdrückte.

Die Pflichten, die den Sachsen durch das Andreanum auferlegt wurden, waren im Vergleich zu den Rechten sehr gering. Sie mußten 500 Mark Silbers (=1854 Silbergulden) an jährlichen Abgaben entrichten; außerdem waren sie verpflichtet im Kriegsfalle innerhalb des Reiches fünfhundert Mann, außerhalb desselben hundert, oder falls nicht der König das Heer befehligte, fünfzig Mann für das Heer zu stellen. In gewissen Fällen mußten sie endlich den König oder seinen Stellvertreter, den Woiwoden von Siebenbürgen, bewirten.

Das Andreanum ist von den späteren ungarischen Königen immer aufs neue bestätigt worden. Galt es auch anfangs nur der „Hermannstädter Pro-

vinz", so wußten die Sachsen es später doch durchzusetzen, daß das ganze Volk die gleichen Rechte erhielt. Das ganze Volk ward eins, politisch wie rechtlich.

In wenig mehr als zwei Menschenaltern war die Besiedlung Siebenbürgens einschließlich des Burzenlandes, über das im nächsten Kapitel berichtet werden soll, erfolgt. Das sächsische Volk ward neben Magyaren und Széklern zur dritten ständischen Nation. Die Leistung, die in diesem kurzen Zeitraum vollbracht wurde, ist in jeder Weise eine außerordentliche zu nennen. Sie bildet den würdigen Anfang einer ruhmvollen Weiterentwicklung.

IV.

Es läßt sich heute noch verfolgen, in welch planmäßiger Weise die Ansiedlungen in Siebenbürgen erfolgten. Es handelte sich darum, das Land allmählich gegen feindliche Überfälle zu sichern und seine Grenzen allmählich von Norden nach Süden und von Westen nach Osten bis an den Gebirgsrand oder gar darüber hinaus vorzuschieben. Demgemäß wurden auch die späteren Niederlassungen, die durch die Übervölkerung einzelner Muttergemeinden hervorgerufen wurden, in den angedeuteten Richtungen vorgetragen. So entstanden jene vorgeschobenen Posten des Deutschtums in Siebenbürgen, wie z. B. Freck und die Abtei Kerz im Alttale. So erwarb sich auch Graf Colardus Besitzungen im Rotenturmpaß und gründete etwas später Johannes Latinus an der Kosdbachquelle die „villa Latina" (Voldorf), und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß man allmählich den ganzen Rotenturmpaß, dessen strategische Wichtigkeit auch in den letzten Kämpfen gegen die Rumänen deutlich genug zur Geltung kam, bis tief hinein ins heutige Rumänien in seinen Besitz zu bringen suchte.

Unter dem gleichen Gesichtspunkte wurde schließlich das ganze Burzenland an die „Deutschen Ritter" vergabt; sie sollten dies Grenzgebiet im äußersten Südosten des Reiches mit seinen wichtigen Pässen, dem Törzburger, Temescher und dem Bozapaß, die auch in den gegenwärtigen Kämpfen so viel genannt werden, verteidigen.

Wie aber kamen die Deutschen Ritter hierher? Aus der Weltgeschichte ist bekannt, daß sie nach dem Falle von Akkon im Jahre 1191 im Morgenlande mehr und mehr die Aussicht auf erfolgreiche Betätigung im Sinne ihres Ordensgelübdes verloren hatten. Sie mußten sich nach einem neuen Wirkungskreise umsehen, und da ihnen nun Andreas der Zweite, König von Ungarn, im Jahre 1211 das schöne Burzenland als Lehen anbot, so griffen sie freudig zu, wohl jetzt schon erkennend, daß sich ihnen hier ein mächtiges Arbeitsgebiet eröffnete. Wir werden bald sehen, daß es ihnen hier ebenso wenig wie später in Ostpreußen und Kurland an Ideenreichtum und großen, weit ausschauenden politischen Gedanken gefehlt hat, wenn ihnen hier auch der letzte, bleibende Erfolg versagt geblieben ist und somit ihr Wirken in diesen Gebieten mehr nur den Charakter eines Zwischenspieles an sich trägt.

Die deutschen Ritter zogen sofort nach der Fertigstellung der Lehensurkunde zahlreiche deutsche Kolonisten nach dem Burzenlande, teils aus Deutschland, teils aus den bereits kolonisierten Teilen Siebenbürgens. Zum Schutze der Ansiedler und zur Verteidigung der Grenzen erbauten sie in dem vom König genau umschriebenen Gebiete eine Anzahl „hölzerne Burgen", d. h. Pfahlburgen, in deren Nähe nun die einzelnen Ortschaften des Burzenlandes angelegt wurden. Es waren im wesentlichen die heute noch blühenden deutschen Ortschaften in der Umgebung von Kronstadt.

Bald mußten freilich die Ritter erkennen, daß die Behauptung dieses neu gewonnenen Besitztums so lange nicht als gesichert gelten konnte, so lange man den heidnischen Kumanen nicht in ihrem eigenen Lande entgegentrat. Sie richteten daher ihr Bestreben dahin „jenseits der Schneeberge" selbst festen Fuß zu fassen. Darum sandten sie zahlreiche deutsche und wohl auch magyarische Ansiedler ins Gebiet der Kumanen, siedelten sie dort an und errichteten zu ihrem Schutze starke Festungen.

Es handelt sich dabei vor allem um Câmpulung am südlichen Ausgange des Törzburger Passes und um die Cetatea Neamtului. — In Câmpulung, das noch auf der von dem siebenbürgischen Reformator Johannes Honterus ausgeführten ältesten Karte von Siebenbürgen den ursprünglich deutschen Namen Langenowe (Langenau) führt, haben die Sachsen nachweislich noch im vierzehnten Jahrhundert eigene „Grafen" gehabt. Heute noch führen die Ruinen eines uralten Klosters, dessen Gründung auf die deutschen Ritter zurückgeführt wird, bei der einheimischen rumänischen Bevölkerung den deutschen Namen „cloaster". Die Bürger von Câmpulung wählten noch später ihre Richter selbständig aus der Reihe der „Geschworenen". Mit dem Rufe: „Es lebe unser Richter!" hoben sie den von ihnen erkorenen in die Höhe. Der Fürst der Walachei hatte nach der zum Ausdruck gebrachten Willenskundgebung der Stadtgemeinde nur das Recht der Bestätigung. — Der Richter war oberster Verwaltungsbeamter und zugleich höchster Vertreter der Gerichtsbarkeit. Marktverkehr, Festsetzung von Maß und Gewicht, Bestätigung von Verträgen und Testamenten, die Eintreibung der Steuern und Strafgelder lag in seiner Hand; ja sogar das Strafrecht für „große und kleine Vergehen" (mit Ausnahme der Todesstrafe) stand ihm zu. — Die deutsche Bevölkerung Câmpulungs hatte zudem ausschließliches Bürger- und Eigentumsrecht. Auch dies, wie es im Andreanischen Freibrief festgesetzt war und auch in den sächsischen Städten Siebenbürgens in Geltung war.

Ähnlich mag es auch in anderen Orten Rumäniens, die von den Deutschen gegründet waren, gewesen sein, so vor allem in Neamtu, Baja u. v. a. — Neamtu im besonderen lag bereits im Gebiet der Kumanen. Dem entsprechend war auch die Burg sehr stark ausgebaut. Ihre Ruinen stehen noch heute. Man hat in ihnen Steinmetzzeichen aufgefunden, die deutlich darauf hinweisen, daß wir es hier mit einer Gründung der Deutschen Ritter zu tun haben. Be-

stimmte Eigenarten der Burg, z. B. das Vorhandensein eines langen gemauerten, über steinerne Torbögen hinführenden Verteidigungsganges außerhalb des eigentlichen Burgvierecks, der sich sonst nur bei syrischen Burgen der Deutschen Ritter und vor allem bei der Marienburg in Ostpreußen vorfindet, erhärten noch diese Annahme. Übrigens heißt heute noch der ganze Distrikt und seine Hauptstadt Neamtu, d. i. der Deutsche. Die zahlreichen Orts- und Flußnamen dieser Gegend, die entweder das Wörtchen „sas" („Sachse") oder Neamt („Deutscher") enthalten, z. B. Sasca, Sasesci, Sastsoara, Sasoul, Nemtisor usw., zeigen uns zudem, wie ausgebreitet die hierher verpflanzte sächsische Kolonie einst gewesen sein muß. Leider hatte sie unter den Unbilden der Folgezeit nicht so dauernden Bestand wie die Burzenländer Siedelungen, die sich bis auf diesen Tag deutsch erhalten haben.

Zweifellos haben bereits jetzt die Deutschen Ritter begonnen, auch ihre im Burzenland errichteten Befestigungen in Steinburgen umzuwandeln. Es war dies durchaus notwendig, wenn sie wirklichen Schutz gegen die feindlichen Angriffe bieten sollten; denn abgesehen von allen anderen Mängeln waren die Pfahlbauten gegen Brandpfeile, die der Feind gewöhnlich verwendete, wehrlos. So entstanden jene schönen, von den Bergeshöhen weit ins Land hinauslugenden Burgen, deren Trümmer zum Teil heute noch eine Sehenswürdigkeit des an Naturschönheiten so außerordentlich reizvollen Burzenlandes bilden, so die Marienburg bei der gleichnamigen Ortschaft im Norden von Kronstadt, die Brassoviaburg auf dem Kapellenberge bei Kronstadt, die freilich bis auf geringe Reste abgetragen wurde; ferner die Kreuzburg bei Tartlau, die Rosenauer- und die Törzburg.

Dies selbstherrliche Vorgehen der Ritter erweckte die Eifersucht und die Besorgnis Andreas des Zweiten. — Es kam zu langwierigen Verhandlungen und erst unter dem Druck beunruhigender Nachrichten von einem bevorstehenden Angriff der heranziehenden Tataren kam es zur Versöhnung: Andreas der Zweite bestätigte den Ordensmagister Hermann und seine Ritter nicht nur in ihrem bisherigen Besitztum, sondern er schenkte ihnen außerdem noch alles Land bis zur Grenze der Brodniker (zwischen Seret und Prut wohnender slawischer Bevölkerung) und bis zur Donau! Zugleich erteilte er ihnen die Erlaubnis, in dem ganzen Ordensgebiete steinerne Burgen (früher sprach er immer von „hölzernen") zu errichten und Städte zu gründen. Auch sollten sie das Recht freien Durchgangs durch das Széklerland im Osten Siebenbürgens und durch die „terra Blacorum" (= das „walachische Land") besitzen. Allerdings erließ Andreas gleichzeitig den Befehl, daß künftig niemand von seinen „Untertanen oder Gästen" ins Ordensgebiet auswandern dürfe; die Ritter sollten Zuwiderhandelnde ihm ausliefern.

Damit war der Deutsche Orden im diplomatischen Kampf mit Andreas dem Zweiten Sieger geblieben. Zwar erhielt er sein Gebiet auch jetzt als Lehen aus des Königs Hand, doch er hatte zugleich durch diese Einsetzungsurkunde vom Jahre 1222 so große Selbständigkeit errungen, daß es nur

einiger Machtzunahme oder nachdrücklicher Unterstützung von außen her bedurfte, um aus diesen Besitzungen ein unabhängiges Staatswesen zu schaffen. Und dahin ging tatsächlich das Streben des Ordens!

Zunächst ließ er seinen Besitz im Jahre 1222 auch durch Papst Honorius den Dritten bekräftigen. Schon im folgenden Jahre bewilligte der Papst ein Gesuch der Deutschen Ritter, in dem sie um eine geeignete Person als Dekan des „Burzenlandes und des Landes jenseits der Schneeberge" baten. Honorius bestimmte, daß dieser Dekan sonst niemandem untertan sein solle als dem römischen Stuhl. In Streitfragen sollten sich die Geistlichen des Ordensgebietes an ihn wenden, bis sich das Volk dieses Gebietes so weit gemehrt habe, daß ihm ein eigener Bischof gegeben werden könne. Es ist dies der auf kirchlichem Gebiete vorbreitete erste Schritt zur erstrebten Selbständigkeit gegenüber Ungarn. Die Bevölkerung und die Kleriker werden in dieser bedeutsamen Urkunde zu einmütigem Gehorsam gegen den Dekan ermahnt, da durch Einigkeit die kleineren Dinge wüchsen und die großen in ihrer Größe erhalten würden.

Der Papst hatte mit dem Ordensgebiete wirklich große Dinge vor und stellte es darum 1224 direkt unter seinen Schutz. Er tat es, um so der Auswanderung hierher einen neuen Aufschwung zu verleihen und die Bevölkerung zu vermehren — zum Nutzen und Gewinn der Christenheit und des heiligen Landes. Diese letzte Bemerkung des Papstes läßt uns einen tiefen Einblick tun in seine Gedankengänge. Wenn sein Plan gelang, so wurde die Entwicklung des südöstlichen Europa tatsächlich „in neue Bahnen" gelenkt. Ein deutscher Balkanstaat in nächster Nachbarschaft Ungarns, unter päpstliche Oberhoheit gestellt und einzig und allein den Zwecken des Heiligen Stuhles dienend, ein Staatswesen, das vielleicht bis Byzanz hinunter vordrang, mußte nicht nur die so lange vergeblich erstrebte Union mit der griechischen Kirche gewaltig fördern, sondern schließlich auch die Eroberung des heiligen Landes in greifbarere Nähe rücken. Vielleicht konnte auf diesem Wege das Ziel erreicht werden, das einst den Kreuzfahrern vorgeschwebt hatte!

Aber wurde durch eine derartige Politik nicht zugleich die Macht des ungarischen Staates wesentlich gefährdet? Andreas der Zweite merkte die Gefahr, in der er schwebte und machte sich daher mit ungewohnter Energie an ihre Bekämpfung.

Eine Handhabe zum Einschreiten gegen die Ritter bot ihm jenes oben erwähnte „Auswanderungsverbot" vom 7. Mai 1222. Die Ritter hatten sich nicht daran gehalten. Im Gegenteil! Sie hatten gerade darnach gestrebt, möglichst viele Kolonisten aus Siebenbürgen nach Kumanien zu ziehen. Bei diesem Punkte konnte der König die Ritter fassen. — Er erhob Vorwürfe gegen sie. Die Ritter dagegen betonten ihre für die Christenheit so heilsamen Absichten. Von Honorius wurden sie dabei zum Ausharren ermutigt und mit allerlei schönen Hoffnungen hingehalten. Da eine Einigung unmöglich war, entschloß sich Andreas zum bewaffneten Einschreiten. An der Spitze eines großen Heeres drang er im Burzenlande und in Kumanien ein und besiegte die Ritter und ihre Gefolgs-

leute unter den Mauern einer ihrer „sehr starken Burgen". — Wir verzichten auf den Versuch die Frage zu entscheiden, wo die große Entscheidungsschlacht zwischen Andreas und den Rittern stattgefunden, ob bei Câmpulung oder bei Reamtu? Jedenfalls wurde das ganze Gebiet nun mit einem Schlage den Rittern entwunden und damit wurden auch all die kühnen Kombinationen des Papstes und der Ritter vernichtet.

Zwar wurde alles versucht, das Ordensland wieder zu gewinnen. Langwierige Verhandlungen zwischen den Päpsten und der ungarischen Krone wurden über diese Frage angeknüpft. Allerdings ohne Erfolg. Einerseits waren nämlich weder Andreas noch sein Sohn Béla zur Nachgiebigkeit geneigt, andererseits wieder konnte der Ordensmeister Hermann von Salza der Sache nicht mit genügendem Nachdruck sich widmen, da er 1226, einem Rufe des Herzogs Konrad von Masovien folgend, seine Ritter an die untere Weichsel geschickt hatte und hier durch seine kolonisatorische Tätigkeit sowie durch seine Eroberungskämpfe gegen die heidnischen Preußen vollständig in Anspruch genommen war. So geriet dann der einstige Besitz des Burzenlandes schließlich doch in Vergessenheit.

Dort droben im Norden aber haben die Deutschen Ritter unter unsäglichen Mühsalen und in unvergleichlichen Heldenkämpfen ihre große weltgeschichtliche Aufgabe, die sie zuerst im Südosten Europas in Angriff nehmen wollten, wirklich erfüllt. Was Preußen heute ist, verdankt es zu einem großen Teile ihrer aufopferungsvollen Tätigkeit. — Noch heute aber finden wir — vorwiegend allerdings im eigentlichen Burzenlande — die Spuren ihres Wirkens. Dort stehen noch die stolzen Trümmer ihrer Burgen, dort blühen noch die Ortschaften, die sie einst gegründet, dort klingt noch die altertümliche deutsche Mundart, die ihre Gefolgsmannen einst gesprochen und in manchem Hause erzählt noch der Vater den aufhorchenden Kindern von den deutschen Helden, die hier in grauer Vorzeit so Großes gewollt.

Im Jahre 1912 sollte im großen Stil die siebenhundertjährige Erinnerungsfeier an die Einwanderung der Deutschen im Burzenlande begangen werden. Aus verschiedenen Gründen wurde die Feier verschoben und dann kam der große Weltkrieg, und der Gedanke an das große Jubelfest mußte fallen gelassen werden. Aber an die Stelle der Erinnerungsfeier trat in unseren Tagen das große Erleben. Wieder stehen deutsche Helden auf jenem Boden, da einst Schild und Speer der Ritter erklungen waren. Als Befreier ihrer fast vergessenen Brüder als Retter in ihrer Not sind sie gekommen. Wer mag sich die überwallende Freude, die tiefe, dankbare Begeisterung vorstellen, die die Sachsen beim Anblick der feldgrauen Brüder aus dem „Reich" erfüllt hat? Ja, das gesamte Deutschtum darf sich der großen Siege in Siebenbürgen freuen. Denn sie zeigen, daß der Geist treuen, zähen, unerschrockenen Vorwärtsstrebens, von dem einst die Deutschen Ritter beseelt waren, auch heute noch in unserem Volk mit ungeschwächter Kraft fortwirkt.

Die Welt der Phänomene und der Fiktionen

Von Professor Dr. Herbertz

Ich stehe vor einem grünen Baume. Ich erkenne ihn und urteile: dieser Baum ist grün. Der Philosoph interessiert sich bei diesem Tatbestand vor allem für zwei Dinge: erstens für die Wirklichkeit des Baumes, zweitens für die Wahrheit des Urteils über ihn. Zwei Auffassungen stehen hier einander gegenüber.

Erste Auffassung: Ich bin überzeugt, daß wenn ich die Augen schließe, mich abwende oder weggehe, der Baum doch noch „da" ist. Ich bin überzeugt, daß der Baum nicht zu existieren aufhört, auch wenn niemand ihn wahrnimmt. Ich merke, daß — wenn ich fortgegangen war und den Baum von neuem wahrnehmen will — ich ungefähr die gleiche Situation wieder herstellen muß, wie bei der früheren Wahrnehmung. Der Baum zeigt sich dann oft ohne mein Zutun und vielleicht sogar gegen meinen Willen und gegen mein Wünschen verändert. Blätter sind abgefallen, Äste geknickt usw. Alle diese Erfahrungen nötigen mich, dem Baum eine von mir und meinem Zutun, von meinem Wahrnehmen, Erkennen, Denken usw. völlig unabhängige, selbständige Wirklichkeit zuzuschreiben. Diese Wirklichkeit nennen wir reale Wirklichkeit und bezeichnen die Auffassung, daß alle Wirklichkeit reale Wirklichkeit sei, als (extremen) Realismus. Da die Wirklichkeit sich von mir und meinem Zutun unabhängig erweist, so kann auch die Wahrheit meiner Erkenntnisse von dieser Wirklichkeit nicht von mir und meinem Zutun abhängig sein. Ob mein Urteil: dieser Baum ist grün — wahr oder falsch ist, hängt nicht von mir, dem erkennenden Subjekt, sondern von dem Baume, dem erkannten Objekt ab. Ich will nicht im Sinne der gewöhnlichen und überlieferten Auffassung behaupten, daß die Wahrheit meines Urteils in dessen Übereinstimmuug mit seinem Gegenstand (Baum) bestehe. Denn das würde voraussetzen erstens, daß ein Urteil auch nicht mit „seinem" Gegenstand übereinstimmen kann und zweitens, daß unser Erkennen die Aufgabe und Möglichkeit habe, das Wirkliche vorstellungsmäßig abzubilden, gleichsam Photographien des Wirklichen in unserem Bewußtsein zu entwerfen. Zwei sehr anfechtbare Voraussetzungen! Aber behaupten will ich, daß die Wahrheit meines Urteils nicht bloß für mich subjektiv gilt, sondern daß sie eine vom Objekte (Baum) bestimmte, von ihm irgendwie abhangende, objektive Geltung hat. Meinem Realismus im Wirklichkeitsproblem entspricht mein Objektivismus im Wahrheitsproblem.

Zweite Auffassung. Wenn ich von dem „wirklichen" grünen Baum rede, so kann ich damit vernünftigerweise nichts anderes meinen, als den grünen Baum, den ich wahrnehme. Der Baum, den ich wahrnehme, existiert aber lediglich in seinem Vorhandensein in meinem Bewußtsein — in seinem „Wahrgenommenwerden", wie Berkeley sagte. Also existiert der „wirkliche" grüne Baum nur in seinem Vorhandensein in meinem Bewußtsein, in seinem Wahrgenommenwerden. Seine Wirklichkeit ist eine von meinem Bewußtsein, speziell meinem Wahrnehmen abhängige, eine ideale Wirklichkeit. Ich bezeichne die Auffassung, daß alle Wirklichkeit ideale Wirklichkeit sei, als (extremen) Idealismus.

Da die Wirklichkeit sich von mir und meinem Bewußtsein abhängig erweist, so muß auch die Wahrheit meiner Erkenntnisse von dieser Wirklichkeit von mir, dem erkennenden Subjekte, irgendwie abhängig sein. Ob mein Urteil: dieser Baum ist grün — wahr oder falsch ist, hängt lediglich von mir ab und von den subjektiven Erkenntnisbedingungen, unter denen ich stehe. Die Wahrheit meines Urteils hat nur subjektive Geltung. Meinem Idealismus im Wirklichkeitsproblem entspricht mein Subjektivismus im Wahrheitsproblem.

Eine dritte, moderne Auffassung kritisiert die beiden traditionellen ersten. Sie sagt: Realismus-Objektivismus und Idealismus-Subjektivismus greifen die in Frage kommenden Probleme viel zu plump an und gehen nicht in die Tiefe. Es genügt nicht, zwischen dem wirklichen Baum einerseits und meinem Baumwahrnehmen, Baumerkennen andererseits zu unterscheiden. Die Tatsache, daß mein Baumwahrnehmen eben ein Baumwahrnehmen ist und sich insofern vom Stuhlwahrnehmen, Bergwahrnehmen usw. unterscheidet, die Tatsache also, daß mein Wahrnehmen (und mein Erkennen überhaupt) einen bestimmten Inhalt hat, nötigt mich, neben wirklichem Baum und Baumwahrnehmen noch ein drittes anzunehmen. Nämlich jenen Inhalt. Der Baum, so wie er Inhalt meines Bewußtseins ist, so wie er von mir wahrgenommen wird, so wie er mir „erscheint", ist etwas anderes als der realwirkliche Baum. Ich muß zwischen die Welt der real-wirklichen Dinge und die Welt meiner Erlebnisse, meiner Bewußtseinsfunktionen (Wahrnehmens, Erkennens usw.) noch gleichsam eine Zwischenwelt schieben: die Welt der Erscheinungen, der Phänomene.

Damit habe ich die grundlegende Überlegung einer Auffassung grob skizziert, die in der Gegenwart — in immer anderen und anderen Wendungen — eine wachsende Schar von Anhängern gefunden hat. Ich will sie den Phänomenalismus nennen, wobei ich mir bewußt bin, einen vieldeutigen Ausdruck, den viele in anderem Sinne verwenden, so wie es eben mir paßt, verwendet zu haben. Der in diesem Sinne verstandene Phänomenalismus kann als eine Auffassung des Wirklichkeitsproblems angesehen werden, die weder Realismus noch Idealismus ist. Was entspricht ihm im Wahrheitsproblem? Hier kann es kein Zwischending zwischen Objektivismus und Subjektivismus geben. Eine Wahrheit, die weder vom erkennenden Subjekt noch vom erkannten Objekt bestimmt werde, weder von diesem noch von jenem abhänge, also weder sub-

jektive noch objektive Geltung haben könnte, ist ein Unding! Der Phänomenalist im Wirklichkeitsproblem muß konsequenterweise den Wahrheitsbegriff überhaupt ablehnen. Das erkennende Subjekt kommt nicht an die Wirklichkeit heran, die Wirklichkeit dringt nicht bis zum Subjekt. Zwischen beide schiebt sich die Mauer der „Erscheinungen". Alles Wahrnehmen, Erkennen, Urteilen usw. geht auf Erscheinungen. Eine Wahrheit aber, die nicht für das Subjekt, nicht für das Objekt, sondern nur für die Erscheinung gilt, ist keine Wahrheit mehr, sondern — Fiktion.

Wenn mein Urteil: dieser Baum ist grün — weder für mich noch mit Bezug auf den wirklichen grünen Baum Geltungswert besitzt, dann kann von seiner Wahrheit oder Falschheit überhaupt nicht mehr die Rede sein. Das wahre oder falsche Urteil wird zur zweckmäßigen oder unzweckmäßigen Fiktion. Dem Phänomenalismus im Wirklichkeitsproblem entspricht der Fiktivismus im Wahrheitsproblem.

Vaihingers „Philosophie des Als-Ob" wurde bereits im Jahrgang 1912 der „Grenzboten" kurz besprochen. Inzwischen ist (1913) eine zweite Auflage des umfangreichen und gehaltvollen Werkes erschienen. Den großen äußeren und inneren Erfolg erkläre ich mir teilweise dadurch, daß Vaihinger als erster die von mir skizzierte dritte Auffassung wirklich vollständig und konsequent durchführte. Die Phänomenalisten haben bisher nicht klar genug erkannt, daß sie im Wahrheitsproblem Fiktivisten sein müssen. Vaihingers Als-Ob-Einstellung hätte sich ihnen von selbst ergeben müssen. Der naive Mensch lebt in der Welt der Erscheinungen, er verhält sich aber in seinem Denken und Handeln so, „als ob" diese Welt der Phänomena die wirkliche Welt wäre. Freilich ist er sich dessen nicht bewußt. Erst der phänomenalistische Erkenntnistheoretiker durchschaut diesen Tatbestand. Er gelangt zur bewußten Als-Ob-Betrachtung, zur Fiktion. Unser Wahrgenommenes, Erkanntes, Gedachtes (als Inhalt) usw. ist nicht — wie der Naive meint — das Seiende; aber wir müssen es — und zwar bewußt — so betrachten, als ob es das Seiende wäre. Wer sich einmal zu diesem Standpunkt bekannt hat, für den gibt es eigentlich gar keine Grenzen für die Fiktionen. Deren Reich erstreckt sich so weit wie das Reich der Erscheinungen d. h. ins Grenzenlose! Kein Wunder daher, daß Vaihinger seine Philosophie des „Als-Ob" in breitester Ausspinnung und mit großem Arbeitserfolg auf alle theoretischen und praktischen Gebiete, auf Mathematik, Naturwissenschaften, Kulturwissenschaften ausdehnen kann und daß er geschichtliche „Bestätigungen" in reichstem Maße beizubringen vermag. Besonders wertvoll sind die Erörterungen über den methodologischen Gegensatz zwischen Fiktion und Hypothese, die der Verfasser selbst den Kern des ganzen Buches nennt. Eine immanente Kritik wird gegen die Lehre von den Fiktionen schwerlich viel einwenden können. Der Als-Ob-Standpunkt ist von Vaihinger folgerichtig, weitausgreifend und teilweise in glänzender Dialektik durchgeführt. Die allzu große Breite der Darstellung und die häufigen Wiederholungen werden durch die außergewöhnliche Entstehungsgeschichte des Werkes entschuldigt.

Anders wie die immanente hat sich die transzendente Kritik zu verhalten. Der „idealistische Positivismus" — wie Vaihinger seinen Standpunkt nennt — unterliegt meines Erachtens grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Bedenken. Ich weiß, daß Vaihinger mir nicht zugeben wird, dieser Standpunkt sei mit dem identisch, was ich „phänomenalistischen Fiktivismus" nannte. Ich vermag jedoch hier keinen Unterschied zu sehen. Dann aber lautet mein Bedenken kurz: Vaihingers Philosophie des Als-Ob ist selbst eine Als-Ob-Betrachtung, seine Lehre von den Fiktionen ist selbst eine Fiktion. Eine solche von hohem erkenntnistheoretischem Arbeitswert freilich — aber doch nur eine Fiktion. Nach Vaihingers eigner Lehre sind alle echten Fiktionen widerspruchsvoll. Seine Philosophie des Als-Ob ist eine echte Fiktion. Also ist sie widerspruchsvoll. In Diallelen, Zirkeldefinitionen und petitiones principii treten diese unvermeidlichen Widersprüche zu Tage. Als Beispiel hierfür erwähne ich nur den grundlegenden Begriff des ganzen Werkes: den der Fiktion. Was ist eine Fiktion? Produkt der fiktiven Geistestätigkeit. Was ist fiktive Geistestätigkeit? Eine solche, die logische Methoden benutzt, welche mit Hilfsbegriffen arbeiten. Was ist ein Hilfsbegriff? Eine Fiktion!

Nach Vaihinger sind es die Merkmale jeder echten Fiktion, daß sie widerspruchsvoll und doch zweckmäßig ist, daß sie vom Bewußtsein ihrer Fiktivität begleitet ist und daß sie im Laufe der Denkrechnung wegfällt. Daß die Philosophie des Als-Ob eine äußerst zweckmäßige, weil fruchtbare erkenntnistheoretische Arbeitsfiktion (ich sage absichtlich nicht: Arbeitshypothese) ist, habe ich Vaihinger oben bereits anerkennend zugestanden. Erklärt er mir nun seinerseits, auch das Bewußtsein der Fiktivität zu haben d. h. seine Philosophie des Als-Ob nur als Fiktion und nicht als Wissenschaft von den sachlichen Grundlagen unseres Erkennens anzusehen, so ist zwischen uns keine Meinungsverschiedenheit mehr. Allerdings noch unter einer Voraussetzung: Vaihinger muß mir zugeben, daß auch dieser Widerspruch im Laufe der Denkrechnung herausfallen muß! Jede Wissenschaft, also auch die Philosophie und speziell die Erkenntnistheorie darf sich — ja muß sich sogar — der Fiktionen bedienen. Aber sie ist darum doch keineswegs selbst ein Inbegriff von Fiktionen. Was aber Vaihinger „Philosophie" des Als-Ob nennt, ist selbst ein Inbegriff von Fiktionen. Ich meine aber: die Wissenschaft, die Philosophie kann sich zwar — ja, sie muß sich — der Als-Ob-Betrachtung bedienen, sie ist aber nicht selbst ein Inbegriff von Als-Ob-Betrachtungen. Diese müssen vielmehr im Laufe der Denkrechnung wegfallen. Das tun sie, wenn man die Voraussetzung aufhebt, als deren unvermeidliche Konsequenz sie sich ergaben. Das ist die im Phänomenalismus steckende Voraussetzung.

Die grundlegende Voraussetzung eines philosophischen Systems steckt allemal — versteckt oder offen — im Wirklichkeitsproblem. Was für eine Philosophie einer wähle — so kann man in Abänderung eines bekannten Fichte-Wortes sagen —, hängt davon ab, wie er sich zum Wirklichkeitsproblem stellt. Ein

philosophisches System steht und fällt mit seinem Wirklichkeitsbegriffe. Der Wirklichkeitsbegriff der Philosophie des Als-Ob kann meines Erachtens kein anderer sein, als der des Phänomenalismus. Dieser Wirklichkeitsbegriff aber muß fallen. Und mit ihm eine besondere „Philosophie" des Als-Ob. Das methodische Hilfsmittel der Als-Ob-Betrachtung in der Philosophie dagegen darf — ja muß sogar — bestehen bleiben. Diese letztere Erkenntnis den Philosophen aller Richtungen — Realisten und Idealisten — energisch zum Bewußtsein gebracht zu haben, ist das bleibende, große Verdienst des Vaihingerschen Werkes.

Warum aber muß der Wirklichkeitsbegriff des Phänomenalismus fallen? Weil es unerlaubt ist, eine Welt der Phänomena zwischen Bewußtsein und Wirklichkeit aufzubauen. Zwischen meinem Baumwahrnehmen und dem wirklichen Baum drängt sich kein „Baum als Erscheinung". Nichts zwingt uns, anzunehmen, daß unser Wahrnehmen, Erkennen usw. nicht an die wirklichen Gegenstände „herankönne". Die Schlacken des Idealismus haften dem Phänomenalisten noch an. Er macht sich von ihnen frei, wenn er einsieht, daß Baumwahrnehmen und Baumwahrnehmen (Inhalt und Funktion des Bewußtseins) nicht verschiedene Realitäten sind, sondern lediglich Unterschiede der Betrachtungsweise. Vergleiche ich das Baumwahrnehmen mit dem Baumerinnern, Baumeinbilden, Baumdenken, so fasse ich es als Baumwahrnehmen. Vergleiche ich dagegen das Baumwahrnehmen mit dem Bergwahrnehmen, Stuhlwahrnehmen usw., so lerne ich es als Baumwahrnehmen kennen. Es ist aber ein Unterschied, ob eine und dieselbe Wirklichkeit sich auf zwei verschiedene Weisen betrachten läßt, oder ob es sich um zwei realiter verschiedene Wirklichkeiten handelt. Bewußtseinsfunktionen und Bewußtseinsinhalte sind ein und dieselbe (psychische) Realität und es läßt sich aus den Inhalten nicht eine neue phänomenologische Realität herausklauben, die sich zwischen Bewußtsein und Wirklichkeit schöbe. Für den kritischen Realismus kann die Philosophie nicht ein Inbegriff von Fiktionen, sondern sie muß ein Inbegriff wahrer Erkenntnisse von wirklichen Dingen sein.

Neue Bücher

Hermann Bahr: Himmelfahrt. Verlag von S. Fischer, Berlin 1916.

Der junge Graf Franz Flayn ist von seiner großen Ausfahrt aufs hohe Meer des Lebens enttäuscht und ratlos heimgekehrt. Er hat Städte und Länder gesehen, Menschen kennen gelernt, ernstliche Mühe auf Malen und Experimentalpsychologie verwandt, aber seine Mühen und Leistungen sind in Fachkreisen nicht ernst genommen worden, weil er's als vermögender Graf nicht nötig hat. Er weiß nun nicht mehr, wofür und wozu er weiter leben soll, und fragt den Onkel Domherrn. Der weltkluge Prälat spottet über die Modeschrullen der heutigen jungen Herren. „Weit ist es mit euch gekommen. Und spürt ihr denn nicht, daß ihr damit abdankt? Ein Flayn, der das Gefühl hat, sich durch irgendeine Tat, durch irgendein Werk erst so zusagen rechtfertigen zu müssen, ist kein Flayn mehr, denn wodurch unterscheidet er sich dann noch von einem Herrn Meier oder Müller? Selbst ist der Herr Meier nichts, er ist nur die Person seiner Leistung ..... Die Meier und Müller müßten sich, sobald es ihnen nur erst einmal bewußt wird, doch aufhängen. Daher die tiefe Sehnsucht aller Völker in allen Zeiten nach Menschen, die nicht bloß Mittel, sondern um ihrer selbst willen da sind, nach Menschen, die nicht das Rad zu drehen haben, sondern für die das Rad gedreht wird ..... Der größte Narr aber ist ein zweckloser Mensch, der sich zum bloßen Mittel degradiert; die größte Dummheit des Adels ist es, wenn er auf einmal ein schlechtes Gewissen hat. Habt ihr die Kraft nicht mehr, das den Völkern unentbehrliche Bild des reinen, zwecklosen, schönen Seins zu geben, dann packt nur ein und werdet Meier und Müller." Das römische Glaubensgericht würde, wenn Zingerl denunziert würde, seine These vom zwecklosen Adel kaum zum Dogma erheben, aber er kann sich auf eine Autorität berufen, die bei den Weltleuten mehr gilt als das unfehlbare Lehramt. Wilhelm Meister definiert in dem Briefe an Werner (3. Kapitel des 5. Buches der Lehrjahre) den Unterschied zwischen dem adligen und dem bürgerlichen Dasein ungefähr ebenso. Gewöhnliche Leser werden sagen, Hermann Bahr lasse in seinem neuesten Romane zu wenig geschehen und zu viel raisonnieren und reflektieren; er hätte an mehreren Stellen, wie Bulwer an einer Stelle des Disowned, dem Mr. Reader raten sollen, ein paar Seiten zu überschlagen. Abgesehen jedoch davon, daß Bahr mit besserem Geschmack als Bulwer nicht als Autor philosophiert, sondern seine Personen philosophieren läßt, ist ihm der Leser, der aus Romanen gerne auch etwas lernt, für diese Abhandlungen dankbar, denn sie enthalten nicht allgemeine Psychologie wie die des großen Briten, sondern enthüllen (vorausgesetzt, daß Franz Flayn nicht ein Einzelfall, sondern ein Typus sein soll) eine Krise des österreichischen Adels. Dieser war im vorigen Jahrhundert leicht-

lebig und gleich der internationalen Intelligenz teils religiös indifferent teils irreligiös. Der Klerus war verachtet (worüber sich die Geistlichen aus Preußisch-Schlesien, die in den böhmischen Bädern ihre dortigen Konfraters kennen lernten, nicht gewundert haben). In den nationalen Kämpfen der achtziger Jahre steigerte sich beim deutschgesinnten Teile der Vornehmen die Irreligiosität zum Kirchenhaß. Dieser Adel scheint nun also jetzt die Umkehr antreten zu wollen, die in Deutschland vom Kölner Konflikt (1836) an die ganze Oberschicht der katholischen Bevölkerung ergriffen und im Kulturkampf ihren vorläufig definitiven Abschluß gefunden hat. Die Monologe des Grafen und seine Gespräche mit dem Domherrn bewegen sich nämlich nicht um das Adelsthema, sondern um das religiöse Problem, und zwar nicht um dessen tiefsten Sinn, sondern um die Gestalt, die es in den Köpfen österreichischer Aristokraten und Prälaten annehmen mag. In der protestantischen Welt leben Millionen, die Gott finden, ohne in den Beichtstuhl zu kriechen (in diesem endet die Himmelfahrt, die ihr Symbol und Omen darin erhält, daß die Fahrt vom Bahnhof zum gräflichen Schlosse scherzhaft Himmelfahrt genannt zu werden pflegt, weil die daneben liegende Gastwirtschaft der gräflichen Brauerei „der Himmel" heißt); und die katholischen Modernisten, die der Domherr verurteilt, denken nicht daran, mit der modernen Philosophie das Dasein Gottes und ihres eigenen Ichs zu bezweifeln.

Für die Spärlichkeit der Geschehnisse entschädigt die Qualität der beiden wichtigsten. Das eine ist eine höchst originelle Liebesgeschichte: er bildet sich ein, er suche die Annäherung nur, um sich von ihr zu Gott führen zu lassen, und sie nimmt ihn nicht, weil sie ihn liebt und fürchtet, durch die leidenschaftliche Liebe zu ihm von Gott getrennt zu werden. Und das andere Ereignis: der Kutscher Blasl, der wie ein Verbrecher aussieht und der durch passive Resistenz gegen billige Wünsche der Herrschaft — ob aus Stupidität oder aus Tücke bebekommt man nicht heraus — die Leute zur Verzweiflung bringt, demaskiert sich als — ja, das will ich doch lieber nicht verraten. Carl Jentsch

Jüdisches Wörterbuch von Professor D. Dr. H. L. Strack. Leipzig 1916. Verlag: Hinrichssche Buchhandlung. XVI und 204 S. Preis brosch. 5 Mark, in Leinenband 6 Mark.

Die deutsche Okkupation im Osten hat uns mitten hineingestellt in das Leben der Ostjuden, deren Umgangssprache größtenteils der „Jargon" ist. Hier wurde nun im mündlichen Verkehr mit der jüdischen Bevölkerung als auch bei der Beschäftigung mit der jüdischen Literatur und Presse der starke Mangel eines brauchbaren Wörterbuchs für diese Sprache fühlbar. Ein auch nur den geringsten Anforderungen entsprechendes deutsches Jargonwörterbuch existierte überhaupt nicht. Ein jüdisch-englisches oder jüdisch-russisches Wörterbuch konnte, abgesehen von seiner Unzulänglichkeit, natürlich auch keinen Ersatz bieten. Da ist es nun um so mehr zu begrüßen, daß uns im September d. J. ein jüdisch-deutsches Wörterbuch aus der Feder des berühmten Gelehrten, Universitätsprofessors Strack, beschieden worden ist.

Als bewährter Kenner des Judentums und namentlich auch der ostjüdischen Verhältnisse, hat Strack hier ein Werk geschaffen, in dem er sich nicht mit der bloßen Aufführung der jüdischen Wörter und ihrer deutschen Bedeutung begnügt.

Er geht vielmehr dem Ursprung der einzelnen Vokabeln nach. Soweit sie nicht aus dem Deutschen stammen, ist in den meisten Fällen angegeben, ob sie dem Hebräischen, Polnischen oder Russischen entlehnt sind. Dies ließen die bisherigen Arbeiten gänzlich vermissen. Erwähnt sei noch, daß, soweit dies nötig war, kurze sachliche Erläuterungen gegeben werden.

Die der jüdischen Schriftzeichen nicht Kundigen finden in der Einleitung das jüdische und hebräische Alphabet sowie kurze Bemerkungen zur jüdischen und hebräischen Grammatik. Hierdurch wird der Gebrauch des Werkes jedermann ermöglicht. Auch die wichtigsten Literaturangaben fehlen nicht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die vorliegende Arbeit nicht den gesamten jüdischen Wortschatz erschöpfen kann. Denn eine lebende Sprache, wie es das Jüdische ist, bringt täglich Neubildungen hervor, ist in stetem Flusse. Aber einmal mußte ein Abschluß gefunden werden, und der Verfasser wollte noch während des Krieges den in Polen tätigen Deutschen mit seiner Arbeit dienen. Weiter ist in diesem Werk der erste Anfang mit der wissenschaftlichen Bearbeitung eines Jargonwörterbuches gemacht. Aller Anfang aber ist schwer. Leichter wird es sein, auf dem gelegten Grunde aufzubauen.

Eine kurze Chrestomathie soll als Anhang zum Wörterbuch in Kürze folgen. Sie wird eine Anzahl jüdischer Texte in lateinischer Transskription enthalten.

Jeder, der intensiv mit der jüdischen Presse im östlichen Okkupationsgebiet zu tun hat, wird die Riesenarbeit, die in den vorliegenden 204 Seiten steckt, zu schätzen wissen.

Möchte das Buch sich recht viel Freunde erwerben und neue Anregung bieten für die Lektüre der jüdischen Presse und Literatur, die bisher viel zu wenig Beachtung gefunden hat. E. Bosse

Weltkultur und Weltpolitik. Deutsche und österreichische Schriftenfolge, herausgegeben von Ernst Jäckh und vom Institut für Kulturforschung in Wien. Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München.

Eine Sammlung, die eine ganze Reihe hervorragender Arbeiten enthält, geschichtliche und politische Schriften, die in den durch den Weltkrieg veranlaßten Fragen der Weltpolitik und Weltkultur Wege und Ziele zeigen sollen. Hervorragende Historiker, Nationalökonomen und Politiker haben sich zur Mitarbeit eingefunden, und man kann wohl sagen, daß diese Sammlung die meisten anderen Veranstaltungen ähnlicher Art weit übertrifft. Nebeneinander erscheinen eine deutsche und eine österreichische Schriftenfolge, die erstere von dem bekannten Orientschriftsteller Professor Ernst Jäckh, die österreichische vom Wiener Institut für Kulturforschung herausgegeben.

Von der deutschen Folge sind bisher zehn Hefte erschienen. Professor Veit Valentin wirft im ersten Hefte: „Belgien und die große Politik der Neuzeit" die Frage auf: Was soll aus Belgien werden? und er kommt zu dem Ergebnis, daß es wie früher ein militärisches Bollwerk werden muß und zwar jetzt zum Schutze des Deutschen Reiches und Hollands gegen englisch-französische Gefährdung. Mit einer anderen belgischen Frage: Was wird aus Antwerpen? beschäftigt sich Professor Kurt Wiedenfeld. Aus seinen Untersuchungen, die im einzelnen nicht dargelegt werden können, zieht er den Schluß, daß eine Loslösung Antwerpens aus seiner

belgischen Besonderheit gleichbedeutend wäre mit einer Untergrabung seiner wirtschaftlichen Bedeutung für Deutschland.

Im zweiten Hefte schildert Arnold Oscar Meyer die vielfach falsch aufgefaßte „deutsche Freiheit und englischen Parlamentarismus", Hermann Muthesius spricht im vierten Hefte von dem, „was „der Deutsche nach dem Kriege" erstreben soll, während Walter Riezler im siebenten Heft „die Kulturarbeit des deutschen Werkbundes" dem Leser vorführt. — Ein ganz ausgezeichnetes Werk enthält das fünfte Heft. Unter dem Titel „Macht und Wirtschaft" läßt der Braunschweiger Professor Friedrich Lenz hier den ersten Band einer Arbeit erscheinen, die durch ihre umfassende Gründlichkeit die größte Beachtung verdient. Wir können leider im Rahmen dieses Sammelreferates nicht näher auf das Buch eingehen, werden jedoch noch an anderer Stelle darauf zurückkommen. — Das sechste, neunte und zehnte Heft sind historischen Themen gewidmet. „Die Vernunft in der Geschichte" untersucht Professor Karl Joel, Dr. Maximilian von Hagen gibt die „Geschichte und Bedeutung des Helgoland-Vertrages" und Professor Johannes Haller eine ausgezeichnete Arbeit über „Bismarcks Friedensschlüsse", die gerade jetzt von großem Interesse ist. Den klaren Ausführungen des Verfassers über das, was wir von Bismarck in der Politik der Friedensschlüsse lernen sollten, können wir vollauf beistimmen. Zum Schluß sei noch das achte Heft erwähnt, in dem Nachum Goldmann „Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums" spricht.

In der österreichischen Folge sind bisher nur vier Hefte erschienen. Eine lesenswerte Studie über „die weltpolitische Bedeutung Galiziens" veröffentlicht der Lemberger Universitätsprofessor Dr. Tomaschiwskyj. Wenn wir auch nicht in allen Punkten die Auffassung des Verfassers teilen, so mag doch festgestellt werden, daß seine Ausführungen, zu denen auch eine sehr kurze, aber klare Darstellung der bewegten Geschichte Galiziens gehört, für jeden von Interesse sein werden, der den inneren Ursachen des Weltbrandes nachgehen möchte. — Die drei folgenden Hefte enthalten eine sehr wertvolle Arbeit von Professor E. Hanslik, die der Verfasser unter dem Titel „Die neue Weltkulturschaft" zusammengefaßt hat. Es ist sehr zu hoffen, daß die angekündigte Fortsetzung dieser Sammlung, der wir eine große Verbreitung wünschen, nicht lange auf sich warten läßt, und daß die folgenden Hefte in ebenso klarer Form dieselbe Fülle von interessantem Stoff bieten mögen wie die bisher erschienenen.

Dr. jur. K. Ed. Imberg

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Berichtigung. In meinem Artikel: „Akademische Kriegsliteratur" („Grenzboten" Nr. 40 S. 26) habe ich Herrn Professor von Below als Urheber einer Verteidigung des Farbenstudententums genannt. Der Artikel stammt jedoch, wie mir inzwischen bekannt geworden, nicht von ihm, sondern vom vorigen Freiburger Prorektor. Professor Dr. Paul Ssymank

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Die Selbständigkeit Galiziens und die Deutschen

Von Professor R. F. Kaindl

Die am 5. November in Aussicht gestellte Selbständigkeit Galiziens hat eine lange Vorgeschichte. Es handelt sich um nichts Neues, wie Fernerstehenden scheinen könnte, sondern um den weiteren Ausbau der Sonderstellung, die Galizien schon längst erlangt hat. Deutsche Interessen waren und sind damit eng verbunden, so daß die Betrachtung dieser Verhältnisse für uns von hoher Bedeutung ist.

Wie der gegenwärtige deutsche Krieg, so hat auch schon unser Krieg von 1866 für die galizischen Polen einen Umschwung zu ihren Gunsten hervorgerufen: hat ihre langgehegten Wünsche mehr gefördert, als all ihre Aufstände und Verbindungen mit auswärtigen Mächten. Die Niederlage Österreichs kam ihnen sehr gelegen; mit der Ausscheidung Österreichs aus Deutschland war die Vorherrschaft der Deutschen gebrochen und damit für die Slawen und Magyaren die Möglichkeit geschaffen, ihre Forderungen durchzusetzen. Als Österreich während der deutsch-französischen Verwicklung Wiedervergeltungsabsichten hegte, trat der Pole Ziemialkowski dagegen auf: „Ich nehme — so führte er am 9. August 1869 in der Delegation aus — keinen Anstand, die Ursachen ganz offen hier zu sagen. Ich würde natürlich nicht wünschen, daß Österreich dabei den Kürzeren ziehe, aber ich würde den Sieg über Preußen vielleicht noch mehr fürchten, eben weil der Sieg über Preußen, Österreich zur deutschen Politik nötigen würde, zu jener Politik, welche die Ursache zur Unterdrückung der nichtdeutschen Völker Österreichs war."

Nach 1866 war tatsächlich die Zeit gekommen, daß Österreich seine „deutsche" Politik aufgab, und davon haben die galizischen Polen reichlichen Nutzen gezogen. Es gelang ihnen in kurzer Zeit eine Sonderstellung Galiziens zu erlangen, die den deutschen Einfluß völlig ausschaltete.

Galizien war früher von der Wiener Zentralregierung im deutschen Sinne verwaltet worden. Deutsche Sprache herrschte, soweit es die Bedürfnisse

Staates erforderten, in Amt, Schule und öffentlichem Leben. Die Universitäten in Krakau und Lemberg waren deutsch. Die Ruthenen und die Deutschen wurden berücksichtigt.

Das alles sollte sich nun rasch ändern. Ihre Absicht, eine Sonderstellung zu erringen, haben die Polen schon vor 1866 geäußert: als der Aufstand von 1863 gescheitert und die Mißstimmung der Wiener Regierung wegen der Teilnahme der galizischen Polen etwas geschwunden war, begannen sie mit ihren Resolutionen und Deputationen hervorzutreten. Schon einige Monate vor dem Kriege hatten sie den ersten Versuch gemacht. Der galizische Landtag forderte Garantien der nationalen Rechte durch Einführung der 1815 zugesagten nationalen Institutionen, volle Autonomie der Landesverwaltung, Schaffung einer galizischen Hofkanzlei, Berufung eines Polen zum Statthalter, Besetzung aller Ämter im Lande mit Polen u. dgl. m. Schon damals erhoben die Ruthenen gegen diese Forderungen Protest, und die Polen erreichten zunächst auch gar nichts.*)

Sobald dann nach dem Kriege Österreich zur Änderung seines Kurses sich genötigt glaubte und die Magyaren den Ausgleich erzwangen, hielten auch die Polen ihre Zeit für gekommen. Der galizische Landtag begann damit, daß er im Dezember 1866 unter scharfem Widerstand der Ruthenen die Verdrängung der deutschen Sprache aus den Schulen und die Beschränkung des Unterrichts im Ruthenischen beschloß und durchführte. Im Reichstag begannen die Polen aber sofort mit ihrer Forderung nach einer größeren Autonomie und Selbständigkeit Galiziens, indem sie auf die Anerkennung der historischen Rechte Ungarns durch den Ausgleich hinwiesen. Sie führten Klage, daß die Thronrede nichts von den historischen Rechten der übrigen Königreiche und Länder erwähnt habe. Nachdruck verlieh diesen Forderungen der galizische Landtag, der 1868 die Einführung der polnischen Sprache in Ämter und Gericht und die Polonisierung der Landesuniversitäten forderte, zugleich die Anträge der Ruthenen auf Vermehrung des ruthenischen und deutschen Unterrichtes ablehnte. Die Regierung entsprach im Verordnungswege den polnischen Wünschen bezüglich der Krakauer Universität und damit begann die lange Reihe der Konzessionen.

Am 24. September 1868 beschloß der galizische Landtag die „galizische Resolution", die die weitgehenden Wünsche der Polen zusammenfaßte. [illegible] en hier die wichtigsten Sätze herausgehoben werden: „Der Landtag [illegible] der durch die Staatsgrundsätze vom 21. Dezember 1867 geschaffene [illegible] der Monarchie unserem Lande nicht so viel legislative und [illegible] e Selbständigkeit gewährt, als demselben mit Rücksicht auf dessen [illegible] tische Vergangenheit, dessen besondere Nationalität,**) den Grad [illegible] on und der territorialen Ausdehnung gebührt."

[illegible] bei sei bemerkt, daß zu gleicher Zeit, als die Polen 1866 ihre Sonderstellung [illegible] rgannen, sie zur Beihilfe für das durch den Aufstand von 1863 in arge Not- [illegible] Land viele Millionen an Vorschüssen, Darlehen u. dgl. von Österreich forderten.

**) [illegible] wird hier nur auf die Polen Rücksicht genommen.

Der Landtag stellt folgenden Antrag: „Dem Königreich Galizien und Lodomerien samt dem Großherzogtum Krakau wird die nationale Selbstverwaltung in dem seinen Bedürfnissen und den besonderen Landesverhältnissen entsprechendem Maße zuerkannt, vor allem:

Der Landtag wird ausschließlich den Modus der Reichsratswahlen zu bestimmen haben.

Die galizische Landtagsdelegation wird an den Beratungen des Reichsrates nur bezüglich der diesem Königreiche mit den anderen im Reichsrate vertretenen Teilen der Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten teilnehmen.

Zur Bedeckung der Auslagen der Administration und des Gerichtswesens, des Kultus und Unterrichtes, der öffentlichen Sicherheit und der Landeskultur in Galizien wird aus dem Staatsschatze zur Verfügung des Landtages eine dem wirklichen Bedarfe entsprechende Quote ausgeschieden und in betreff der Details die Verwendung der reichsrätlichen Kompetenz entzogen.

Die Salzwerke im Königreiche werden ohne Bewilligung des Landtages dieses Königreiches weder verkauft noch eingetauscht oder belastet.

Das Königreich Galizien und Lodomerien samt Krakau wird einen eigenen obersten Gerichts- und Kassationshof erhalten.

Das Königreich wird eine dem Landtag verantwortliche Landesverwaltung in Sachen der inneren Verwaltung, der Justiz, des Unterrichts, der öffentlichen Sicherheit und der Landeskultur, sowie einen Landesminister im Rate der Krone erhalten."

In einem besondern Abschnitt werden die zahlreichen Gegenstände aufgezählt, über die der Landtag selbst zu entscheiden hat. Man ersieht daraus, daß die Polen Galizien schon damals zu einer von Österreich völlig unabhängigen Provinz zu machen beabsichtigten, nur daß sie des österreichischen (d. h. deutschen) Geldes nicht entraten konnten: mit diesem wollten sie aber ganz nach eigenem Gutdünken wirtschaften.

Ihr eigentliches Ziel war aber die Loslösung Galiziens von Österreich. Darüber läßt die Debatte im Landtage vom Herbst 1868 gar keinen Zweifel übrig. „Alle Konzessionen der Polen hatten nur gedient ihre Aspiration zu steigern." *)

Es ist begreiflich, daß die Vorgänge im galizischen Landtage und die gefaßte Resolution in Wien nicht geringe Mißstimmung erregten. Ministerium und Reichstag verhielten sich ablehnend. Die Polen drohten und drängten und der Erfolg blieb nicht aus. Es genügt hier zu bemerken, daß zufolge der Erlasse vom 5. und 11. Juni 1869 die deutschen Beamten in Galizien entlassen oder versetzt wurden, die Lemberger Universität wurde polonisiert und 1871 das Ministerium für Galizien geschaffen, wodurch die Sonderstellung Galiziens be-

*) Vgl. Kolmer, „Parlament und Verfassung in Österreich", I. S. 354. Dazu Fischel, „Das österreichische Sprachenrecht und Materialien zur Sprachenfrage in Österreich" (Brünn 1901 und 1902).

sonders scharf zum Ausdruck kam. In der Folge wurde in diesem Sinne weiter gearbeitet; es mag hier genügen zu bemerken, daß man es auch zustande brachte, die für die Sicherheit des Eisenbahndienstes vorgeschriebene deutsche Dienstsprache zu vernachlässigen, was militärischerseits oft gerügt wurde.

Wie man sieht, hat Galizien schon seit fünf Jahrzehnten eine Ausnahmsstellung in Österreich. In welcher Richtung sich der von den Polen gewünschte Ausbau der Sonderstellung weiter entwickeln soll, ist aus dem eben Angeführten zu ersehen. Unzweifelhaft wird man das zu erlangen suchen, was von den Wünschen von 1868 noch nicht verwirklicht ist.

Wie wurden und werden die Interessen der Deutschen durch die Entwicklung seit 1866 beeinflußt?

Schon nach dem oben Angeführten ist zu entnehmen, daß die für Galizien errungenen Sonderrechte nur den Polen zugute kommen, daß die Deutschen und Ruthenen schwer geschädigt wurden. Wir haben gesehen, wie die deutschen Schulen, die deutschen Universitäten, die deutsche Amtssprache rasch beseitigt wurden. Die deutschen Beamten und Professoren mußten außer Landes gehen. Die polnischen Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten wurden Polonisierungsstätten für die deutsche Jugend. Den Deutschen wurden zumeist ihre deutschen Lehrer und Priester genommen; die Jugend wuchs, wo keine deutschen Privatschulen bestanden, in Unwissenheit auf und wurde sogar hier und da von den polnischen Lehrern gequält. In den Städten verloren die Bürger und Beamten infolge dieses Druckes ihr deutsches Volkstum. Ebenso wurden viele Dorfbewohner, besonders in den kleineren Ansiedlungen im Westen durch polnische Kirche und Schule entnationalisiert. Der Bestand von zweihundert lebenskräftigen dörflichen Ansiedlungen wurde totgeschwiegen. Bei den Volkszählungen trachtete man die Zahl der Deutschen durch allerlei Kunstgriffe herabzudrücken; ganze deutsche Dörfer wurden für polnisch ausgegeben. Auch bei der neuen Landtagswahlreform wurde den Deutschen jede Vertretung im Landtag versagt. Bei ihren darauf gerichteten Bestrebungen verhielten sich auch die Ruthenen ablehnend, obgleich diese von den Deutschen im politischen Leben wiederholt unterstützt wurden und auch sonst den Wert des deutschen Kulturelementes zu schätzen wissen. So konnten hunderttausend Deutsche in Galizien kein Mandat erringen, während auf je fünfundzwanzigtausend Polen ein Mandat entfällt. Aber auch sonst werden die Rechte der Deutschen auf Schritt und Tritt mißachtet und sie um ihre staatsgrundgesetzlichen Rechte gebracht. Im Oktober 1909 ist es geschehen, daß das K. K. Bezirksgericht in Jaworów die Frau des deutschen Landwirtes Schönhofer zu 48 Stunden Arrest verurteilt hat, weil sie unter Hinweis auf ihre sehr mangelhafte Kenntnis der polnischen und ruthenischen Sprache eine Zeugenaussage in deutscher Sprache machen wollte. Die angesehene Frau mußte schließlich sofort 24 Stunden im Arrest zubringen, obwohl sie darauf verwies, daß sie ein drei Monate altes Kind zu stillen habe. Ebenso kerkerte man den deutschen Ansiedler Josef Massinger aus Münchental vier

Wochen ein, weil er jene Deutschen nicht verraten wollte, die gegen den Befehl des polnischen Pfarrers deutsch sangen. Erwähnt muß werden, daß die galizischen Behörden die Selbsthilfe und Organisation der Deutschen stören, indem sie in einzelnen Fällen Versammlungen und Feste unter allerlei Vorwänden zu vereiteln suchen, vor allem aber die gemeinnützigen wirtschaftlichen Verbände nicht unterstützen, während ähnliche Vereinigungen der Polen reichliche Beträge aus Landesmitteln erhalten. Ebenso wird geklagt, daß polnische Vorgesetzte ihre deutschen Untergebenen veranlassen, nationalpolnische Zwecke zu fördern. Die Deutschen dürfen überall beschimpft und besudelt werden. Plakate, die gegen die Deutschen hetzen, wurden selbst auf Bahnhöfen geduldet.*) So konnte es geschehen, daß kurz vor dem Kriegsausbruch in verschiedenen Orten Galiziens die Deutschen überfallen, Geschäfte, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten beschädigt wurden. Wie grundlos dieser Angriff war, mögen folgende Ausführungen einer polnischen Zeitung beweisen. „Wiek Nowy" vom 7. Juli 1914 schreibt: „Außerhalb Biala haben wir in Galizien keine deutsche Frage und sollten eine solche auch nicht künstlich hervorrufen. Lemberg und Krakau haben sogar in der Zeit ihres deutschem Charakters sehr viel deutsches Bürgertum aufgenommen. Deutsche waren es, die an Stelle der schmutzigen Einkehrhäuser ordentliche Hotels errichteten; sie entwanden dem Verfalle unsere Druckerkunst und den Buchhandel; sie gaben uns die großen polnischen Politiker wie Franz Smolka und andere, die polnischen Industriellen, wie Schlenker, die polnischen Künstler, wie Brand. Ihnen verdanken wir eine ganze Reihe tüchtiger Agrarier, die großen Gelehrten Lisle und Hirschband und die Schriftsteller, wie Josef Kremer und Vinzenz Pohl. Die Grundlagen des polnischen Bürgertums in Lemberg und in Krakau sind die verschiedenen Fischer, Stadtmüller und andere. Die antideutsche Demonstration, welche sich gegen Kaufleute mit deutschen Namen oder selbst gegen deutsche Kaufleute in Lemberg richtete, ist ein Absurdum. Lemberg droht eine Ruthenisierung oder Russifizierung, niemals eine Germanisierung."

Aus dem Mitgeteilten ist zu ersehen, daß die Stellung der Deutschen in Galizien durch die seit 1866 gewährten Sonderrechte überaus schwierig geworden ist. Niemand kann bezweifeln, daß durch den weiteren Ausbau der Sonderstellung Galiziens die Lage der hunderttausend galizischen Deutschen noch mehr gefährdet werden wird; denn der alte Haß gegen die Deutschen, der seit dem 13. Jahrhundert bemerkbar ist und schon im Mittelalter blühendes Deutschtum vernichtet hat, wird gewiß nicht in der Zukunft schwinden, solange die Führung der Polen in denselben Händen verbleibt.**)

Die Deutschen haben also schon wegen der hunderttausend Deutschen

*) Näheres über die Not der Deutschen in Galizien in meiner „Gesch. der Deutschen in den Karpathenländern" 8. Bd.

**) Über die Entstehung des Deutschenhasses in Polen und seine Träger vgl. man meine Schrift „Polen" (Leipzig, Teubner).

in Galizien großes Interesse an der weiteren Gestaltung der Dinge in diesem Lande. Dieses muß aber um so größer werden, wenn man bedenkt, daß mit dem Schicksal dieser Deutschen auch jenes der fünfundsiebzigtausend Deutschen in der Bukowina*) eng zusammenhängt und auch das Deutschtum in Nordungarn nur über Galizien wieder belebt werden könnte. Kann es dem deutschen Volke gleichgültig sein, wenn dieses Deutschtum gerade in der Zeit geopfert werden würde, da unser Interesse sich dem Osten zuzuwenden beginnt? Sollen diese Brückenpfeiler nach dem Osten gerade jetzt unterwühlt werden.

Es ist ebenso klar, daß der Zusammenbruch der Karpathendeutschen eine Gefahr für die Deutschen im Hinterland bedeutet; auf dieses werden sich alle feindlichen Kräfte stürzen, die jetzt durch den Kampf im Grenzgebiet gebunden werden. Man kann das nicht oft genug betonen, daß das Aufgeben des Ansiedlungsgürtels unbedingt die Verlegung des Kampfes in die dahinter liegenden Gebiete zur Folge haben würde. Nach Galizien würde zunächst Schlesien fallen. Aber auch andere Gebiete sind schon jetzt bedroht und die Gefahr wird steigen, sobald weiter im Osten keine deutschen Güter auszukaufen, deutsche Vereine zu bekämpfen, deutsche Schulen durch Trutzschulen zu beseitigen sein werden.

Ebenso bedeutet die Zurückdrängung der Deutschen in Galizien und der Bukowina eine Schwächung Österreichs, das doch ein deutscher Staat ist und bleibt. Für uns Deutsche ist ein starkes, kräftiges Österreich unbedingt notwendig. Was von Österreich abbröckelt, fällt feindlichen Mächten zu. Ein starkes deutsches Österreich ist der beste Bundesgenosse.**)

Aus allen diesen Gründen ist es für die Deutschen nicht gleichgültig, wie sich die Verhältnisse in Galizien gestalten. Galizien war und bleibt ein Einfallstor für die Völker des Ostens; für uns ist es daher wichtig, wer dort Herr ist. Daran ist nicht nur Österreich und Deutschland, sondern auch Ungarn sehr beteiligt. Galizien in unsicheren oder feindlichen Händen, bedeutet auch für das Reich der Stefanskrone eine erhöhte Gefahr. Der Karpathenkamm läßt sich ohne ein Vorfeld nicht leicht halten; das hat der jüngste Einbruch der Rumänen nach Siebenbürgen bewiesen. Im Interesse der verbündeten Staaten und der Deutschen liegt es daher, daß in Galizien Verhältnisse geschaffen werden, die uns vor Überraschungen sichern.

Wer mit den Verhältnissen weniger vertraut ist, wird nun zuerst dafür eintreten, daß die Deutschen überhaupt gegen die Sonderstellung Galiziens Stellung nehmen müßten. Das ist aber aus besonderen Gründen nicht durchführbar.

---

*) Vgl. meine Schrift „Die Deutschen in Galizien und der Bukowina" (Frankfurt, Keller).

**) Die im vorstehenden entwickelten Gedanken über die Bedeutung der deutschen Ansiedlung im Osten sind in den Berichten der von mir geleiteten Tagungen der Karpathendeutschen und in meiner Schrift „Deutsche Siedlung im Osten" (Stuttgart 1914) ausführlicher dargetan.

Der Einfluß der polnischen Abgeordneten auf die Zentralregierung und im Wiener Parlament ist seit den 1870er Jahren so stark und unbequem, daß die Schönerianische Partei schon 1882 im Linzer Programm die Lostrennung beziehungsweise Sonderstellung Galiziens und der Bukowina forderte. In dieser allgemeinen Fassung ist diese Forderung von einem anderen Teile der völkischen Deutschen (besonders von den Führern des Karpathendeutschtums) auf das entschiedenste bekämpft worden, weil damit die zahlreichen Deutschen in diesen Ländern aufgegeben worden wären und die Interessen des Gesamtstaates nicht gewahrt würden. In den letzten Jahren hat sich die österreichisch-deutsche Anschauung dahin geeinigt, daß Polnisch-Galizien und die etwa dazukommenden Teile Polens nach einem Übergangsstadium unter militärischer Verwaltung eine Sonderstellung erhalten, die den Polen ihr nationales Ausleben ermöglicht, die Interessen der Gesamtmonarchie und der Deutschen aber schützt. Daher haben die österreichischen Deutschen das Handschreiben vom 5. November einerseits mit Genugtuung begrüßt, andererseits aber sofort mit Beratungen begonnen, die den Schutz der Deutschen in Galizien bezwecken. Am 19. und 20. November haben die Vertreter der Karpathendeutschen in Wien getagt und die deutschen Reichsratsparteien zu kraftvollem Eintreten für die Wahrung der deutschen Rechte in Galizien aufgerufen.

Da die Gestaltung der Verhältnisse in Galizien vielfach von dem Verhältnis der Polen zu den Ruthenen beeinflußt werden, so müssen wir auch diesen unser Augenmerk schenken. Darüber ist in dieser Zeitschrift schon in Nr. 39 d. J. gehandelt worden. Hier sei nur kurz bemerkt, daß eine Fortdauer der Spannung zwischen beiden Völkern unbedingt für die russische Wühlarbeit den besten Boden bildet. Die bereits verlautbarten Proteste der Ruthenen gegen die nach polnischen Wünschen geplante Sonderstellung Galiziens bedeuten leider eine Verschärfung des schädlichen Widerstreites. Von deutscher Seite hat man daher den Wunsch der Ruthenen, den östlichen Teil Galiziens zu einer besonderen österreichischen Provinz zu gestalten, mit Recht gefördert. Freilich bietet auch diese Teilung manche Schwierigkeiten, wie schon in dem oben angeführten Artikel der „Grenzboten" ausführlicher dargelegt worden ist. Daher wurde für diese Gebiete zunächst Militärverwaltung gefordert, unter der der Übergang zur neuen Ordnung der Dinge möglich geworden wäre.

Wie man sieht, sind die Verhältnisse Galiziens zumindestens ebenso schwierig wie jene in Polen. In beiden Gebieten stehen für die Deutschen wichtige Interessen auf dem Spiele. Ein Mißlingen der Neuorganisation kann unendlichen Schaden zur Folge haben, da Rußland jede Gelegenheit benutzen wird, seine Wühlarbeit fortzusetzen.

Deutschlands Wasserkräfte als Stütze in unserem Wirtschaftskampfe

Von Professor Dr. W. Halbfaß

England ist mit wachsendem Erfolge unablässig darauf bedacht, uns von dem Handelsverkehr mit den Neutralen abzuschneiden, und wir sind dadurch gezwungen, die Hilfsmittel des eigenen Landes und der mit uns verbündeten Staaten so weit es irgend geht, intensiv auszunutzen. Mit welchem Erfolg uns dies bisher gelungen ist, beweist die Tatsache, daß wir die Ernährung unseres Volkes und die Erzeugung des gesamten Kriegsmaterials in der Hauptsache aus eigenen Mitteln bewirkt haben. Wir haben uns die Schätze des Bodens und der Luft bis zu einem Grade dienstbar gemacht, den wir vielleicht geahnt, bisher aber auch nicht annähernd in Wirklichkeit umgesetzt hatten. Die Körner- und die Hackfrüchte des Bodens, Eisen und Kohle sowie der Stickstoff der atmosphärischen Luft haben uns in erster Linie in dem wirtschaftlichen Kampfe geholfen und werden uns noch weiter helfen.

Es stehen uns aber auch noch andere Schätze unserer Heimat zu Gebote, die wir bisher noch nicht genügend ausgebeutet haben, Schätze, die weniger direkt zu unserer Ernährung oder zur Beschaffung unseres Kriegsmaterials dienen, als vielmehr imstande sind, die Produktion und den Transport der Nahrungs- und Kriegsmittel wesentlich zu verbilligen und zu erleichtern, ich meine damit unsere Wasserschätze, auf die ich in folgendem um so lieber etwas näher eingehen möchte, als die große Masse des deutschen Volkes von ihrer Bedeutung, so offensichtlich sie auch ist, noch immer eine nur recht ungenügende Vorstellung besitzt.

Schier unerschöpflich sind ja die Fäden, die zwischen dem Wasser und dem Wirtschaftsleben des Menschen hin und herlaufen, und der Staat ist glücklich zu preisen, der es versteht, diese Fäden so zusammenzuhalten und zusammenzuziehen, daß daraus der größte Nutzen für die Allgemeinheit entsteht.

Auf die bloße Menge des in Strömen, Bächen, Seen, Quellen offen dahin fließenden Wassers und des in der Erdrinde vorhandenen Grundwassers kommt es, so wichtig sie auch ist, allein nicht an, wesentlich vielmehr für die Hilfe, die uns das Wasser leisten soll, ist seine Verteilung und die Form seiner Bewegung. Ich will hier auf den Nutzen einer rechtzeitigen Aufspeicherung des himmlischen Wassers für trockene Zeiten und Gegenden in großen und kleinen

Stauweihern und auf alle diejenigen Maßregeln, welche zu ergreifen sind, um einen vorzeitigen Abfluß des Wassers unserer Ströme in den unersättlichen Ozean vorzubeugen, an dieser Stelle nicht eingehen, sondern mich vielmehr hier auf einen Punkt in der Wasserwirtschaft beschränken, der gerade jetzt ein Problem größter Bedeutung geworden ist, die möglichst vollkommenste und uneingeschränkteste Ausnützung unserer einheimischen Wasserkräfte.

Die gewaltige volkswirtschaftliche Bedeutung des Ausbaues der Wasserkräfte sowohl für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, durch Verteilung von billiger Kraft und billigem Licht, als auch für die Elektrisierung von Klein- und Vollbahnen, schließlich für die Entwicklung neuer chemischer und metallurgischer Industrien ist allgemein anerkannt. Es mag nur daran erinnert werden, daß die Wasserkräfte Werte schaffen ohne andere Werte dadurch zu vernichten, und damit in scharfem Gegensatz zu denjenigen Kräften stehen, welche Stein- oder Braunkohle verzehren und dadurch nach und nach notwendig unsere natürlichen Heizvorräte erschöpfen, und es mag betont werden, daß die Verteuerung gegenüber der durch Kohle gewonnenen Energie wegfällt, sobald die Tilgung des Anlagekapitals für Wasserkraftanlagen beendigt ist, weil dann bloß noch die relativ geringen Kosten für ihre Verwaltung und Unterhaltung in Frage kommen, während bei der Dampfkraft auch nach Tilgung der darin steckenden Kapitalien, die Kosten für die Kraftquelle, die Kohle, dauernd bestehen bleiben. Endlich ist der Verbrauch von Fetten und Ölen bei den mit Dampfkraft arbeitetenden Anlagen mindestens fünfzigmal größer, als bei Wasserkraftanlagen, ein Umstand, der bei der jetzigen und auch nach dem Kriege gewiß noch lange anhaltenden Knappheit an Fetten aller Art, sehr in die Wagschale fällt. Von der Verminderung der Rauchplage und anderen Vorteilen des Wasserkraftbetriebes wollen wir ganz schweigen.

Man sollte nun meinen, daß Deutschland, das ja sonst auf wirtschaftlichen und technischen Gebieten andern Ländern vorangeht, auch im Ausbau der Wasserkräfte an der Spitze marschieren müßte, aber diese Vermutung trifft leider, wie wir gleich näher auseinandersetzen werden, durchaus nicht zu. Obwohl Deutschland in seinen Wasserkräften seine dauerhaftesten Naturschätze besitzt, die ohne allen Zweifel berufen sein werden, bei der Selbstversorgung des Staates eine sehr bedeutsame Rolle zu spielen, ist uns das Ausland im Ausbau der Wasserkräfte weit vorangeeilt. Frankreich hat, wie aus den Veröffentlichungen des französischen Wirtschaftsverbandes, welcher unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges in Lyon tagte, nahezu 500 000 PS. hauptsächlich für elektrochemische Zwecke eingerichtet, Italien hat allein in den Jahren 1904—1909 525 000 PS. konzessioniert und seitdem weitere 600 000 PS. Wasserkräfte erschlossen, die Schweiz hat 500 000 PS. installiert.

In Norwegen waren im Jahre 1914 306 Wasserkraftwerke im Betrieb mit einer Leistung von 400 000 Kilowattstunden = 544 000 PS., welche ein Kapitalwert von 8 Milliarden Kronen repräsentieren, wenn man die Einkünfte

von 300 Millionen kapitalisieren wollte. In Schweden waren bis Ende 1911 640 000 PS. Wasserkräfte nutzbar gemacht und schon drei Jahre darauf wurden sie auf 900 000 PS. geschätzt, wobei man beachten möge, daß in Schweden im Jahre 1908 der gesamte Kraftverbrauch für Industrie, Bergbau und Handwerk nur 950 000 PS. betrug, also nur wenig mehr, als heute allein durch Wasserkraft geleistet wird. In dem „zurückgebliebenen" Rußland sollten für eine Wasserkraftanlage am Saima-See kurz vor Ausbruch des Krieges allein 360 000 PS. Wasserkraft ausgebeutet werden.

Auf den Quadratkilometer kamen 1905 in der Schweiz 9.27, in Italien 1.70, in Frankreich 1.20, in Deutschland nur 0.54 PS. ausgebaute Wasserkräfte. In den letzten zehn Jahren ist Deutschland mit neuen Wasserkraftanlagen kaum über 100 000 PS. hinausgekommen, und die führenden deutschen Turbinenfirmen zählen unter ihren Lieferungen an Wasserturbinen im Gesamtbetrage von nahezu 7 Millionen PS., nur wenig mehr als den fünfzigsten Teil solche deutschen Auftrags!

Im Jahre 1910 machten in Deutschland die bereits ausgenutzten Wasserkräfte noch nicht ganz 5 v. H. des gleichzeitig durch Dampfkraft gedeckten Kraftbedarfes aus, in Frankreich dagegen 40 v. H.!

Dabei führte Deutschland im Jahre unmittelbar vor dem Kriege an Stoffen, welche im Lande selbst unter Anwendung von Wasserkräften hätten erzeugt werden können, für über 400 Millionen Mark ein, darunter allein Salpeter für 200 Millionen Mark. Die Herstellung und Lieferung dieser Stoffe im Kriege wurde, um die Lücken ohne Rücksicht auf die Kosten möglichst schnell wieder auszufüllen, einheimischen Dampfanlagen zugewiesen, die dabei aber doch nicht imstande waren, den Ausfall völlig zu decken. Hätte Deutschland damals bereits mindestens eine Million PS. aus seinen Wasserkräften zur Verfügung gehabt, so wären der deutschen Volkswirtschaft dadurch Nachteile entgangen, deren Geldwert sich nur mit zehnstelligen Ziffern ausdrücken läßt. — Auf alle Fälle müssen wir dafür sorgen, daß wir nach dem Kriege in Bezug auf viele unentbehrliche Stoffe, wie z. B. den Salpeter, nicht wieder auf das Ausland angewiesen sind, und die dazu nötigen Betriebe müssen sich in der Hauptsache auf die einheimischen Wasserkräfte stützen. —

Nun wird dem Vorwurf, daß Deutschland im Vergleich mit seinen Nachbarn viel zu wenig Wasserkräfte ausgebaut habe, gewöhnlich mit dem Argument begegnet, Deutschland sei eben arm an Wasserkräften und könne infolgedessen auch nicht viel Wasserkräfte ausbauen.

Es haben aber die Untersuchungen der Preußischen Landesanstalt für Gewässerkunde ergeben, daß allein im Berg- und Hügellande Preußens und benachbarten Staatsgebieten mit Ausschluß des Königreich Sachsens, auf einem Gebiete, das nur 92 000 Quadratkilometer, also nur etwa den sechsten Teil des ganzen Deutschen Reiches umfaßt, nicht weniger als rund 1 800 000 PS. mittlere jährliche Wasserkraft vorhanden waren, von denen über ein Drittel

neun Monate lang im Jahre nicht unterschritten waren, also mindestens diese Zeit über disponibel waren. Auf einen Quaratkilometer dieser Fläche treffen also im Durchschnitt etwa 20 PS. In diesen Wasserkräften waren im Jahre 1909 rund 446 000 PS., also etwa ein Viertel bereits ausgebaut, oder auf einen Quadratkilometer rund 5 PS., also sehr viel mehr, als aus obiger Gegenüberstellung Deutschlands mit anderen Ländern hervorgeht! In einigen Flußgebieten, namentlich des rheinisch-westfälischen Industriegebietes war schon ein viel größerer Bruchteil der vorhandenen Wasserkraft wirklich ausgenutzt, in anderen Gegenden allerdings erheblich weniger. Man hat berechnet, daß die in jenem Bezirk vorhandenen Wasserkräfte, wenn sie vollständig ausgenutzt würden, ebensoviel leisten würden, wie die am 1. April 1913 in ganz Preußen vorhandenen Dampfmaschinen und Dampfturbinen!

Im Königreich Sachsen waren im Jahre 1913 bereits dreiviertel aller vorhandenen Wasserkräfte, deren Zahl auf rund 260 000 geschätzt werden, technisch ausgenutzt, also bedeutend mehr als im preußischen Hügelland. Auch in Württemberg ist das Verhältnis günstiger, denn von etwa 135 000 PS. sind bereits 59 000, also zweifünftel im Betrieb. In Bayern soll nach Mitteilungen des Ministerialrat Hensel, Direktor des Hydrotechnischen Bureaus in München, der Staat im ganzen 328 000 PS. besitzen, von denen 114 000, also 35 v. H. im Jahre 1910 ausgebaut waren. Falls die in Aussicht stehenden Schiffahrtskanäle verwirklicht werden sollten, würden sich die Zahl der vorhandenen Pferdekräfte der Wasserläufe auf etwa 375 000 PS. erhöhen. Endlich sei noch zum Vergleich die Schweiz herangezogen, deren Wasserkräfte auf rund $2^1/_4$ Millionen PS. geschätzt wird, also im Verhältnis zur Fläche erheblich mehr als in Mitteldeutschland, während das Verhältnis der ausgenutzten zur vorhandenen Wasserkraft etwas ungünstiger ist, nämlich nur etwa 20 v. H. beträgt, obwohl die Schweiz mehr als Deutschland alle Ursache hätte, seine Wasserschätze nach Kräften auszubauen, da es ja an Kohlen ärmer als dieses ist.

Daß sowohl in Bayern, wie in andern bisher noch nicht namentlich angeführten Gegenden Deutschlands die wirklich vorhandenen Wasserkräfte weit größer sein müssen, als man bisher allgemein angenommen hatte, folgt aus einer einfachen Betrachtung. Die Größe einer Wasserkraft ist einmal von der Niederschlagsmenge und dann von dem Gefäll abhängig, mit welchem diese in den Flüssen nach dem Meere zuströmen. Von den Niederschlägen fließt eben immer nur ein gewisser Prozentsatz ab, über dessen Größe in den verschiedenen Teilen Deutschlands man jetzt ganz gut orientiert ist. Da auch die Niederschlagsmengen im ganzen bekannt sind und man auch über das Durchschnittsgefäll in den einzelnen Flußgebieten, nach dem Vorbilde der Untersuchungen der Preußischen Landesanstalt für Gewässerkunde einer der Wirklichkeit sich gewiß einigermaßen anschmiegende Vorstellung besitzt, so hält es nicht schwer durch einfache Rechnungen, die wir hier übergehen wollen, die Gesamtzahl der theoretisch möglichen Wasserkräfte Deutschlands in Pferdestärken auszudrücken.

Wir gelangen da zu einer Gesamtzahl von rund 12 Millionen PS. Selbstverständlich ist die Zahl der wirklich brauchbaren Wasserkräfte erheblich kleiner, schon aus dem Grunde, weil immer ein Teil des Gefälles für die Zuleitung des Wassers zur Kraftquelle im Oberkanal und für die Rückleitung des Flusses im Unterkanal behufs Erzeugung der notwendigen Wassergeschwindigkeit verbraucht wird. Außerdem spielt noch die größere oder geringere Durchlässigkeit des Bodens eine erhebliche, die Wirkungsfähigkeit des Wassers herabsetzende Rolle.

Die wirklich verwendungsfähigen Wasserkräfte lassen sich danach bei vorsichtiger Schätzung auf 4 Millionen PS. feststellen, von denen höchstens ein Viertel bereits ausgenutzt, 3 Millionen also noch nicht ausgebeutet, also unserer Volkskraft indirekt bisher verloren gegangen sind.

Wie ist nun der gewaltige Unterschied zwischen der so ermittelten Zahl und der bisher angenommenen zu erklären? Ganz einfach so, daß man bei den früheren Zählungen nur die sogenannten Niederwasserkräfte, d. h. die unter allen Umständen vorhandenen Wasserkräfte und ebenso auch die Wasserkräfte der durch die Schiffahrt bereits beanspruchten Hauptströme im Großen und Ganzen als praktisch unausnutzbar einfach bei Seite ließ.

Der Begriff der „natürlichen" Wasserkräfte hat unstreitig im Laufe der letzten Jahrzehnte erhebliche Wandlungen erlebt, dank der unaufhaltsamen Fortschritte der Technik, ein Umstand, der gerade unserer Heimat zum größten Vorteil gereicht hat und noch mehr gereichen wird. Ursprünglich verstand man unter natürlicher Wasserkraft nur diejenige, welche zustande kommt, wenn ein Fluß in seinem Laufe senkrecht abfällt und das abstürzende Wasser unmittelbar in eine Rohrleitung gefaßt und der am Fuß des Absturzes oder in unmittelbarer Nähe gelegenen Wasserkraftmaschine zugeführt werden konnte. Später ging man daran, hochgelegene einem Stromgebiet zugehörige Seen anzuzapfen und das ihnen entnommene Wasser durch Stollen und Rohrleitungen in das tiefgelegene Tal zu schaffen. Aber noch war das eigentliche Hügel- und flachere Land vom Segen dieser Kraft ausgeschlossen, bis man auf den Gedanken kam, ein ganzes Flußtal auf eine Länge von zehn, zwanzig und noch mehr Kilometern durch eine Sperrmauer abzuschließen und so das Gefälle der ganzen Flußstrecke zu einem einzigen Absturz zu vereinigen, dessen Kraft einer sogenannten natürlichen Wasserkraft im früheren Sinn des Wortes im wesentlichen gleichkam oder sie sogar noch übertraf. Leider bringt es dieser gewaltige Fortschritt in der Verwendung der Wasserkräfte mit sich, daß große Ländereien dauernd unter Wasser gesetzt werden müssen, die bisher der Kultur dienten, und daß unter Umständen ganze Dörfer und Städte der Vernichtung einheimfallen. Außerdem ist der Untergrund mancher Täler nicht fest genug, um sie in Staubecken umwandeln zu können.

Im allgemeinen wird man daher von der Einrichtung solcher Staubecken, die ja natürlich auch sehr große Kosten verursachen, nur da Gebrauch machen, wo das Terrain wirtschaftlich von geringem Werte und das Tal nur wenig

oder gar nicht bewohnt ist. Solche Flußtäler besitzen wir aber in Deutschland, man darf wohl sagen Gott sei Dank, nur sehr wenig, und da ist mit hoher Freude zu begrüßen, daß in allerneuster Zeit ein deutscher Ingenieur, der rühmlichst bekannte Münchener Wasserbautechniker Th. Hallinger, es durch Vervollkommnungen in der Technik dahin gebracht hat, geringere Gefälle eines Flusses auch ohne den Bau größerer Talsperren und die Vernichtung wertvollen Landes zusammenzufassen und technisch zu verwerten. Die Vervollkommnungen, welche Hallinger im Wasserbau eingeführt hat, bestehen in der Hauptsache in der Zusammenfassung kleinerer Stauwehre in ein größeres, in der Verminderung des Wasserwiderstandes durch Herrichtung der Kanalwände aus Stampfbeton statt aus Erde oder Kies, endlich in der Ausbildung der Niederdruckturbine als Großkraftmaschine, wodurch allein im Durchschnitt 50 Prozent der bisherigen Kosten erspart werden. Diese Verbesserungen gewähren die Möglichkeit, Niederwasserkräfte auszunutzen, welche bisher unbeachtet geblieben waren, und daher lassen sich allein im südlichen Bayern nach Hallinger doppelt so viel Wasserkräfte nutzbringend verwerten als die staatliche Untersuchung für das ganze Königreich Bayern angenommen hatte. Dementsprechend steigt natürlich nun auch der Wert der Flüsse im übrigen Süddeutschland und im mitteldeutschen Hügelland, und es liegt hier ein Schatz einheimischer Wasserkräfte noch verborgen, welchen zu heben eine ungemein wichtige Aufgabe der allernächsten Zukunft sein muß. Besonders fällt noch ins Gewicht, daß die Kosten der Arbeit in einem sehr günstigen Verhältnis zu den Vorteilen stehen, welche man aus ihnen ziehen kann, und daß sie, je nach den vorhandenen Mitteln und der Zahl der vorhandenen Arbeitskräfte, nach und nach ausgeführt werden können. — In seinen Veröffentlichungen „Die großen staatlichen Niederdruckwasserkräfte in Süd-Bayern“ und „Zwei deutsche Großkraftquellen“, beide in Dießen bei München vor kurzem erschienen, sowie in einem kürzlich vor dem bayerischen Bezirksverein deutscher Ingenieure in München gehaltenen Vortrag lenkt Hallinger das besondere Augenmerk auf die gewaltigen Kraftquellen des Inn und des Rhein. Das Inngebiet besitzt nach ihm noch 400000 PS. unverbrauchter Wasserkraft in Jahresmittelleistung und dazu noch den großen Vorteil der Lage, mitten im Land, weitab von der feindlichen Grenze, sowie der günstigen Wasserführung in der trockenen Jahreszeit. Der Rhein hat allerdings den Nachteil, daß er unserer Westgrenze naheliegt, dafür sind seine Wasserkräfte aber auch ungleich mächtiger als die des Inn. Während die großherzogliche Regierung in der badischen Kammer am 19. März 1914 die Leistungsfähigkeit der Rheinwasserkräfte oberhalb Straßburgs auf 200000 PS. angegeben hatte, liefert nach Hallinger zwischen Basel und Straßburg allein die höchste Ausbeutung der Gefälle eine Durchschnittsleistung von 600000 PS. und dazu noch unterhalb Straßburg auf der badischen Seite weitere 200000 PS.

Obwohl ich sonst die Kostenfrage der Wasserkraftanlagen hier absichtlich aus dem Spiel lasse, will ich doch hervorheben, daß nach Hallinger die völlige

Wasserkraftausnutzung des Oberrhein von Basel bis Straßburg in Verbindung mit der Einführung der Großschiffahrt auf dieser Strecke die Kosten der Kraft auf einen Satz herabdrückt, welcher den billigsten Werken in Norwegen mindestens gleichkommt und uns dadurch in den Stand setzt, den Luftstickstoff um den dritten Teil des Preises herzustellen, den das bisher in Deutschland angewandte Betriebsverfahren fordern mußte, um auf seine Kosten zu kommen.

Da Deutschland bisher jährlich 500000 bis 600000 Tonnen Salpeter aus dem Ausland bezogen hat im Preise von 200 Millionen Mark, läßt sich die finanzielle Wirkung der völligen Kraftausnutzung des Rhein und anderer großer Ströme Deutschlands leicht daraus ableiten.

Um noch ein Beispiel aus Bayern anzuführen, so wurden bisher beinahe drei Viertel der in industriellen und gewerblichen Betrieben arbeitenden $1^1/_2$ Millionen PS. durch Verbrennungsmotoren erzeugt, wofür jährlich 7 bis 8 Millionen Tonnen Braun- und Steinkohlen im Werte von 200 bis 300 Millionen Mark erforderlich waren, welche zum Teil auf den schlechtesten Wegen in die abgelegensten Gegenden verfrachtet wurden, während nebenan die Wasser nutzlos zu Tal liefen. Ferner sind zur Herstellung von jährlich 40000 bis 50000 Tonnen Aluminium als teilweisen Ersatz für das aus dem Ausland nicht zu beschaffende Kupfer etwa 200000 PS. erforderlich, für welche Bayern mit Leichtigkeit, ohne seine übrigen wirtschaftlichen Aufgaben zu vernachlässigen, die Hälfte aufbringen könnte. Man sieht, welche Beträge jährlich aus Bayern ins Ausland wandern, die recht gut dem Lande hätten zugute kommen und zur wirtschaftlichen Stärkung hätten beitragen können.

Liegen nun auch die Wasserverhältnisse unseres deutschen Vaterlandes nicht überall so günstig wie in Oberbayern, so leidet es doch nicht den geringsten Zweifel, daß die Arbeitsleistung derjenigen Wasserkräfte, die bisher brach gelegen hatten, weil wir der irrtümlichen Ansicht gewesen waren, daß zur Herstellung gewisser chemischer und metallurgischer Produkte nur Hochdruckwasserkräfte verwendet werden könnten, uns in den Stand setzen wird, die stärksten wirtschaftlichen Ringe zu zerbrechen, welche unsere Feinde um unser Land legen wollen, uns zur dauernden wirtschaftlichen Befreiung und Unabhängigkeit vom Ausland verhelfen und endlich auch zum militärischen Sieg über unsere Feinde beitragen kann. Diese Einsicht muß in den Köpfen aller auf Deutschlands zukünftiges Wohl Bedacht nehmenden Männer Eingang finden, und zu ihrer Verbreitung beizutragen, ist der Zweck dieser Ausführungen.

Nachschrift. Nach Abfassung dieses Aufsatzes wird bekannt, daß mit Unterstützung der Bayerischen Staatsregierung bei Mühldorf am Inn eine gewaltige, etwa ein Drittel von Deutschlands Aluminiumbedarf deckende Fabrik der „Bayerischen Aluminiumwerke G. m. b. H." errichtet werden wird, die sich auf die erstmalige großzügige Erschließung eines kleinen Teiles der Wasserkräfte des Inn im Betrage von rund 55000 PS. aufbauen soll. Dadurch wird in einem sehr wichtigen Produktionzweig Deutschland, das besonders aus Frankreich Aluminium bezog, wieder vom Ausland unabhängiger.

Rußland und Rumänien

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Rußland betrachtet die Balkanstaaten als seine natürlichen Verbündeten, einmal im Sinne des Panslawismus vom Standpunkte der Stammesgemeinschaft und, soweit das wie bei Griechen und Rumänen nicht ausreicht, vom Standpunkte der Religionsgemeinschaft. Daher schulden die Balkanstaaten Rußland blindlings Heeresfolge und, soweit sie diese verweigern oder sich gar auf die feindliche Seite schlagen, begehen sie Verrat an der slawischen Sache und an der Orthodoxie. Dabei ist Rußland aber keineswegs geneigt, den Balkanstaaten Gleichberechtigung zuzugestehen. Es betrachtet sie nur als seine Vasallen.

Die beiden Donaufürstentümer Moldau und Walachei unter türkischer Oberhoheit waren seit dem Vordringen Rußlands an das Schwarze Meer unter Kaiserin Katharina der Zweiten mehr und mehr unter russischen Einfluß geraten, der im Frieden von Kutschuk-Kainardje von 1774 geradezu als eine Art Schutzgewalt Rußlands über die Fürstentümer gegenüber der Pforte anerkannt wurde. Diese Beschützerrolle hinderte Rußland freilich nicht, der Moldau 1812 Bessarabien mit der Donaumündung wegzunehmen. Der Friede von Adrianopel von 1829 regelte die Stellung der Fürstentümer zur Pforte von neuem. Da Rußland die Rechte der Fürstentümer gewährleistet hatte, wurde es neben der Türkei gewissermaßen die zweite Schutzmacht.

Erst der Pariser Frieden von 1856 machte dieser Stellung Rußlands ein Ende. Die Fürstentümer blieben türkische Vasallenstaaten, und die Moldau erhielt sogar einen Streifen von Bessarabien zurück, um Rußland von der Donau abzudrängen. Bald darauf vereinigten sich die beiden Fürstentümer unter dem Obersten Cusa zum Fürstentum Rumänien und wählten 1866 den Prinzen Karl von Hohenzollern zu ihrem Fürsten.

Der russisch-türkische Krieg mußte 1877 mit dem Einmarsche der Russen in Rumänien beginnen, das ja völkerrechtlich als türkischer Vasallenstaat noch zum türkischen Reiche gehörte, zumal das unmittelbare türkische Staatsgebiet in Europa keine Landgrenze mit Rußland hatte. Die Rumänen ließen diesen Einmarsch geschehen und erklärten ihre Unabhängigkeit, konnten jedoch ihre Zulassung als Bundesgenossen von Rußland nicht erreichen. Erst in der großen Not nach den Niederlagen von Plewna drahtete der russische Oberbefehlshaber, Großfürst Nikolaus, an den Fürsten Karl: „Die christliche Sache

ist in Gefahr!" Nunmehr folgte das rumänische Heer über die Donau, und unter Führung des Fürsten Karl wurde Plewna genommen. Die Belohnung blieb nicht aus. Rußland ließ sich beim Friedensschlusse unter Gewaltsandrohungen gegen Rumänien den 1856 abgetretenen Teil von Bessarabien zurückgeben, wofür Rumänien die damals ziemlich wertlose Dobrudscha bis zu einer Linie nördlich von Silistria erhielt. Wenigstens wurde Rumänien auf dem Berliner Kongresse von 1878 für unabhängig erklärt, und Fürst Karl nahm 1881 die Königswürde an.

Daß sich Rumänien nach den gemachten Erfahrungen auf das entschiedenste von Rußland abwandte, ist selbstverständlich. Es trat gleich Italien in ein Bundesverhältnis zu Deutschland und Österreich. Diesen Mächten verdankte es denn auch größtenteils seine wirtschaftliche Blüte. Namentlich war ein großer Teil der rumänischen Anleihen in Deutschland untergebracht. Rumänien zog Jahrzehnte lang die Vorteile aus dem Bündnisse, um in der Stunde der Gefahr zu versagen.

Der Wandel der rumänischen Politik beginnt schon einige Jahre vor dem Kriege. So ließ sich Rumänien in dem zweiten Balkankriege zu dem heimtückischen Überfalle auf das von allen Seiten angegriffene Bulgarien bestimmen, womit es durch einen militärischen Spaziergang die südliche Dobrudscha erlangte. Der Vorwand war die Erhaltung des Gleichgewichtes auf dem Balkan, und Rumänien glaubte nach den Worten seines Königs dort die bestimmende Macht geworden zu sein. Doch auch hier galt das Wort: „Du glaubst zu schieben, und Du wirst geschoben". Rumänien besorgte Rußlands Geschäfte gegen Bulgarien, das durch seine Machterweiterung anfing, für Rußland selbst lästig zu werden, und begründete damit eine Todfeindschaft zwischen Rumänien und Bulgarien, die auch nur im russischen Interesse lag.

Doch das Band sollte noch enger werden. Der damalige Thronfolger und jetzige König Ferdinand von Rumänien warb für seinen ältesten Sohn Karl um eine russische Kaisertochter und reiste zu diesem Zweck mit ihm nach St. Petersburg. Aber die Kaisertöchter sahen sich den Jüngling an und gaben ihm einen Korb. Andererseits ließ sich Kaiser Nikolaus herab, kurz vor dem Kriege einmal einen Balkanfürsten zu besuchen, allerdings nicht in seiner Hauptstadt, sondern in Konstanza. Dort wurde mit schönen Reden die russisch-rumänische Waffenbrüderschaft gefeiert, während doch Rumänien — was auch für Rußland kein Geheimnis war — mit Deutschland und Österreich im Bundesverhältnisse stand.

Im Hintergrunde schwebte dabei den Rumänen wie den Italienern der Gedanke vor, daß sie keineswegs gegen Deutschland zu kämpfen haben würden. Vielmehr dachten sie an eine Lösung des deutsch-österreichischen Bündnisses und an eine Aufteilung Österreichs im gemeinsamen Einverständnis von Deutschland und Rußland. Gegen Deutschland, dem gegenüber kein feindlicher Interessengegensatz bestand, wollten sie überhaupt nicht Krieg führen. Daher hat

Italien die Kriegserklärung über ein Jahr nach der an Österreich unterlassen, und Rumänien hat sie deutscherseits überreicht erhalten. Es kam eben alles anders.

Der Beginn des Weltkrieges zeigte die Festigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses. Nunmehr wollte König Karl, dem Bundesvertrage getreu, auf der deutsch-österreichischen Seite kämpfen. Doch er konnte damit nicht durchdringen, es war schon zu spät, Rumänien hatte sich mit voller Billigung des Königs Karl, dem der Raubzug gegen Bulgarien zur Last fällt, bereits zu tief mit Rußland eingelassen. So blieb nur der Bundesbruch und vorläufig die Neutralität. Vielleicht war es gut so, nicht für Rumänien, aber für uns. Denn dadurch wurde erst das Bündnis mit Bulgarien möglich.

Die verschiedensten Gründe trieben die Neigungen der Rumänen auf die andere Seite. Die gebildeten Klassen fühlten sich als Romanen zu Frankreich und Italien, die Bauern als Orthodoxe zu Rußland hingezogen. Der Vierverband konnte schon deshalb die größeren Versprechungen leisten, weil im österreichischen Kaiserstaate mehr Rumänen wohnen als in Rußland. Die englisch-russischen Bestechungsgelder kamen hinzu. Die Königin, Tochter eines englischen Prinzen und einer russischen Großfürstin, beherrschte den charakterschwachen, geistig unbedeutenden König. Dazu trat endlich der stetig zunehmende militärische Druck Rußlands in Bessarabien.

Mit seiner Neutralität meinte Rumänien keineswegs dauernd am Kriege unbeteiligt zu bleiben. Es wollte nur abwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigte und dann das Zünglein in der Wagschale werden — ein an sich verflucht gescheuter Gedanke, wenn er nur gescheut ausgeführt worden wäre, im übrigen nicht neu, sondern alte gemeine Räubermoral. Zuerst wartete Rumänien nämlich viel zu lange, und dann schlug es doch noch viel zu früh los. Vor der Durchbruchsschlacht von Tarnow-Gorlice, als die Russen vor Krakau standen und schon die Karpathen überschritten hatten, hätte eine Beteiligung Rumäniens ebenso wie Italiens am Kriege in der Tat für Österreich und damit auch für Deutschland höchst gefährlich werden können. In diesem Abschnitte des Krieges zögerten aber sowohl Italien wie Rumänien. Es muß späterer Untersuchung vorbehalten bleiben, inwiefern darin ein Erfolg der vielgeschmähten deutschen Diplomatie zu sehen ist. Jedenfalls hatte das erfolgreich vordringende Rußland damals noch nicht das Interesse, Rumänien solche Versprechungen zu machen, um es unbedingt auf seine Seite zu bringen. Als aber Rumänien sich endlich zum Kriege entschloß, war es noch viel zu früh, um durch einen bloßen Siegesspaziergang nach Art des zweiten Balkankrieges riesige Beutestücke heim zu bringen.

Da spielte nun nach Brussilows Erfolgen gegen die Österreicher in Wolhynien die von Rußland genährte Sorge Bratianus eine Rolle, wenn Rumänien sich nun nicht am Kriege beteilige, werde es überhaupt nichts mehr von der Beute abkriegen. Denn dann werde Rußland auf die rumänische Bundesgenossen-

schaft überhaupt keinen Wert mehr legen. Tatsächlich brauchte man Rumänien dringend zu einem letzten Versuche, Bulgarien zusammenzudrücken und den Balkan zu unterwerfen.

Dieser Versuch kann jetzt schon als gescheitert betrachtet werden. Das rumänische Heer hat vollständig versagt. Man kann damit weder Bulgarien besiegen noch die Straße Berlin-Konstantinopel unterbrechen. Damit ist aber das Interesse des Vierverbandes an Rumänien in der Hauptsache erschöpft. Es hat nur noch Wert, indem es Truppen auf sich zieht und selbst für Rußland Hilfstruppen liefert. Im übrigen kann man es seinem Schicksale überlassen. Daß es nur noch dazu da ist, für Rußland Soldaten zu liefern, findet seinen äußeren Ausdruck im russischen Oberbefehle über die rumänischen Truppen.

Das eigene Interesse Rumäniens fordert, wie der rumänische Staatsmann Carp offen ausgesprochen hat, daß es nebst seinem russischen Verbündeten besiegt wird. Denn von der Niederlage kann es sich vielleicht allmählich wieder erholen, ein Sieg würde es dauernd zum russischen Vasallenstaate machen. Wahrscheinlich wird Rumänien nach dem Kriege vom russischen Bündnisse dauernd geheilt sein, ist es vielleicht schon jetzt.

Eine ganz andere Frage ist es, ob damit die Freundschaft zu Österreich und Bulgarien wieder hergestellt wird. Nach dieser Richtung wird vielleicht lange die Todfeindschaft fortdauern. Die Fehler der ungarischen Nationalitätenpolitik haben schon bisher viel Unheil angerichtet und werden sich nach der militärischen Niederlage Serbiens und Rumäniens noch verstärken. Der von Deutschland abgelehnte Versuch Österreichs, nach dem zweiten Balkankriege den Bukarester Frieden einer Nachprüfung durch die Großmächte zu unterwerfen, zeigte auch schon einen Gegensatz Rumäniens zu Österreich, während ein solcher zu Deutschland nicht bestand. So wird Rumänien nach der russischen Enttäuschung voraussichtlich den Weg zu Deutschland sehr schnell zurückfinden und in ihm seinen natürlichen Beschützer sehen. Das bewahrt aber gleichzeitig auch Österreich und Bulgarien vor rumänischen Rachegelüsten.

Von Not und Teuerung vor hundert Jahren und ihrer Abwehr

Von Dr. H. Knüfermann

Mißernten und Teuerung hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben, seitdem sagenhafte und geschichtliche Überlieferungen berichten. Bei den mangelhaften Wege- und Transportverhältnissen und der dadurch bewirkten Unmöglichkeit einer schnellen Zufuhr und Verteilung von Lebensmitteln mußte allerdings in früheren Jahrhunderten die Not in den von Mißernten betroffenen Landstrichen oft die schlimmsten Formen annehmen. Wir aber, die wir vor dem Kriege und vor der Abschließung Deutschlands durch Englands Blockadepolitik eine gleichmäßige und stetige Nahrungsmittelzufuhr durch Hunderte von Schiffen und Eisenbahnzügen aus allen Ländern der Erde erhielten, wußten gar nicht mehr, was Teuerung eigentlich bedeutete. Und doch liegen die Zeiten so sehr weit noch nicht zurück, als Deutschland und ein großer Teil Mitteleuropas von der letzten großen Not und Teuerung heimgesucht wurden. Gerade jetzt jährt sich diese Zeit zum hundertsten Male.*)

Noch war Europa nach dem endgültigen Sturze des korsischen Eroberers nicht ganz zur Ruhe gekommen, noch standen die Besatzungstruppen der Verbündeten in Nordfrankreich, noch hatte man erst kaum begonnen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben, da trat im Jahre 1816 eine furchtbare Mißernte in Mitteleuropa ein. Bei dem Mangel an Arbeitskräften in den am Kriege beteiligten oder vom Kriege betroffenen Ländern war vielfach die Feldbestellung nur sehr notdürftig vorgenommen worden. Nun brachte der Sommer 1816 unendlichen Regen und kalte Witterung, wie man sich ihrer seit 1794/95 nicht mehr erinnerte. Noch im September stand in manchen Gegenden der Roggen unreif auf den Feldern. Unendlich viel verdarb in der Nässe. So waren die Ernteergebnisse äußerst dürftig. Zwar waren die Erträge in Rußland, den Ostseegebieten und Polen nicht schlecht, zum Teil sogar gut. Aber umso schlimmer stand es in Nordwest- und Süddeutschland, Oberitalien, Frankreich, den Niederlanden und in England. In Deutschland

*) Für die nachfolgenden Mitteilungen sind als Quellen besonders benutzt „Die Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten", sowie die „Priviligierten wöchentlichen und gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg" und der „Westfälische Anzeiger", Jahrgänge 1816/17. Vergl. ferner: Berger, der alte Harkort, Leipzig 1895, S. 145 ff. Andere Zeitungen werden weiteres Material bieten.

insbesondere waren Westfalen mit dem Sauerland, die Bezirke am Niederrhein, Hessen, Württemberg und die an und für sich schon armen Gegenden Sachsens, das Vogtland und das Erzgebirge, am schlimmsten betroffen. Nicht genug mit dem Unglück der Mißernte, folgte auf den ebenfalls verregneten Herbst schon im November ein früher und kalter Winter, sodaß in England und Westdeutschland noch ein Teil der Kartoffel- und Haferernte erfror. Mit dem Fortschreiten der Zeit wuchs das Elend, und die unvermeidlichen Begleiterscheinungen stellten sich ein. Die Lebensmittelpreise stiegen, und der Wucher verschlimmerte allenthalben die Not in den von den jahrelangen Kriegslasten wirtschaftlich darniederliegenden Ländern. Aus Rußland, Dänemark, Holland, Frankreich, Italien, Österreich und aus fast allen Gegenden Deutschlands liegen Berichte über die damalige Getreideteuerung vor. So waren in Odessa schon im November 1816 die Kornpreise um über hundert Prozent gestiegen. In Warschau kostete Ende November der Scheffel Roggen $7^1/_2$ Gulden, Weizen $10^1/_2$ Gulden, in Toulouse das Hektoliter 32 Francs, in Hamburg Ende Dezember der Zentner Roggen ungefähr sechs Taler, Weizen sieben Taler. In Holland war der Preis der Kartoffeln um das Dreifache gestiegen. Mit dem allmählichen Schwinden der Vorräte erreichte die Not im Frühjahr und Sommer 1817 ihren Höhepunkt.

Unendlich viel ist in diesen Zeiten geleistet worden, um dem Unglück zu steuern. Einzelne, vereinte und staatliche Hilfe wetteiferten miteinander. So wurden auf private Anregungen hin in den weniger unter der Not leidenden Gegenden aus freiwilligen Sammlungen beträchtliche Summen aufgebracht, um den Armen in den am ärgsten betroffenen Ländern zu helfen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Hamburger Bürger sandten wiederholt größere Beträge nach der Schweiz und dem sächsischen Vogtlande und Erzgebirge.

Wo der Wille zur Hilfe über die Kraft des einzelnen hinausging, schloß man sich zusammen, um gemeinsam die Not zu bekämpfen. Aus den sächsischen Bergwerksgegenden wird berichtet, wie die Belegschaften einzelner Zechen in Überstunden arbeiteten, um von dem verdienten Gelde andere bedürftige Kameraden zu unterstützen.

Den größten Segen aber stifteten die sogenannten „Vereine gegen Kornteuerung", die sich zum Teil schon vor dem Aufruf im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" zur Gründung von „Vereinigungen gegen Kornteuerung in Stadt und Land" in zahlreichen Orten gebildet hatten, und in denen wohlhabende Bürger Summen von 100000 bis 200000 Taler zusammenbrachten. Dafür wurden Vorräte an Korn, Mehl und sonstigen Lebensmitteln angekauft und den Bedürftigen allmählich zum Einkaufspreise abgelassen. Oder aber die Vereine ließen Brot backen und verteilten dies zum billigsten Preise oder gar umsonst an die Notleidenden. Auch Volksküchen, sogenannte „Suppenanstalten" wurden eingerichtet. Die bedeutendsten dieser Vereine entstanden in Elberfeld, Frankfurt a. M., Berlin, Hannover, Hamburg und Wien. Vielleicht noch

wichtiger als die direkte Unterstützung, die von diesen Vereinigungen ausging, ist ihr Einfluß auf die allgemeine Festsetzung der Getreidepreise gewesen. Denn es ist klar, daß durch sie den schlimmsten Preistreibereien und dem furchtbarsten Wucher Einhalt getan wurde. Einer der ersten und erfolgreichsten war der Elberfelder Verein. Er wurde bereits im Sommer 1816 gegründet. Anfang Dezember hat er anscheinend die ersten „Brotmarken" eingeführt. Sie wurden geprägt, um dem Mißbrauch zu steuern, daß das auf Kosten des Vereins gebackene billige Brot aus Elberfeld ausgeführt und so den Bedürftigen der Stadt entzogen würde. Jeder Arme erhielt soviel Brotmarken, als ihm nach dem Satz von $^3/_4$ Pfund für den Kopf und Tag zukamen. Diese Marken kosteten das Stück 5 Stüver. Man gab sie den Bäckern zu diesem Werte in Zahlung. Dieser wieder konnte mit ihnen den von der Vereinsdeputation gelieferten Roggen kaufen.

Unendlich wichtiger noch als die Tätigkeit dieser Vereine waren die Maßregeln, die die einzelnen Staaten und Regierungen zur Bekämpfung der Not ergriffen. Ganz allgemein war die Verfügung von Ausfuhrverboten und die Befreiung der Getreideeinfuhr von Abgaben und Zöllen. So erfolgten Ausfuhrverbote in den Niederlanden, Luxemburg, Frankreich, Marokko und zahlreichen deutschen Staaten. Frankreich ging sogar noch einen Schritt weiter. Es setzte schon im November 1816 Prämien fest für die Einfuhr von Getreide: 5 Francs für den Zentner Weizen, $3^1/_2$ Francs für Roggen und $2^1/_2$ Francs für Gerste. Es erfolgte darauf eine ziemlich beträchtliche Einfuhr von Odessa und, nach der Aufhebung des Ausfuhrverbotes von Marokko, auch von dort über Marseille nach Frankreich. Ein Teil davon (40000 Tonnen) durfte mit besonderer Genehmigung der französischen Regierung nach der notleidenden Schweiz durchgeführt werden. Von vielen Regierungen wurde das Bierbrauen ganz oder teilweise untersagt, ebenso das Brennen von Korn- und Kartoffelschnaps. In der Schweiz ging man in einzelnen Kantonen soweit, das Backen von Kuchen und das Abhalten von Lustbarkeiten einschließlich des Theaters zu verbieten, um unnützes Geldausgeben zu verhinden.

In Deutschland fehlte es bei der durch den Wiener Kongreß neu geschaffenen Zersplitterung im Deutschen Bunde an der notwendigen Einheitlichkeit der zu ergreifenden Maßregeln. Zwar ist von Preußen versucht worden, auf dem Bundestag ein Übereinkommen mit den andern deutschen Staaten zu schließen, um alle Hindernisse zu beseitigen, die dem freien Verkehr mit Getreide und sonstigen Lebensmitteln im Wege standen.*) Ob ein solch allgemeines Abkommen wirklich erzielt worden ist, läßt sich aus den vorliegenden Quellen nicht ermitteln. Anscheinend ist nur jedesmal von Fall zu Fall zwischen den in Betracht kommenden Bundesstaaten ein Übereinkommen erreicht worden. Immerhin haben die einzelnen Regierungen alles versucht, die herr-

*) Correspondent vom 4. Dez. 1816.

schende Not zu lindern. Der König von Württemberg ließ als erster das Wild in seinen Forsten abschießen und die Tiergärten schließen, um die dafür aufgestapelten Vorräte dem Volke zugute kommen zu lassen. Das Fleisch der getöteten Tiere wurde zu billigsten Preisen verkauft. Der Pferdebestand der Kavallerie wurde beträchtlich vermindert. Wichtiger aber noch als solche, auch in einigen anderen Bundesstaaten erlassenen Anordnungen, war der Ankauf größerer Mengen Getreide durch die einzelnen Regierungen in den russischen Ostseeprovinzen und in Polen. So sicherten sich Württemberg, Bayern, Hessen und vor allen Sachsen und Preußen große Vorräte, die allerdings meist erst im Frühjahr 1817, nachdem die russischen und preußischen Flüsse eisfrei geworden waren, zur Ablieferung kommen konnten, um den besonders notleidenden Gegenden zugeführt zu werden. Allein in Preußen wurden weit über zwei Millionen Taler dafür ausgesetzt und ein besonderer Kommissar mit der Angelegenheit betraut.*) Der größte Teil des von Preußen aufgekauften Getreides ging über Holland, den Rhein und den Münsterschen Max-Clemenskanal, ferner über Ems und Weser nach dem Niederrhein und Westfalen. Aus dem Rheinland ist noch eine Einrichtung bemerkenswert. Für Köln wurde, um den Vorankauf von Lebensmitteln und den damit verbundenen Wucher zu verhindern, ausdrücklich bestimmt, daß alles zum Verkauf bestimmte Getreide auf dem Fruchtmarkt zum öffentlichen Verkauf gebracht werden müsse. Die Zufuhr des auf den Flüssen angelieferten Getreides in die weiter abgelegenen Bezirke erfolgte teils durch freiwillige Fuhren, oder, wie in Sachsen, auf Kosten der Landeskassen. Die weitere Verteilung wurde durch Beratung mit den Kreisbehörden geregelt und durch Kommissionen vorgenommen, die aus Mitgliedern der Kreisbehörde, den Ortspfarrern und Abgeordneten der „Kornvereine", oder sonst angesehenen Männern bestanden. Neben dieser direkten Versorgung mit Lebensmitteln wurde aber auch nicht vergessen, den Arbeitslosen Arbeit und Beschäftigung zu verschaffen.

So ist man, so gut es bei den damaligen Verhältnissen ging, über die schwierige Zeit hinweggekommen, und der furchtbarsten Not konnte nach Möglichkeit Einhalt getan werden. Daß hier und dort Mißstände nicht ganz beseitigt werden konnten, ist aus den überaus schlechten Transport- und Wegeverhältnissen zu erklären. Jedenfalls haben freiwillige Hilfe von einzelnen und den „Kornvereinen" und die Regierungen getan, was in ihren Kräften stand, um der Not Herr zu werden.

Daß in dieser Zeit die Auswanderung besonders stark einsetzte, ist nicht zu verwundern. Von Mainz wird Anfang Mai 1817 berichtet, daß seit Januar desselben Jahres bereits über 10000 Auswanderer aus Süddeutschland die Stadt passiert hätten. Eine ähnlich starke Auswanderung scheint über Hamburg erfolgt zu sein.

*) Kgl. Kabinettsordre gegen den Wucher vom 30. Nov. 1816.

Bis auf einige wenige Vorkommnisse in Süddeutschland, wo man in erregter Weise gegen eine Kornausfuhr nach der Schweiz protestierte, ist es anscheinend nirgends in Deutschland zu Unruhen gekommen. Die Ruhe und Besonnenheit des Deutschen fand sich nach Möglichkeit mit den schwierigen Verhältnissen ab. In England und Frankreich besonders kam es wiederholt zu schweren Tumulten. Von London berichteten die Zeitungen schon im November 1816, daß der Pöbel die Bäckerläden gestürmt habe. Noch schlimmere Vorkommnisse spielten sich in Frankreich, in Toulouse und Rouen ab, wo die Volksmassen wiederholt die Getreidespeicher zerstörten, sodaß die Regierung Kavallerie einschreiten lassen mußte.

Die in jeder Beziehung günstige Ernte des Jahres 1817 machte aller Teuerung ein Ende. Die Getreidepreise sanken, erst langsam, dann schneller, bis sie 1823 den für lange Zeit niedrigsten Preis erreichten und alles Elend und alle ausgestandene Not vergessen ließen.

Kultur und Sprache

Von Professor Dr. Alfred Götze

prachwissenschaft ist Kulturwissenschaft. Sprachlich wird bezeichnet nur was sachlich vorhanden ist, für den gesamten Kulturbesitz eines Volkes ist ausreichende Deckung in seiner Sprache unerläßlich. Beide Kräfte, Kultur und Sprache, stehen nicht still, sondern leben in beständigem Fortwachsen. Da Gründe und Wesen ihres Wachstums verschiedenartig sind, geraten sie immer aufs neue in Spannung gegeneinander. Jeden Tag entstehen neue Kulturgüter, für die zunächst sprachlich keine Deckung vorhanden ist. Wie vollzieht sich hier der notwendige Ausgleich?

Ein Beispiel aus der einfachsten sinnlichen Umwelt des Deutschen mag den Vorgang erläutern. Das germanische Haus hat keinen Schornstein, die alte deutsche Sprache konnte demgemäß keinen Namen dafür haben. Wie sich später mit der Sache die Notwendigkeit einer Benennung ergab, half man sich auf dreierlei Weisen. Von den Römern lernten die Deutschen den Kamin kennen, das lateinische Wort caminus wurde in althochdeutscher Zeit entlehnt und ist zur Herrschaft gelangt in dem Bereich, den lateinische Lehnwörter dieser Zeit zu durchdringen pflegten: in allen oberdeutschen Mundarten bis Tirol und Schlesien im Osten, bis Luxemburg und zur Main—Eger-Linie im Norden. Durch Bedeutungswandel wurde aus dem Schürstein (altnordisch skorsteinn) des germanischen Rauchhauses, auf dem das Feuer entzündet und geschürt wurde, der Schornstein, durch den der Rauch abziehen konnte. Dieses Wort gilt in

wechselnden Formen in ganz Niederdeutschland, im mitteldeutschen Westen bis an den Rhein überall, vom Rhein ostwärts im nördlichen Baden, in Hessen, Thüringen, Anhalt und Nordschlesien. Das übrige Schlesien teilt mit Österreich den Namen Rauchfang, der gleichfalls aus seiner Verwendung im alten Rauchhaus durch Bedeutungswandel in seine geltende Bedeutung übergeführt ist. Auf dem gleichen Weg ist drittens Esse aus dem „Feuerherd des Metallarbeiters" zum Schornstein auch des Wohnhauses geworden und dafür jetzt der gangbare Ausdruck im Königreich Sachsen und seiner Nachbarschaft. Durch Metapher endlich wurde mittelhochdeutsch slâte „Rohr, Schilf" zum einzeln ragenden Schornstein, es gilt in der Form Schlot vor allem im Ostfränkischen und hat sich von da aus verbreitet.

Drei Wege tun sich hier auf, die Spannung zwischen Kultur und Sprache zu entfernen: Entlehnung, Bedeutungswandel und Metapher. Von diesen Dreien ist die Metapher eine mehr gelegentliche Auskunft, nur da anwendbar, wo in glücklicher Stunde der Phantasie eine Kombination gelingt, die so schlagkräftig ist, daß sie Tausenden von Sprachgenossen einleuchtet und darum Dauer gewinnt. So ist es schwer, das Wirken der Metapher in feste Gesetze zu fassen. Dagegen Entlehnung und Bedeutungswandel sind stetig wirkende Kräfte, von höchster Bedeutung in dem Verhältnis zwischen Kulturfortschritt und Entwicklung des Wortschatzes.

Entlehnung der Wörter vollzieht sich Hand in Hand mit der Entlehnung der Sachen. Unsere Wörter Spiegel und Münze sind entlehnt aus lat. speculum und moneta. Bodenfunde in Westdeutschland zeigen, daß römische Spiegel und Münzen der Kaiserzeit ins alte Deutschland eingeführt worden sind, Cäsar und Tacitus erzählen, daß römische Kaufleute die Germanen besucht haben, und wie ein Denkmal steht in unserer Sprache das Wort kaufen, zu lat. caupo „Schankwirt, Händler" gebildet, ein Beweis dafür, daß die alten Deutschen die Formen des geordneten Handelsverkehrs den Römern abgelernt haben. Sprachliche und kulturgeschichtliche Kenntnis ergänzen sich hier zum geschlossenen Bilde. Wo wir keinen solchen glücklichen Reichtum an Nachrichten besitzen, dürfen wir nach Erfahrungen wie den hier gewonnenen die Lücken unseres kulturgeschichtlichen Wissens aus dem sprachlichen ergänzen. Ein moderner Sprachforscher*) hat mit Recht gesagt: „Hätten wir keine anderen Nachrichten, würden wir trotzdem aus den Lehnwörtern die verschiedenen Kulturbeziehungen der Völker Europas in den Hauptzügen nachweisen können." Wir wüßten aus Lehnwörtern wie Mauer, Pforte, Ziegel, Söller, Speicher, Keller, daß der deutsche Hausbau in früher Vorzeit einen starken Anstoß von der römischen Kulturwelt her erfahren hat. Wir wüßten aus Worten wie Anker und Kette, daß zu gleicher Zeit die gleiche Anregung der deutschen Schmiedekunst und durch sie der Schiffahrt, aus Speise und Kochen, Spinat und Essig, daß sie der deutschen

*) Kr. Sandfeld-Jensen: „Die Sprachwissenschaft", B. G. Teubner, Leipzig 1915, S. 65. Dem empfehlenswerten Büchlein dankt diese Skizze mancherlei Anregung.

Küche zuteil geworden ist, und wir erführen aus Brief, Siegel und Schreiben, daß zu gleicher Zeit die Deutschen von den Römern die Schreibkunst übernommen haben.

In alter Zeit ist es die tiefgehende Kraft einheitlicher Kulturanstöße, in neuer Zeit die Buntheit der weltumspannenden Einflüsse, die uns überrascht. Da steht der arabische Kaffee neben dem annamitischen Tee, der indische Zucker neben dem malaischen Sago und dem amerikanischen Tabak, wenn wir uns zunächst rein auf die äußerliche technische Kultur und ihren gangbarsten Wortvorrat beschränken. Aber all das gilt eben auch von der Herübernahme geselliger, sittlicher und geistiger Kultur. Wenn im Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts eine Welle spanischer Lehnwörter auftritt, Galan, Dame, Baselman „Handkuß" aus span. galan, dama, beso las manos „ich küsse die Hände", ohne sichtbare Spuren der sonst üblichen französischen Vermittlung, auch nicht zuerst an der Westgrenze des deutschen Sprachgebiets, sondern viel früher weit im Osten, in Österreich, wenn zudem alle diese Wörter in die Welt höfischer Geselligkeit weisen, so lenkt sich der Blick auf den Wiener Hof der spanisch-österreichischen Habsburger, der in der Tat hier die vermittelnde Rolle gespielt hat. Zugleich wird sichtbar, welche Bedeutung und Macht das Hofleben jener Zeit gehabt, wie stark es auf die Entwicklung der Sprache eingewirkt hat. So spiegeln die Lehnwörter die verschiedenen Kulturströmungen wieder und zeigen in ihrer Gesamtheit, was ein Volk vom anderen gelernt hat.

Aber man darf, wenn man diese Einflüsse abmessen will, nicht bei den Wörtern stehen bleiben, die fremdes Lautgewand tragen. Wolkenkratzer ist äußerlich rein aus deutschen Sprachmitteln gebildet, und doch würden wir das deutsche Wort nicht gebrauchen, wäre nicht mit Kenntnis und Nachahmung der himmelhohen Häuser aus Nordamerika das englische Wort sky scraper über den Ozean gelangt. In der Form der Lehnübersetzung ist das Wort zu Franzosen, Dänen, Russen und in alle europäischen Sprachen gedrungen. Auch auf diesem Gebiet wieder nimmt geistige Kultur an der Entwicklung bedeutsamen Anteil. Zu einer Zeit, da die Germanen aus Eigenem noch nicht zu den sittlichen Begriffen Gewissen und Mitleid gelangt sein konnten, sind die Worte, die beide so trefflich bezeichnen, den lateinischen Kirchenwörtern conscientia und compassio nachgebildet und als Gaben der christlichen Mission zu allen Germanen und Slawen getragen worden, genau wie vorher die lateinischen Wörter ihren griechischen Vorbildern συνείδησις und συμπάθεια Silbe um Silbe nachgebildet worden waren.

Ja, noch schärfer muß man zusehen. Nicht immer ist es nötig, daß die Lehnübersetzung neue Wörter schafft — auch neue Bedeutungen können einheimische Wörter unter ihrem Einfluß entfalten. Unser Wort Stimme hat neben seiner alten gemeingermanischen Bedeutung „vox" die jüngere „votum" entwickelt als Lehnübersetzung aus französisch voix: Parlamentarismus und Volkssouveränität sind in Westeuropa älter als bei uns. Anderseits ist es deutsche Entwicklung,

wenn durch und seit Luther das Wort Beruf seinen heutigen vertieften Begriffsinhalt bekommen hat. Die protestantische Welt des Nordens hat in dänisch kald, schwedisch kalle (zu kalla „rufen") eine grundlegende Bereicherung ihrer sittlichen Kultur in heimische Formen gekleidet, die sie doch dem Ausdruck wie der Sache nach der deutschen Anregung verdankt.

So führt schon der Weg der Entlehnung in feine und schwer greifbare Beziehungen hinein. Fast noch reicher und feiner entwickelt ist die Welt des Bedeutungwandels. Hier ist alles in raschem Fluß. Wir meinen zu wissen, was Stuhl und Bank sind und am greifbaren einfachen Gegenstand die klar gegebene Grundlage sprachlicher Vorstellungen zu besitzen. Aber was haben Stuhl und Bank des zwanzigsten Jahrhunderts noch gemein mit denen der vorkarolingischen Zeit? Im Grund ist's hier wie bei jedem lebenden Organismus, der sich in jedem Augenblick Zelle für Zelle verändert und nur durch die Langsamkeit, mit der dieser Austausch das Ganze umwandelt, den Schein des Beharrens vortäuscht. Weil die Kultur Neues schafft, Altes abstößt, sind die Wortbedeutungen ständigem Wandel unterworfen. Die Sitte, aus der Hirnschale erschlagener Feinde zu trinken, ist uns abhanden gekommen, darum ist dem Worte Kopf seine alte Bedeutung „Trinkschale, Becher" verloren gegangen und nur die jüngere „Schädel" erhalten geblieben. Wir winden die Wände unserer Häuser nicht mehr aus Stroh und Flechtwerk, das Wort Wand, aus jener alten Technik allein übrig geblieben, ist in seiner heutigen Bedeutung dem Lehnwort Mauer synonym geworden.

Oft deckt nur ein leiser Mangel an Parallelismus in der Sprache einen Fortschritt in der Kultur auf. Beim Schuh steckt zwischen Leder und Haut noch der Strumpf, das Leder des Handschuhs liegt der Haut unmittelbar auf. Der Parallelismus war vollkommen in der noch nicht für alle Deutschen vergangenen Zeit, in der auch die Schuhe am bloßen Fuß getragen wurden. Hemd schlechthin bezeichnet uns das Taghemd, das Nachthemd kann des bestimmenden Zusatzes nie entbehren. Die sprachliche Ungerechtigkeit weist zurück auf die Sitte der alten Zeit, in der selbst Könige ohne Nachtgewand im Bett lagen.

Man steigt zu Pferde, aber auf das Fahrrad, sitzt hoch zu Roß, aber in der Eisenbahn, fährt zu Wagen, aber mit der Kutsche oder dem Automobil, liegt zu Bett, aber auf dem Sofa, geht zu Biere, aber läßt sich zu einer Bowle einladen: nur die seit Jahrhunderten festgefügten Wendungen können des Artikels entbehren, die mit Artikel folgen der jüngeren Sprachregel, wie sie kulturell jüngeres Wortgut miteinander verknüpfen.

Ein Wandel unserer Kulturgewohnheiten kann eine Unsicherheit in unsern Sprachgebrauch tragen. Das alte Heilmittel des Aderlasses ist uns fremd geworden, wir verstehen nicht mehr den ursprünglichen Sinn der Redensart „jemandem an der Ader Blut lassen" und darum wissen wir nicht recht, heißt es: „er läßt mir zur Ader" oder „mich zur Ader"? Ein Schulaltertum aus

vergangenen Tagen birgt die Wendung durch die Bank. Unsere Schüler sitzen, wenigstens in der Stadt, nicht mehr auf langen gemeinsamen Bänken — in einem Satz wie „sie wußten durch die Bank nichts" wirkt die Vorstellung noch nach, daß man die Gesamtheit trifft, wenn man die Insassen der einen Bank aufruft. Wir schreiben nicht mehr mit dem Gänsekiel, aber mit der Funktion hat die Stahlfeder auch den sachlich überlebten Namen geerbt. Englisch write, das von Haus aus „reißen" bedeutet, ist gar von der Technik des Runenritzens über die des Schreibens mit Tinte und Stift auf die moderne Schreibmaschinentechnik übergegangen: hier zeigt sich ein zähes Sprachleben allem Wandel der Kultur gewachsen.

Kenntnis der Sprache ist Kenntnis der redenden Menschen, ihrer Kultur und Denkweise. Seit undenklichen Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, birgt die Sprache zahllose Zeugnisse vom Leben und Treiben der Vorfahren und vermag oft Aufschluß zu geben, wo jede andere Quelle kulturgeschichtlicher Kenntnis versagt.

Unterhaltende Kriegsliteratur

Kriegsgeschichte

W. von Bremen, Oberstleutnant und Chef des Stabes im Heeresdienst: **Die Kriegsereignisse in West und Ost 1914.** Mit 8 Kartenskizzen M. —.80. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Die großen Ereignisse der ersten Kriegsmonate werden hier durch eine berufene Feder erläutert und dem Verständnis weiterer Kreise nähergebracht.

Chronik des deutschen Krieges. Nach amtlichen und zeitgenössischen Kundgebungen. In Bänden zu je M. 2.80 geb. München, C. H. Becksche Verlagsbh.

Ein fleißig zusammengetragenes Material. Es sind stattliche Bände von je 500 Seiten Umfang; bis heute liegen 9 Bände vor.

Eduard Engel: 1914. Ein Tagebuch. Mit Urkunden, Bildnissen, Karten. In Bänden zu je M. 5.50 geb. Braunschweig, Georg Westermann.

Im Gegensatz zu der Beckschen Chronik, die die Ereignisse ohne eigenen Kommentar widerspiegelt, gibt Eduard Engel seinem Buche eine persönliche Note. In kräftiger, packender Sprache schreibt er eine lebensvolle Zeitgeschichte.

Anton Fendrich: Gegen Frankreich und Albion, I: Bis vor Paris, II: Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens, III: Der Stellungskrieg bis zur Frühlingsschlacht in Flandern (1915). Mit Kartenskizzen. Jedes Bändchen M. 1.—. — **Dr. Kurt Flöricke: Gegen die Moskowiter,** I: Die Masurenschlachten, II: Das Ringen um Galizien, III: Gegen Lodz und Warschau. Mit Kartenskizzen. Jedes Bändchen M. 1.—. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. — **F. Lauterbach: Der große Krieg.** Von Lüttich bis Semendria. Mit Bildern und Kartenskizzen M. 2.— geb. Leipzig, Otto Spamer.

Fendrich, Flöricke und Lauterbach geben populäre Darstellungen mannigfacher Kriegsereignisse, der letztere besonders für die reifere Jugend.

Major E. Moraht: Tage des Krieges. Gesammelte militärische und politische Betrachtungen. Mit vielen Kartenskizzen im Text und 7 großen farbigen Karten als besondere Beigabe. 2 Bände je M. 6.— geb. Berlin, Hutten-Verlag.

Die im Augenblick der Geschehnisse geborenen Aufsätze werden in der vorliegenden Form auch für später ihren Wert behalten.

Alfred Pröhl: Mittweidaer Kriegstagebuch 1914/16. 2 Bände. Mittweida, Moritz Billig.

Dieses eigenartige Heimats-Kriegstagebuch zeigt die Einwirkung des Krieges auf das Leben und Treiben einer Provinzstadt. Es schafft eine wertvolle Grundlage für die Geschichtsschreibung der Stadt und des Amtes Mittweida.

Der Herbstfeldzug 1914 am San und an der Weichsel (12. September bis 5. November 1914). Mit einer Übersichtskarte in Farbendruck und 3 Kartenskizzen. M. 2.40 (Kr. 3.—). Wien, L. W. Seidel u. Sohn.

Dieses 5. Heft der „Österr.-ungar. Kriegsberichte" schildert die wechselvollen Herbstkämpfe des Jahres 1914 in Galizien und in den Karpathen vom militärfachlichen Standpunkte und gibt Einblick in die Gründe für die Bewegungen der österr.-ungar. Heeresgruppen.

Kriegsberichte von Kriegsteilnehmern.

Zwischen Arras und Peronne. Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps zum Besten des Hinterbliebenenfonds. M. 3.—. Bapaume, Korpsverlagsbuchhandlung, im Buchhandel bei R. Piper u. Co., München.

311 prächtige Abbildungen in sehr guter Wiedergabe, aufgenommen von Korpsangehörigen, aus der Gegend nördlich der Somme.

Erwin Berghaus: Vier Monate mit Mackensen. M. 1.—. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Von Tarnow-Gorlice bis Brest-Litowsk.

Oberleutnant E. Blumenthal: Des Krieges Gesicht. Mit dem Sieger von Longwy. M. 1.20. Oldenburg i. Gr., Gerh. Stalling. — **Otto von Gottberg: Als Adjutant durch Frankreich und Belgien.** M. 1.—. Berlin, Aug. Scherl.

Blumenthal und von Gottberg geben prachtvolle Augenblicksbilder vom Ausmarsch bis zum Beginn des Stellungskampfes.

Briefe aus dem Felde 1914/15. Für das deutsche Volk im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin herausgegeben von Professor Dr. Pniower, Geh. Archivrat Dr. Schuster, Professor Dr. Sternfeld u. a. M. 7.50 geb. Oldenburg i. Gr., Gerh. Stalling.

Die vorliegende erste Veröffentlichung der Zentralstelle umfaßt über 500 Briefe und Berichte von Mitkämpfern. „Das ganze deutsche Gemüt entfaltet sich da mit seiner Gradheit, seinem Zartsinn, seinem Humor, mit seiner Kampflust, Zähigkeit und dem Willen zu siegen oder zu sterben," heißt es in der Einleitung; und nicht nur das finden wir in den Briefen bestätigt, — eine glühende Vaterlandsliebe durchweht das ganze Buch.

Paul Hildebrandt: Vorm Feind. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. M. 3.—. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Nur ein auserwählter Kreis der Philologen an der Front kommt hier zum Wort, nur Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse, die in zum Teil sehr ansprechender Form bemerkenswerte Episoden aus ihren Erlebnissen wiedergeben.

Arthur Kutscher: Kriegstagebuch. I. Band M. 3.—, II. Band M. 2.25. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser, der bekannte Münchener Universitätsprofessor, bietet uns mit seinen formschönen Tagebuch-Aufzeichnungen eine prächtige Gabe.

Aus den Kämpfen um Lüttich. Von einem Sanitätssoldaten. M. 1.—. Berlin, S. Fischer.

Das Büchlein versetzt uns sehr anschaulich in die allererste, hochgemute Zeit des Vorwärtsstürmens.

Kurt Mayer-Leiden: Von der Maas bis an die Memel. M. 2.—. Berlin, E. Fleischel u. Co.

Ähnlich wie Blumenthal und von Gottberg schildert Mayer-Leiden in Augenblicksbildern die großen und kleinen Dinge des Kriegerlebens der ersten Monate.

Wilhelm Mießner: Am Feinde. Der Auguſtfeldzug in Oſtpreußen. M. 1.—. Heilbronn, Eugen Salzer.

Gehaltvolle Skizzen aus den erſten Kämpfen in Oſtpreußen.

Harald Nielſen: Nordſchleswigſche Soldatenbriefe aus dem Weltkriege. Überſetzt von Carla Hoffmann-Sylwan. M. 3.—. Jena, Eugen Diederichs.

Intereſſante Briefe unſerer däniſchſprechenden Feldgrauen.

Hans Paaſche: Fremdenlegionär Kirſch. Eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutſchen Schützengraben. M. 1.—. Berlin, Auguſt Scherl.

Faſt wie ein Märchen muten die Erlebniſſe Kirſchs an. Er ſetzt alles daran, die Heimat zu erreichen, was ihm nach vielen Mühen auf dem Umweg über die franzöſiſche Fremdenlegion auch gelingt.

Röhr, Adolf: Siebenbürger Sachſen im Weltkrieg. Feldbriefe und Kriegsſkizzen. M. 2.40. Wien, Seidel u. Sohn.

Von deutſcher Treue und deutſchem Heldenmut erzählt uns das Büchlein, dem Profeſſor R. Eucken ein Geleitwort widmet.

Riebicke, Otto: Als Schipper in der Front. M. 1.—. Magdeburg, Creutzſche Verlagsbuchhandlung.

Riebickes, des jungen Buchhändlers, Skizzen aus dem Leben der Armierungsſoldaten wird kein Leſer ohne inneren Gewinn aus der Hand legen.

Rifat Gozdovic Paſcha: Im blutigen Karſt. M. 3.—. **Am Col di Lana.** M. 2.50. Stuttgart, K. Thienemann.

Der eigenartige Kleinkampf mit den Bewohnern der ſchwarzen Berge erregt unſer höchſtes Intereſſe. An die italieniſche Front verſetzt uns der zweite Band. Beide Bücher ſind auch für die Jugend geeignet.

Dr. G. von Rohden: Zwei Brüder. Feldpoſtbriefe und Tagebuchblätter. I: Leutnant Gotthold von Rhoden. M. 1.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Von einem jungen Helden, deſſen Leben das Vaterland forderte, leſen wir Briefe voll tiefen Verſtändniſſes für das Große unſerer heutigen Zeit.

Hans Sammereyer: Mit den Blumenteufeln gegen die Ruſſen. Drei Monate Winterfeldzug in Südpolen und den Karpathen. M. 2.—. Wien, Wilh. Braumüller. — **Helmut Unger: Sturm im Oſten.** An Öſterreichs Seite in den Karpathen und in Galizien. M. 1.—. Chemnitz, Gottl. Koezle.

Die beiden Bücher ergänzen einander. Das des Öſterreichers ſchildert die Winterkämpfe 1914/15 um Galizien, das andere die glänzenden Tage von Gorlice bis nach der Wiedereroberung Lembergs.

Dr. Willi Warſtat: Das Erlebnis unſerer jungen Kriegsfreiwilligen. Herausgegeben im Auftrage des Deutſchen Bundes für Erziehung und Unterricht. M. 1.—. Gotha, F. A. Perthes, A.-G.

Von der Schulbank in den Krieg! Wie der Krieg auf die Seele unſerer jungen Kriegsfreiwilligen einwirkt, wie trotz des rauhen Kriegerhandwerks die deutſche Jugend ihre Ideale hochhält, zeigt uns der den Grenzbotenleſern wohlbekannte Herausgeber in den geſchickt zuſammengeſtellten Feldpoſtbriefen, Schilderungen und Gedichten.

Der Seekrieg

Kapitänleutnant Auſt: Die Kriegsfahrten S. M. S. „Karlsruhe". M. 1.—. Karlsruhe, G. Braunſche Hofbuchdr. — **Graf Dohna-Schlodien: S. M. S. „Möwe".** M. 1.—. Gotha, F. A. Perthes, A.-G. — **Kapitänleutnant von Mücke: „Emden", „Ayeſha".** 2 Bändchen je M. 1.—. — **Kapitänleutnant Freiherr von Spiegel: Kriegstagebuch „U 202".** M. 1.—. Berlin, Auguſt Scherl, G. m. b. H.

Hoch ſchlagen unſere Herzen, wenn wir uns in die prächtigen, lebensvollen Schilderungen unſerer Seeoffiziere vertiefen. Das gefahrvolle Leben der Kreuzer- und U-Bootbeſatzungen, die hingebende Treue von Offizieren und Mannſchaft kommt uns hier ſo recht zum Bewußtſein.

Anton Fendrich: An Bord. Kriegserlebniſſe bei der ſchwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutſchlands. M. 1.—. Stuttgart, Franckhſche Verlagsh.

In das Bord-Leben unſerer blauen Jungens führt uns der Verfaſſer, mit dem wir Fahrten auf, über und unter dem Waſſer vornehmen.

Emil Ludwig: Die Fahrten der „Emden" und „Ayesha". Nach Berichten von Teilnehmern geschildert. M. 1.—. Berlin, S. Fischer.

Gewissermaßen eine Ergänzung der v. Mückeschen Bücher.

„Skagerrak". Der Ruhmestag der deutschen Flotte. M. 1.—. Berlin, Ullstein u. Co.

Eine zusammenfassende Schilderung der ersten großen Seeschlacht im Weltkrieg.

Die Westfront

Sven Hedin: Ein Volk in Waffen. Geb. M. 10.—; gekürzte Feldausgabe M. 1.—. Leipzig, F. A. Brockhaus.

In gewohnter Meisterschaft führt Sven Hedin der Wahrheit zur Ehre Feder und Stift, und in ebenfalls gewohnter Gediegenheit hat der Verlag dem Buche eine glänzende Ausstattung gegeben. Text und Bild wetteifern miteinander, unser ungeteiltes Interesse zu beanspruchen.

Georg Wegener: Der Wall von Eisen und Feuer. Geb. M. 10.—; gekürzte Feldausgabe M. 1.—. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wegener legt, im Gegensatz zu Sven Hedin, mehr Gewicht auf die Schilderungen der einzelnen Kampfhandlungen. Die unerhörte Beanspruchung des menschlichen Geistes und Körpers findet in Wegener einen vorzüglichen Beobachter. Textliche und bildliche Ausstattung ist ebenso vorzüglich wie beim Hedinschen Band.

Heinrich Binder: Mit dem Hauptquartier nach Westen. M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die ersten sich überstürzenden Ereignisse im Westen, die mit der Eroberung Antwerpens einen gewissen Abschluß erreichten, sind Gegenstand der Binderschen Beobachtungen. Text und Bilder ergänzen einander aufs beste.

Anton Fendrich: Mit dem Auto an der Front. M. 1.—. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Man merkt aus jeder Zeile, daß der Verfasser mit vollem Herzen bei den Truppen da vorn Umschau gehalten hat.

Rudolf Presber: An die Front zum deutschen Kronprinzen. M. 1.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Früchte eines kurzen Aufenthalts beim kronprinzlichen Heerführer.

Karl Rosner: Der graue Ritter. M. 1.—. Berlin, Aug. Scherl, G. m. b. H.

Prächtige Skizzen aus den Stellungskämpfen im Westen.

Otto Eduard Schmidt: Eine Fahrt zu den Sachsen an die Front. M. 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.

Bilder von einem Besuch bei den sächsischen Truppen der Westfront.

Die Ostfront

Sven Hedin: Nach Osten. Geb. M. 10.—; gekürzte Feldausgabe M. 1.—. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Mehr noch als dem Westen gehört Hedins Interesse dem Osten. Sein Aufenthalt an der deutschen Ostfront hat seine Bewunderung für das deutsche Heer, die deutsche Organisation, die deutsche Kultur noch erhöht. Hedins wahrheitsgetreue Angaben über russische Verheerungen in Ostpreußen werden manchem Neutralen die Augen öffnen. Prächtige Bilder, vielfach nach Skizzen des Verfassers, schmücken den Band.

Wilhelm Conrad Gomoll: Im Kampf gegen Rußland und Serbien. Geb. M. 10.—; gekürzte Feldausgabe M. 1.—. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Was das Wegenersche Buch für den Westen ist, ist das Gomollsche für den Osten. Wie alle die bisher erwähnten Bände des Brockhausschen Verlages ist auch dieser in textlicher und bildlicher Ausstattung mustergültig.

Dr. Wilhelm Feldmann: Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein. M. 1.80. München, C. H. Beck.

Feldmann schildert die große Zeit des Vormarsches in Polen, von Warschau und Nowo-Georgiewsk.

Norbert Jaques: In der Schwarmlinie des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen. M. 2.—. — **Aage Madelung: Mein Kriegstagebuch.** M. 2.—. Berlin, S. Fischer.

Die beiden Neutralen Madelung und Jaques haben ihre Liebe zu unserer heiligen Sache in vorliegenden Büchern niedergelegt, die beide in der Front unserer österreichisch-ungarischen Waffenbrüder entstanden sind.

Major Tanner: Frontberichte eines Neutralen. I: Polen und Karpathen, II: Galizien und Bukowina, III: Ostwärts. Jeder Band M. 3.—. Berlin, Aug. Scherl, G. m. b. H.

Die mit vielen interessanten Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers versehenen Bände machen uns nicht nur mit den kämpfenden Truppen, die Tanner mit dem fachkritischen Auge des Offiziers betrachtet, sondern auch mit Land und Leute in den Kampfgebieten vertraut. Doppelt wertvoll erscheinen uns die freimütigen Äußerungen des Verfassers, weil er als Schweizer die Vorkommnisse völlig unparteiisch ansieht und dabei zu einer vorbehaltlosen Anerkennung der deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsführung kommt.

Fritz Wertheimer: (I.) **Im polnischen Winterfeldzug.** (II.) **Von der Weichsel bis zum Dnjestr.** (III.) **Kurland und die Dünafront.** M. 3.—, M. 2.—, M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Eine sehr anschauliche Schilderung der Kämpfe im Osten vom Einmarsch in Polen bis zur Eroberung Kurlands. Eine Anzahl vortrefflicher Abbildungen unterstützt das geschriebene Wort.

Rudolf Dammert: Der serbische Feldzug. Mit 67 Abbildungen. M. 2.—. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. — **Wilhelm Hegeler: Der Siegeszug durch Serbien.** M. 1.—. Berlin, Aug. Scherl, G. m. b. H.

Beide Verfasser führen uns in die Gebirgswelt Serbiens, die unsere Truppen in der Gemeinschaft mit den tapferen Bulgaren, Österreichern und Ungarn im letzten Viertel des vorigen Jahres im raschen Siegeslauf durchzogen. Beide schließen mit den Nischer Kaisertagen ab.

E. Serman: Mit den Türken an der Front. M. 1.—. Berlin, Aug. Scherl, G. m. b. H. — **E. Bleeck-Schlombach: Allah il Allah. Mit den Siegesfahnen an den Dardanellen und auf Gallipoli.** M. 1.—. Leipzig, O. G. Zehrfeld.

Serman und Bleeck-Schlombach führen uns zu unseren türkischen Bundesgenossen. Ersterer schildert den Vormarsch zum Suezkanal und streift kurz die Kämpfe im Kaukasus und auf Gallipoli, letzterer beschränkt sich auf die Ereignisse an den Dardanellen.

Graf Scapinelli: Von der Adria bis zum Ortler. M. 2.50. München, C. H. Beck.

Mit der italienischen Front unseres österreichisch-ungarischen Bundesgenossen macht uns Scapinelli in ansprechender, packender Darstellung bekannt.

Verschiedenes

Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung. Auf Anregung und unter Mitwirkung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz herausgegeben von Ernst Jäckh. I. Band M. 10.—. Gotha, F. A. Perthes, A.-G.

Eine Fülle von längeren und kürzeren Aufsätzen hervorragender Vertreter von Wissenschaft, Literatur und Kunst, die den Krieg als Erlebnis und Erfahrung in der Heimat behandeln, umrankt den Kern des Buches, die von Professor Witkop zusammengestellten Stimmen aus dem Felde.

Freifrau v. Dalwigk: Erinnerungen eines preußischen Generals in russischer Kriegsgefangenschaft. M. 1.—. Oldenburg i. Gr., Gerh. Stalling.

Dieses Büchlein zeigt so recht den Tiefstand der russischen „Kultur".

Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern. Herausgegeben vom Ausschuß für Rat und Hilfe (Vermißtensuche für Ausländer). Zwei Bändchen M. —.50 und M. 1.—. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening.

Daß die Gefangenen bei uns in jeder Beziehung menschlich behandelt werden, zeigen die gut illustrierten Bändchen jedem Unbefangenen.

J. Michaelsburg: Im belagerten Przemysl. M. 2.—. Leipzig, C. F. Amelang.

Verfasserin schildert ihre Erlebnisse während der Belagerung und der Russenherrschaft.

Professor Dr. A. Penck: Von England festgehalten. M. 1.20. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.

Beobachtungen und Eindrücke des bekannten Geographen in Australien, das er kurz vor Kriegsausbruch als Gast der australischen Regierung aufsuchte und auf seiner Rückreise in England, wo er widerrechtlich monatelang festgehalten wurde.

Erwin Rosen: Der große Krieg. Drei Bände je M. 3.—. Stuttgart, Robert Lutz.

Rosen hat mit vielem Geist allerlei Schilderungen, Anekdoten, Gedichte usw. aus dem Kriege geschickt zusammengestellt.

„Um Vaterland und Freiheit." In Bänden zu je M. 2.—. Siegen, Hermann Montanus.

Ein empfehlenswertes Bilderwerk. Die Bände „Österreich-Ungarn im Weltkrieg", „Die Kriegsgefangenen in Deutschland", „Deutschlands Eroberung der Luft" werden besonderes Interesse finden.

C. Willich: Kriegstage in Süd-West. M. 1.—. Oldenburg i. Gr., G. Stalling.

Läßt uns einen tiefen Einblick tun in den Heldenkampf unserer wackeren Südwest-Afrikaner.

Teubners Kriegstaschenbuch, ein Handlexikon über den Weltkrieg. Von Ullrich Steindorff. M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Gibt auf alle die vielen Fragen, die der Krieg gebiert, gewissenhaft Auskunft; alle Kriegs- und mit dem Krieg zusammenhängende Ereignisse bis Mitte 1916 sind hierbei berücksichtigt.

K. Schulze

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1917 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Die allgemeine Dienſtpflicht

Von Profeſſor Wittſchewſky

Si vis pacem, para bellum! Das alte lateiniſche Wort, daß wer den Frieden haben wolle, für ſeine Kriegsbereitſchaft ſorgen ſolle, entſpricht nur in erweiterter Auslegung unſeren gegenwärtigen Zeitverhältniſſen. Dem deutſchen Volke lag der Gedanke an den nahenden Weltenbrand vor dem Kriege ſo fern, daß die hin und wieder auftretenden literariſchen Kriegspropheten als unverbeſſerliche Schwarzſeher geſcholten wurden. Wir wollten den Frieden und glaubten daher an ſeine Aufrechterhaltung, obgleich manche bedrohliche Wetterwolke über den politiſchen Himmel dahinzog. An der Kriegsbereitſchaft haben wir es trotzdem nicht fehlen laſſen. Der Mahnung des alten Lateiners ſind wir eingedenk geweſen. Bereit ſein iſt alles! Und in der Stunde, da die aufgeſpeicherten Leidenſchaften der Feinde mit elementarer Wut losbrachen, ſtanden wir wohlgerüſtet alsbald zur Abwehr und zum Angriff auf dem Plan. Was militäriſches Können, opfermutiges Wollen und von ſittlicher Energie beſeeltes Handeln zu leiſten vermögen, haben die hinter uns liegenden bald zweiundeinhalb Jahre hundertfältig bewieſen. Unſäglich Schweres haben wir in dieſer Zeit gelitten und überwunden, am erſehnten Ende ſind wir aber noch nicht angelangt. Wir wiſſen nicht, welche Bitterniſſe im Trübſalkelch des Krieges noch enthalten ſind und welche Hindernisberge wir noch werden überſteigen müſſen.

Während wir alſo noch in den Niederungen eines unbekannten Schickſals mutig vorwärtsſchreiten, werden auf den Höhen doch die verheißungsvollen Anzeichen eines uns beglückenden Frührots wahrnehmbar. Im Kräfteaufwand unſerer Gegner zeigt ſich häufiger eine erfreuliche Erſchlaffung und ihre wirtſchaftlichen Nöte wachſen ſtetig an. Noch iſt aber bei den Drahtziehern der feindlichen Mächte der Glaube nicht geſchwunden, daß durch zähes Ausharren eine Wendung im Kriegsglück zu ihren Gunſten ſich werde herbeiführen laſſen. Ihre Zukunftshoffnung iſt doppel-

seitig. Sie wollen ihre eigenen, teilweise stark erschöpften Kampfesreihen durch Zufuhr neuen Menschenmaterials zu erneuten Kraftäußerungen befähigen und wollen noch riesenhafte Mengen Munition mit Unterstützung dienstbeflissener, angeblich neutraler Staaten sich beschaffen. Das ist die eine Seite ihrer Rechnung. Auf der anderen Seite wähnen sie, daß die Widerstandsfähigkeit Deutschlands aus Mangel an frischen Streitern und ergänzendem Kriegsmaterial im Niedergang begriffen sei, außerdem die wirtschaftlichen Sorgen bei den Mittelmächten dem Höhepunkte ihrer Erträglichkeit sich bedenklich nähern. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß die furchtbaren Anstrengungen der wüsten Kriegszeit den militärischen und wirtschaftlichen Organismus Deutschlands erheblich mitgenommen haben. Stellen wir aber Vergleiche zwischen unserer und der gegnerischen Lage an, so können wir unsere Überlegenheit mit gutem Gewissen behaupten. Käme es daher lediglich darauf an, durchzuhalten, bis der eine oder andere Gegner zum Eingeständnis seiner Schwäche sich bequemen muß, so würden wir eine solche Kraftprobe getrost auf uns nehmen können.

Doch müssen auch unserseits zwei Erwägungen angestellt werden. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß es den Feinden gelingt, in den künftigen Monaten mit gesteigerten Kraftleistungen den Feldzug fortzusetzen. Ferner ist unser Verlangen naheliegend, zur Verkürzung der Kriegsdauer so starke Schläge der schuldbeladenen Verschwörergemeinschaft zu verabfolgen, daß ihre Hoffnungsträume auf spätere kriegerische Erfolge zerflattern. Aus der Überlegung in der einen wie in der anderen Richtung ergibt sich die Notwendigkeit, alle Faktoren zu stärken und auszugestalten, auf denen unsere militärische und wirtschaftliche Sicherung beruht. Um den tückischen Angriffen, welche im feindlichen Kriegsrat vielleicht noch ausgeheckt werden, in ungeschwächter Waffenrüstung zu begegnen, müssen wir unser Rüstzeug vervollständigen. Und um die schmählichen Aushungerungsattentate gegen die gesamte Bevölkerung Deutschlands mit sieghafter Gewißheit zu vereiteln, müssen wir den Schwächen der Volksernährung nach Möglichkeit abzuhelfen bestrebt sein. Wehr und Waffen, Pflug und Schraubstock bilden die alten und im Hinblick auf die Zukunft in erhöhtem Maße anzuwendenden Elemente unserer Kriegführung. Unsere Gedanken beschäftigen sich gegenwärtig lebhafter als zuvor mit den Kriegszielen. Diesen Kriegszielen, die den Friedensschluß bedingen, kommen wir aber um so näher, je eifriger wir die Kriegsarbeit betreiben. Si vis pacem, para bellum! Auf diesem Boden ist das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst entstanden.

Mit hochgespannter Teilnahme sind alle politisch orientierten Kreise der Nation dem parlamentarischen Werdegange des Gesetzes gefolgt, als dieses aus der einfachen Verkündung der allgemeinen Dienstpflicht für alle männlichen Deutschen von 17 bis 60 Jahren zu einem mit eingehenden Ausführungsbestimmungen ausgestatteten Gesetzgebungsakte sich auswuchs. Der Reichstag hat sich selbst als mitwirkender Faktor bei der Durchführung der zivilen Dienstpflicht durch Einsetzung eines Ausschusses von fünfzehn Mitgliedern eingeschaltet.

Die von den Konservativen geltend gemachten verfassungsrechtlichen Bedenken gegen einen solchen Ausschuß, der auch während der Reichstagsvertagung als exekutives Organ sich betätigen soll, kann man durchaus würdigen, und doch die Entscheidung willkommen heißen, weil durch sie der einheitliche Volkswille eindrucksvoller sich ausprägt, als wenn das Hilfsdienstwerk lediglich auf bundesrätliche Verordnungen aufgebaut werden würde. Die Volksvertretung hat ein gutes Recht darauf, gehört zu werden, wenn so tief einschneidende Eingriffe, wie es hier der Fall ist, in die Arbeitsfreiheit und Privatwirtschaft in Aussicht stehen. Auch ist kaum anzunehmen, daß der Ausschuß als unbequemer Hemmschuh bei der Verwirklichung der als notwendig befundenen Arbeitsziele sich erweisen werde. Zwar ist seine Zustimmung erforderlich, wenn der Bundesrat allgemeine Verordnungen zu erlassen, also gesetzgeberische Fragen zu lösen beabsichtigt, einem störenden Dreinsprechen der Herren Parlamentarier in die militärischen Verfügungen aber wird dadurch vorgebeugt, daß das Kriegsamt nur verpflichtet ist, den Ausschuß über alle wichtigen Vorgänge auf dem Laufenden zu halten, ihm auf Verlangen Auskunft zu geben, seine Vorschläge entgegenzunehmen und vor Erlaß wichtiger Anordnungen allgemeiner Art seine Meinungsäußerung einzuholen. Da die Interessenvertretungen der Industrie und gewerkschaftliche Organisationen in Angelegenheiten, die sie nahe berühren, zu Rate gezogen werden sollen, so erscheint es uns nur als ein Akt der Billigkeit, daß auch die Vertreter des einen gesetzgebenden Faktors nicht gänzlich übergangen werden.

Mit größerer materieller Berechtigung ließe sich die Einführung ständiger Arbeiterausschüsse in allen für den vaterländischen Hilfsdienst tätigen Betrieben, falls in ihnen in der Regel mindestens fünfzig Arbeiter beschäftigt werden, anfechten. Die Reichstagsmehrheit folgte mit ihrer Entschließung der Erwägung, daß den Arbeitnehmern gewissermaßen ein Äquivalent für die Beschränkung ihrer Freizügigkeit durch die Überweisung an einen bestimmten Betrieb gewährt werden müsse. Für die Vertreter der Heeresleitung mochte außerdem der Wunsch maßgebend sein, für die Aufrechterhaltung des Arbeitsfriedens in den für Kriegszwecke in Anspruch genommenen Betrieben Sorge zu tragen. Diesem Zwecke sollen die Arbeiterausschüsse dienen, indem ihnen aufgetragen wird, das gute Einvernehmen innerhalb der Arbeiterschaft des Betriebes und zwischen der Arbeiterschaft und dem Arbeitgeber zu fördern. Demgemäß haben sie solche Anträge, Wünsche und Beschwerden der Arbeiterschaft, die sich auf die Betriebseinrichtungen, die Lohn- und sonstigen Arbeitsverhältnisse des Betriebes und seiner Wohlfahrtseinrichtungen beziehen, zur Kenntnis des Unternehmers zu bringen und sich darüber zu äußern. Dieselben Befugnisse liegen den Angestelltenausschüssen ob, die beim Vorhandensein von mehr als fünfzig Angestellten zu errichten sind. Dem Wunsch nach einem friedlichen Ausgleich etwa vorkommender Konflikte trägt weiterhin die Ermächtigung Rechnung, beschwerdeführend sich an eine Schlichtungskommission zu wenden, die in der Regel

für jeden Bezirk einer Ersatzkommission zu bilden ist und aus einem Beauftragten des Kriegsamts als Vorsitzenden sowie aus je drei Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht.

Die löbliche Absicht der Friedensvermittlung in allen Ehren, immerhin wird mit den Arbeiterausschüssen und der Beschwerdeinstanz eine Streitfrage kurzer Hand entschieden, die seit einem Jahrzehnt und länger die Parlamente wiederholt beschäftigt hat, ohne daß eine befriedigende Lösung der widerstreitenden Interessen sich hätte erreichen lassen. Ein großer Teil der Industrie hat von jeher den Standpunkt eingenommen, daß die Ausschüsse eine Mitregierung auch in solchen Betriebsangelegenheiten für sich beanspruchen könnten, in denen einzig und allein die Betriebsleiter das entscheidende Wort sprechen müßten. Der Abg. Stresemann ist allerdings den Besorgnissen, daß die Autorität und Selbstbestimmung der Industriellen durch die Einsetzung von Arbeiterausschüssen beeinträchtigt werden könnten, entgegengetreten, wird aber die gegnerischen Meinungen schwerlich überzeugt haben. Vielleicht ist es den Arbeitgebern aber nicht einmal unlieb, daß mit der neuen Maßnahme ein praktischer Probeversuch gemacht wird, denn nur um einen solchen kann es sich handeln, da die Geltung des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst zeitlich begrenzt ist und nur auf diejenigen Betriebe sich erstreckt, die für die Kriegsarbeiten tätig sind. Was jetzt gesetzgeberisches Stückwerk ist, wird nach den Erfahrungen der Kriegszeit späterhin erst neu zu ordnen sein. Alsdann werden auch die sachlichen Gründe für die einzelnen Bestimmungen eingehender geprüft werden als es beim Hasten nach Erledigung des keinen Aufschub duldenden Dienstpflichtgesetzes geschehen konnte.

Die hier erwähnten Punkte hängen mit dem eigentlichen Wesen des Gesetzes nur lose zusammen, sind Reglementierungen, die ebenso gut wegfallen könnten, ohne den Geist, dem der Dienstpflichtgedanke entstammt, abzuschwächen. Die „Firma Deutschland", wie von berufener Seite das Kriegsamt genannt worden ist, bietet alle ihr angehörigen Männer und Jünglinge auf zur Abwendung von äußeren Gefahren, von denen sie durch eine feindliche Übermacht sich bedroht sieht. Sie vertraut darauf, daß das sittliche Pflichtbewußtsein in der Nation stark genug sein wird, um die persönlichen Interessen dem Allgemeinwohl unterzuordnen. Das Prinzip der Freiwilligkeit wird daher als Eckstein des vaterländischen Hilfsdienstes dem Aufgebot zur Arbeit vorangestellt. Über die praktischen Wirkungen eines Aufrufs zur Arbeitsbetätigung darf man sich freilich keinen Illusionen hingeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Überangebot von freiwilligen Helfern mit einem Fehlbetrag an erforderlichen Arbeitskräften zusammentrifft. Das ist nur scheinbar ungereimt. Die zuvörderst notwendigen Arbeiten erfordern eben fachlich vorgebildete Arbeitskräfte, die sich zumeist bereits in festen Stellungen befinden und daher bis auf weiteres keine Veranlassung haben, nach einer neuen Beschäftigung sich umzutun. Hingegen dürften viele, mutmaßlich viele Tausende in patriotischem Drange

bereit sein, ihre Dienste dem Kriegsamt zu widmen, ohne daß letzteres in der Lage ist, die Scharen der Freiwilligen in einer ihren Kräften und Kenntnissen entsprechenden Weise zu verwenden. Die Arbeitswilligkeit allein kann hier nicht den Ausschlag geben, sondern es muß vor allem die Eignung zu ganz bestimmten Arbeitsleistungen vorhanden sein. Daraus ergibt sich die Regel, daß bei Aufforderungen zu freiwilligen Meldungen eine Sonderung nach Berufsklassen wird erfolgen müssen, wobei selbstverständlich solche Berufe zu bevorzugen sein werden, nach denen der größte Bedarf sich kundgibt. Im Hinblick auf die Munitionsbeschaffung wird voraussichtlich die Nachfrage nach gelernten Metallarbeitern zunächst am dringlichsten hervortreten. Gleichzeitig könnten alle anderen Betriebe einen Mehrbedarf an Arbeitern beanspruchen, die zu der Munitonsfrage in irgendwelchen Beziehungen stehen. In welchen Betriebsgruppen die Tätigkeit erweitert werden soll, wird die Heeresleitung freilich ebensowenig ausposaunen wie die Zahl der neu einzustellenden Arbeiter.

Ein Gesetz, das eine Mobilmachung von Hunderttausenden für Arbeitsdienste im Auge hat, kann natürlich erst im Verlauf eines angemessenen Zeitraums zu der erstrebten Breite sich entwickeln. Der ihm vorgezeichnete Wirkungskreis aber ist so umfangreich, daß nach und nach wohl auch solche Berufskreise in Anspruch genommen werden dürften, deren Mitarbeit nicht sofort verwendet werden kann. Das Arbeitsprogramm des Kriegsamts gipfelt ja nicht ausschließlich in der Besetzung von Arbeitsstellen in neubegründeten Unternehmungen, sondern bezweckt auch einen großartigen Verschiebungsprozeß im wirtschaftlichen Organismus. Ein Teil der jetzt noch hinter der Front mit zivilen Arbeitsaufgaben beschäftigten Wehrpflichtigen wird vielleicht zu anderen Leistungen herangezogen werden, während die zum Hilfsdienst aufgerufenen Personen in die Lücken einrücken könnten. Ferner ließe sich die Zahl der jetzt noch als unentbehrlich „Reklamierten" zweifellos beträchtlich verringern, wenn Arbeitskräfte in genügender Menge zur Verfügung stehen. In den Betrieben der Verwaltung, in den kriegswirtschaftlichen Organisationen, Banken und vielen anderen Geschäftszweigen kriegswirtschaftlichen Charakters gibt es schon jetzt, wie jedermann beobachten kann, genug unbesetzte Posten, die zu aushilfsweiser Bekleidung Anlaß geben könnten. Also auch ohne Kenntnis des vom Kriegsamt entworfenen Verteilungsplans darf damit gerechnet werden, daß die Mobilisierung der Heimarmee keineswegs auf die Indienststellung der Arbeiterschaft für industrielle Betriebe sich beschränken wird.

Nach den Bestimmungen für die Erfüllung der allgemeinen Dienstpflicht wird, wie dargelegt, zunächst vom Grundsatz ausgegangen, daß die Heranziehung der erforderlichen Arbeitskräfte durch einen Aufruf zu freiwilligen Meldungen erfolgen soll. Inwieweit dieser erste Schritt zur Mobilmachung der Heimarmee den Bedarf decken wird, läßt sich nicht voraussagen. Entscheidend werden der Umfang der Bedürfnisse, und zwar gesondert nach Berufsarten, und die Zahl der Meldungen, wiederum nach beruflichen Kategorien geschieden, sein. Im

Gesetz mußten daher die weiteren Maßnahmen zur Befriedigung der Anforderungen vorgesehen werden. Dem Aufruf an die Allgemeinheit oder einzelne Berufsklassen folgt die Aufforderung an die einzelnen Personen. Hierbei wird der Arbeitsfreiheit weitester Spielraum gewährt. Die Arbeitspflicht wird den betreffenden Individuen zwar auferlegt, sie haben aber freie Wahl in der Art ihrer Betätigung, wenn sie nur einem Betriebe des vaterländischen Hilfsdienstes sich widmen. Das ist unseres Erachtens ein äußerst glücklicher Gedanke, denn er verbindet die größtmögliche Rücksichtnahme auf persönliche Neigungen mit einer wesentlichen Vereinfachung der Obliegenheiten an den leitenden Stellen. Letztere sind dadurch der ungeheuren Belastung enthoben, vielen Hunderttausenden den Posten nachzuweisen, der ihren Kenntnissen und Wünschen am ehesten entspricht. Sehe jeder, wo er nutzbringend sich einordnen kann, nachdem an ihn das Aufgebot zur Pflichtleistung ergangen. Das Kriegsamt aber dürfte in seinem eigenen Interesse die Vorsicht üben, nur solche Berufstätige anzufordern, deren Verwendung zu der gegebenen Zeit zweckmäßig erscheint. Andernfalls könnten die anrückenden buntgemischten Scharen von arbeitswilligen, für die besonderen Aufgaben aber ungeeigneten Personen dem Kriegsamt arge Verlegenheiten bereiten.

Der Rahmen des Hilfsdienstwerkes ist übrigens so weit gespannt, daß, wie anzunehmen, den „Einberufenen" reichlich Gelegenheit sich bieten wird, ihre Kraft in den Dienst der vaterländischen Sache zu stellen. Denn als tätig für diese gelten alle Personen, die bei Behörden, in der Kriegsindustrie, in der Land- und Forstwirtschaft, Krankenpflege, in kriegswirtschaftlichen Organisationen jeder Art oder in sonstigen Berufen oder Betrieben, die für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung unmittelbar oder mittelbar Bedeutung haben, beschäftigt sind, soweit die Zahl dieser Personen das Bedürfnis nicht übersteigt. — Mit dem im Nachsatz angefügten Vorbehalt soll ein Riegel den Drückebergern vorgeschoben werden, die, vielleicht gar gegen Entgelt, ihre Aufnahme in irgendwelche befreiende Arbeiterlisten bewirken, vielleicht ohne an den betreffenden Arbeitsstätten auch nur einen Finger zu rühren, vielmehr einzig zu dem Zweck, ihrer zwangsweisen Einfügung in die Arbeiterkolonnen durch Vorweis einer Freistellungs-Bescheinigung vorzubeugen. Die amtlichen Organe sollen daher zur Verhütung solcher Täuschungsversuche prüfen, ob nicht die Zahl der als beschäftigt angemeldeten Personen das tatsächliche Bedürfnis übersteigt. Die Dienstpflicht darf eben nicht als eine Theaterspielerei, der man nach Belieben sich entziehen kann, aufgefaßt werden.

Erst wenn die Aufforderung zu selbständigem Eintritt in die Reihen der Heimarmee innerhalb vierzehn Tagen keinen Erfolg gehabt hat, soll der Arbeitszwang platzgreifen, also die Überweisung zu einer Beschäftigung seitens des beim Kriegsamt errichteten Ausschusses, der in der Regel für jeden Bezirk einer Ersatzkommission gebildet wird und aus einem Offizier als Vorsitzenden, einem höheren Beamten und je zwei Vertretern der Arbeitgeber und Arbeit-

nehmer besteht. Der hiermit in Aussicht gestellte Zwang scheint besonders den Vertretern der Gewerkschaften im Reichstag einen Schrecken eingeflößt zu haben, zu dessen Besänftigung die Wortführer des Kriegsamts eine Fülle beredter Worte aufwandten. Um den Besorgnissen vor einer Beeinträchtigung der Arbeiterinteressen zu begegnen, mußte die Zusicherung einer wohlwollenden Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse durch Bestimmungen über die materielle Sicherung der Arbeiter ergänzt werden. Da die Bewegungsfreiheit der Arbeiter einigermaßen eingeschränkt ist durch ihre Gebundenheit an einen bestimmten Betrieb, der nur verlassen werden darf, wenn der Arbeitgeber zustimmt oder die Beschwerdeinstanz das Ausscheiden aus wichtigen Gründen billigt, so wird im Gesetz ausdrücklich vermerkt, daß „insbesondere eine angemessene Verbesserung der Arbeitsbedingungen" als Rechtfertigung für den nachgesuchten Stellenwechsel dienen soll.

In einer anderen Bestimmung wird dem Ausschuß die heikle Frage zur Prüfung zugeschoben, ob der Arbeitslohn dem Beschäftigten und seinen Angehörigen ausreichenden Unterhalt ermöglicht. Ein schwer ausführbares Ansinnen! Ist es schon ein bedenklicher Schritt, die Lohnsätze in privaten Industriewerken im allgemeinen amtlich reglementieren zu wollen, so gerät man vollends aufs Glatteis mit der Zusage, Arbeitslohn und Lebensunterhalt dauernd im Gleichgewicht zu erhalten. Da eine Verständigung darüber, welche Lohnhöhe als „ausreichend" zu erachten sei, nur selten sich wird herbeiführen lassen, ohne entweder den an höhere Lebensansprüche gewöhnten Lohnempfänger zu enttäuschen oder den lohnzahlenden Arbeitgeber zu Aufwendungen über die Durchschnittslöhne des Arbeitsmarkts hinaus zu nötigen, so ist durch jene kautschukartige Klausel ein den Arbeitsfrieden gefährdender Konfliktsstoff in das Gesetz verpflanzt worden. Dem Kriegsarbeitsamt wird es nicht leicht fallen, bei Zerwürfnissen den objektiven Standpunkt einzuhalten. Es kann den Unternehmern nicht zumuten, Lohnsteigerungen, die eine Vergrößerung der Produktionskosten betragen, auf sich zu nehmen, ohne entsprechende Aufschläge auf die von der Heeresleitung bewilligten Lieferungspreise zu befürworten.

Die deutsche Industrie wird durch das Gesetz vom 4. November dieses Jahres an einen kritischen Wendepunkt gestellt. In ihr muß sich eine grundlegende Scheidung in zwei große Teile vollziehen, je nachdem ihre Betriebe dem vaterländischen Hilfsdienst unterliegen oder nicht. Die für Kriegsarbeiten jeglicher Art benötigten gewerblichen Unternehmungen werden einer weitgehenden positiven Begünstigung sich erfreuen können, während es den außerhalb des gesetzmäßig veranlagten Umkreises verbleibenden Betrieben anheimgegeben wird, schlecht und recht über die Kriegszeit sich hinwegzuhelfen. Die zweiseitige Stellungnahme wird allerdings nicht erst jetzt eingeleitet, sondern ist schon bei Ausbruch des Krieges aus natürlichen Ursachen wirksam geworden und bei der Fortdauer des Völkerringens schärfer hervorgetreten. Daß der Rüstungsindustrie als dem wichtigsten Gliede der industriellen Betätigung von An-

beginn ein Vorrang bei der Versorgung mit Rohstoffen und bei der Beurlaubung von wehrpflichtigen Facharbeitern eingeräumt wurde, entsprach den elementaren Bedürfnissen der Kriegführung. Doch auch allen anderen industriellen Unternehmungen ließ man gern eine angemessene Förderung zuteil werden, um katastrophale Störungen des Erwerbs- und Wirtschaftslebens fernzuhalten. Bekanntlich ist vom Unternehmertum das Entgegenkommen der Heeresverwaltung mit einer vortrefflichen Anpassung an die gegebenen außerordentlichen Zeitverhältnisse beantwortet worden. Daß die Triebkraft hierbei weniger selbstlose Begeisterung als wohlverstandenes Gewinnstreben war, schmälert nicht den aus geistiger Intelligenz und technischer Leistungsfähigkeit erwachsenen Nutzeffekt. Solange es ging, hielten auch die den kriegsgemäßen Arbeitsgebieten wesensfremden Unternehmungen wacker mit und ließen die Flügel erst hängen, als ihr Bewegungsspielraum durch den Mangel an Rohmaterialien und allerlei Umsatzbeschränkungen mehr und mehr eingeengt wurde.

Infolge des vaterländischen Hilfsdienstes nun wird eine schärfere Scheidung zwischen den beiden Industriegruppen sich bemerkbar machen. Die den Kriegszwecken zugewandten Industriezweige können auf jede zulässige Unterstützung rechnen, damit sie imstande sind, auch den höchstgespannten Anforderungen nachzukommen. Ihren industriellen Stiefschwestern will zwar gleichfalls niemand mit Vergewaltigungen zu Leibe gehen, ihre Existenz ist aber gerade durch die gesetzgeberischen Zugeständnisse bedroht, die man den auf der Sonnenseite des Krieges befindlichen Industrien in Form der Überweisung von Arbeitskräften in Aussicht stellt. Bei der Entziehung von Arbeitern müssen vermeidbare Härten selbstverständlich möglichst vermieden werden. Daß das geschehen wird, ist nicht zu bezweifeln, nachdem in den Beratungen des parlamentarischen Ausschusses wiederholt zugesichert worden ist, es solle alle gebührende Rücksicht auf solche Betriebe genommen werden, denen bestimmte Arbeitskräfte entzogen werden müssen, weil ihre Verwendung für kriegsnotwendige Aufgaben unerläßlich erscheint. Kann ein Teil der in Mitleidenschaft gezogenen Betriebe trotzdem in der bisherigen Weise nicht fortgeführt werden, so wird ihre Existenzfähigkeit vielfach dadurch sich erhalten lassen, daß man ihnen Arbeiten aufträgt, die für den vaterländischen Hilfsdienst notwendig sind. Ist jedoch auch dieser Ausweg nicht angängig, so muß durch die tatkräftige Selbsthilfe der beteiligten Industrieverbände für eine Milderung der aus der Stillegung sich ergebenden Schäden Rat geschafft werden. Die Vorarbeiten hierzu sind bereits im Gange. Diese Bestrebungen werden um so erfolgreicher sein, wenn das bisherige rege Verständnis der militärischen Gewalten und staatlichen Organe für die Wirtschaftsnöte hinter der Front unvermindert andauert. Es soll planmäßig aufgebaut, nicht willkürlich zerstört werden.

Die angebahnte Umschaltung in der Volkswirtschaft kann aber auch gar nicht allein durch den militärischen Absolutismus bewirkt werden. Die erstaunliche Promptheit, mit der die Eingliederung der zu den Fahnen

einberufenen Millionen Wehrpflichtiger in den Heereskörper sich vollzieht, hat das Vorhandensein eines militärischen Organismus zur Voraussetzung, dessen Einzelheiten wie das Räderwerk einer Riesenmaschine auf ein genaues Ineinandergreifen eingestellt sind. Die Heimarmee dagegen stellt, um einen bergmännischen Ausdruck zu gebrauchen, ein ungeordnetes Haufwerk dar, dessen Elemente zu einem organischen Ganzen erst umzuformen sind. Was ist natürlicher, als daß der grüne Tisch, von dem die Verfügungen zur militärischen Mobilmachung ergehen, Anlehnung an die schon bestehenden Organisationen der Hilfsdienstpflichtigen zu gewinnen sucht. Ein solches Zusammenarbeiten ist in dem Maße bereits gesichert, daß der Anmarsch der neuen Heerscharen nicht in unübersichtlichem Durcheinander einer Volksmenge, sondern in beruflicher Gliederung der Mannen mit bestimmten Marschlinien erfolgen wird. Diese Vorarbeit leisten die wirtschaftlichen Verbände der Industriellen, Gewerbetreibenden und Arbeiter. Sie machen durch ihre selbstverständliche Mitwirkung sich um das Vaterland verdient und dienen zugleich den Interessen ihrer Angehörigen, denen ein planloses Herumsuchen nach den geeigneten Arbeitsstätten durch die Vermittlung von berufenen Zielrichtern erspart werden kann.

Das gemeinwirtschaftliche Prinzip gelangt durch das Kriegsnotgesetz über die Reglementierung der Produktion auf deutschem Boden zu seiner höchsten Ausbildung. Auf dem Gebiete der Volksverpflegung haben die staatlichen Eingriffe zugunsten einer gleichmäßigen Verteilung der Lebensmittel uns bereits kommunistischen Grundsätzen angenähert. Der freie Marktverkehr ist für die wichtigsten Bedarfsartikel der großen Masse unterbunden. Durch behördliche Preisfestsetzungen und Konsumbeschränkungen wird die private Wirtschaftsfreiheit in vielen Richtungen in enge Grenzen gebannt. Von der Einführung eines Produktionszwangs bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln aber haben wir bisher Abstand genommen, weil der durchgreifende Erfolg eines solchen Schrittes mit Recht angezweifelt wird. Nunmehr werden auch für die Produktion Richtlinien insofern vorgezeichnet, als für bestimmte Zweige derselben durch ein Fürsorgegesetz die Produktionsmittel in Gestalt von Arbeitskräften bereitgestellt werden. Man darf annehmen, daß in diese Absichten der Produktionsförderung auch die erleichterte Beschaffung von Rohmaterial eingeschlossen ist, und man darf nach den Zielpunkten des Gesetzes erwarten, daß zu gegebener Zeit eine Unterstützung der Lebensmittelerzeugung gleichfalls stattfinden wird. Ein eigentlicher Zwang auf die Produktion wird trotzdem nicht ausgeübt, denn es steht jedem Unternehmer frei, seinen Betrieb der Reichsindustrie dienstbar zu machen oder nicht, sowie es auch den einzelnen Landwirten anheimgegeben ist, welche Gewächse sie anbauen und wieviel Vieh sie halten wollen. Die Beeinträchtigung der privatrechtlichen Freiheit geht mithin nicht bis zur Nötigung der Erzeugung vorgeschriebener Güter in zugemessenen Mengen. Der Mechanismus der Produktion bleibt also auch fernerhin grundsätzlich unberührt, zumal der kapitalistische Produktionsfaktor in Privathänden ruht.

Die vielfach verbreitete Behauptung von einer Umwälzung der bestehenden Wirtschaftsordnung trifft demnach nur sehr bedingt zu. Indem die Staatsgewalt die dem privaten Erwerbsstreben ohnehin angelegten Zügel straffer anzieht, hebt sie nicht das kapitalistische System aus den Angeln, schiebt aber den Staatssozialismus ein beträchtliches Stück vorwärts. Der Unternehmergewinn behält seine Geltung, selbst wenn ihm durch Kriegsgewinnsteuern und Festsetzung der Preise bei Lieferungen an die Heeresverwaltung etliche Daumschrauben angelegt werden, ja er wird gerade jetzt zum Vorspann für verstärkte Anspannung der Kriegsindustrie benutzt. Anderseits empfängt der Kriegssozialismus eine ungleich schärfere Ausprägung durch die Erweiterung der staatlichen Aufsichtsrechte über die kriegsnotwendigen Betriebe, ihre Arbeitsbedingungen und Lohnverhältnisse, kurz über die innere Gestaltung der Betriebstechnik. Den Arbeitgebern werden damit Einschränkungen ihrer Selbstherrlichkeit auferlegt, die sie oft genug recht unliebsam empfinden werden, mit denen sie sich aber im Hinblick auf die Interessen der Allgemeinheit abfinden müssen. Zu anderer Zeit würde das selbstbewußte deutsche Unternehmertum in heller Entrüstung aufbegehren, wenn eine so weitgehende Einmischung amtlicher Organe in seine Betriebsverhältnisse ihm angesonnen würde. Jetzt ist gegen die mit dem vaterländischen Hilfsdienst verknüpften Einengungen kein Widerspruch von jener Seite erhoben worden. Wirtschaftsverbände, Handelskammern und industrielle Organisationen sind vielmehr wetteifernd bemüht, die erforderlichen Umstellungen in der Volkswirtschaft, soweit in ihren Kräften steht, der militärischen Oberleitung zu erleichtern. Das der Nation innewohnende hochentwickelte Gemeinschaftsgefühl läßt alle Bedenken und Besorgnisse in den Hintergrund treten. Die Militarisierung eines großen Teiles der deutschen Volkswirtschaft wird als Gebot einer schweren Zeitenwende aufgefaßt und daher willig hingenommen.

Durch das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst ist zu einem organisatorischen Riesenbau der Grund gelegt worden. Seine Umfassungsmauern sind so weit ausgedehnt, daß man sagen darf: das ganze deutsche Volk ist wenigstens mittelbar in sie einbezogen. Selbst Frauen und Kinder nicht ausgenommen, denn scheiden die zum Arbeitsdienst einberufenen Männer aus ihrem bisherigen Wirkungskreise aus, so werden vielfach weibliche Personen und Jugendliche an die verlassenen Stellen treten. So muß es auch sein. Die allgemeine Dienstpflicht bedeutet nicht die Aushebung etlicher gesonderter Schichten der gesamten Heimarmee, sondern ihrem tiefern Sinn nach die Erhebung aller zur Verteidigung des Vaterlandes. Das Vaterland ruft die Gesamtheit zur Pflichterfüllung und freiwilligen Hingabe auf. Daher ist der Arbeitszwang als letzter Notweg hintangesetzt, das Prinzip der Freiwilligkeit vorangestellt. Mit der materiellen Leistung soll eine erhöhte Staatsgesinnung sich verbinden. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Im Kriege und durch den Krieg hat der Staatsgedanke eine vordem kaum für

möglich gehaltene Belebung erfahren. Die demokratische Auffassung vom Staat als Vollstrecker eines chimärischen Volkswillens hat durch die tatsächlichen Vorgänge Schiffbruch erlitten und der Staat ist von der ihm zugemuteten Nachtwächterrolle zu gebietendem Herrscher aufgestiegen. Diesen sichtbaren Umschwung verdanken wir dem Kriegsgeist, der zur Unterordnung der Individuen unter die Gemeinschaftsziele zwingt. Um alle Gemeinschaften aber spannt sich der eiserne Reifen der organisierten Staatsmacht. Die starke Hand von oben her wäre freilich längst ermattet, wenn nicht die inneren Kräfte der Nation durch Anpassung und Nachgiebigkeit den Volksorganismus auf den Führerwillen eingestellt hätten. Im Vertrauen auf dieses Zusammenwirken von Staatsräson und Nationalgefühl ist auch bei der Einführung der allgemeinen Dienpflicht ausgegangen. Wir erhoffen von ihr auch eine aufrüttelnde moralische Wirkung, denn wer wollte es leugnen, daß es in unserer Mitte noch allzu viele gibt, die dem großen Geschehen des Krieges mit stumpfen Sinnen beiwohnen, vielfach sogar einzig darauf bedacht sind, aus den verwirrten wirtschaftlichen Ausnahmezuständen wucherischen Gewinn zu ziehen. Diesen Leuten ist die volle Erkenntnis der unabsehbaren Tragweite der in Blut und Glut vor unseren Augen sich abspielenden Schicksalstragödie überhaupt noch nicht aufgegangen. An ihnen mag der Arbeitszwang für Reich und Volk als Zwangserziehung sich bewähren.

Noch ein Wort über Belgiens Zukunft

Von Dr. Karl Buchheim

Unter der Überschrift „Belgiens Zukunft" veröffentlicht Professor Bornhak in den „Grenzboten" (1916 Nr. 49) einen Aufsatz, dem man einen Widerhall in den weitesten Kreisen unseres Volkes wünschen möchte. In dem Augenblick, wo die deutsche Fahne siegreich über Bukarest weht, wo unsere Siegeszuversicht nach langen Monaten schwerer Kämpfe glänzend gerechtfertigt dasteht, da scheint es mehr als früher Zeit zu sein, daß über unsere Ziele an der Westmark des Reiches mit klaren Worten gesprochen wird. Aus militärischen, maritimen, wirtschaftlichen und historischen Gründen dürfen wir Belgien nicht wieder aus unserer Hand lassen. Rücksicht auf England brauchen wir nicht zu nehmen. Wir wissen, daß wir von England gutwillig keinen annehmbaren Frieden zu erwarten haben. Waren schon Asquith und Grey zu keinen Verhandlungen bereit, so dürfen wir um so weniger auf Entgegenkommen rechnen, je aus-

schließlicher die entschlossensten Vertreter des absoluten britischen Imperialismus, Leute wie Lloyd George und Carson, das Staatsruder an sich reißen. Ist darum Antwerpen die Pistole, die auf das Herz Englands gerichtet ist, so wollen wir auch nach Kräften aus ihr schießen und demzufolge mit Ruhe frei herausſagen, daß wir entschlossen sind, ganz Belgien, Maaslinie und Kanalküste, freiwillig nicht wieder herauszugeben.

Belgien soll nach Bornhaks Vorschlag aufhören zu bestehen, und sein Gebiet soll, nach der Sprachgrenze geschieden in zwei Reichsländer, Vlamland und Wallonei, in den Verband des Deutschen Reiches eintreten. Die Bevölkerung müßte sich entweder damit abfinden oder gegen die Reichsangehörigkeit optieren und dann binnen Jahresfrist auswandern, binnen weiterer Jahresfrist aber auch ihren gesamten Besitz an belgischem Grund und Boden, Industrie- und Handelskapital veräußern. Dies letzte darf ihr nicht erlassen werden. Wir haben diesen Fehler 1871 in Lothringen gemacht, wo das ländliche Grundeigentum großenteils nicht in den Händen der ansässigen Bauern war, sondern Rentnern in Paris oder Nancy gehörte, deren wirtschaftlicher Einfluß dann vierzig Jahre lang dem Fortschritt deutscher Gesinnung entgegenarbeiten konnte. Wir wollen den Fehler nirgends wiederholen, am allerwenigsten in Belgien.

Wenn man ein Land gewinnen will, so muß man seine Menschen an der Seele packen, d. h. man muß die Mächte in seinem Sinne wirken lassen, die über die Seele des Volkes Gewalt haben. Jede Annexionspolitik, die diesen Grundsatz nicht anerkennt, ist von vornherein zum Tode verurteilt. Die Seele jedes Volkes, also auch die des vlämischen und wallonischen, wird zunächst beherrscht durch seine materiellen Interessen. Man muß darum das Volk von Antwerpen und Lüttich, von Brüssel und Charleroi so behandeln, daß es durch den Anschluß an Deutschland kein schlechtes Geschäft macht, und man muß auch verhindern, daß deutschfeindliche ausgewanderte Optanten ökonomischen Einfluß im Lande behalten und mit diesem ein hervorragendes Machtinstrument, die „Kultur" der Weltmächte durch tausend Kanäle immer wieder neu in die Gesinnungen des Volkes zu leiten. Aber vergessen darf man zweitens auch nicht, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Neben den wirtschaftlichen Interessen werden die Seelen des vlämischen und wallonischen Volkes in weitem Umfange beherrscht von der Kirche, mit der man sich darum von vornherein abfinden muß. Das Gebiet der Kirchen- und Kulturpolitik ist das einzige, auf dem der Aufsatz von Bornhak ein klares Programm vermissen läßt. Deshalb unternehme ich es, ihm diese Zeilen hinzuzufügen.

Das vlämische und wallonische Volk war bisher ideell doppelt gebunden: einmal an den belgischen Staatsgedanken und durch diesen an den größeren Gedanken der weltlichen politischen Kultur Westeuropas, und zweitens an die katholische Kirche. Unsere Aufgabe ist, die Machtstellung des westeuropäischen politischen Gedankens in den Gesinnungen der Belgier zu brechen. Wir würden einen groben Fehler begehen, wenn wir unsere Kräfte in diesem Kampfe irgend-

wie verzetteln wollten und es für unsere Aufgabe hielten, die jetzige Stellung der Kirche im Lande gleichzeitig in irgendwelchen Punkten zu schmälern. Man muß das eine von vornherein ganz tun und das andere ganz lassen. Bornhak rechnet mit dem erbitterten Widerstand des Klerus gegen die Eingliederung ins Reich. Bei diesem Widerstande darf es aber nicht bleiben. Wir müssen im eigenen Interesse alles tun, um die Kirche mit dem Anschluß an Deutschland zu versöhnen, ja sie womöglich sogar für uns zu gewinnen. Mit gutem Grunde tritt Bornhak für eine Teilung Belgiens in ein vlämisches und ein wallonisches Reichsland ein. Aber das Prinzip „Divide et impera!“ bedarf auf belgischem Boden noch einer viel vollkommeneren Anwendung. Gibt man einmal zu, daß außer den materiellen Interessen zwei Ideenkreise in Belgien mächtig sind: der der westeuropäischen politischen Kultur, also der englisch-französischen Ideen von 1688 und 1789, und der der katholischen Kirche, so folgt daraus nach klarer politischer Logik, daß derjenige, der den einen dieser Ideenkomplexe bekämpfen muß, die Bundesgenossenschaft des anderen zu suchen hat. Unser Todfeind in Belgien ist die französisch-englische Kultur, der politische Gedanke des durch seine Revolutionen geschaffenen Westeuropa. Dieser Gedanke hat ja überhaupt den ganzen belgischen Staat ins Leben gerufen. Durch geschickten rechtzeitigen Anschluß an die Bewegung von 1830 verstand es der Katholizismus, sich neben dem westlichen Liberalismus in einflußreicher Stellung in Belgien zu behaupten. Seitdem kämpfen beide Geistesmächte um die Seelen des Volkes. Es kann gar kein Zweifel sein, daß die Kirche im Kampf gegen den französisch-englischen Einfluß auf das politische Denken in Belgien der gegebene und einzig leistungsfähige Bundesgenosse ist.

Wer hat in Rom, wer hat in Bukarest gegen uns gehetzt und geschürt? Wes Geistes Kinder sind denn die Kriegspolitiker in ganz Europa, die den Kreuzzug gegen den deutschen Militarismus mit so vielem Erfolg gepredigt haben? Überall finden wir diese westeuropäischen Liberalen, die von der Kultursonne an der Seine unheilbar geblendet wurden. Wer war Salandra, wer ist Bratianu, wer Venizelos? Alles Männer, die ihre Überzeugungen — unter dem Vorbehalt, daß sie welche haben! — aus dem Born der politisch-kulturellen Ideen des nachrevolutionären Frankreich geschöpft haben. Wer ist Wilson? Ein Professor, der uns eine Lektion über englisch-liberales Völkerrecht erteilen möchte. Wo sitzen die unverbesserlichen Deutschenfeinde unter der Intelligenz Norwegens und Schwedens? In den politischen Gruppen, die ihre Staatsweisheit aus England beziehen. Vermag jemand das noch für Zufall zu halten? Das politische Bündnis zwischen Frankreich und England hat das alte Puritanerideal des Gottesreiches auf Erden unter englischer Flagge mit dem ererbten kulturellen Ansehen Frankreichs zu einem gefährlichen Ideenkomplex verschmolzen, der neben dem englischen Gelde gewiß nicht das wenigste dazu beigetragen hat, fast in ganz Europa einen Feind nach dem andern wider uns zu erwecken. Wenn wir klug sind und unter dem Zwange des Weltkrieges die großen Zusammen-

hänge, das „planetarische" politische Denken uns zu eigen gemacht haben, dann werden wir gegen diese westliche politische Kultur ihren alten Todfeind in den Schranken rufen: die katholische Kirche. Das katholische Irland ist eine Geißel, die wir nur fest in die Hand zu nehmen brauchen, um den Engländern das Leben gründlich sauer zu machen. Ein klerikales Italien, das leicht entstehen kann, wenn der Papst den Katholiken die Teilnahme an der italienischen Politik gestattet, kann einst wieder deutschfreundlich sein. Denn die römischen Freimaurer, die politischen Schüler Frankreichs, sind die Leute, die den Dreibund verraten haben. Und so liegen die Dinge auch in Belgien: der kulturelle westeuropäische Liberalismus Brüssels ist der Erzfeind des Deutschtums wie der des eingesessenen germanischen Vlamentums, er, der Ableger der französischen Revolution, der bewundernde Jünger aller Pariser Weisheit.

Nun ist allerdings kein Zweifel, daß die heutige belgische Kirche nicht minder deutschfeindlich ist. Sie ist es geworden im Wettkampf mit dem westlichen Liberalismus um die Seelen des Volkes. Aber sie braucht es unter veränderten Verhältnissen ganz und gar nicht zu sein. Man muß dafür sorgen, daß, sobald es der natürliche Gang der Dinge gestattet, auf den Erzstuhl von Mecheln und an andere einflußreiche Stellen geeignete Männer kommen. Für das vlämische Volkstum ist die katholische Kirche in schweren Zeiten die beste und oft fast die einzige Stütze gewesen. Die Brüsseler Fransquillons hätten ihm noch übler mitgespielt, wenn nicht die Kirche die fromme Volksart der Vlamen geschützt hätte. Man darf nicht vergessen, daß hervorragende vlämische Patrioten zugleich klerikale Männer gewesen sind. In Deutschland ist am bekanntesten von ihnen wohl immer noch der Dichter Hendrik Conscience, der Verherrlicher des „Löwen von Flandern". An diese Vergangenheit des belgischen Katholizismus wird man, das nötige politische Geschick vorausgesetzt, mit Erfolg appellieren. Eine außerordentlich wichtige Rolle für die Gewinnung der belgischen Gläubigen fällt natürlich unserer deutschen, speziell der rheinischen Kirche zu. Das niederrheinische Volkstum ist dem vlämischen eng verwandt, das wallonische greift wenigstens in dem kleinen Zipfel von Malmedy auf das Rheinland über, und die politischen Zentren des deutschen Katholizismus, Köln und München-Gladbach, liegen dem belgischen Lande benachbart. In diesen Kreisen wird das Reich die Männer finden, die die belgische Kirche richtig behandeln können. Um Gotteswillen soll man sich hüten, protestantische Assessoren aus Magdeburg oder Frankfurt a. O. nach Belgien zu schicken! Wozu haben wir denn unsere Katholiken!

Wenn Bornhak einer Aufhebung der katholischen Universität in Löwen das Wort redet, so ist vor solchem Beginnen dringend zu warnen. Mag sie mit dem deutschen Staatsgedanken vereinbar sein oder nicht, jedenfalls besteht sie und ihre Aufhebung wäre eine ganz unnötige feindselige Handlung gegen die katholische Kirche. Wir haben keinen „Staatsgedanken" doktrinär in Belgien zu verwirklichen, sondern wir haben das Land nach Möglichkeit für Deutsch-

land zu gewinnen. Daß die freien katholischen Schulen und die Klöster unbehelligt bestehen bleiben müssen, sieht Bornhak ja selber ein. Warum also nicht auch die katholische Universität? Dagegen fallen muß natürlich die liberale Universität in Brüssel, dieser Hort der deutschfeindlichen französischen Kulturpropaganda. Mit ihrer Vernichtung würden wir der katholischen Kirche schon einen Gefallen tun, den wir uns durch politische Gegendienste bezahlen lassen können.

Darum noch einmal: Divide et impera! Unser Feind in Belgien ist der Geist jener westeuropäischen politischen Kultur, der fast in allen Hauptstädten Europas den heiligen Krieg gegen uns gepredigt hat. Wollen wir diesen Geist wirksam bekämpfen, so brauchen wir jene einzige Macht, die außer ihm noch auf die Seelen der breiten vlämisch-wallonischen Volksmassen Einfluß hat: die katholische Kirche zum Bundesgenossen. Wer vorurteilsfrei denkt, wird sich der Logik dieses Gedankenganges nicht entziehen können. Soll also Belgien annektiert werden, wie Bornhak mit überzeugenden Gründen fordert, so lasse man auf die Annexion gleich die richtige Politik folgen.

Ich kenne wohl das warnende Wort: „Qui mange du pape en meurt". Aber wir haben keine Wahl und brauchen nicht mehr vor dem Jesuwiterhütlein zu erbleichen. Deutschland ist ja selber zum nicht geringen Teile ein katholisches Land, und nach der Geburtenstatistik wird der Prozentsatz der Katholiken eher steigen als fallen. In unserer mitteleuropäischen Zukunftspolitik wird der Katholizismus ohnehin eine noch weit wichtigere Rolle spielen als in der bisherigen inneren Reichspolitik, weil Österreich-Ungarn katholisch und die Kirche der Donaumonarchie als Ausgleichsfaktor unter den Nationalitäten längst bewährt ist. Das wäre eine kluge und wahrhaft staatsmännische Annexionspolitik, die aus der alten Not der konfessionellen Zerrissenheit Deutschlands eine neue Tugend zu machen verstünde. Wir sollten in Belgien ebenso im Bunde mit der katholischen Kirche auftreten wie im protestantischen Kurland, das doch hoffentlich auch deutsch wird, im Bunde mit der norddeutschen protestantischen Kultur. Nützen wir aus, was wir haben und lernen wir überall den eigentlichen Feind, die Staatskultur Englands und Frankreichs, nicht bloß militärisch und wirtschaftlich, sondern auch in den Gesinnungen Europas zu bekämpfen!

Geschichtschreibung neuester Zeit und ihre Kritik

Von Dr. Hans Goldschmidt

Im Laufe dieses Jahres sind drei Werke, in welchen Deutschlands auswärtige Politik jüngster Zeit behandelt wird, in neuer Auflage erschienen: Graf Reventlows „Deutschlands auswärtige Politik 1888 bis 1914", Fürst Bülows „Deutsche Politik" und Hermann Onckens „Vorgeschichte des Krieges". Drei Persönlichkeiten recht verschiedener Lebensstellung behandeln hier das gleiche Thema je nach ihren Erfahrungen und ihrer Lebensauffassung. Fürst Bülow hat fast die Hälfte der in Frage kommenden Zeit als leitender Staatsmann die von ihm geschilderte Politik selbst gemacht. Sein Werk ist daher mehr ein Quellenwerk zur Charakteristik derselben. Ähnlich Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" wollte Bülow in seinem Rückblick und Ausblick die großen Linien seiner Politik verständlich machen und uns für die Fortsetzung seiner leitenden Ideen gewinnen. Er kennt das Quellenmaterial unserer auswärtigen Politik wie kein anderer, aber er darf von seinen Kenntnissen nur beschränkten Gebrauch machen und muß auch aus Gründen persönlichen Taktes mit dem Urteil über die Politik nach seinem Ausscheiden zurückhalten, da die Hauptbeteiligten noch fast alle im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stehen. Bismarck war da in günstigerer Lage, weil seine Amtszeit eine weit geschlossenere Epoche bildete und in der Hauptsache zeitlich weiter zurücklag, auch waren die Erfolge seiner auswärtigen Politik unbestritten. Seine Bündnispolitik hatte den Frieden bewahrt, und es war daher nicht schwer für ihn, sie zu verteidigen und vor ihrem Verlassen zu warnen. Bülow verteidigte 1914 seine Politik der freien Hand, ohne daß günstige Ergebnisse vorlagen, außerdem mußte er sich nach seinen eigenen Worten in der Vorrede der neuen Auflage Zurückhaltung gegenüber dem Ausland auferlegen. 1916 konnte er in dieser Hinsicht deutlicher sein. Er meint im übrigen, er habe „nirgends auf dem Felde der auswärtigen Politik Veranlassung, Grundsätzliches von seiner Auffassung der Verhältnisse anderer Staaten zum deutschen Reiche zu ändern. Die Ereignisse hätten ihm im wesentlichen Recht gegeben."

Solche Rücksichten brauchte Graf Reventlow als unabhängiger, konservativer Publizist nicht zu nehmen, andererseits fehlte ihm Bülows Quellenkenntnis. Er wollte 1914 in einer für den gebildeten Nichtfachmann berechneten Darstellung eine anschauliche Schilderung der deutschen Politik des nachbismarckischen

Zeitalters bieten, mit dem Bestreben, weniger zur Kritik als zum Verständnis anzuregen. In der neuen Auflage nahm er umfangreiche Änderungen vor; ähnlich Bülow begründete er sie damit, daß ihm 1914 politische Rücksichten auf deutsche und ausländische Leser zur Vorsicht im Urteil nötigten, um Nationen nicht zu kränken, die noch nicht den Beweis geliefert hatten, daß verletzende Äußerungen nichts mehr verderben konnten, außerdem habe der Krieg manche Frage erledigt, die damals noch nicht abgeschlossen war.

Der Heidelberger Historiker Oncken hat in dem Sammelwerk „Deutschland und der Weltkrieg", das die Stellung der am Kriege Beteiligten, Vorgeschichte und Ausbruch des Krieges mit den Mitteln der Wissenschaft objektiv behandeln soll, die Vorgeschichte des Weltkrieges als Fachhistoriker unter Benutzung aller ihm erreichbaren Quellen geschrieben. Er verweilt zwar nicht solange bei der Geschichte der 90er Jahre, aber in der Hauptsache geht seine Darstellung doch parallel mit der von Bülow und Reventlow. Vor diesen hat er voraus, daß er nach Ausbruch des Krieges geschrieben hat, als das diplomatische Spiel der vergangenen beiden Jahrzehnte zu jähem Abschluß gekommen war, sich über die Stellungnahme der Staatsmänner ein bestimmteres Urteil fällen ließ und in Gestalt der verschiedenen Farbbücher und amtlichen Mitteilungen der Regierungen ein verhältnismäßig reiches Quellenmaterial vorlag. Die neue Auflage hat auf Grund der inzwischen bekanntgewordenen belgischen Gesandtschaftsberichte und anderer amtlicher Berichte stellenweise entsprechende Zusätze und Erweiterungen erfahren.

Gegen das Reventlowsche Buch haben sich nun zuerst Theodor Wolff im „Berliner Tageblatt" und dann der Universitätsprofessor Veit Valentin in einem Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher" „Graf Reventlow als Geschichtsschreiber", der von Valentin später mit Reventlows Erwiderung und einem Schlußwort Valentins in zahllosen Exemplaren als Sonderabdruck verbreitet worden ist, gewandt. Beide behaupten, Reventlow habe in der dritten Auflage seines Buchs die Dinge so verarbeitet, daß der Eindruck, England habe seit langen den europäischen Krieg geplant, unabweisbar werde. Theodor Wolff erklärt in zwei Punkten Reventlows Darstellung für irrtümlich, freilich ohne daß er in dem zweiten Punkt (den deutsch-englischen Verhandlungen über die portugiesischen Kolonien) beweist, daß seine Information die richtigere ist, und verspottet Reventlow wegen mehrerer falscher, politischer Urteile. Er bleibt aber völlig sachlich und nennt Reventlow den begabtesten einflußreichsten und bestinformierten Politiker des Nationalismus, der mehr Einblick in die Dinge als die anderen habe, auch in seiner Arbeitsleistung große Energie zeige. Valentin dagegen schmäht Reventlow persönlich und tadelt ihn, weil er „den Krieg samt den billigen ex eventu Urteilen des ephemeren Stimmungsrausches in seine Darstellung völlig eingearbeitet habe" und meint, die schriftstellerischen Mittel, mit denen er sein Buch umgearbeitet habe, seien zum Teil sehr bedenklich und mit der heiligen Pflicht eines Geschichtschreibers unvereinbar. Aus dem Buche,

wie es heute vorliege, lasse sich kein auch nur einigermaßen zutreffendes Bild gewinnen. Zur Erhärtung seiner Vorwürfe stellt Valentin eine Anzahl Sätze der ersten und dritten Auflage einander gegenüber.

Zunächst ergibt die nähere Prüfung der Zitate ein für die Beurteilung von Valentins Arbeitsweise höchst unerfreuliches Bild. Er entnimmt sie sämtlich dem Teil des Buches, von dem Reventlow in seiner Vorrede sagt, er sei bis zum Ende neu geschrieben worden. In diesem Teil sind nun die einzelnen Abschnitte so umgearbeitet, daß sich nicht mehr überall Parallelen ziehen lassen. Einzelne Absätze haben allerdings den gleichen Wortlaut mit oder ohne Einschiebungen behalten, andere sind aber so erweitert oder verkürzt, auch zur Verbesserung der Chronologie und Stilistik an andere Stellen gesetzt, daß leicht falsche Sätze nebeneinander gestellt werden und die Parallele ein falsches Bild ergibt. So stimmen besonders die Vergleiche nicht, aus denen Valentin ein „Abrücken" Reventlows von Bülow und dem verstorbenen Staatssekretär von Kiderlen-Wächter in der dritten Auflage folgert. Seite 6 sagt Valentin, daß die Anerkennung, die Reventlow in der ersten Auflage Bülows Politik in der bosnischen Krise gezollt hat: „Die seitdem verflossenen Jahre haben, das muß mit Nachdruck ausgesprochen werden, diese Politik des Fürsten Bülow gerechtfertigt" in der dritten Auflage, Seite 366 ganz anders klänge, und „in folgender gnädiger Form erteilt" werde: „Angesichts der deutsch-österreichischen Ruhe und Festigkeit, ja, man kann sagen, daß diesmal auch Zielbewußtsein vorhanden war . . . !" Valentin übersieht, daß Reventlow schon Seite 364 sagt: „Wie gesagt, ließ Fürst Bülow aber von vornherein keinen Zweifel über den deutschen Standpunkt und dessen Festigkeit. Dadurch wurde die Krisis zur Lösung gebracht und zwar zur friedlichen und im Sinne der Politik der Mittelmächte." Dieser Satz war weit eher in Parallele zur ersten Auflage zu stellen. Zwei Seiten lang beschäftigt sich Valentin dann damit, daß Reventlow sein Urteil über die Politik Kiderlens offenbar geändert hat. Er vergleicht aber wiederum sehr oberflächlich und spitzt die sachlichen Änderungen auf das Persönliche zu. Z. B. begründet Reventlow, dritte Auflage, Seite 391, sehr ausführlich sein verändertes Urteil über das Potsdamer Abkommen zwischen Rußland und Deutschland 1910, Valentin teilt nur einen Satz davon mit, der so herausgerissen allerdings eine persönliche Spitze gegen Kiderlen zu enthalten scheint. Valentin tadelt die Weglassung zweier Gespräche Reventlows mit Kiderlen. Ich gestehe zu, daß ich die Änderungen vom Standpunkte historischer Forschung aus auch bedauere; denn der Quellenwert, den die Gespräche in der ersten Auflage hatten, geht in der Bearbeitung der dritten, die nur das sachliche Ergebnis resumiert, verloren (auch die Mitteilungen über Kiderlens Kongozukunftspläne fehlen hier). Da Reventlow aber an anderen Stellen Gespräche mit Kiderlen unverändert wiedergibt (was Valentin nicht mitteilt), kann ein persönliches Abrücken jedenfalls nicht gefolgert werden. Vor allem hätte Valentin aber nicht verschweigen dürfen, daß Reventlow in

der dritten Auflage, Seite 455 bis 456, eine ausführliche Charakteristik Kiderlens und seiner Politik gibt, aus der zur Genüge hervorgeht, weshalb er sein Urteil über Kiderlen geändert hat. Ähnlich fehlerhaft setzt Valentin Reventlows „treffendem Urteil" der ersten Auflage über die Haltung der Tripleentente in der bosnischen Krise, „daß sie damals zwar kein leerer Schein gewesen sei, wohl aber außerstande war, die Machtfrage wirklich zu stellen," „die kühnen Worte" der dritten Auflage, Seite 369 gegenüber, „so betrachtet, stellt sich die von Großbritannien inszenierte bosnische Krisis als eine Art Generalprobe der Tripleentente dar, die zeigen sollte und zeigte, wie weit man gehen könnte." Seite 364 schreibt aber Reventlow: „Keine der beiden Festlandmächte wünschte einen Krieg, welcher ihnen damals schwerstes Risiko gebracht hätte, nicht aber dem britischen Reich, welches unter verhältnismäßig geringen Kosten und Verlusten Deutschland seines Handels und seiner Kolonien usw. hätte berauben können." Ein Satz, der vor den Satz S. 369 gesetzt, allein schon die Übereinstimmung der grundsätzlichen Anschauung in der ersten und dritten Auflage zeigt. Auch über Deutschlands Friedensliebe in der Marokkokrise 1905 soll Reventlow 1916, Seite 272, ein absprechenderes Urteil als 1914, Seite 267, abgegeben haben. Valentin bemerkt wiederum nicht, daß Reventlow an anderer zur ersten Auflage weit passenderer Stelle, 1916, Seite 268, auch die Nachteile hervorhebt, welche damals der Krieg für Deutschland gehabt hätte, wo Landwirtschaft, Industrie und Geldwirtschaft lange nicht so leistungsfähig wie zehn Jahre später waren. Die schlimmste Leistung Valentins ist aber: Reventlow wirft in seiner Erwiderung Valentin vor, Valentins Behauptung, Reventlow glaube, England habe nichts als den Krieg gewollt, sei „bewußt unrichtig." Dem stellt Valentin zum zweiten Mal angeblich wörtlich folgenden Satz als Reventlows „abschließendes Urteil" gegenüber: „England hat seit Jahren die Welt organisiert und in Bewegung gesetzt, um den Vernichtungskrieg gegen ein friedliebendes Volk zu führen." Den Satz hat Reventlow garnicht geschrieben. Der nur in Frage kommende Satz, Seite 479, lautet bei ihm: „Britische Herrschsucht und Handelseifersucht sind die Triebfedern gewesen, welche die Welt organisiert und in Bewegung gesetzt haben, um den Vernichtungskrieg gegen ein friedliebendes Volk zu führen." Und dabei behauptet Valentin noch „mit aller wünschenswerten philologischen Exaktheit" zu handeln!

Mit weit größerer philologischer Exaktheit hätte er seinem Zweck entsprechende Zitate finden können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, den ersten Teil des Buches durchzuarbeiten, wo bei sonst gleichem Wortlaut einzelne Zusätze und Auslassungen in der dritten Auflage, die veränderte Ansicht Reventlows scharf hervorheben. Im Grunde bedeuten die Änderungen, die nach Valentinscher Methode sogar teilweise eine Abschwächung der gegen England gerichteten Tendenz beweisen würden, garnichts. Die Anschauungen Reventlows wird der aufmerksame, unvoreingenommene Leser in ganz anderen

Sätzen und vor allem viel früher als in dem von Valentin berücksichtigten Teil verankert finden, und sie lauten durchweg in beiden Auflagen wörtlich gleich. Einige von ihnen lasse ich hier folgen: „Die kurze Zeitspanne, welche diese diplomatischen Verhandlungen (Mandschureivertrag zwischen Rußland und China, Yangtsevertrag zwischen England und Deutschland) einschloß, ist wahrscheinlich für die Richtung der deutschen Politik der kommenden zehn Jahre und besonders für die deutsch-englischen Beziehungen entscheidend geworden. Es handelt sich um die Frage und um die Entscheidung, ob das deutsche Reich im Verein mit Großbritannien und mit Japan gegen die russische Mandschureipolitik, insbesondere gegen den beabsichtigten Vertrag mit China protestieren wollte oder nicht. In England erwartete man mit Bestimmtheit, daß dies der Fall sein werde .... Fürst Bülow wollte unter keinen Umständen von der britischen Politik gegen Rußland ausgenützt werden ... Seit den Befreiungskriegen hatte Großbritannien mit seinem Handel und als Beherrscherin der Ozeane eine souveräne Stellung eingenommen, lange Jahrzehnte hindurch auch auf dem europäischen Festlande .... Die überlegene Kunst und Energie Bismarcks hatten mit einer Großbritannien überraschenden Schnelligkeit plötzlich ein mächtiges deutsches Reich in das Zentrum von Europa hineingesetzt. Man hatte sich ihm gegenüber wohl oder übel freundschaftlich gestellt. Nach Bismarcks Abgang hatten die britischen Staatsmänner gehofft, sich das Deutsche Reich „als dummen und starken Kerl auf dem Festlande" dienstbar zu machen. Es war nur kurze Zeit gelungen. (Erste Auflage, Seite 168, 174, 205, dritte Auflage, Seite 170, 177, 208.)" Übrigens hätte Valentin schon aus der Vorrede der dritten Auflage den Schluß ziehen können, daß beide Auflagen die gleichen Gedanken verfechten; denn schon hier wendet sich Reventlow gegen Besprechungen, die einseitig als Leitmotiv „England ist der Feind" hervorhoben. Die erste Auflage erklärt ja aber Valentin „als eine Darstellung, die im wesentlichen sachlich einwandfrei, als gute, gründliche Arbeit eine Verbreitung in allen Kreisen verdiente."

Ich denke die Haltlosigkeit seiner Kritik ist zur Genüge dargetan. Sein Verfahren, bei dem er sich nicht scheut, seine angefochtene Wissenschaftlichkeit mit einem inkorrekten Zitat zu verteidigen, ist umso verwerflicher, als es geeignet ist, die Geschichtswissenschaft in Mißkredit zu bringen.

Wie haben es denn Fürst Bülow und Oncken gemacht? Fürst Bülow schreibt 1914 über Italien und den Dreibund (Seite 31): „Es gibt Politiker, die der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund einen rechten Wert nicht zusprechen wollen. Selbst wenn dieser Zweifel begründet wäre, was bei der Loyalität der maßgebenden Faktoren in Italien und der politischen Klugheit des italienischen Volks nicht der Fall ist, würde damit gegen den Wert der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund noch nicht alles bewiesen sein .... Die bosnische Frage und das Tripolisunternehmen, die Österreich und Italien in Gegensatz zu der uns befreundeten Türkei

brachten, haben den Dreibund nicht schwächen können." Die gesperrten Worte fehlen 1916. Dafür schreibt Bülow 1916 an anderer Stelle (Seite 60) neu: „Durch die bosnische Annexionskrise wurde weder der Krieg entfesselt, noch auch unser Verhältnis zu Rußland ernstlich geschädigt." Dagegen fehlen hier wiederum in dem Satze: „Kaiser Nikolaus gab der Welt einen neuen Beweis seiner Friedensliebe, indem er sich für einen gütlichen Ausgleich entschied," die gesperrten Worte. Obwohl Bülow nach seiner eigenen Mitteilung in der Vorrede 1916 vorgeworfen worden ist, er habe 1914 unser Verhältnis zu England zu sehr grau in grau gezeichnet, hat er doch noch verschiedentlich zu optimistisch gesehen. So fehlt 1916 der Satz: „Die englische Politik steht wohl unter dem Einfluß der Sorgen, die weite englische Kreise vor der wirtschaftlichen Expansion und der wachsenden Seemacht Deutschlands erfüllen. Seit dem Ende der Einkreisungspolitik 1908 denkt England aber nicht mehr daran, seine gesamte, internationale Politik oder auch jede Einzelheit seiner Beziehungen zum Deutschen Reich vom Gegensatz gegen Deutschland abhängig zu machen." Auf andere geänderte Stellen, wie „Es wäre töricht, die englische Politik mit dem zu Tode gehetzten Wort vom perfiden Albion abtun zu wollen" hat schon Leopold von Wiese („Berliner Tageblatt" vom 22. Juni) hingewiesen. Fürst Bülow hat überall da Änderungen vorgenommen, wo die Ereignisse seinem politischen Scharfblick nicht recht gegeben haben. Will Valentin Bülow auch vorwerfen, er habe „den Krieg samt den billigen ex eventu Urteilen des ephemeren Stimmungsrausches in seine Darstellung völlig eingearbeitet?" Sachlich wiegen Bülows Änderungen viel schwerer; denn er verwischt hier die Ideen, welche seiner eigenen Politik zugrunde lagen. Aber es war von ihm nicht zu verlangen, daß er die Sätze, welche offenbar unrichtige Urteile enthielten, stehen ließ; es war nur Sache des persönlichen Empfindens, ob er sein Werk, das eine Verteidigung seiner Politik darstellt, nochmals erscheinen lassen wollte.

Auch bei Oncken finden sich selbstverständlich in der neuen Auflage Änderungen. Kein geschulter Historiker wird sie unterlassen, wenn neues Quellenmaterial und der Gang der Ereignisse die Überzeugung in ihm reifen lassen, daß er seine frühere Darstellung nicht mehr vertreten kann. Die belgischen Gesandtschaftsberichte, deren unschätzbaren Quellenwert Oncken gebührend hervorhebt, haben zwar ähnlich wie bei Reventlow in der Hauptsache nur seine Auffassung bestätigt, aber andere inzwischen bekannt gewordene diplomatische Aktenstücke haben ihn z. B. zu Änderungen über die Rolle Englands in der bosnischen Krise und zu einer neuen Darstellung von Lord Haldanes Reise nach Berlin im Jahre 1912 veranlaßt. Hervorzuheben ist auch der neue Satz über England-Japan S. 592: „Die Kriegsentschlossenheit der englischen Regierung (1911) geht auch daraus hervor, daß sie wenige Tage vor der Rede von Lloyd George am 13. Juli einen neuen Vertrag mit Japan geschlossen hatte, in dem die englische Gegengabe anscheinend in der zukünftigen Auslieferung von Kiautschou im Kriegsfalle bestand."

Was hätten auch Neuauflagen für einen Zweck, wenn den Autoren, ex eventu zu urteilen und sachliche Änderungen ihrer Ansicht wiederzugeben, verboten wäre? Sollen sie sich etwa auf stilistische Verbesserungen beschränken? Welcher Historiker urteilt nicht ex eventu und ändert nicht auf Grund neuer Tatsachen seine Darstellung? Verwerflich ist es m. E. nur, wenn jemand von einer Persönlichkeit, um mit Valentin zu reden, abrückt, weil der Erfolg ihrer an sich richtigen Handlungsweise infolge unvorhergesehener Ereignisse ausgeblieben ist. Das hat Reventlow nicht getan. Sein Urteil über die Fehler und die Erfolge Bülowscher Politik ist in beiden Auflagen gleich, und die veränderte Einschätzung des Staatssekretärs Kiderlen hat er sachlich ausreichend begründet. Valentin möge sich doch nur die Änderungen in den verschiedenen Auflagen von Treitschkes Deutscher Geschichte und Meineckes Weltbürgertum und Nationalstaat ansehen und aus ihnen lernen, daß auch unsere bedeutendsten Historiker sich neuen Tatsachen nicht verschlossen und in Neuauflagen geändert haben.

In der Gesamtdarstellung weichen die drei Autoren in Einzelheiten des Urteils und der Auffassung selbstverständlich voneinander ab. Erklärt doch Reventlow einen so wesentlichen Bestandteil Bülowscher Staatskunst wie die Marokkopolitik für in den Wurzeln fehlerhaft und insbesondere die Konferenz von Algeciras für einen Mißerfolg, während Fürst Bülow nach wie vor von ihrem Ergebnis befriedigt ist. In manchen Punkten beurteilte Reventlow unsere Lage entschieden richtiger als Bülow. Bülow meinte noch 1914, nirgends habe die nordamerikanische Union während des letzten Jahrhunderts besseres Verständnis und gerechtere Anerkennung als in Deutschland gefunden. Solange die Politik hüben und drüben von ruhigen Händen geleitet werde, brauchten wir für unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten nichts zu befürchten. Reventlow machte schon damals auf die dortige feindselige Stimmung gegen uns aufmerksam, die nicht zum wenigsten dank den Einflüsterungen der englischen Presse bei jedem Zwischenfall deutsche Eroberungspläne in Süd- und Mittelamerika argwöhnte und warnte vor Illusionen, die in Amerika schon einen künftigen Helfer bei einem Krieg zwischen Deutschland und Großbritannien erblickten. Bülow geht über die Bedeutung Kiautschous für unser Verhältnis zu Japan hinweg und meint nur 1916: „Durch den japanischen Vorstoß sind dem japanischen Volk die Sympathien verloren gegangen, die wir ihm lange entgegengebracht haben. Es wird an Japan sein, das Vertrauen des im Weltkriege siegreichen Deutschen Reiches wiederzugewinnen." Reventlow meint, nur das Einverständnis mit Japan hätte uns Kiautschou sichern können. Er sagte schon 1914 mit Bezug auf die Ratifizierung der Londoner Seerechtsdeklaration voraus, sie dürfte kaum erfolgen, weil das britische Volk darin einmütig sei, auch nicht den Schein einer Rechtsverpflichtung für das Verfahren im Seekriege auf sich zu nehmen, weil es glaubt, der nächste Seekrieg werde mit der deutschen Flotte ausgefochten werden, und weil es dann gelten solle,

den deutschen Seehandel zu vernichten. Andererseits erinnern auch bei Reventlow manche falsche Voraussagen, daß ein Publizist und kein Historiker das Buch geschrieben hat. Den Zusammenschluß von Rumänien, Serbien und Griechenland nach dem zweiten Balkankrieg erklärte Reventlow 1914 für uns günstig, weil er meinte, die durch unser Eintreten für den Bukarester Frieden für uns gewonnenen, ersteren beiden Staaten würden einen für uns vorteilhaften Einfluß auf Serbien ausüben. Er fügte aber hinzu, die Verhältnisse ragten so stark in die Gegenwart hinein, daß sie sich nur schwer beurteilen ließen. Kiderlens Marokkopolitik scheint auch Bülow zu verwerfen und ebenso wie Reventlow der Ansicht zu sein, daß der Abfall Italiens nicht unbedingt eintreten mußte. Freilich deutet er in beiden Punkten nur vorsichtig an und bemerkt bezüglich Italiens, er wolle unerörtert lassen, ob und auf welche Weise beim Beginn des Krieges der Abfall Italiens vom Dreibund hätte verhindert werden können, während Reventlow die Schuld gerade auf Bülow zurückführt, der s. Zt. die Politik der kleinen Geschenke zu wenig betrieben habe. Fürst Bülow legt dar, daß seine Politik mit Rücksicht auf den Flottenbau die einzig mögliche gewesen wäre: „Wir durften uns weder von einer grundsätzlich gegen England gerichteten Politik das Gesetz unseres Entschließens und Handelns vorschreiben lassen, noch durften wir uns um der englischen Freundschaft willen in englische Abhängigkeit begeben. Beide Gefahren waren gegeben und rückten mehr als einmal in bedenkliche Nähe." Auch sucht er, wie wir es heute noch so oft lesen, nachzuweisen, daß es zwischen uns und den anderen europäischen Großmächten eigentlich keine „wirklichen" Gegensätze gäbe. Leider zeigt der Krieg, daß diese „in Wirklichkeit" anderer Ansicht waren und sind. Es sei hier auch an König Eduards Wort erinnert: „There are no frictions between us, there exists only rivalry."

Onckens Thema lautet etwas anders und dementsprechend steht nicht die deutsche Politik im Mittelpunkt, sondern es mußte für die Vorgeschichte des Krieges die Politik der sämtlichen in erster Linie am Krieg beteiligten Mächte gleichmäßig in ihren Zusammenhängen untersucht und dargestellt werden und sich dann von selbst ergeben, daß die Politik derjenigen Mächte in den Vordergrund rückte, welche mehr oder minder konsequent auf den Krieg hingezielt und damit am stärksten an der Vorgeschichte des Krieges gearbeitet hatten. Bei Oncken ist im Gegensatz zu den beiden anderen Autoren die Idee scharf herausgearbeitet, daß im letzten Stadium der Einkreisungspolitik nicht mehr die englischen Staatsmänner den sichtbar führenden Anteil hatten, vielmehr der Panslawismus um anderer Ziele willen als die englische Weltpolitik als Erbe König Eduards dessen Geschäfte übernommen hatte.

In der Darstellung der Grundzüge unserer politischen Geschichte von 1914 und, was fast gleichbedeutend ist, unseres Verhältnisses zu England weichen die drei Autoren aber nur unwesentlich voneinander ab. Sie stimmen in der Ansicht überein, die Reventlow in den Worten zusammenfaßt: „Durch die

ganze Geschichte dieser 26 Jahre zieht sich die deutsche Flotte teils als Frage, teils als Stein des Anstoßes, teils als Ansporn, teils als Hindernis hindurch. Es läßt sich kaum ein Ereignis politischer Natur innerhalb dieses Zeitraumes nachweisen, das nicht irgendwie mit der deutschen Flotte oder dem Fehlen einer solchen direkt oder indirekt in ursächlichem Zusammenhang stände." Sie sind einig in dem Urteil über die gegen uns gerichtete Politik Englands, daß eine Verständigung mit England nur möglich war, wenn wir auf unsere Stellung als gleichberechtigte Macht verzichteten und uns zum Werkzeug englischer Pläne machten, stellen aber ebenfalls einstimmig fest, daß England die Ziele seiner Einkreisung auch auf friedlichem Wege erreichen konnte und vermutlich zeitweise auch wollte, besonders betont Reventlow die bedingte Friedensliebe Eduards. Neuerdings behauptet Hans Delbrück im Oktoberheft der „Preußischen Jahrbücher", es sei nicht ganz klar, ob wirklich England als der eigentliche Anstifter des Krieges anzusehen sei. Oncken drücke sich zum wenigsten zweifelhaft darüber aus und selbst Graf Reventlow habe seine These „England hat seit Jahren die Welt organisiert" usw. nicht aufrecht erhalten, sondern sie nachträglich durch den Zusatz „Krieg oder deutsches Nachgeben" eingeschränkt oder vielmehr aufgehoben, da Krieg oder Nachgeben ja schließlich der Inhalt jeder Politik sei und alles darauf ankomme, was und worin nachgegeben werden sollte. Da Delbrück als Beweis für seine Behauptung Valentins oben erwähntes Zitat, von dem Delbrück ja nicht ahnen konnte, daß es inkorrekt ist, und eine Bemerkung aus Reventlows Erwiderung an Valentin anführt, ist wohl anzunehmen, daß er nur Valentins Pamphlet, nicht aber das Buch selbst vorgenommen hat. In diesem teilt Reventlow zur Genüge mit, was und worin nachgegeben werden sollte und Delbrück hätte im Zusammenhang sehen können, daß Reventlow seine These keineswegs aufgehoben hat; denn Reventlow hat stets erklärt, daß unter Bedingungen, die das Deutsche Reich herabwürdigten, eine Einigung mit England zu haben gewesen sei. Ebensowenig spricht sich Oncken über Englands Urheberschaft am Kriege zweifelhaft aus, er sagt ausdrücklich: „Seit 1911 hätten die englischen Staatsmänner nicht mehr den sichtbar führenden Anteil gehabt."

Das Werk des Heidelberger Universitätsprofessors ist, wie zu erwarten war, weit mehr über den Dingen stehend geschrieben, als es dem Staatsmann und den Politiker möglich war, desto schwerer fällt es ins Gewicht, daß gerade er, der, soviel bekannt, auch nicht zu den Alldeutschen zu rechnen ist, als Ergebnis seiner Forschung weit schärfer als Reventlow die Richtigkeit dessen bejahen muß, was Valentin „die Legende von der englischen Verschwörerkonsequenz" nennt. Oncken schreibt in der neuen Auflage S. 551/52: „Fortan (nach den Bündnisversuchen Chamberlains um die Jahrhundertwende) entwickelte sich aus dem Vorspiel der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen das Hauptspiel einer gegen Deutschland gerichteten Bündnispolitik, deren Verlauf im einzelnen nicht von vornherein feststehen konnte ... Wer heute mit dem Auge des Historikers

die Kausalzusammenhänge dieser zwölf Jahre überblickt, ist wohl geneigt, den Entschluß des englischen Kabinetts vom August 1914 als das unvermeidliche Schlußergebnis einer langen und folgerichtigen Entwicklung zu bewerten." Valentins Verdammungsurteil trifft also in allen Punkten in gleicher Weise wie Reventlow, wenn nicht schwerer, einen unserer hervorragendsten Staatsmänner und einen unserer bedeutendsten Historiker. Will Valentin auch über sie den Stab brechen, und „mit allem Nachdruck und in vollem Bewußtsein der Schwere dieser Vorwürfe" vor ihren Büchern warnen?

Zwischen Gründerzeit und Weltkrieg

Zu F. Avenarius sechzigstem Geburtstage

Von Dr. H. Ullmann

Mitten in den Weltkriegssorgen, in einem Gegenwartsleben, das alle Kräfte und Gedanken für sich verlangt, dürfen wir nicht verlernen, unser gegenwärtiges Dasein als Gewordenes und Werdendes innerhalb einer bestimmten Entwicklung, als Aufgabe von der Zeit vor dem Kriege her und über den Krieg hinaus zu sehen. Wir dürfen nicht vergessen, welche Hoffnungen in uns lebten, bevor der Weltsturm über uns hereinbrach und wie diese Hoffnungen gerade durch ihn gestärkt und geläutert wurden. Gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege war eine geistige innere Läuterung im deutschen Volke vor sich gegangen, die uns von der Zeit zwischen 1870 und 1900 sehr scharf zu scheiden schien, von der freilich erst nur die innersten Kreise des Deutschtums, die Feinhörigsten und am tiefsten Unbefriedigten, nicht zuletzt die Jugend wußten, deren Quelle und Urkraft aber doch auch in den jetzigen schweren Erschütterungen unsere Zuversicht speist. Das Neue, das ich meine, hatte noch keinen Namen, dazu war es noch zu innerlich und zu frei, zu vielfältig und ungeformt. Es hatte sich als Reform- und Kulturarbeit, als Bedürfnis nach sozialer, wirtschaftlicher, kultureller Neugestaltung bis an die Praxis herangewagt, es war in der Jugend radikal und unklar als „freideutsche Bewegung" und ohne solche Namen lebendig geworden, es hatte sich in Werkbund-, Heimatschutz- und Dürerbundbewegungen, als Erziehungs- und Lebensreform, in Städtebau, Gartenstädten, Bodenreform, schließlich in dem Streben nach Durchgeistigung der Politik, nach tieferem Erfassen der nationalen Einheit und nach organischer Gestaltung unseres gesamten deutschen Lebens, nach dem deutschen Stil im tiefsten und weitesten, durchaus nicht nur im ästhetischen Sinne geäußert.

Heute wissen wir, wie bedeutsam und verhängnisvoll das alles auch mit unseren nächsten Gegenwartssorgen zusammenhängt. Jeder von uns erinnert sich an Gespräche mit nicht ganz übelwollenden Ausländern, mit Holländern, Skandinaviern oder Schweizern, die uns das Kraftprotzentum unserer Gründerzeit vorwarfen, und Deutschland eben nur als das Land dieser unerfreulichen Entwicklung, der seelenlosen Arbeit und des kulturlosen Vergnügens sahen, der kapitalistisch auftrumpfenden und innerlich unsicheren Emporkömmlinge. Wenn man ihnen dann von jenem neuen, inneren, werdenden Deutschland sprach, dann horchten einige erstaunt auf, andere schüttelten ungläubig den Kopf: wo war es? Nicht links beim Politischen- und Interessentenliberalismus und nicht rechts bei den ebenso von Interessen gebundenen und irregeleiteten politischen Parteien, nicht bei den hervorragenden einzelnen, die einander bekämpften und deren innerlichste Übereinstimmung für den Ausländer, zumal ja dieser selten guten Willen zum näheren Erkennen mitbrachte, schwer erkennbar war, und nicht in den freien Organisationen, die allzuwenig Einfluß auf die breiten Volksmassen gewannen. Wir boten, von außen gesehen, ein widerspruchsvolles, verwirrendes und Mißtrauen erweckendes Bild und jene werdende innerste Einheit lag tief darunter verborgen.

Aber sie war da, sie wirkt sich jetzt in geschichtlichen Taten aus und sie wird, allen bösartigen Hemmungen zum Trotz, im Wiederaufbau nach dem Kriege, freilich nicht im Sinne vorzeitig geprägter Schlagworte, lebendig sein. Späte Geschlechter jenseits des Krieges werden an der Pflege dessen arbeiten, was in den Jahrzehnten vorher gesäet worden ist. Der Krieg, der jetzt vielleicht nur Ablenkung von dieser Arbeit scheinen mag, hat sie nur in Zusammenhang mit dem gebracht, was das Geschlecht vor dem Kriege, und gerade oft die besten in ihm, allzuwenig erkannten: mit unserem Dasein in der Welt, zwischen den Nationen. Zu ausschließlich sahen diese Kulturarbeiter vor dem Kriege nur die inneren Notwendigkeiten: jetzt greift eines ins andere, unser Leben nach außen hin und unser Leben im Innern muß in Wechselwirkung erfaßt und durchgebildet werden.

Vor mir liegt ein erfreulich schlichtes und gediegenes Büchlein, das den Blick auf diese Zusammenhänge von einer ganz bestimmten Stelle aus überraschend unmittelbar öffnet, das Avenariusbuch, das W. Stapel zum Geburtstag des Kunstwartherausgebers zusammengestellt hat (Verlag von Georg D. W. Callwey-München 1916). Man kann es nicht besser rühmen, als wenn man sagt: es hat das Beste von der Art, in der Avenarius die Werte, auf die es ihm ankam, zu zeigen und lebendig zu machen verstand. Nach einer knappen Einleitung bietet es eine feinsinnige Auswahl aus seinen Aufsätzen und Gedichten, in denen das nicht leicht übersehbare Wirken dieses Kulturförderers und -helfers sehr deutlich wird. Mit Recht ist dem Dichter ein besonders großer Raum zugewiesen, ein größerer, als die breite Öffentlichkeit vielleicht im allgemeinen von sich aus tun würde.

In der Tat wurzeln die besten Kräfte auch des praktischen Kulturarbeiters Avenarius im Dichterischen und Künstlerischen und es wird immer auch ein Wahrzeichen der Zeit vor dem Kriege bleiben: daß die Organisationsaufgaben aus dem Chaos der deutschen Kulturzustände her gewaltig genug drängten, um einen an sich künstlerisch überaus reichen Mann zu einer so vielseitigen Lebensarbeit wesentlich praktisch-ethischer Art, gewiß oft wider seinen innersten Willen, aufzurufen. Es ist der eigentümlichste Reiz dieser Persönlichkeit, wie die beiden Kraftrichtungen in ihm, die künstlerische und die ethische, beständig miteinander ringen, einander verdrängen, sich wiederum harmonisch vereinigen und ergänzen, um neuerlich in fruchtbaren Widerstreit zu geraten, wie aus seiner künstlerischen Welt, die in guten Stunden die abgeschlossenste Heiligkeit echter Natur- und Weltnähe atmet, immer wieder kraftvoll geöffnete Wege ins männliche Wirken führen, und wie aus dem lauten Vielerlei der Tagesarbeit immer wieder sich die reinen, ruhevollen, weitab ins Unendliche tauchenden Blicke auf das Ewiggültige sich auftun. Diese einzigartige Mischung setzte ihn an die Stelle, an der er uns, gerade in jenen Zusammenhängen unserer deutschen Entwicklung, so bedeutsame Werte schuf und darstellte. Er kam aus der Gründerzeit, gegen die er von seiner Jugend her einseitigen Abscheu mitbrachte, und er ging in die Zeit hinein, zu der das Tor durch den Weltkrieg aufgestoßen wurde. Auf diesem Wege bedeutet er einen der sichtbarsten Träger und Repräsentanten der Kräfte, die nach Läuterung und durch Läuterung nach Herrschaft im deutschen Wesen dieser Zeit rangen. In der Kunstwart- und Dürerbundarbeit spiegelt sich dieser Kampf um Echtheit, Ganzheit gegen die Surrogate in allen Einzelheiten. Oft einseitig und karg nach der Meinung der Tadler und Neider. Man schalt, namentlich in den letzten Jahren, da sich die praktischen Arbeiten immer weiter vom Zentrum seiner eigensten Begabung entfernten, auch über Unklarheit und Unsicherheit. Schließlich hat ja der Strom des deutschen Wollens alle Grenzen persönlichen Könnens und Begreifens gesprengt, und was jetzt mit uns geschieht, vermag kein einzelner urteilend zu übersehen. Auch wenn ihn nicht die Erfahrungen begrenzen, die notwendig das Geschlecht der jetzt Sechzigjährigen bestimmen und die vorzugsweise jenem *inneren* werdenden Deutschland der letzten dreißig Jahre zugewendet sein mußten. Übrigens haben nur wenige von dieser Generation unmittelbareren und lebendigeren Anschluß an die jüngste Jugend gefunden als Avenarius, und wer ihn ganz kennen will, muß ihn unter dieser Jugend gesehen haben. In ihr fühlte er mit Recht die echteste Betätigung seines besten Wollens.

Nun ist diese Jugend zu einer Erprobung ihrer Ideale aufgerufen, an deren Ernst kein Schaffen und Wollen der Zeit vorher heranreicht. Dieser tiefste Ernst, diese Bewährung des Deutschtums im Kampfe mit der Welt scheidet die Arbeit vor dem Kriege von aller späteren. Aber wie viel von der Kraft, die uns jetzt trägt und nachher tragen soll, aus der Sammlung und

Läuterungsarbeit vorher ſtammt, das können vielleicht erſt ſehr ſpäte Beurteiler erkennen. Nicht der Zufall allein, daß dieſer ſechzigſte Geburtstag in eine Zeit fällt, in welcher der Blick ſich immer wieder von allem Perſönlichen hinweg ins Allgemeine lenkt, tiefere weſentliche Gründe vor allem führen vom Individuellen dieſer Gelegenheit immer wieder hinweg zu unſer aller Schickſal. So viel von perſönlichſtem, aus Künſtlergaben quellendem Wirken, hat ſich hier in dreißig Jahreen entperſönlicht, iſt zum objektiven Beſitztum der Generation vor dem Kriege geworden. Die Verantwortung gerade dieſer Generation vor der Geſchichte iſt nicht gering: von dem Erbteil, das ſie der Zeit nachher geſchaffen und bewahrt hat, wird unſer weiteres Daſein als Volk nicht viel weniger abhängen, wie von den ernſten Entſcheidungen dieſer Tage ſelbſt. Die Frage: Was iſt echt an euch geweſen? wird dann über ihre äſthetiſche Bedeutung hinaus erſt in ihrem Schickſalswert erkannt werden. Der jetzt Sechzigjährige ſtellte und ſtellt ſie immer und immer wieder. Möge ſie nie unter uns verſtummen.

Conſtanza

Von Profeſſor Dr. W. Capelle

Der Name Conſtanza weckt mancherlei Erinnerungen bei dem, der ſich in vergangene Zeiten zu vertiefen, Menſchen- und Völkerſchickſale zu überdenken gewohnt iſt.

Der kühne Unternehmungsgeiſt griechiſcher Kaufleute aus Milet hat im Laufe des achten und ſiebenten Jahrhunderts v. Chr. die unwirtlichen Küſten des Pontus mit einem Kranz raſch aufblühender Städte beſiedelt, die dem gefürchteten Meere den Namen des „Gaſtlichen“ (Euxinus) einbrachten. Auch im Süden des Iſtros, an der Küſte der Dobrudſcha, faßte der mileſiſche Kaufmann bald Fuß; eine ſeiner Gründungen erhiel den Namen Tomeus (Tomi). Es iſt das heutige Conſtanza (Küſtendſche). Aus der älteren Geſchichte der Stadt wiſſen wir wenig; im dritten Jahrhundert gewann ſie, die ein Zankapfel zwiſchen Byzanz und Kallatis geweſen war, ihre Unabhänigigkeit wieder, eine jener griechiſchen Handelskolonien fern im Barbarenlande, deren Selbſtändigkeit vielfach durch Prägung eigener Münzen bezeugt wird. Durch den Zug des Lucullus im Jahre 72 v. Chr. kommt ſie unter römiſche Herrſchaft. Seit den Zügen des jüngeren Craſſus, 29 v. Chr., finden wir ſie als Haupt des griechiſchen Fünfſtädtebundes in der ſpäteren Provinz Niedermöſien, dem ſich unter Kaiſer Trajan als ſechſte Stadt Marcianopolis hinzugeſellt. Welch gefährdeter Außenpoſten dies Tomi war, mag die Tatſache zeigen, daß ſie zurzeit von Cäſars Diktatur (44 v. Chr.) und ebenſo während des großen pannoniſch-dalmatiſchen Aufſtandes (6—9 n. Chr.) von den umwohnenden Goten überrannt und ſchwer heimgeſucht wurde. Zu größerer Blüte kam ſie erſt wieder im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr., als be-

bedeutendster Handelsplatz der „Linken" des Schwarzen Meeres, bis sie in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts als eine der ersten dem Ansturm der Goten erlag.

Dem modernen Menschen freilich, der wähnt, daß mit dem jetzigen Weltkriege eine ganz neue Epoche der „Kultur" begonnen habe, dürften diese Dinge kaum der Erwähnung wert erscheinen, wenn nicht in diesen weltverlorenen Winkel des Pontus zurzeit des Augustus ein Poet verschlagen worden wäre, dessen Worte noch heute so vernehmlich an unser Ohr klingen, als sei er einer der Unsern, als sei es gestern gewesen.

Die Verbannung des römischen Dichters Ovid ist es, die der Stadt die Unsterblichkeit gebracht hat.

Eben noch ein gefeierter Dichter in der Hauptstadt der Welt, wegen seiner vielgewandten Muse, seiner weltmännischen Manieren wie seiner fast sprichwörtlichen Vertrautheit mit allen Geheimnissen der „Liebe" selbst bei Hofe hier und da gern gesehen, viel beachtet, bewundert, beneidet, war er plötzlich von dem Kaiser nach Tomi verbannt worden, aus unbekannter Ursache, wenn es auch — auf Grund seiner eigenen Andeutungen — sicher ist, daß seine vielberufene „Liebeskunst" hierzu mitgewirkt hat, ein laszives Werk, an manchen Stellen von einer Schamlosigkeit, die selbst in dem kaiserlichen Rom unerhört war und bei Augustus, der eine religiöse und sittliche Wiedergeburt seines Volkes erstrebte, den schwersten Anstoß erregt hatte.

Der Dichter selbst war durch den jäh herniederfahrenden Strahl der kaiserlichen Ungnade aus allen Himmeln gestürzt. Eben noch in dem Brennpunkt der griechisch-römischen Weltkultur mit all seinen Genüssen und Herrlichkeiten — und nun fern von der Heimat, fern jeder höheren Gesittung an den äußersten Rand der „bewohnten Erde" verwiesen! Trost blieb ihm allein die Poesie. Hatte doch auch ihm ein Gott gegeben, zu sagen, was er litt. In ungezählten Gedichten hat er daher seiner oft verzweifelten, oft trostlosen, nur selten Hoffnung schöpfenden Stimmung ergreifenden Ausdruck verliehen, nicht nur in den Trauerliedern (Tristia), sondern auch in vielen seiner „Briefe aus dem Pontus" Gattin und Freunde wie auch hohe Gönner angefleht, all ihren Einfluß aufzubieten, damit der Herr des Erdkreises sein Exil aufhöbe oder doch an einen freundlicheren Ort verlegte; ja, er hat sich nicht gescheut, selbst zu würdeloser Schmeichelei seine Zuflucht zu nehmen — und doch alles umsonst! Bis zu seinem Tode hat er dort freudlose Tage ohne Zahl verbringen müssen.

In Tomi erst sieht er, welche Welt er verloren hat. Wilde Sehnsucht will ihm oft das Herz zerreißen*):

Bald erscheinen von fern der Freunde liebe Gesichter,
Dann taucht wieder mir auf Gattin und Tochter zugleich . . .
Wieder von Hause kehr' ich zu den Stätten der göttlichen Roma:
Alles betrachtet der Geist, was ihm so innig vertraut:
Bald das Forum, die Tempel, die marmorgedeckten Theater,
Jegliches Säulenportal, weil nicht gehemmt ist der Blick.
Bald auf dem Felde des Mars den Rasen, von Gärten umwoben,
Weiher und spiegelnde Seen oder den Jungfrauenquell.

*) Die folgenden Stücke aus Ovid (Epistulae ex Ponto) gebe ich in eigener Übersetzung.

All das liegt nun in unendlicher Ferne. Verzweiflung will ihn oft übermannen, trostlos ist seine Stimmung; was könnte den noch erfreuen, der aller Güter des Lebens beraubt ist?

Was die See, was das Land, was immer die Lüfte erzeugen —
Gibt es doch nichts auf der Welt, was noch die Sinne mir reizt!
Nektar, Ambrosia selbst, den Trank und die Speise der Götter:
Böte die Jugend sie mir lächelnd mit lieblicher Hand —
Dennoch vermöchten sie nicht den stumpfen Gaumen zu reizen;
Selbst den himmlischen Trank weigerten Lippen und Mund.

In welche Umgebung war der Dichter verschlagen! Schneidendere Gegensätze als Rom und Tomi lassen sich schwerlich denken.

In der Öde bin ich am Rande der Welt hier vergessen,
Wo die Erde versinkt Sommer wie Winter im Schnee.
Äpfel und liebliche Kräuter — sie wachsen zu Lande hier nirgends,
Nirgends die Weide am Bach oder die Eiche am Bühl.
Auch das Meer bietet nichts, denn ständig tobt hier die Woge,
Der die Sonne nie lacht, unter der Stürme Gewalt.
Wohin auch immer du blickst: nur Ödland, ohne Bebauer,
Steppen verlassen und wüst, Felder, die niemand begehrt.

Oft steigern sich seine Klagen zu größter Bitterkeit:

Nimmer siehst du den Lenz, das Haupt von Blumen umkränzet,
Nie der Schnitterin Arm, tief von der Sonne gebräunt,
Niemals bringt dir der Herbst der Rebe feurige Gabe,
Dafür jegliche Zeit Kälte und Frost ohne Maß.
Bäche schlafen vereist, ja selbst im Meere die Fische
Drängen vergeblich zum Licht, unter dem Dach von Kristall.
Nirgends ein labender Quell, es sei denn am Strande die Brake.
Aber man weiß es nicht recht: löscht oder reizt sie den Durst?
Selten nur raget ein Baum, verkümmert, im weiten Gefilde,
Und auf dem Lande die See siehst du in anderer Gestalt.
Häßlich starrt nur die Staude des Wermuts im toten Gelände,
Die nur bitteren Saft, gleich ihrem Boden, dir bringt.

Und die Eingeborenen solchen Landes?

Stets von Feinden umringt, von tausend Gefahren — so leb' ich:
Mit der Heimat zugleich ward mir der Friede geraubt.
Hat doch der Feind, um den Tod auf doppeltem Wege zu bringen,
Jedes Geschoß in das Gift greulicher Viper getaucht.
So gerüstet, umstreift er zu Rosse die angstvollen Mauern,
Wie der Wolf in der Nacht lauernd die Hürde umkreist.
Aber sobald von der Sehne des Rosses gespannet der Bogen,
Der von der Fessel nie frei, hell im Gefilde erklingt,
Starren die Häuser von Pfeilen, als ob sie von Stacheln umpanzert;
Kaum der Riegel des Tors wehrt noch der Feinde Gewalt.

Der Schmerz, der die Seele dieses so jäh ins „Elend" Gestoßenen durchbohrt — er ist echt. Und mag er viel gesündigt haben, er hat viel gebüßt. So rührt auch uns noch die unlösbare Verstrickung von Schuld und Sühne in dem Leben dieses Römers, der die ihm von den Musen verliehenen Gaben so schwer mißbraucht hat, aber doch nie den Musen untreu geworden ist. — —

Von den Tagen des Kaisers Augustus überfliegt der Gedanke Zeit und Raum bis an die Schwelle der Gegenwart. Es war im Jahre 1837, da stand ein ferner Nachkomme jener Germanen, die unter Arminius die Hauptstadt der Welt in Schrecken versetzt hatten, an jener Stätte, wo einst der

römische Dichter gelitten — ein preußischer Generalstabsoffizier in türkischen Diensten, Helmuth von Moltke. Mit Entsetzen sah er die Spuren des russisch-türkischen Krieges, der hier vor acht Jahren gewütet. „Man glaubt, die Russen seien gestern erst abgezogen; die Städte sind buchstäblich Steinhaufen, nur in einzelnen Hütten, aus den Trümmern zusammengebaut, hausen die Einwohner, und an den überall gründlich geschleiften Werken liegt noch ein Minentrichter neben dem andern, als ob sie eben gesprengt. Küstendsche selbst ist von den Russen so gründlich zerstört, daß zwischen den alten römischen und neutürkischen Trümmern nur etwa vierzig oder fünfzig Menschen wohnen.“*)

Mit mehr Freude betrachtet Moltke die auch hier unvertilgbaren Spuren der Römerherrschaft, die noch heute, nach 2000 Jahren, eine gewaltige Sprache reden. Da sind die mächtigen Trajanswälle, die noch deutlich erkennbaren römischen Castra, der Wall von Constanza, das Fundament eines Rundturmes am Hafen, Säulenreste, Steintrümmer, die zierlichen Reste eines römischen Hauses und — einige Stunden landeinwärts — die mächtigen Ruinen von Adamklissi, die den tiefgeschichtlichen Sinn des preußischen Offiziers in hohem Maße fesseln.

Aber der Geist dieses einzigen Mannes bleibt nicht an den Zeugen einer altersgrauen Vergangenheit haften; ebensosehr gilt er der Gegenwart und der Zukunft. Oberhalb Cernawoda biegt die bis dahin westöstlich fließende Donau scharf nach Norden ab, um in einem gewaltigen Bogen schließlich in dreifacher Mündung das Schwarze Meer zu erreichen. Zu Schiff ist daher der Weg von Cernawoda nach Küstendsche etwa 70 Meilen, während die Luftlinie nur 7 Meilen beträgt. Dieser Umstand und die Tatsache, das sich längs dieser Linie eine Reihe von Seen, Kara-Suj, bis auf 4 Meilen an Küstendsche heranzieht und der Niveauunterschied zwischen dem Ausfluß des letzten dieser Seen in die Donau und Küstendsche, wie Moltkes Kamerad, der Hauptmann von Vincke, durch Vermessungen feststellte, nur 166 Pr. Fuß (d. h. etwa 50 Meter) beträgt, ließ bei Moltke den Gedanken aufkommen, ob nicht längs dieser kürzesten Linie ein Schiffahrtskanal möglich sei, der nicht nur den Wasserweg von Cernawoda nach Küstendsche um neun Zehntel verkürzen, sondern auch die schon damals von den Russen völkerrechtswidrig in Besitz genommene und dauernd in ihrem Bereich liegende Sulinamündung aus dem Verkehr ausschalten könnte. Diese Frage erschien ihm, der die Donau, „diese wichtige Lebensader Deutschlands“; voll zu würdigen wußte, der im Jahre 1837 aussprach, daß Österreich betreffs der Freihaltung der Sulinamündung von russischer Kontrolle und der Schiffbarhaltung dieses Donauarmes „das Interesse von ganz Deutschland vertrete“, von solcher Bedeutung, daß er sie nicht nur an zwei Stellen seiner Briefe aus der Türkei, sondern auch in einer besonderen Abhandlung untersucht hat.**) Freilich ist Moltke zu dem Ergebnis gekommen, daß ein Kanalbau Cernawoda-Küstendsche ungeheure Erdmassen bewältigen müßte und schon daher technisch nahezu unmöglich wäre, zumal auf dem höchsten Punkt seiner Strecke keinerlei Wasser vorhanden ist, das ihn speisen könnte, sondern dies von der Donau bei Cernawoda abgeleitet werden und daher das Bett des Kanals wenigstens 136 Pr. Fuß (d. h. etwa 40 Meter) tief eingeschnitten werden müßte. Aus diesen Gründen, die ihm zwar nicht völlig unüberwindlich erschienen, hielt Moltke

*) Heute etwa 17000. — Die „Methode“ der russischen Kriegführung bleibt immer dieselbe: 1828 in der Dobrudscha wie in Ostpreußen 1914.

**) Schriften II S. 315 ff.

das Unternehmen, das nach seiner Schätzung mehrere Millionen Taler erfordern würde, für unausführbar.

Seitdem sind achtzig Jahre vergangen, hat gerade auch unsere Strombautechnik ungeahnte Fortschritte gemacht. Und ein paar Millionen Taler spielen heute, angesichts eines Unternehmens, das für Jahrhunderte bestimmt ist, keine entscheidende Rolle. Ob aber der Gedanke ausführbar, ob sich seine Ausführung lohnen würde, das mögen unsere Wasserbautechniker im Verein mit unseren Volkswirten entscheiden. Jedenfalls gibt der Fall von Constanza aufs neue zu solchen Erwägungen Anlaß, um so mehr, als Deutschland seine Wasserstraßen nach Südosten, d. h. vor allem die untere Donau, diese seine „wichtige Lebensader", zur wirtschaftlichen Erschließung und Anschließung der Türkei an unser und Österreichs Wirtschaftsgebiet nötiger hat denn je.

Das Römermal von Adamklissi, das Moltke von Constanza aus besuchte ist im letzten Menschenalter von dem Rumänen Tocilescu erforscht worden.*) Tocilescu, Professor an der Universität Bukarest und Königlich Rumänischer Senator, war in den letzten Jahrzehnten fast stets auf den „Versammlungen Deutscher Philologen und Schulmänner" anwesend, um ihnen die Grüße der rumänischen Regierung zu überbringen. Es ist daher gerade jetzt, wo die Rumänen in sinnloser Feindschaft gegen uns kämpfen, nicht ohne Interesse, sich zu erinnern, was der Vertreter der rumänischen Regierung bei solcher Gelegenheit gesprochen hat. So sagte er 1899 in Bremen: „Ist doch die deutsche Nation die Lehrmeisterin in vielem gewesen, besonders aber in der Altertumswissenschaft haben wir uns stets die deutschen Forscher zum Vorbild genommen .... Gestatten Sie mir, meine hochverehrten Herren, Sie im Namen meines Heimatlandes von neuem der herzlichsten Sympathie und hohen Bewunderung zu versichern, welche die kaum erstandene Wissenschaft im jungen Donaukönigreich dem deutschen Volke entgegenbringt."

Und noch eine Erinnerung jüngster Zeit weckt der Name Constanza. Hier empfing im Frühjahr 1914 König Carol, der der Entwicklung dieses Hafens stets besondere Fürsorge gewidmet hat, Kaiser Nikolaus den Zweiten von Rußland. Daß zweiundeinhalb Jahre später, acht Wochen nach dem Verrat Rumäniens an den Zentralmächten, ein preußischer Feldherr an der Spitze seiner siegreichen Truppen in dieselbe Stadt einziehen würde, konnte keiner der beiden Monarchen ahnen.

*) Wie er aber selbst Herbst 1905 in Hamburg hervorhob: „Gewaltige römische Denkmäler, die durch mein Zutun bekannt geworden sind, das Denkmal oder, wie man jetzt sagen muß, die Denkmäler von Adamklissi, sind durch das Wissen, den Scharfsinn, die Kombinationsgabe deutscher Gelehrter zu einer wahren Frage geworden, mit besonderer, durchweg deutscher Literatur, der Frage von Adamklissi."

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Öffentlicher Geiſt

Von Rudolf Borchardt

Ich habe ein Mitgefühl mit dem Durchſchnittsdeutſchen: nicht mit dem freilich, der ſteht, wo geſtürmt und geſtorben wird und wo das deutſche Geſicht einen neuen, noch unbeſchreiblichen Zuſchnitt weltgeſchichtlicher Endgültigkeit empfängt. Für dieſen Deutſchen habe ich eine ganze Anzahl von Gefühlen, die jetzt zu bezeichnen kein Anlaß beſteht, nur nicht eben „Mitgefühl“. Auch geht mein Mitgefühl für den Durchſchnittsdeutſchen weder auf ſeine Magennöte, noch ſeine Beutelſchmerzen, noch überhaupt auf ſeine Beziehungen zu der evangeliſchen Kategorie der Güter, die Motten und der Roſt freſſen und die Diebe nach graben und ſtehlen: ich kenne ihn, und weiß wie er mit dieſen Nöten, Schmerzen und Beziehungen fertig werden wird — es iſt eine Frage von Zeit und von Mitteln, die er haben, die er finden wird, und ſie ſtimmt mich nicht übermäßig neugierig. Neugierig aber, und mit einem Mitgefühl, in dem eine kleine traurige Bitterkeit und ein ganz winziges Gefühl des Lächelnmüſſens wider Willen ſich zu Humor zuſammenziehen, ſehe ich dem Durchſchnittsdeutſchen in ſeinen politiſchen Nöten zu. Dem Deutſchen, der ſich plötzlich um öffentliche Dinge kümmern ſoll, die weder wirtſchaftliche noch lokale ſind: dem Durchſchnittsdeutſchen der Kriegsziele, der Weltprobleme, der Neuorientierung, der Freien Bahn, die keine Vizinalbahn iſt, ſondern jedem Tüchtigen gehören ſoll. Dieſer Deutſche iſt eine Märchenfigur und daher eine höchſt reale, höchſt lehrreiche Figur, in der ein tiefſtes ſittliches Problem ſteckt. Er iſt der Unglückspeter aus dem Märchen von den „Drei Wünſchen“, mit denen einer ſich in die verwünſchteſten Lagen hineingewünſcht hat; aber er ſoll ausſehen wie Hans im Glücke. Er hat darüber zu entſcheiden, wer unſer Hauptfeind iſt. Er hat das Auswärtige Amt nnd die diplomatiſche Karriere zu reformieren. Er ſoll freiheitlichen Geiſt in die Verwaltungen bringen, vermutlich aus jener Überfülle davon, über die er notoriſch verfügt und die er in ſeinem Privatleben und ſeinen

eigenen Verwaltungen betätigt. Er hat sich über unsere künftigen außerpolitischen Bindungen schlüssig zu werden. Man erwartet von ihm bei den Friedensverhandlungen jenes bekannte gewichtige Wort, das er mit in die bekannte gewichtige Wagschale zu legen hat. Er soll sich durchsetzen und Hebel ansetzen. Und so ist er ein geplagter Mann. Ausschüsse streiten um seine Seele. Redner reißen ihn nach links und rechts. Er tagt, er telephoniert; er wird Mitunterzeichner. Er hat längst den Hut verloren, und wenn er sich den Kopf kratzt, so weiß er selber nicht, ob es aus Ratlosigkeit geschieht oder um zu sehen, ob nicht der Kopf inzwischen den Weg des Hutes gegangen ist. Er ist zu bedauern, nicht sehr, aber ein wenig, denn es wird ihm zwar zu helfen sein, aber es geschieht ihm vorläufig einmal Recht. Dieser Tag hatte für den Durchschnittsdeutschen früher oder später einmal kommen müssen, wie gewisse unangenehme Tage für denjenigen, der über seine Verhältnisse lebt, wie Enthüllungen für den Vertrauensseligen und Rechnungen für den Schuldner.

Wofür soll der Deutsche sich plötzlich interessieren? Für öffentliche Angelegenheiten. Wovor ist der Deutsche hundert Jahre lang mit fliegenden Rockschößen davongerannt? Vor öffentlichen Angelegenheiten. Er war durch Umstände, die ins historische Kolleg gehören und nicht hierher, zum Privatmann geworden, in aufgeklärten Despotien, kleinen Staaten, Reichsstädten, deren Staatsgeschäfte von Landesvätern, geheimbden Rats Collegien, Geschlechterregiment und Kabinetten besorgt wurden; er war es zufrieden, wenn er dabei leidlich ungeschoren blieb. Über Nacht erfuhr er an der Grenze, Staatsgeschäfte seien öffentliche Angelegenheiten und ihre Führung als ein Wie und als ein Wohin unterliege der öffentlichen Meinung. Er erfuhr von Parlament und Presse als Äußerungsformen dieser öffentlichen Meinung, von Verfassungen, aus denen die öffentlichen Angestellten bis zum Minister hinauf als Vertrauensmänner der Volksgesamtheit oder Volksmehrheit, ihr pflichtig und verantwortlich, hervorgingen. Zugleich erfuhr er, es gelte als reputierlich, diese Institutionen zu besitzen, als rückständig, das Recht auf sie nicht zu beanspruchen. Gründlich und entschlossen hat er diesen Anspruch, nach seiner Art erhoben, zäh und hart in einem blutigen Frühjahre ihn erfochten, und hat diese Institutionen längst bei sich eingeführt. Dann ist er wieder nach Hause gegangen. Er erzählt mit einer berechtigten Genugtuung, er habe nicht nur ein Parlament, sondern für sich allein mehr Parlamente als das übrige Europa zusammengenommen. Ebenso beinahe stehe es mit seinen Zeitungen. Er hat, in normalen Zeiten wenigstens, zwar nicht das freie Wort, denn diese heilige und großartige Himmelsgabe kann niemandem verliehen oder genommen werden, aber die Freiheit des freien Wortes. Mit den verantwortungsvollen Beamten allerdings hapert es schon eher, und keiner weiß recht warum. Immerhin, es ist an Formen des freien Zugriffs ins Öffentliche soviel vorhanden, die Tafel ist allem Anscheine nach so auskömmlich gedeckt, daß man sich gedrungen fühlt zu rufen: „Zugegriffen!" Aber keiner greift zu. Die Stühle sind leer. Und wir sehen

im Hintergrunde eine Anzahl handfester Leute die widerstrebenden Gäste, eben den Durchschnittsdeutschen, an die Sitze zerren. Wir hören sein Entschuldigungsgeschrei: Er müsse nach Haus, seine Frau warte auf ihn. Er sitze lieber am eigenen Tische. Er habe sich den Magen verdorben. Er sei nicht standesgemäß angezogen. Er habe eine Scheu vor dem Offiziellen. Man ruft ihm mit Entsetzen zu, dies sei ja nichts Offizielles und Geheimes, sondern das Gegenteil davon, das Öffentliche, der freie Volksplatz, die lichtbeschienene, unbefangene derbe breite und helle Volksgelegenheit, das einzige, wobei man wirklich „unter sich" sei! Er stiert den Sprecher an wie wild; er fragt wütend, wer von beiden irrsinnig sei. Er kenne nur zweierlei, das Private und das Offizielle, und beides sei geheim. Er wisse, daß jetzt auch der Privatmann zum Offiziellen gehören solle, also beim Geheimen dabei sein, und er habe auch nichts dagegen, im Gegenteil, er müsse es sich nur noch überlegen. Von etwas Öffentlichem habe er noch nie gehört, außer in Redensarten.

Denn der Deutsche war, wie eben gesagt, nach Einführung aller jener Formen des Öffentlichen wieder nach Hause gegangen und geworden was er immer gewesen war, Privatmann in leidlichen Wohlfahrtsverhältnissen unter Obrigkeit, Pastor, Patronatsherren, Sachwaltern, mehr oder weniger erleuchteten Beamten, Regimentsständen, Kabinetten, Landesvätern, die die Staatsgeschäfte besorgten. Geändert hatte sich, daß nicht mehr alle oben genannte Obrigkeit ihm ernannt wurde, denn teilweise ernannte er sie sich selber und ging nach der Ernennung erleichtert nach Hause. Geändert hatten sich die Namen. Eine Anzahl der aus seinem neuen Rechte ernannten Geschäftsführer von Beruf hießen nun Abgeordnete, eine gewisse Art von uneingebundenem Buche, das der Deutsche las, hieß nun Zeitung. Sie wurde von einer neuen Kategorie von Geheimberuflern hergestellt, die man Journalisten oder Pressemänner nannte, und die anonym blieben, wie ein Verwaltungsbüro anonym bleibt: Unterschrift „Unleserlich". Jeder hatte bei seinem Fach zu bleiben, und die Fächer waren geschlossen. Jeder hatte sein Fach gegen den Nichtfachmann, seine Zunft gegen den Nichtzünftigen zu verteidigen, wie solche Nationalheiligtümer des Privaten nur in Deutschland verteidigt werden können. Wenn die Welt, um mit Siebenmeilenstiefeln in die Geschichte marschieren zu können, neue Füße bekommen hatte, so brauchte man zwar neue Leisten und neue Schuster. Aber der neue Schuster hatte beim neuen Leisten zu bleiben, wie der alte beim alten. Und die rechte Hand hatte nicht zu wissen, was die linke tat. Und „was deines Amts nicht ist, da lasse deinen Vorwitz". Daß Staatsgeschäfte öffentliche Angelegenheiten sind, war vergessen. Es war auch äußerst unbequem, diesen Gedanken durchzudenken, denn er stimmte unruhig und tätig. Und man hatte ohnedies soviel zu tun, daß man seine Ruhe wollte.

So hat sich der Vordergrund des deutschen Lebens durch Jahre und Jahrzehnte mehr und mehr mit Attrappen des Öffentlichen angefüllt, während das eigentliche Dasein des Durchschnittsdeutschen nicht nur privat und geheim blieb,

sondern immer privater und geheimer wurde. Denn es ist psychologisch nur zu begreiflich, daß mit der Ausscheidung des Bedürfnisses nach politischer Anteilnahme und seiner Detachierung auf neue feste Berufsordnungen das Verbleibende sich entlastet fühlte und in rückläufige Bewegung einschwenkte. Der private Mensch erweiterte sich zur privaten Klasse, das geheime Haus zum geheimen Kreise. Die Klassen und Kreise des deutschen inneren Lebens, jeder das eigene Geheimnis argwöhnisch hütend, alle bedacht, „unter sich" zu bleiben, bauten sich unübersteigbar und unzugänglich gegeneinander aus. Die Betätigungsberufe des äußeren Lebens, Obrigkeits-, Parlaments-, Zeitungs-, Regierungsgruppen, Beamtungen nach Bezügen und Berechtigungsscheinen geordnet, starrten einander gewaffnet und drohend ins Gesicht. Jeder hatte gegen jeden den eigenen „offiziellen" Ton; jeder hatte dem anderen zu imponieren und ihn wegzuschrecken. Wenn Deutschland aus Bauplätzen für die Weltgebäude der Zukunft bestand, was ich nicht diskutiere, so war doch indiskutabel, daß auf keinem dieser Bauplätze das Schild fehlte, das Unberufenen den Eingang verbot. Schon das Kind wurde darauf dressiert, daß es sein Ehrgeiz sein müsse, irgendwo „vom Bau" zu sein. In anderen Völkern gab es leitende Männer, bei uns leitende Kreise. Es ist begreiflich, daß sie uns nirgendhin geleitet haben, denn Leiten ist Sache der Richtung und Richtung nicht Sache eines Kreises, sondern eines Punktes, einer Eins. Der Punkt ist am besten, wenn er die schärfste Spitze ist, ein Pfeil oder ein gereckter Zeigefinger wie bei Wegweisern. Niemand steckt, um den Weg nach Luckenwalde zu zeigen, eine Scheibe auf eine Stange neben den Chausseegraben, oder ein Rad, dessen Speichen nach allen Winden weisen.

Aber ich will hier weder, wie der erschreckte Leser befürchten könnte, nach einem Bismarck rufen, noch mich über den Krieg verbreiten insofern als er dem Durchschnittsdeutschen gewisse Striche durch sein Weltbild gemacht hat. Ich begnüge mich damit festzustellen, daß mein Herr Mitbürger sich plötzlich vor die Staatsgeschäfte als öffentliche Angelegenheiten gestellt gesehen hat, und zwar durch die einfache Tatsache, daß Krieg und Kriegsbegleiterscheinungen seine Wohlfahrt zuerst störten und dann aufhoben, daß seine Unzufriedenheit nach der Ursache forschte, daß seine Forschung in ein unentwirrbares Labyrinth geriet. Er sah, daß von überallher seines Gleichen aus ihren Kreisen, Klassen, Gruppen und Fächern herausgelaufen kamen, daß alle Wissenschaften, die doch längst samt und sonders Geheimwissenschaften geworden waren, auf offenem Markte ratschlagten, daß Professoren sich plötzlich darauf besannen, daß sie öffentliche Professoren waren, daß Geheime Räte nicht mehr ganz geheim und Privatdozenten nicht mehr ganz privat vorgingen. Man weiß was drauf erfolgte. Der Durchschnittsdeutsche stellte fest, daß seine alten öffentlichen Angelegenheiten, deren Gestion er sich erkämpft und dann an die neuen politischen Berufsarten und deren Träger abgegeben hatte, in deren Händen geheim statt öffentlich geworden waren und vor allem, daß sie nicht gegangen

zu sein schienen wie sie sollten. Er wollte sie daher wieder an sich nehmen und sie zu öffentlichen machen. Er meinte das ginge schnell und leicht. Daß es in allen den Monaten nicht gegangen ist, schiebt er auf die ungeschickte Handhabung der Zensur. Er wollte Kriegsziele diskutieren, aber die Zensur gestattete keine Diskussion des Wohin? Er möchte entweder verhindern, daß die Federn verderben usw. oder daß ein neues Irland usw., aber die Zensur erstickt sein Wort. Er möchte den gegenwärtigen inneren Zustand politisch kritisieren, das heißt — denn er kennt keine andere politische Kategorie —, parteipolitisch, aber die ritterliche Zensur schützt die etwas ramponierte Jungfräulichkeit der Burgfriedensgöttin gegen parteipolitische Polemik; so kann der Deutsche auch das Was und Wie nicht erörtern. Alle Macht ist in den Händen der Machthaber. Aber darf man fragen, wie es mit der Diskussion des Woher bestellt ist? Sie ist ihm peinlich, denn das Woher ist sein eigener gestriger Tag, sein eigenes ganzes Leben. Da hülfe es plötzlich nichts mehr kleine Palliative vorausschlagen, wie die Erschließung der diplomatischen Karriere für die Bürgerlichen, das heißt die Vermehrung des diplomatisierenden Adels um seine bürgerlichen Assimilanten. Da hieße es das ganze Problem stellen und fragen, warum der Deutsche bisher keine öffentlichen Angelegenheiten gehabt und alles hat geschehen und hingehen lassen, was in seinen letzten Folgen ihn heut beschwert. Und da will der Deutsche lieber schnell nach Hause; oder er will den unbequemen Frager überhören und fortfahren über die Erstickung der öffentlichen Meinung zu klagen, Ausschüsse, Hauptfeinde, Sonderfriedensmöglichkeiten gegeneinander auszuwägen und auf den Tag zu harren, der die Volksstimme befreit. Daher mein Mitgefühl mit seinem Freunde, dem Durchschnittsdeutschen.

Ich bin sehr weit davon entfernt, und die Zeitschrift, bei der ich zu Gaste bin, schiene mir keineswegs der Ort, eine Lanze für die Zensur zu brechen. Ich wollte nur, ich könnte mit voller Aufrichtigkeit sagen, daß sie den öffentlichen Geist und seine politisch schöpferischen Kräfte im Volke dermaßen knebele, daß im Augenblicke, da die Knebel sich lösen, ein wahrer Sturm öffentlicher Gesinnung durch Deutschland brausen müsse, alles Mürbe vor sich her fegen, und frische wilde Luft an die Stelle der tausend Male hin und her geatmeten lagern. Ich wäre um eine große und herrliche Hoffnung reicher, wenn ich diesen Glauben mancher vortrefflichen Männer zu teilen vermöchte. Aber ich sehe nirgends öffentlichen Geist in der politischen Diskussion dieser Tage; ich sehe ihn so wenig, daß ich sein Fehlen unter uns gerade aus den Vorschlägen zu ersehen glaube, die in seinem Namen gemacht, in den Anklagen die unter Berufung auf ihn formuliert werden. Ich bin kein Freund weder der Zensur noch der Art in der sie vielfach gehandhabt worden ist. Aber ich bedauere, soweit ich sehe, ihr kein Verbrechen gegen das keimende Leben imputieren zu können. Ich habe ein wenig den Eindruck, als ob alle Gegner untereinander sich dupierten: Als ob die Zensur der Kritik des öffentlichen

Vorganges, die sich äußerst radikal vorkommt, den Gefallen erwiese, ihr das zu glauben, indem sie besonders drakonisch gegen die Kritiker vorgeht, so daß endlich das aufgeregte Publikum den Eindruck von Vorgängen da bekommt, wo in Wirklichkeit gar nichts vorgeht, als daß neue Flicken auf alte Kleider gesetzt werden und neuer Most in die alten mürben Schläuche fließt.

Wir hatten und wir haben keinen öffentlichen sondern einen geheimen Geist, keine öffentliche Meinung, sondern geheime und getuschelte Meinungen, und daher keine öffentlichen Angelegenheiten und keine öffentliche Gesellschaft. Stündlich ist zu lesen, die Politik sei in Deutschland eine Geheimwissenschaft geworden und müsse aufhören das zu sein. Nur die Politik? War nicht unsere Literatur eine Geheimliteratur und unsere Kunst eine Geheimkunst? Und lag nicht jede deutsche geistige und äußere Lebensbetätigung genau so drachenartig eifersüchtig, wie die Diplomatie auf den Geheimnissen ihrer Geschäftsführung, auf den Horten ihrer Privilegien? Nicht nur der Attaché war „vornehm" sondern jeder „Betrieb" und jedes „Etablissement", der Empfangsherr in der Wäschekonfektion und die Baderstube. Nicht nur der Gesandte war „exklusiv", sondern der Dichter X und die Frau des Rechtsanwaltes Y. „Hochmütig" war ein bewundernder Superlativ geworden, statt die derbe Bezeichnung einer höchst vulgären Sünde, „verhalten" zu sein ein Lobesprädikat, statt die Bezeichnung für einen sterilen und unschöpferischen Zustand. Wir sind mit den von den letzten dekrepiten Herrschaften abgelegten Kleidern auf dem Rücken auf der Suche nach neuen Volksrechten herumgelaufen, während wir uns eigentlich schon schämten das Wort Volk auszusprechen. Wir versahen das Wort Öffentlichkeit gewöhnlich mit dem Zusatze „laut" um unser Naserümpfen darüber graphisch an den Mann zu bringen, und zu markieren zu welchen „Kreisen" wir zu „gehören" wünschten. Wir hatten uns ein höchst unsinniges und antipathisches Ideal gebacken, in dem es weder Impulse noch Affekte geben durfte, und jedes liberale großherzige liebevolle und freundliche Element, das das schöpferische Wesen begleitet und auszeichnet, durch die affektierte Sachlichkeit, Härte und Kälte ersetzt war, durch die unbegabte Naturen sich eine Art Haltung geben; dies Ideal nannten wir germanisch und deutsch, während alle großen deutschen Volksmänner von Luther bis auf Bismarck und Bebel mit ihrer Fähigkeit zu lieben und zu hassen, mit ihren Flüchen, Tränen, Ausbrüchen, fixen Ideen, und dem mächtigen Reichtum ihrer seelischen Unbefangenheit die klägliche Puppe Lügen straften.

Öffentliche Angelegenheiten sind Angelegenheiten eines ganzen Volkes und darum in einem gewissen Grade schon der Menschheit, öffentlicher Geist ist der Geist der sich mit einem ganzen Volke, und damit schon in gewissem Grade mit der Menschheit eines weiß. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die großen Rechte der alten humanen Demokratie jedem Kannegießer und jedem Snob und jedem Rollenhascher sich ohne weiteres in die Hand bieten und daß er ernten könne, wo er weder gedüngt noch geackert noch gesäet hat. Es

ist ein Irrtum zu glauben, wir könnten unsere realen Institutionen reformieren, ohne unsere Ideale umzustellen. Es ist ein Irrtum zu glauben, wir könnten bei diesen kümmerlichen Idealen und den kümmerlichen Gesellschaftsformen in denen sie sich ausgeprägt haben, verharren und gleichzeitig die Angelegenheiten des ganzen Volkes als unsere eigenen übernehmen, unsere eigenen so führen, daß sie an denen des ganzen Volkes eine Teilschaft beanspruchen können. Es ist der größte Irrtum zu glauben, man könne eine Sache betreiben ohne ihren Geist zu besitzen.

Öffentlicher Geist ist Geist des Mitlebens mit jedem öffentlichen Vorgang und der Verantwortung für ihn, die eine tätige Verantwortung ist und zum Handeln drängt. Öffentlicher Geist ist das lebendige Gefühl für den Zusammenhang jeder einzelnen Tätigkeit mit dem Ganzen des nationalen Vorganges und für die offenen Bezüge zwischen allen diesen Tätigkeiten. Ich bespreche ihn hier, weil die Umstände es mit sich bringen, mit Rücksicht auf seine politische Facette, die freilich die wichtigste ist, denn wir haben keine gute Politik, weil wir keinen öffentlichen Geist haben. Ich könnte ohne große Mühe nachweisen, daß wir kein gutes Theater und keinen guten Roman und keine gute Schule und keine gute Gesellschaft haben, weil wir keinen öffentlichen Geist haben, daß alle unsere gesellschaftlichen Institutionen, nicht eine einzige ausgenommen, durch diesen entscheidenden Fehler ihres Fundamentes das unwirksame und wesenlose erhalten, das ihnen alles feste Verhältnis zum Ganzen des Volkes benimmt, sie vereinzelt und erdrückt.

Aber ich entsinne mich zur rechten Zeit, daß wir im Kriege sind, und eine solche Erweiterung meines Gegenstandes in akademische Friedensthemate ausglitte. Oder vielleicht doch nicht? Wäre es nicht vielleicht, wenn wir den Kern des Schadens erkannt haben, niemals zu frühe, ihn mit der Schärfe und der Ätzung, und sei es nur mit vollem grellem Lichte, anzugreifen? Wäre vielleicht gerade dieser kriegerische Moment der einzige, in dem wir unseren Freund, den Durchschnittsdeutschen, verwirrt und bewegt wie er gerade ist, fest und greifbar in der Kur hätten? Und ist nicht hier eine Möglichkeit, „Neuorientierungen", freilich keine ihm genehmen, freilich keine sofort brillant wirkenden, zu erörtern und anzubahnen, in die keine Zensur hineinreden darf?

Mir scheint, ja, so ist es. Und darum wollen wir unseren Freund, den Durchschnittsdeutschen, alles Mitgefühl bei Seite setzend, jetzt eben fassen und festhalten, damit nicht eines Tages Friede ist, und er wieder nach Hause will. Nicht nach dem Kriege, sondern heute, sondern jede Stunde im Stillen, bereitet das künftige Deutschland sich vor. Es ist Kriegsarbeit, und keine geringe, ihm dabei zu helfen und es in das politische Leben hineinzuzwingen, von dem es immer wieder entläuft — auch heut im Grunde entlaufen möchte, trotz aller Heftigkeit seiner Worte und Geberden. Unser Freund möchte entstandene Fehler der Maschine abstellen, um sie neuen Maschinenwärtern zu übergeben und selber

in den geheimen Geist, die Ruhe, zurückzukehren. Wir wollen ihn dahin bringen einzusehen, daß der Fehler in ihm selber lag, und daß keine Maschine und kein Maschinenwart je taugen wird, wenn er nun nicht für immer im öffentlichen Geiste bleibt und im Kampfe.

Weltweizenversorgung im Wirtschaftsjahre 1916/17

Von Leonhard Neumann

Die Getreideversorgung der auf die Weizeneinfuhr angewiesenen drei feindlichen Westmächte, Großbritannien, Frankreich, Italien, war in den Wirtschaftsjahren 1914/15 und 1915/16 (1. August bis 31. Juli) nicht einen Augenblick gefährdet. Dagegen bildet jetzt mit Recht das Problem, ob die rechtzeitige und hinreichende Belieferung der drei Bedarfsländer im neuen Wirschaftsjahre bis zum 31. Juli 1917 in Frage gestellt ist oder nicht, den Mittelpunkt der Erörterung in der feindlichen und neutralen Presse. Auch in Deutschland beschäftigen sich Theoretiker und Praktiker lebhaft mit dieser hochwichtigen Frage, die für den Kriegsausgang von entscheidendem Einfluß sein kann, wobei sich herausstellt, daß die ersteren die Wahrscheinlichkeit einer Aushungerung verneinen, wenn sie auch die Möglichkeit ernster Schwierigkeiten zugeben. Die Praktiker dagegen glauben, aus den früheren Erfahrungen und ihren den neuesten Tatsachen zugrunde liegenden Berechnungen den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Westmächte kaum in der Lage sein werden, genügenden Zuschußbedarf an Brotgetreide vom Auslande heranzuziehen.

In der „Germania" vom 6. Dezember 1916 stellt Professor Freiherr von Waltershausen, Straßburg-Elsaß, bei Erörterung des Problems drei Fragen auf: erstens, ob in Europa ein Weizenmangel eintreten könnte, der die Ernährung der Bevölkerung gefährden wird, zweitens, welche politische Folgen der dauernd hohe Preis zeitigen wird, drittens, welches das Ergebnis für die Valutafrage in den betreffenden Einfuhrgebieten ist.

Um die letzte Frage vorweg zu nehmen, so ist es klar, daß sie mit der ersteren in innigstem Zusammenhange steht; wenn die Belieferung in der wünschenswerten Höhe kaum möglich ist — dieser Standpunkt wird im Nachfolgenden vertreten —, so wird eben die Verpflichtung und Zahlungsbilanz der betreffenden Einfuhrgebiete erheblich kleiner sein als in den beiden ersten Kriegsjahren. Im gegenteiligen Falle ist ohne Zweifel ein höchst nachteiliger Einfluß auf die Valuta des Importlandes unvermeidlich. Hinsichtlich der zweiten Frage stimme ich mit von Waltershausen dahin überein, daß der Einfluß Englands auf die Verbündeten und Neutralen in dem Maße wachsen wird, wie es imstande sein wird, deren Getreideversorgung sicherzustellen; andererseits, und dies

hebt von Waltershausen nicht genügend hervor, wird sich die ganze Erbitterung der eventuell notleidenden Länder gegen England richten, sobald es Miene machen sollte, ihnen die Zufuhren zu entziehen oder sie auch nur erheblich einzuschränken. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Zustand im Frühsommer eintreten kann, und daß England im äußersten Notfalle zuerst und eventuell ausschließlich an sich und seine Versorgung denken wird.

Der Möglichkeit einer vermehrten Abhängigkeit der Verbündeten und Neutralen von England, die von Walterhausen betont, steht also die Wahrscheinlichkeit einer starken Verminderung des englischen Einflusses oder noch Schlimmeres gegenüber.

Von den sieben großen Getreideausfuhrländern sind, wohl für die ganze Kriegsdauer, den Westmächten Rumänien gänzlich, Rußland fast völlig verschlossen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kanada haben nach amtlicher Feststellung Ernten hervorgebracht, die nur geringe Überschüsse ergeben, und zwar nicht nur quantativ, sondern auch qualitativ, nicht nur für Weizen, sondern auch für alle übrigen Feldfrüchte. Nach englischen Berichten scheint Argentinien hinsichtlich seiner demnächst fälligen Ernte dasselbe Schicksal zu erleiden. Nur im Süden des Landes sind normale Erträgnisse zu erwarten. So bleiben nur noch Indien und Australien zur Beurteilung übrig. Indien sieht nach einer mäßigen Ernte im Frühjahr 1916 einer mittelguten im März 1917 entgegen, doch beginnt jetzt erst die eigentliche Prüfungszeit für deren endgültige Gestaltung. Hinsichtlich der australischen Ernte war die englische Fachpresse noch vor einem Monat vom größten Optimismus erfüllt. Ihr Ton wird von Monat zu Monat kleinlauter. Die Ausfuhrkapazität, zuerst mit 4,8 Millionen Tonnen Weizen berechnet, wird jetzt nur noch auf 2,7 Millionen Tonnen angegeben. In diesen Tagen meldete die „Times" aus Sydney, daß die Getreideernte in New-South-Wales nicht mehr als die Hälfte einer normalen verspräche.

Bei Betrachtung des Bedarfs der Einfuhrländer ist das wichtigste Moment, daß England und Frankreich bei weitem schlechtere Ernten im Jahre 1916 zu beklagen haben. Die englische Weizenernte ist mit 6 Millionen Tonnen um 18 Prozent, die französische mit 5,6 Millionen Tonnen um 7 Prozent kleiner ausgefallen als im Vorjahre. Italiens Weizenernte überragt die vorjährige um ein Geringes, dagegen ist dort die Maisernte ein Fehlschlag, was bei dem starken Polentabedarf des Landes eine Vermehrung des Weizenverbrauchs zur Folge haben könnte. Trotz dieser Voraussetzung wollen wir den Weizeneinfuhrbedarf der drei Länder nicht höher, sondern ebenso ansetzen, wie der tatsächliche Import im abgelaufenen Wirtschaftsjahre war, zumal da ja der wesentlich höhere Preisstand eine gewisse Verbrauchsbeschränkung immerhin verursachen könnte. Allerdings steht einer Verminderung des Brotverbrauchs der Umstand im Wege, daß die anderen Nahrungsmittel, wie namentlich Fleisch, Fett, Butter, Eier und Fisch usw. teils in gleichem, teils in noch höherem Maße verteuert sind als das Brot. Bei den Neutralen sind erhebliche Verschiebungen

nicht eingetreten, so daß auch hier die gleiche Bedarfsziffer wie 1915/16 in Betracht kommt. Einige hunderttausend Tonnen mehr oder weniger spielen bei der Beurteilung der Sachlage ja keine Rolle.

Bemerkt sei noch, daß auch die Welternte an Futtergetreide erheblich schlechter als im Vorjahr ausgefallen ist, ja, wenn man genauer hinsieht, ist das Ernteminus an Mais, Hafer, Gerste und Roggen zusammengenommen noch größer als das Weizenminder. Das ist von erheblicher Bedeutung, weil eine Surrogatwirtschaft wie in Deutschland, eine Streckung von Brot etwa durch Mais, auf die Dauer kaum möglich sein wird.

Ich will nun versuchen, unter Würdigung aller in Frage kommenden Tatsachen, Möglichkeiten und Verschiebungen in vorsichtiger Weise eine Weizenbilanz aufzustellen, die rekonstruiert auf den 1. August 1916 aufzufassen ist. Hervorgehoben sei, daß eine solche Aufstellung nur einen Annäherungswert beanspruchen darf. Alle Ernteziffern beruhen immerhin durchweg auf Schätzungen, die zurückzuführen sind auf Stichproben, Rundfragen usw. In noch höherem Maße gilt dies von den Vorräten, von denen nur sichtbare Teile in Lagerhäusern, bei Müllern und Händlern kontrollierbar sind, während die in erster Hand (bei Landwirten) befindlichen sich der genauen Erfassung entziehen. Weiterhin kommt in Betracht, daß der Verbrauch sowohl im Ausfuhr- als auch im Einfuhrlande und demgemäß der Ausfuhrüberschuß bzw. der Bedarf schwankende Größen sind, die durch den jeweiligen Preisstand entsprechend beeinflußt werden. Die Dinge entwickeln sich nicht etwa so, daß von dem vorhandenen Erntevorrat zunächst der heimische Bedarf abgezweigt, und was dann übrig bleibt, über die Grenze gesandt wird, sondern der eigene Konsum ist selbst abhängig von der Preisentwicklung, und dementsprechend größer oder kleiner gestaltet sich der Umfang der Ausfuhr, wobei daran erinnert werden darf, daß kein Ausfuhrland seine letzten Reserven, namentlich nach einer ungünstigen Ernte, herauszugeben pflegt, weil es sonst bei einem demnächst folgenden etwa wieder schlechten Ausfall selbst dem Mangel ausgesetzt wäre.

Auch die Verschiffungszahlen sind im Kriege nicht von absoluter Zuverlässigkeit, z. B. bleiben die englischen Regierungskäufe und — Ankünfte geheim, und werden seit einiger Zeit die kanadischen Verladungsziffern nicht bekannt gegeben, sind also schätzungsweise zu verstehen (siehe nachstehende Tabelle).

Das Defizit beträgt also 4,9 Millionen Tonnen.

Professor v. Waltershausen scheint von der Ansicht auszugehen, daß der hohe amerikanische Preisstand (28. Oktober Dezemberweizen in Chicago 189½ Cents) sich dauernd aufrecht erhalten wird. Das ist allerdings nicht der Fall gewesen. Bei Niederschrift dieses ist vielmehr der Dezemberpreis um nicht weniger als 35 Cents gleich 50 Mark die Tonne gesunken. Da die Entwicklung der jungen Saaten nach den letzten Nachrichten keineswegs vorteilhaft ist, der Durchschnittstand als ungünstiger gegenüber dem Vorjahr bezeichnet wird, müssen hier gewichtige Gründe wirksam gewesen sein. Obwohl die englischen Zeitungen

in dieser Beziehung auffallend schweigsam sind, so scheint es, daß u. a. die Ursache des augenblicklich in den Vereinigten Staaten tobenden Streits ist, ob ein Ausfuhrverbot oder mindestens eine starke Ausfuhrbeschränkung, im Interesse der Versorgung des eigenen Landes, erlassen werden soll oder nicht. Die unaufhaltsame Steigerung der englischen Preise trotz jenes amerikanischen Rückganges läßt diese Vermutung zur Wahrscheinlichkeit werden. Aus Argentinien

Weizenweltbilanz per 1. August 1916

Soll		in Millionen Tonnen		Haben
England	6,8	Vereinigte Staaten Ernte	16,5	
Italien	2,8	Eigenverbrauch	16,5 **)	
Frankreich	2,9	Überschuß	0,0	
Holland und Belgien	1,5	aus alten Beständen	2,5 *)	2,5
Übrige europäische Neutrale	1,5	Kanada Ernte	4,8	
	14,5	Eigenverbrauch	2,5 **)	
Exeuropa	1,6	Überschuß	1,8	
	16,1	aus alten Beständen	1,2	3,0
(wie im Vorjahre)		Indien Ernteschätzung	8,7	
		Eigenverbrauch	8,0 **)	0,7
		(geringe Bestände)		
		Argentinien Ernte	2,8	
		Eigenverbrauch	2,0 **)	
		Überschuß	0,8	
		alte Bestände	0,7	1,0
		Australien Ernte	8,1	
		Eigenverbrauch	1,0 **)	
		Überschuß	2,1	
		aus alten Beständen	1,4 ***)	3,5 ††)
		Verschiedene Länder		0,5
				11,2
		Defizit Europa	3,8 †)	
		„ Exeuropa	1,6	4,9 †††)
				16,1

*) Darunter befindet sich viel minderwertige, nur zu Futterzwecken verwendbare Ware.

**) Laut Schätzung des Kgl. ungar. Ackerbauministers: „Die Getreideernte der Welt", Budapest 1914.

***) Laut englischer Meldung ist ein großer Teil der Vorräte mangels hinreichender Lagerräume und genügender Beaufsichtigung von schlechter Beschaffenheit, teilweise sogar verdorben.

†) Das Plus der am 1. August nach Westeuropa unterwegs befindlichen und in den Einfuhrhäfen der Westmächte vorhandenen Vorräte an fremdem Weizen schätze ich auf 0,5 Millionen Tonnen, ein Quantum, das dem von den Regierungen selbst beschafften Ankünften etwa entsprechen wird, so daß sich beide Ziffern ausgleichen und demgemäß fallen konnten.

††) Seit dem 1. August hat Australien nur 343000 Tonnen Weizen nach Europa verladen, in den letzten drei Wochen zusammen nur 44000 Tonnen.

†††) Soeben wird eine erhöhte Schätzung der Ernte der Vereinigten Staaten (um 900000 Tonnen) bekannt gegeben. Dem steht aber eine Minderschätzung für Mais von 4,2 Millionen Tonnen gegenüber. Mais wird in der Union reichlich zu Speisezwecken verwendet. — Die Ernteschätzung für Australien wurde auf 2,7 Millionen Tonnen, die für Argentinien auf 2,1 Millionen Tonnen herabgesetzt. Mag man aber selbst eine Erhöhung der Ausfuhrmengen bezw. eine Verringerung des Einfuhrbedarfs um insgesamt 10 Prozent annehmen, so bleibt ein Defizit von 8,8 Millionen Tonnen bestehen.

werden ähnliche Meldungen herübergekabelt. Kommt es zu einer Abschließung Süd- oder Nordamerikas oder gar beider Länder, so ist tatsächlich nicht zu erkennen, wie England und seine Verbündeten sich für den Rest des Erntejahres versorgen sollen. Daß man in England die Dinge mit großem Ernste ansieht, beweist der Umstand, daß man kürzlich die Einfuhr verstaatlicht hat (übrigens unter Heranziehung des berufsmäßigen Handels), strenge Ausmahlungsvorschriften erlassen hat (wodurch die Kleieerzeugung eingeschränkt und der Futtermangel verstärkt werden wird) ein Einheitsbrot schaffen, einen Lebensmitteldiktator einsetzen wird usw.

Unter allen Umständen liegt, nachdem ein Drittel des Wirtschaftsjahres jetzt verflossen ist, das eine Zufuhr von etwa $4^1/_2$ Millionen Tonnen (davon $3^1/_4$ Million von Nordamerika allein) gebracht hat, die Gewißheit vor, daß ein großer Teil des Zuschußbedarfs von entlegenen Ländern heranzuziehen ist. Die bekannten Tonnageschwierigkeiten, die neuerdings allen englischen Gewaltsmaßregeln zum Trotz wieder entfachte Frachtensteigerung,*) die einem solchen Ansturm in keiner Weise gewachsenen technischen Einrichtungen in den exotischen Binnenländern und Häfen, dazu die ebenfalls ungenügenden Anlagen, namentlich in Frankreich und Italien, endlich die Transportverhältnisse in den europäischen Einfuhrgebieten werden die Schwierigkeiten ins Unendliche vermehren. Endlich die Valutafrage in Frankreich und Italien, ganz zu schweigen vom Preisstande!

Ich möchte zum Schluß noch ein Moment hervorheben: die moderne Landwirtschaft hat die bekannten Riesenerträgnisse, die es ermöglicht haben, daß ein großer Teil der Menschheit Nichtlandwirte sind und somit sich anderen Produktionen widmen konnten, nur auf Grund mehr oder weniger intensiver Wirtschaft hervorzubringen vermocht. Dem Boden sind die großen Ernten der Vorjahre abgerungen worden durch einen hohen Aufwand von Arbeit und Kapital, von menschlichen und tierischen Kräften, bestem Saatgut, künstlichem Dünger, landwirtschaftlichen Maschinen, Kohlenzufuhr usw. Alle diese menschlichen und natürlichen Kräfte entsprechen in keinem Lande mehr den früheren Erfordernissen. Es ist keinesfalls ein Zufall, daß fast alle getreidebauenden Länder in diesem Jahre so erhebliche Mindererträgnisse zeigen. Es ist eine Folge des Umstandes, daß man gezwungen ist, die Intensität der Landwirtschaft zu vernachlässigen. Aus diesem Grunde liegt die Befürchtung nahe, daß auch das nächste Jahr eine Weltmißernte bringen wird, die aber diesmal nicht die Riesenvorräte aus den früheren Ernten antreffen würde. Das wäre ein nicht auszudenkendes Unglück, von dem Freund und Feind betroffen werden würde, vielleicht mit der alleinigen Ausnahme der reisessenden Menschheit.

*) Die an neutrale Schiffe bezahlten Frachtraten sind neuerdings erheblich gestiegen:

Nordamerika-England	116	Mark	die	Tonne	(Mais)	Januar-Februar Verladung
Argentinien-England	180	„	„	„	„	„
Indien-England	200	„	„	„	„	„
Indien-Mittelmeer	250	„	„	„	„	„

Delli Omer*)

Die Geschichte eines türkischen Lastträgers

Von M. S. Larsen

Ein pockennarbiger Lastträger in rotem Hemd, blauen sackartigen Hosen und breiter Leibbinde entstieg in der Bucht von Bebek einer schwerfälligen, von vier Ruderern bedienten Barke. Mit seiner gut verschnürten Matratze auf dem Rücken und einem Bündel Leibwäsche in der Hand trat er beim Hamal-Kaffeehaus des Bosporusdörfchens ein und verlangte den Obmann der Lastträgergilde zu sprechen.

Es war um die Mittagszeit; ein paar breitschultrige Burschen lagen auf den Holzbänken und schliefen, andere spielten Karten. Hassan, der Obmann, löffelte aus einem braunen Topf seine in Öl gekochten Bohnen und steckte sich zwischenhinein große Stücke Brot in die Backentaschen. Da er keine Lust hatte, sich im Essen stören zu lassen, fuhr er mit der Hand durch den grauen Bart und streckte sie verschmitzt lächelnd nach dem Ankömmling aus. Dieser verstand sofort, was das Zeichen bedeuten sollte.

„Ich bin dir wohl zu jung?" sagte Omer und verzog den Mund zu einem breiten Grinsen, „du bist gewiß schon mit dem Bart auf die Welt gekommen! Aber, weißt du, wir von Isnik kriegen ihn erst, wenn wir alte Esel werden!"

Die Spieler schauten von ihren Karten auf und begannen zu lachen. Hassan stellte den Topf hin; er schien mit seinen kleinen tiefliegenden Augen den kecken Burschen durchbohren zu wollen.

„Und das sagst du Hassan, dem Hamalbaschi, der dir Arbeit geben soll?"

„Nichts für ungut, Effendi," beschwichtigte Omer den Riesen und stellte sich breit vor ihn auf. „Du weißt doch noch gar nicht, wer ich bin. War nicht ein gewisser Hussein aus Isnik vor dir Hamalbaschi hier?"

Hassan sperrte vor Staunen den Mund weit auf.

„Und hat er dir beim Weggehen nicht noch zwei Medschidieh (Taler) gegeben," fuhr Omer unbeirrt fort, „daß du dann seinen Sohn in die Gilde aufnehmen solltest? Der Sohn, das bin ich; somit wäre doch alles in Ordnung!"

„Das hättest du mir gleich sagen können," brummte Hassan verlegen, „aber kannst du denn einen Sack Mehl vom Schiff bis zum Furun (Backofen) tragen, ohne umzufallen?"

*) sprich: Omér.

„Zwei auf einmal, wenn es sein muß," erwiderte Omer und krümmte den breiten Rücken.

„Gut, wir werden ja sehen! Um neun Uhr kommst du zum Segelhafen, dort gibt's Säcke abzuladen."

„Neun Uhr türkisch oder ‚fränkisch'?" fragte Omer wichtig und brachte seine große Taschenuhr zum Vorschein.

„So, du bist auch einer von den ganz klugen," lachte Hassan, „steck' das Ding nur wieder ein, unsere Zeit bestimmt Halil Effendi, wenn er auf dem Minarett das Gebet ausruft. Die Uhr hat dir ein Armenier in Stambul aufgeschwatzt; wir kennen das, mein Lämmchen! In ein paar Tagen steht sie so still wie ein Stein!"

Als Omer sich am Hafen einfand, mußte er manchen spöttischen Blick aushalten. Es war allen Lastträgern schon bekannt, daß er des alten Fuchses Hussein Sohn war, der ihnen oft das Leben sauer gemacht hatte, und auf manchem Gesicht malte sich die Schadenfreude. „Der Schwächling soll uns noch kennen lernen!" dachten sie.

Um so größer war das Erstaunen, als Omer sich gleich zwei Säcke auf die Trage schieben ließ und vorsichtig den gebeugten Rücken hob, bis er die Last im Gleichgewicht hatte. Mit kurzen trippelnden Schritten setzte er sich in Bewegung.

„Der macht's ja ganz anders als wir," brummten die älteren Kameraden, „wo er das nur her hat!" Und gleich stieg der Neuling in ihrer Achtung. Aber bald fingen sie an, sich wieder über ihn zu ärgern, da er viel schneller schaffte als sie und sich vom Hamalbaschi keine Grobheiten einzustecken brauchte.

Abends saßen die Lastträger einträchtig bei der qualmenden Lampe im Kaffeehaus beisammen. Man vergaß der sauren Arbeit des Tages und machte sich keine Gedanken darüber, was der kommende Morgen bringen würde.

Nachdem Omer einen halben Laib Brot und ein paar Oliven verzehrt hatte, kratzte er die Krümchen auf dem Tisch vorsichtig zusammen, schüttete sie in den Mund, zog eine Postkarte und einen Bleistift aus seiner Leibbinde und fing an zu schreiben.

„Oho, der kann ja fast so viel wie unser Imam (Priester)!" tönte es aus allen Ecken, und bald sah er sich von einem Kreis Neugieriger umringt.

„Hast du das in Isnik gelernt?" fragte wohlwollend Hassan.

„Ja, beim guten Scheich Tewfik," erwiderte stolz der Gefragte, „dafür bin ich zwei Jahre lang sein Wasserträger gewesen."

„Da, steck' dir eine Zigarette an, du bist ein Hauptkerl!" lobte ihn Hassan.

„Danke schön, Hassan Effendi, ich rauche nicht; das macht den Hals nur trocken."

„Omer ist delli" (verrückt), rief der alte Achmed von seiner Bank herüber, „Freunde, habt ihr schon so etwas erlebt? Er raucht nicht, kann schreiben, und vielleicht auch die Zeitung lesen, he?"

Omer nickte bejahend und kritzelte ruhig weiter.

Jetzt ließ sich auch Achmed bei ihm nieder. „Hör' mal, Omer, wie wär's, wenn du morgen Abend auch für mich eine Postkarte schriebest? Nach Kara-Hissar, weißt du, aber das ist fünf Tage weit von hier weg. Kennst du das auch?"

„Dummkopf," fuhr Omer ihn an, „wenn ich nach Isnik schreiben kann, wird's wohl auch für Kara-Hissar langen, wenn nämlich jemand dort überhaupt zu lesen versteht!"

„Wieviel verlangst du für die Arbeit? Unser Imam Halil Effendi nimmt nur zehn . . ."

„Pst!" flüsterte sein Nachbar, „sag' ihm das nicht, du Eselssohn!"

„Was verlangt er nur?" fragte Omer boshaft.

„Er läßt sich halt nur eine Zigarette für seine Mühe geben."

„Ich verstehe schon," lachte der Bursche, „mir brauchst du nichts dafür zu zahlen, das Schreiben macht mir Spaß, verstehst du?"

Damit war der jüngste Hamal von Bebek bei seinen Genossen eingeführt. Als sie ihre Matratzen zum Schlafen auf den Fußboden des Kaffeehauses ausbreiteten, bekam Omer sogar eine Ecke an der Wand eingeräumt. Niemand dachte daran, ihm den zugigen Platz neben der Tür anzuweisen. „Wir müssen ihn uns warmhalten!" dachten sie.

Und Omer legte sich wie ein Pascha zur Ruhe nieder.

* * *

Wahrhaftig, in Bebek ließ sich's leben! Man stand in einer neuen Welt und konnte von früh bis spät schauen und beobachten. Immerfort gab es etwas zu sehen, von dem die Isniker daheim nichts wußten. Omer kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Wenn er am Morgen mit verschlafenen Augen die Straße betrat und nach dem Brunnen ging, um sich zu waschen, lag schon der schimmernde Bosporus in warmer Sonne wohlig hingestreckt und tat ganz mühelos seine Arbeit. Große Dampfer mit bunten Wimpeln glitten vorüber, und Berge von Gischt und Schaum spritzten am Ufer empor, daß man sich vorsehen mußte, um nicht gleich pudelnaß zu werden.

Etwas später stellte sich auch der Nordwind ein und half dem Riesen bei seinem Werk. Mit weißen geblähten Segeln kamen schwerbeladene Schiffe in langer Reihe vom Schwarzen Meer her angeschwommen. Die einen strichen lautlos vorüber, andere machten eine scharfe Schwenkung und steuerten gerade auf die Bucht zu. Immer größer wurden sie, immer drohender streckte jedes den Hals mit dem Drachenkopf dem Lande entgegen. Es war, als müßten diese Ungeheuer im nächsten Augenblick den Rachen aufreißen und ein paar von den kleinen Lebewesen am Ufer verschlucken. Da rasselten Ketten, Anker rollten in die Tiefe, und mit einem Ruck standen die Schiffe still.

„He!“ rief dann eine rauhe Stimme und schreckte den Träumer auf; „spute dich, Bursche, dort kommt frisches Holz von der anatolischen Küste!“ Und ohne Widerstreben folgte Omer dem Hamalbaschi.

Stets war es ein schweres Stück Arbeit, bis die Lastträger alles Holz vom Segler heruntergeschafft hatten. In hohen Bergen lag es aufgeschichtet am Ufer und mußte nun gewogen werden. Bald stellten sich zahlreiche Käufer ein; auch „Franken“ waren darunter. Umständlich verhandelte Hassan mit jedem von ihnen und ließ nicht locker, bis er allen seinen Preis aufgeschwatzt hatte. Dann kehrte er zu seiner Garde zurück und gab seine Befehle. „Fünfzehn Tscheki Eichenholz zu Schneider Effendi ins Oberdorf und gleich kleinhacken und im Keller aufbauen!“

„Schneider Effendi?“ die Hamals schauten sich an, und mancher Fluch wurde gemurmelt. Denn Schneider Effendi wohnte ganz oben auf der Höhe im großen weißen Haus; es war ein langer Weg bis dahin. Mißmutig gingen die Burschen an die Arbeit. Einem nach dem andern wurden zwei oder drei starke Knüppel auf die Trage geschoben, und mit vorsichtigen schweren Schritten machte sich jeder davon. Während der ersten fünf Minuten war die Last noch erträglich, aber dann trat der Schweiß in großen Tropfen auf die Stirn, und bald floß er in kleinen Bächen am Gesicht herunter. Keuchend ging der Atem, zitternd bewegten sich die sehnigen Beine. Wer oben am Ziel war, kauerte vorsichtig am Boden nieder, kippte mit dem Rücken die Trage, und polternd fielen die Klötze zur Erde.

Wenn alles Holz beisammen war, holten sich die Lastträger ihre langen Äxte, und der zweite Teil ihrer Arbeit begann. Es dauerte oft Stunden, bis sie darangehen konnten, die Scheite in große Körbe zu packen und ins Haus des Käufers zu tragen.

Währenddessen stand Hassan, der Baschi, dabei und rauchte eine Zigarette nach der andern. Wußte er sich unbeobachtet, so lehnte er sich faul gegen einen Zaun und überlies die Hamals ihrem Schicksal. Aber wie wichtig tat er, wenn zufällig der Hausherr dazukam! „Schneller, schneller, meine Kinder“, rief er dann, „ihr schafft wie lahme Pferde!“ Und alles grinste gutmütig dazu, denn sie kannten diese List. Nachher durfte Hassan einen größeren Bakschisch verlangen.

So lernte auch Omer die Häuser reicher Türken, Griechen und „Franken“ kennen. Wenn er mit seinem großen Korb Holz vor der Türe stand, schüttelte er sich stets die klobigen Hamalpantoffeln von den Füßen und trat in Strümpfen ein. Hier gab es große Zimmer mit wunderlichen Tischen und Stühlen zu sehen; bunte Bilder hingen an den Wänden. In der Küche blitzte alles von Sauberkeit, und oft ging eine blonde Frau ganz unverschleiert mit in den Keller hinunter und zeigte ihm, wo er das Holz aufbauen mußte. Wie diese „Franken“ türkisch sprachen!

Und was für blauäugige Kinder sie hatten! Die kleinen Mädchen hockten

nicht wie in Isnik stets im Hause, sondern gingen bei Wind und Regen drunten am Bosporus spazieren und prügelten sich sogar auf der Straße.

An einem dieser stürmischen Märztage lagen die Hamals faul im Kaffeehaus herum. Keiner wagte sich hinaus. Da klopfte es an die Tür, und Schneider Hanum steckte ihren Kopf herein. „Ein Hamal soll mir helfen, meinen Kleinen nach Hause zu tragen!" Niemand rührte sich. Als Omer sah, daß es die Frau vom „weißen Haus" war, sprang er auf und ging ihr nach. Sie hatte ein Mädchen an einer Hand und einen pausbackigen Jungen, der jämmerlich schrie, an der andern.

„So, das ist recht," sagte Schneider Hanum mit freundlicher Stimme, „lade dir diesen Trotzkopf auf die Schultern, er will nicht mehr laufen!"

Omer griff herzhaft zu; der Kleine hörte gleich auf zu weinen.

„Wie heißt du?" fragte die blonde Frau im Weitergehen.

„Omer! und bin der Sohn des Hamalbaschi Hussein aus Isnik", antwortete der Bursche.

„Wie sich das trifft!" rief Schneider Hanum, „deinen Vater kenne ich gut, er hat mich auch, als ich ein kleines Mädchen war, so den Berg hinaufgetragen. Du füllst also seinen Platz jetzt hier aus!"

„Gewiß, Madam! Hussein, mein Vater, hat mir nämlich gesagt, immer, wenn mich eine „fränkische" Hanum anreden sollte, müßte ich Madam sagen!"

„Höre, Omer, ich mache dir einen Vorschlag", sagte lachend die junge Frau. „Hättest du nicht Lust, bei mir im „weißen Haus" Bekdschi (Nachtwächter) zu werden? Mein Effendi ist manchmal verreist oder kommt spät aus Stambul heim. Dann ist es oft gar einsam da oben. Du hast nur dein Bündel und die Matratze mitzubringen. Wir geben dir ein richtiges Zimmer neben der Haustür, in das du dich nachts schlafen legen kannst. Dafür bekommst du jeden Morgen ein warmes Frühstück und am Ende des Monats einen Medschidieh dazu. Willst du, Omer?"

„Wenn mich die Madam brauchen kann, Omer kommt gern!"

„Also noch heute ziehst du zu uns, nicht wahr?"

„Gewiß, Madam, und schönen Dank auch!"

Behutsam setzte er vor dem „weißen Haus" den Jungen wieder auf seine Füße, sah, wie Schneider Hanum ihm lächelnd ein blankes Zweipiasterstück zusteckte, dann war sie verschwunden.

„Wie schnell man doch zu Glück und Geld kommt!" dachte Omer und tat die Münze in seinen Brustbeutel.

Als er am Abend im Kaffeehaus sein neuestes Erlebnis zum besten gab, wollte ihm niemand recht glauben. „Delli Omer, du bist ein Narr und willst uns nur den Mund wässrig machen", rief Achmed. „Glaubst du, daß die „Franken" einen armen Hamal ins Haus nehmen? So etwas ist noch nie hier vorgekommen!"

Aber der Isniker lud sich seine Matratze auf den Rücken, machte seine Salams (Verbeugungen) und verschwand im Dunkel der Nacht.

Achmed wurde ihm nachgeschickt, damit er herausfinden sollte, ob der kecke Bursche die ehrbare Hamalgilde nur zum besten hielt. — Doch alles stimmte. Achmed war hinter ihm hergeschlichen und hatte ihn bei Schneider Effendi ins Haus eintreten sehen.

Ein förmlicher Kriegsrat wurde abgehalten; solche Neuerungen konnten nicht geduldet werden. Und doch war im Grunde nicht viel gegen Omer zu sagen; auch mochte niemand es mit ihm verderben, denn er schrieb seinen Kameraden die Briefe und Postkarten, ohne einen Para dafür zu nehmen. Deshalb wurde nach fruchtlosem Hin- und Herreden beschlossen, ihn ruhig seinen eigenen Weg gehen zu lassen.

Omer paßte sich mit großem Geschick seiner neuen Würde an. Und da er auch seine Arbeit als Lastträger nicht vernachlässigte, fand selbst der gestrenge Baschi Hassan nichts an ihm auszusetzen.

Bald gab es für ihn keine langen müßigen Arbeitspausen im Kaffeehaus mehr. Frau Schneider hatte herausgefunden, daß er ein anstelliger und flinker Geselle war; nach kurzer Probezeit machte sie ihn zu ihrem Wasserträger. Er mußte auch den Platz vor dem Haus in Ordnung halten und die Blumen im Garten gießen, und nach dem ersten Monat bekam er vier Medschidieh als festen Lohn.

Auch andere „Franken" in der Nachbarschaft wurden auf ihn aufmerksam; es dauerte nicht lange, so besorgte Omer noch zwei andere Gärten in Bebek. Säuberlich legte er alle seine Ersparnisse zu dem, was ihm sein Beruf als Hamal schon eintrug.

In dieser an Erfolgen so reichen Zeit machte er die Bekanntschaft des Spaniolen David, der in einer Ecke des kleinen Marktplatzes von Bebek sein Handwerk trieb. Jeden Morgen kam der Alte zu Fuß von Stambul herüber, spannte in seinem Winkel einen uralten, einst blauen Schirm auf und setzte sich mit seinem Werkzeugkasten darunter, geduldig auf Kunden wartend. Er war Tenekedschi (Klempner); doch damit ist noch nichts gesagt, denn der Tenekedschi von Konstantinopel ist ein wahrer Künstler. Allen Tenekehs (rechteckige Behälter für Petroleum) weiß er auf die Spur zu kommen. An trüben Wintertagen zieht er von Haus zu Haus und kauft die leeren, deren er habhaft werden kann, um einen Spottpreis auf. Nachher bastelt er an diesen Blechkästen herum, bis aus ihnen Wassereimer, Gießkannen und andere nützliche Geräte werden, die sich zu einem schönen Preis wieder verkaufen lassen.

David begnügte sich in seinen alten Tagen damit, schon gebrauchte Tenekehs auszubessern, indem er ihnen neue Henkel ansetzte oder die löchrigen wieder verlötete. Mußte er unter seinem Schirm zu lange auf Kundschaft warten, so nahm er sein Werkzeug unter den Arm und ging in den Straßen auf und ab. Vor jedem Haus blieb er stehen und rief: „Tenekedschi!

Tenekedschi!" Dann öffnete sich hier und da ein Fenster und jemand winkte ihn herein, um Petroleum „anzuzapfen", oder um einen Wassereimer zu flicken. Seit fünfundzwanzig Jahren war er die bekannteste Persönlichkeit in Bebek. Seine langen dürren Beine steckten immer in dünnen weißen Hosen, dazu trug er einen verschlissenen grauen Rock, und die große Hakennase glühte stets im Schnupfen.

Nur am Sabbat blieb David als braver Jude zu Hause, besuchte am Morgen die Synagoge und verbrachte den Rest des Tages, in seinen langen Pelz gehüllt, sitzend vor seiner Haustüre, während um ihn seine zehn Enkelkinder lärmten und schrien.

Da er während der Arbeit die Augen stets offen hatte, war es ihm nicht entgangen, daß Omer bei den angesehensten „Franken" im Dorf in Lohn stand. Der mußte wissen, ob die Reichen unbenützte Tenekehs im Keller liegen hatten. Eines Tages lud er den jungen Hamal ein, sich zu ihm unter seinen Schirm zu setzen und einen „Kaweh" mit ihm zu trinken.

Omer ließ sich die kleine Aufmerksamkeit gern gefallen und plauderte von diesem und jenem, was er bei den „Franken" gesehen hatte. Nach einer halben Stunde waren beide handelseinig. Omer versprach, alle Tenekehs, die in seinen Häusern weggeworfen wurden, dem Juden zu bringen, und er erhielt die Erlaubnis, sich jederzeit seinen „Kaweh" an den Holzkohlen des Alten sieden zu dürfen.

David machte ein glänzendes Geschäft dabei. Die alten Tenekehs, die er nun bekam, und aus welchen sich nichts Neues zaubern ließ, nahm er mit nach Hause, klopfte sie dort auseinander und benagelte mit dem Blech die geborstenen Hüttenwände seiner Bekannten, die schwer dafür zahlen mußten.

Auch Omer lächelte das Glück in ungeahntem Maße. Schenkten doch seine Brotherrn alle ihre alten Schuhe, Kragen und Schlipse her, und Schneider Effendi vermachte ihm einen schwarzen Rock! Mit Kragen und Schlips wußte er nichts Rechtes anzufangen, aber den Rock trug er mit Stolz; nur in seiner Eigenschaft als Lastträger zog er ihn aus.

Die Kameraden neideten ihm das kostbare Kleidungsstück und pflegten es zu verstecken, wenn er es zufällig im Kaffeehaus hängen ließ.

„Glaubt ihr, ich hätte im ‚weißen Haus' keinen Wandschrank?" sagte er mit boshaftem Lächeln und brachte seinen Schatz in Sicherheit. Als er sich das nächste Mal ‚à la franka' bei den Hamals zeigte, führte er einen kleinen Handkoffer bei sich, einen nagelneuen Handkoffer.

„Ich verreise morgen auf zehn Tage nach Isnik", eröffnete Omer das Gespräch und stellte das Prunkstück auf den Tisch im Kaffeehaus. „Wollt ihr einmal hineingucken?"

Umständlich zog er den Schlüssel aus dem Gürtel, steckte ihn ins Schloß, drehte, und: klack! sprang es auf. „Seht," fuhr er fort, „dort liegt ein schönes Hemd, daneben ein Paar „fränkischer" Schuhe, und hier sogar eine

Bürste. Alle diese Dinge bekommt Hussein, mein Vater. Wird der Augen machen!"

„Aber in zehn Tagen kommst du ja gar nicht bis Isnik!" spottete Achmed.

„Wozu gibt es Schiffe und Eisenbahnen, du Eselssohn? Ich fahre im Dampfer nach Haidar-Pascha, setze mich dort auf den Zug und bin nach einem halben Tag in Mekedsche. Von dort habe ich nur noch drei Stunden zu laufen. Siehst du, so macht man das!"

„Und das Geld, mein Schäfchen?"

Omer klopfte auf seinen Brustbeutel. „Da steckt's drin! Seht ihr, das hat man davon, wenn man arbeiten lernt wie die ‚Franken'!"

Er schwatzte noch lange von dem, was er in Isnik anzufangen gedachte, aber niemand hörte ihm weiter zu; die Hamals schienen plötzlich taub geworden zu sein.

Nachdem er gegangen war, machte sich der allgemeine Unmut Luft.

„Er ist der Jüngste hier und will den Großvater bei uns spielen!" rief eine Stimme, „und so einen Haufen Geld," polterte eine andere. „Man sollte doch Halil Effendi fragen, ob es sich für einen Moslem schicke, im Hause eines Ungläubigen zu schlafen!"

Halil hatte den aufgeweckten Burschen zuerst gern gehabt, da er gern plauderte und in Omer stets einen willigen Zuhörer fand. Seit ihm aber bekannt war, daß der Isniker allen Hamals umsonst die Briefe schrieb, hatte er ihm seine Gunst entzogen. Hier fand sich nun eine gute Gelegenheit, ihm sogar zu schaden.

„Ihr habt recht, Freunde", sprach er zu den Lastträgern, „wir können nicht dulden, daß Omer weiter mit diesen „Franken" umgeht. Ihr müßt ihn zwingen, seinen Dienst im „weißen Haus" aufzugeben."

„Gib uns einen Rat, Väterchen, wie sollen wir das anfangen?"

„Die Sache ist ganz einfach. Wenn er von Isnik zurückkehrt, kennt ihn keiner von uns mehr. Er tritt ins Kaffeehaus ein, niemand sieht ihn. Er fängt ein Gespräch an, keiner hört drauf. Er kommt zur Arbeit, von keiner Seele wird er beachtet. Ihr sollt sehen, nach kurzer Zeit duckt er sich und ihr könnt eure Bedingungen stellen. Seid ihr damit einverstanden?"

Als Omer von Isnik zurückkam, merkte er sofort, daß man ihm übel wollte.

Er ging stracks zu Halil Effendi. „Das hast du angerichtet, Väterchen", sprach er, „aber du brauchst nichts weiter zu befürchten, meinen sauberen Freunden schreibe ich keine Briefe mehr!"

* * *

Omer wurde Einsiedler. Standhaft ertrug er alle Demütigungen von seiten seiner früheren Kameraden. Nur Hassan, der Baschi, hatte den Mut, ihn nicht zu verleugnen. Er war es auch, der ihm riet, seinen Posten im „weißen Haus" aufzugeben und sich bei einem türkischen Bey eine Nebenbeschäftigung zu suchen.

Zuerst wollte er von diesem Vorschlag nichts wissen; als Hassan aber versprach, sich bei Tachsim Bey für ihn zu verwenden, ging er schweren Herzens zu Schneider Effendi und sagte ihm, daß er seine Stelle verlassen müsse.

Herr Schneider fragte ihn nach allen Einzelheiten gründlich aus. „Ich konnte mir gar nicht erklären, Omer, woher dein trauriges Gesicht auf einmal kam", sagte er, „wenn's aber so steht, muß ich dich wohl ziehen lassen. Es tut mir wirklich leid, mein braver Bursche! Doch mach' dir keine Sorgen, du findest bald wieder den Boden unter den Füßen!"

Tachsim Bey war der reichste Türke in Bebek. Sein Haus stand in einem großen Garten, dessen Terrassen sich bis zum Bosporus hinunterzogen. Zweimal war er im Ausland gewesen und hatte von seinen Reisen große bronzene Nachbildungen von einem Löwen, zwei Pferden und anderem Getier mitgebracht, die er im Garten unter den Bäumen aufstellen ließ. Diese blanken Ungeheuer beeinträchtigten stark die Schönheit der herrlichen Anlagen, aber ihr Eigentümer war fest davon überzeugt, daß nun erst seine Besitzung zu den größten Sehenswürdigkeiten Stambuls zählte.

Seine stummen Freunde mußten zweimal in der Woche nach allen Regeln der Kunst mit Putzpulver bearbeitet werden. Wehe dem Diener, der nicht pünktlich seine Pflicht tat, er wurde ohne Gnade entlassen! Hassan hatte schon wiederholt junge Burschen zu Tachsim Bey gebracht, aber keiner war geblieben. Omer lobte er in den höchsten Tönen. „Sei versichert, Effendi", sprach er, „über den Isniker wirst du dich nicht ärgern müssen, er hat bei den „Franken" arbeiten gelernt und ist so pünktlich wie der Muezzin auf dem Minarett."

Omer durfte sofort bei seinem neuen Herrn eintreten. Wieder bewohnte er ein sauberes kleines Zimmer, auch hier war er Bekdschi und mußte zugleich den Garten hüten.

Tachsim Bey zeigte ihm, wie man die Tiere putzte und beobachtete ihn drei Wochen lang auf das schärfste. Nach dieser Probezeit war er mit seinem neuen Diener so zufrieden, daß er ihn bat, seine Arbeit als Hamal aufzugeben und ganz in den Yali (Schloß) zu ziehen.

Omer zögerte keinen Augenblick, dieses Anerbieten anzunehmen, denn so wurde er von seinen neidischen Kameraden getrennt und brauchte sich nicht mehr von ihnen herumstoßen zu lassen. Schnell fand er seinen Lebensmut wieder; jedermann im Yali hatte ihn gern.

Mit seinen bronzenen Tieren verband ihn ein förmliches Freundschaftsverhältnis. Er setzte seinen ganzen Stolz daran, sie stets blitzblank seinem Herrn zeigen zu können. Ganz besonders schmeichelte es seiner Eitelkeit, wenn müßige Zaungäste von der Straße herüber bewundernd in den Garten schauten und einer dem andern zurief: „Hast du je ähnliches in Stambul gesehen?" Dann stellte er sich mit verschränkten Armen vor den Löwen auf, und ein selbstzufriedenes Lächeln ging über sein breites ehrliches Gesicht. In den frühen Morgenstunden, wenn im Haus noch alles schlief und niemand auf der Straße

war, kletterte er oft im Übermut auf eines der Pferde, streichelte ihm die Mähne, gab ihm die „Sporen“ und ließ es tüchtig „traben“.

Im Yali wohnten zwei Frauen, Aische Hanum, Tachsim Beys Mutter, und Hattidsche Hanum, seine Frau. Letztere sah Omer nur selten und stets verschleiert. Aber Aische Hanum kam oft in den Garten hinunter, um sich unter den Magnolienbaum zu setzen, und versäumte es nie, den fröhlichen Burschen anzureden. Sie ging unverschleiert, und Omer sah ihr gern in die gütigen Augen. Er gewöhnte sich so sehr an ihre täglichen Besuche, daß ihm etwas fehlte, wenn sie ausblieb.

„Lebt deine Mutter noch?“ fragte Aische einmal, als Omer damit beschäftigt war, seine Tiere zu putzen. Er stutzte; vor ihm wurde das Bild einer Frau lebendig, die vor langer Zeit ihn gepflegt hatte, als er an den Pocken erkrankt war.

„Nein, Hanum Effendi, sie liegt in Isnik unter den alten Zypressen und schläft. Aber du hast ihre Stimme, Hanum Effendi!“

Nach diesem unvergeßlichen Tag sah er die alte gebeugte Frau stets mit zärtlichen Blicken an, wenn sie in den Garten kam, und ruhte nicht, bis sie ihm versprochen hatte, daß er ihr jeden Tag einen kleinen Dienst erweisen dürfte.

„Laß mich einmal nachdenken“, sprach Aische Hanum, — „du kannst mir jeden Abend den Yoghurt (geronnene Milch) auf dem Tscharschi (Marktplatz) holen, willst du?“

Omer strahlte vor Freude. „Du sollst immer den besten Yoghurt haben, den ich finden kann, Hanum Effendi!“

Jetzt sah man ihn stets bei Sonnenuntergang mit wichtiger Miene über den Marktplatz von Bebek schreiten. Bei David, dem Spaniolen, blieb er einen Augenblick stehen, half ihm mit dem Zusammenpacken seiner Geräte und trat dann beim Yoghurtdschi ein, um die geronnene Milch für seine Herrin zu kaufen.

Hin und wieder begegnete er einem der Hamals. „Delli Omer, komm' doch wieder zu uns“, bat Achmed einmal, „seit du fort bist, ist's still im Kaffeehaus geworden. Keiner kann so lachen wie du. Denk' dir, unser Väterchen Halil läßt sich jetzt zwanzig Para für seine Briefe geben; ist er nicht ein Schurke?“

„Das geschieht euch recht“, lachte Omer, „warum waret ihr so dumm, mich bei euch herauszubeißen. Du kannst deinen Freunden meine Salams (Grüße) bringen und ihnen sagen, daß es dem Isniker jetzt noch besser geht als damals im ‚weißen Haus‘, hörst du?“

* * *

Omer hatte sich nie um die hohe Politik gekümmert. Eines Abends hörte er, es gebe Krieg. Die Leute auf dem Tscharschi steckten die Köpfe zusammen und machten ängstliche Gesichter. Aber der Isniker pfiff sich ein Lied und ging ruhig in den Yali zurück. Was ging ihn den Krieg an? Er war ja noch nicht einmal Soldat gewesen.

Aber die große Trommel dröhnte jede Nacht dicht vor seinem Fenster und schreckte ihn aus dem Schlaf. Einmal hörte er ganz deutlich, wie der Nachtwächter mit gellender Stimme die Zwanzigjährigen zu den Waffen rief. Galt das auch ihm? Unmöglich! Wer würde dann Tachsim Beys Garten in Ordnung halten und Aische Hanum den Yoghurt holen? Omer getraute sich kaum auf die Straße. Drei Tage später kam der Polizist von Bebek und führte ihn aus seiner Stube fort, in der er sich verborgen gehalten hatte.

„Wo bringst du mich hin, Effendi," fragte verstört der geängstigte Bursche.

„Nach Stambul in die Kaserne, mein Lämmchen; der Padischah braucht jetzt alle seine Kinder!"

„Gut, so will ich zum Padischah gehen und ihm sagen, daß Aische Hanum mich viel nötiger hat!"

Der Polizist lächelte verschmitzt. „Versuch's nur, wenn du's kannst; mich geht das nichts an."

Er wurde in eine Uniform gesteckt, bekam ein nagelneues Gewehr in die Hand und mußte von früh bis spät auf dem Kasernenhof sich plagen. Hunderte von andern Soldaten teilten dasselbe Schicksal, aber keiner dachte daran, zum Padischah zu gehen. Wie sollte sich Omer allein in seinen Palast getrauen? Still und ergeben tat er seinen Dienst, lernte lange heiße Märsche ertragen, Gräben ausheben und auf ferne Ziele schießen. Er hungerte und fror mit den andern, lag nachts auf nassem Stroh und sah über sich den silbernen Mond. Es war noch in Tachsim Beys Garten gewesen, als ihm dieses runde Himmelsfenster gestrahlt hatte. Wie lange mochte das her sein? Was tat Aische Hanum ohne ihn, den Diener? Wann würde er sie wiedersehen?

Die Abende wurden dunkler und kälter, in den Nächten regnete es immerzu, und als er eines Tages mit seinem Regiment auf einer fernen Station den Bahnzug verließ, hatte der Winter begonnen. Durch Eis und Schnee marschierten die Soldaten, bis es Nacht wurde, dann mußten sie sich auf einem Höhenzug eingraben.

Immer wieder fragten sie in den nächsten Tagen ihren On-Baschi: (Unteroffizier) „Wo ist der Feind? Wann greifen wir ihn an?" Aber er zeigte sich nicht. Statt dessen rollte ununterbrochen der Donner über ihren Köpfen hin, ringsum fielen Blitze auf die Erde und wühlten mit fürchterlichem Tosen den Boden auf, am Himmel platzten kleine weiße Wölkchen. Die Soldaten duckten sich oder krochen in ihre Löcher, und wenn sie wieder herauskamen, waren sie bleich und sprachen kein Wort. Denn neben ihnen lagen drei, vier Kameraden in ihrem Blut und rührten sich nicht.

Auch Omer ereilte das Schicksal. —

Nach langem Schlaf tat er die Augen auf, das Donnern und Pfeifen hatte aufgehört. Wohlige Wärme umgab ihn, er lag still und zufrieden in einem sauberen Bett. Fränkische Frauen mit weißen Kopftüchern gingen geschäftig hin und her oder blieben vor einem der vielen Betten stehen, die im großen

Saal standen. Omer hatte seinen ganzen Kopf und die linke Gesichtshälfte verbunden, in seiner Stirn hämmerte ein leiser Schmerz. Was war mit ihm geschehen?

Zuletzt nahm er sich ein Herz. „Wo bin ich, Hanum Effendi?“ fragte er die Krankenschwester.

„In Stambul, mein Sohn!“ Sie gab ihm etwas zu trinken, und wieder fiel er in Schlaf. —

Als er aufsitzen und mit den Kameraden sprechen und scherzen konnte, ging an einem Nachmittag die Tür des Saales auf und er sah Tachsim Bey, seinen Herrn, eintreten. Vor Freude streckte er ihm beide Hände entgegen und drückte die dargebotene Rechte so stark, daß Tachsim im Schmerz das Gesicht verzog.

„Ich sehe, du kommst wieder zu Kräften, mein Junge,“ rief er, „das schlimmste hast du überstanden. Der Arzt hat nicht geglaubt, mit einer solchen Kopfwunde könnte ein Mensch wieder aufstehen. Ihr Isniker müßt aus besserem Stoff gemacht sein, als wir andern Sterblichen! Nur mußt du wissen, Omer dein linkes Auge kommt nicht zurück; es ist hin.“

„Das macht nichts, Effendi; sag' mir nur, ob du auch den einäugigen Omer noch brauchen kannst!“

„Das versteht sich, mein Lämmchen! Hab' nur Geduld, noch zweimal muß es Vollmond werden, dann lassen sie dich hier heraus, und du findest dein kleines Stübchen im Yali so wieder, wie du es verlassen hast. Hier habe ich dir auch etwas mitgebracht, wähle! Diese Veilchen schickt Aische Hanum, deine Herrin; die Zigaretten sind von mir!“

„Hast du mich jemals rauchen sehen, Effendi? Aber die Blumen!“

Er nahm sie zärtlich in die Hände und drückte das Gesicht hinein. „Ach, mein Garten,“ stammelte er, „und meine Tiere, und Aische Hanum! Willst du ihr meine Salams bringen, Effendi?“

„Mütterchen ist schon lange krank; werde mir bald wieder gesund, sie fragt oft nach dir!“ —

Zwei Monate später konnte Omer aus dem Krankenhaus entlassen werden. Sein Gesicht war schmal geworden, auf dem zerstörten Auge lag ein breites Schutzleder, eine frische Narbe zog sich längs über den glattrasierten Kopf. Der alte Gärtner und die Köche im Yali erkannten ihn kaum wieder.

„Was ist aus meinen früheren Kameraden, den Hamals, geworden?“ fragte er, als sie beim Essen zusammensaßen.

„Nur die älteren sind noch da,“ bekam er zur Antwort, „die jungen mußten in den Krieg; von ihnen ist noch keiner zurückgekehrt.“

Sein erster Besuch im Garten galt den Tieren. Sie machten mürrische Gesichter, ihr glänzendes Fell war matt und fleckig geworden. „Hat sich niemand um euch gekümmert?“ rief er, und ging sofort daran, den großen Löwen zu putzen. Die gewohnte Arbeit erfüllte ihn mit Behagen. Stunde um Stunde verrann, und erst bei sinkender Sonne dachte er daran, daß es Zeit

sei, für Aische Hanum auf den Tscharschi zu gehen. Er hatte wiederholt zu ihrem Fenster hinaufgeschaut, aber es blieb geschlossen, die weißen Gardinen davor bewegten sich nicht. Nun war es Abend geworden, und sie hatte ihn nicht im Garten aufgesucht. Wußte sie denn nicht, daß er wieder im Yali war?

„Nur Geduld!“ dachte er bei sich, „wenn du den Yoghurt geholt hast, bringst du ihn zu ihr hinauf, sie wird erstaunt sein, dich zu sehen!“

Mit klopfendem Herzen machte er sich auf den Weg und war nach kurzer Zeit von seinem Ausgang zurück. Unten an der Haustür stand er zögernd einen Augenblick still. „Soll ich es wagen, die zwei Treppen hinaufzugehen? Das habe ich noch nie getan!“

Da kam Tachsim Bey ihm entgegen. „Willkommen, Omer!“ rief er, „ich hatte den ganzen Tag in Stambul zu tun. Du bist schon fleißig gewesen; aber sieh dich vor und arbeite nicht zu viel. Du mußt erst wieder zu Kräften kommen!“

Jetzt bemerkte er, daß Omer den Yoghurt in der Hand hielt.

„Das hier ist für dein Mütterchen, Effendi! Wo Aische Hanum wohl bleibt?“

„Sie ist am Tag, nachdem ich dich im Krankenhaus besuchte, schlafen gegangen, Omer, und ruht draußen am Bosporus unter den Cypressen.“

Dem Burschen entglitt die Porzellanschale; klirrend fiel sie zu Boden. Er merkte nichts davon. Starr blieb sein Auge an der Gestalt seines Herrn haften.

„Und du kamst nicht, um es mir zu sagen, Effendi?“ Wie ein Schrei hörten sich diese Worte an.

Tachsim Bey erschrak, als er die von Schmerz verzerrten Züge seines Dieners sah. „Komm', Omer,“ sagte er mit erzwungener Ruhe und ergriff seine Hand, „ich bringe dich in dein Zimmer; du mußt gleich schlafen gehen, du bist noch krank!“

Willenlos ließ er sich wegführen, legte gehorsam die Kleider ab und streckte sich ruhig auf sein Lager hin. Nach geraumer Zeit verließ Tachsim Bey leise die Stube. Es wurde totenstill im Haus.

Der Kranke horchte. Auf der Straße bellte ein Hund, in den Bäumen des Gartens schlugen die Nachtigallen.

Er stand auf, zog sich wieder an, entriegelte die Haustür und schritt ins Dunkel der Nacht hinaus.

In der Frühe des nächsten Morgens stand Tachsim Bey vor der Tür seines Dieners und lauschte. Schlief Omer noch? Behutsam öffnete er und steckte den Kopf durch den Spalt; das Zimmer war leer. Sofort rief er die Dienerschaft zusammen. „Hat keiner von euch Omer gesehen?“ Jeder schüttelte den Kopf. „Es ist gut, geht an eure Arbeit!“

Mit hastigen Schritten verließ er das Haus und suchte Hassan, den Hamalbaschi, auf. „War Omer heute Nacht nicht bei euch?“

„Nein, Effendi, ich wußte gar nicht, daß er wieder im Dorf ist.“

Auch der Polizeiposten konnte keine Auskunft geben. Zuletzt schoß dem besorgten Bey ein Gedanke durch den Kopf. Er lenkte seine Schritte zum Friedhof.

Bebeks uraltes Gräberfeld, auf dem schon die heldenmütigen Krieger Muhammeds des Eroberers ruhen, wärmte sich im Glanz der Morgensonne. Das zarte weiße Nebeltuch, das in feuchten Frühlingsnächten über dieses Totenreich ausgespannt liegt, wurde von unsichtbaren Händen weggezogen und zerflatterte zwischen den dunklen Pyramiden der Zypressen. Ein Gewirr zahlloser kleiner Grabhügel mit aufrechten Steinen und windschiefen Stelen wurde sichtbar. Des Frühlings bunter Blumenteppich breitete sich liebevoll über die Gräber Reicher und Armer, noch Betrauerter und längst Vergessener. Hier ruhte ein berühmter Pascha unter einem reich verzierten Stein, auf dem seine Taten in goldenen Lettern eingezeichnet waren. Sein roter, in Marmor ausgehauener Fes verkündigte stolz die Würde seines Herrentums. Die Stelen der Gräber seiner Lieblingsfrauen schmückten sorgfältig gemeißelte Rankenreliefs blühender Blumen und Palmen, ein Zeichen für die Nachwelt, daß diese gottgesegneten Frauen ihrem Gebieter ein starkes Geschlecht von Söhnen und Töchtern geschenkt hatten. Des armen Mannes Grabstein daneben war von Moos überwuchert und zur Hälfte in die Erde gesunken. Wem hatte er gedient, was war sein Schicksal gewesen? Und wer konnte sagen, ob in alle die Gräber, die heute kein Stein mehr schmückte, einst Angesehene oder Verachtete gebettet wurden? Die Zeit hatte sie alle gleich gemacht.

Aische Hanums Ruhestätte lag dicht am Wasser im Schatten hundertjähriger Platanen. Auf dem frischen Grabhügel sproßte junges Gras, in den Blumenbeeten, die ihn einfaßten, blühten die ersten Tulpen. Ihm zu Häupten war schon die schlanke Stele aufgerichtet, und darüber hing am Ast eines Baumes eine schmucklose Laterne, in der jede Nacht die Totenkerze brannte.

Als sich der Bey dem Grabe näherte, erblickte er seinen Diener am Fuß einer Platane. Omer saß auf einer Baumwurzel, hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte vor sich hin.

„Was tust du hier zu so früher Stunde, Omer?“ sagte Tachsim Bey und berührte leicht seine Schulter.

„Ich warte auf Aische Hanum, Herr, daß sie mich hole und in ihren Dienst nehme!“

„Sie ist von uns gegangen, Omer, und kommt nicht wieder. Du weißt es doch, die Toten stehen nicht mehr auf. Ihre Seelen wohnen in einer andern Welt, und wir dürfen uns nicht merken lassen, wenn wir um sie trauern. Allah wünscht, daß man sich seinem Willen beugt. Folge mir zurück ins Haus, damit wir dich pflegen können.“

„Nein, Herr, für mich ist kein Platz mehr in deinem Garten. Mein Aug' ist trübe, und mein Mund wird nicht mehr lachen; ich will allein sein. Verzeihe deinem Diener!“

* * *

Bald wußte es das ganze Dorf: der arme Hamal von Isnik war nun wirklich ein „Delli Omer“ geworden. Er mied die Menschen, verbrachte die Tage am Grabe seiner Herrin und schlief nachts im Schutze alter Gartenmauern. Da er sich nicht dazu bewegen ließ, in den Yali zurückzukehren, ließ Tachsim Bey ihm ein kleines Bretterhäuschen nahe dem Friedhof errichten, in dem er zur Not sitzen und liegen konnte. Andre Bequemlichkeiten duldete er nicht. Einen Schemel, den sein Gönner hineinstellen ließ, warf er ins Meer.

Nur David, dem Spaniolen, blieb er treu, nur von ihm ließ er sich mit Nahrung versorgen. Jeden Morgen holte der Jude zwei Brote im Yali ab und trug sie zu seinem Freund hinaus. Einmal in der Woche brachte er ein Päckchen Kerzen mit, denn jeden Abend, wenn die Muezzins von den fernen Minaretts die Gebetsstunde ausriefen, saß Omer am Grabe der Hanum, putzte die Laterne und zündete eine neue Totenkerze an.

Wer vorüberging, konnte ihn oft am Wasser hocken sehen, wo er kleine Fische mit der Angel fing, um sie nachher am Holzfeuer vor der Hütte zu braten. Merkte er, daß man ihn beobachtete, so ließ er alles stehen, flüchtete in seine Behausung und zog den Teppich vor die Öffnung. Die Stürme des Frühlings und des Sommers Gluten bräunten sein Gesicht. Wenn ein Fremder des Weges kam und den finsteren Mann mit langem struppigen Haar am Ufer des Bosporus hin- und hergehen sah, unverständliche Worte murmelnd, erschrak er und lief hastig weiter.

Von Zeit zu Zeit suchte Tachsim Bey den Kranken auf. Es war ihm ein Rätsel geblieben, warum der Tod Aische Hanums seinen Diener so tief erschüttert hatte. Aber er vermochte nichts aus ihm herauszubringen; Omers Geist hatte sich umnachtet.

„Es muß etwas geschehen“, sagte Tachsim Bey zu sich, „wenn die rauhen Monate kommen, bringen wir ihn in ein Krankenhaus.“

Als es Winter wurde, schien Omers Zustand sich zu bessern. Dem alten Achmed, der unter dem Schutz Davids zu ihm hinauskam, schrieb er einen Brief. Es ging zwar sehr langsam damit, und Achmed mußte jedes Wort zweimal vorsagen, aber Halil, der Imam, der ihn nachher prüfte, fand kaum einen Fehler zu verbessern. David kam zu Tachsim Bey in den Yali und erzählte, was vorgefallen war.

„Sei versichert, Effendi“, sprach er, „Omer wird uns wieder gesund. Neulich gab er mir zu verstehen, daß es in seiner Hütte sehr unbehaglich sei, weil der Regen nachts durch das Holz sickere. Ich trug altes Tenekeh hinaus und nagelte ein Blechdach auf seine Hütte, und da hättest du sehen sollen! Er streckte mir beide Hände zum Dank hin. Das hat er noch nie getan, seit er in der Einsamkeit lebt.“

„Um so besser“, entgegnete der Bey, „ich will dieser Tage den armen Burschen im Wagen holen kommen, denn in den Nächten ist es jetzt empfindlich kalt. Heute morgen hatten wir schon Forst. Mein Freund Hakki Bey vom

Krankenhaus in Stambul wird mich begleiten. Wenn wir sehen, daß sich der Kranke gutwillig fortbringen läßt, pflegen wir ihn hier im Yali, sonst nimmt Hakki Bey ihn mit in die Stadt."

Eher, als er gedacht, mußte der Bey sein Vorhaben ausführen. Am Nachmittag des „fränkischen" Beiram (Weihnachten) setzte ein Schneesturm ein. Der Wind bließ von Norden; es war mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß das Unwetter zwei bis drei Tage anhalten würde. Deshalb schickte Tachsim Bey einen Boten nach Stambul und ließ seinen Freund bitten, am nächsten Tag mit dem ersten Dampfer nach Bebek zu kommen, er erwarte ihn beim Landungssteg. Gegen Abend nahm der Sturm an Heftigkeit noch zu, in der Nacht fiel reichlicher Schnee.

Früh am andern Morgen war Hakki Bey pünktlich zur Stelle. Der Wagen hatte Mühe, sich durch die Schneewehen, die zwischen der Ufermauer und den Häusern aufgetürmt lagen, hindurchzuarbeiten.

Tachsim Bey konnte seine Unruhe nicht verbergen. „Hoffentlich ist der arme Bursche nicht auch gestern abend in den Sturm hinausgegangen, um die Totenkerze anzuzünden", sagte er.

Unweit der Hütte stiegen die zwei Männer aus dem Wagen. Sie war halb vom Schnee zugedeckt, der Teppich vor dem Eingang flatterte im Winde. Tachsim Bey schaute hinein; sie war leer. Nichts Gutes ahnend, befahl er dem Kutscher, den Wagen vorsichtig bis zum Friedhof zu führen. Er selbst nahm Hakki Bey unter den Arm und ging mit ihm voraus.

Es hatte aufgehört zu schneien. Über die Ruhestätte der Toten hatte der Winter sein weißes Leichentuch gebreitet.

Als die Suchenden an das Grab Aische Hanums traten, fanden sie den Vermißten. Er saß auf dem Hügel. Sein Kopf ruhte zwischen beiden Armen, die den Fuß der Stele umklammert hielten. Neben ihm stand die kleine Laterne, in der eine noch unbenutzte Kerze steckte, daneben lag das Feuerzeug.

Hakki Bey beugte sich über die zusammengekauerte Gestalt. „Ich fürchte, der Bursche ist erfroren", sage er.

„Omer ist nur seiner Herrin gefolgt", erwiderte Tachsim Bey, „in ihrem Dienst durfte er träumend durch das dunkle Tor des Todes gehen!"

Zum Burgfrieden unter den Weltanschauungen

Von Dr. Karl Buchheim

Gerade weil wir uns schon heute darüber klar sind, daß nicht alle Blütenträume des Burgfriedens reifen werden, ist es um so notwendiger, auf alle Gebiete hinzuweisen, wo wir trotzdem auf das Wachstum einiger Früchte am Baum der inneren deutschen Einheit hoffen dürfen. Auch diesmal geht es wie so häufig, daß wir von dem grundsätzlichen Ideal zwar weit entfernt bleiben, daß es aber auch falsch wäre, alle Hoffnung fahren zu lassen und an gar keinen Erfolg der inneren seelischen Kriegserlebnisse zu glauben. Kein Ideal kommt umsonst in die Welt; es bleibt wenigstens ein Stern unter anderen Sternen, der dann doch diesem oder jenem Schiffer richtunggebend dient.

Ein Gebiet, von dem wir wirklich hoffen dürfen, daß gewisse Grenzlinien weniger stark markiert werden als bisher, ist das, wo der Bereich unseres modernen politischen und geistigen Lebens mit dem der katholischen Religion und Kirche zusammenstößt. Wir dürfen das hoffen, weil schon längst vor dem Kriege der politische Katholizismus auch im Sinne des bestehenden Reiches zu einer nationalen Partei geworden war — im großdeutschen Sinne ist er es immer gewesen! —, und weil in den weitesten Kreisen beider Konfessionen die Überzeugung mächtig geworden ist, daß sie sich wenigstens faktisch gegenseitig gelten lassen müssen. Hier hat die große nationale Not nur das Wachstum von Einsichten beschleunigt, die schon vorher die politischen Tatsachen nach Überwindung des Kulturkampfes begründet hatten. Blättern wir z. B. in dem Buche von Friedrich Thimme „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes", das in den „Grenzboten" ausführlich besprochen worden ist (Heft 29 d. Js.), so finden wir gewichtige Stimmen zahlreicher führender Katholiken und Protestanten, die alle in dem Bekenntnis zum guten Willen, für immer in einem Staat und Volkstum zusammenzuhalten, übereinstimmen, ja die sich bemühen, darüber hinaus die gemeinsamen Züge des nationalen Geistes zum Bewußtsein zu bringen, die zum innersten Besitztum beider deutscher Konfessionen gehören. Am schönsten weiß dies am erwähnten Orte der Jesuit Peter Lippert auszudrücken, der von Wesensverwandschaften zwischen der deutschen Kultur und dem Katholizismus spricht, die sich herzerfreuend hören lassen.

Heute möchte ich mit diesen Zeilen auf zwei Bücher des katholischen Ordinarius an der Universität Würzburg, F. X. Kiefl, aufmerksam machen, die

zwar mit Politik im engeren Sinne nichts zu tun haben, aber doch als Symptome der Annäherung katholischer und protestantischer Wissenschaft nicht ohne allgemein kulturpolitische Bedeutung sind. Das erste ist schon mehrere Jahre vor dem Kriege erschienen und heißt „Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie" (Mainz, Kirchheim u. Co., 1911, geh. 3,80 Mark, geb. 4,60 Mark). Das Buch ist hervorgerufen durch die seinerzeit von Arthur Drews neuentfachte Christusdebatte. Wir dürfen die Tatsache nicht verschleiern, daß Kiesl sich hier im scharfen Gegensatz nicht etwa bloß zu Drews stellt, sondern daß er seine Kritik an der ganzen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts übt und sowohl die Kantische wie die Hegelsche Lehre mit allen ihren Ausläufern als unvereinbar mit dem Christentum, wenn man dieses in seiner historischen Wirklichkeit und nicht nach irgendeiner Konstruktion erfassen wolle, ablehnt. Höchst bemerkenswert ist aber, daß er dabei der liberalen protestantischen Theologie eine Art Bündnis anbietet, indem er erkennt, daß diese Theologie eines Harnack, Troeltsch und ihrer Gesinnungsverwandten jedenfalls das Verdienst habe, mit unwandelbarer Treue an der Gestalt des historischen Erlösers festzuhalten, und daß sie fortdauernd bemüht sei, der Persönlichkeit des wirklichen Jesus zu religiöser Macht über die Geister zu verhelfen. Auch die liberale protestantische Theologie, meint Kiesl, sei sich bewußt, daß es gelte, die religiös-ethische Souveränität des Christentums gegen den überwuchernden philosophischen theoretischen Idealismus zu behaupten, und in diesem Bewußtsein bewahre sie ein solches Stück echt christlicher Gesinnung, daß der Katholik ein gut Teil Weges mit ihr zusammengehen könne. Diesen Hinweis auf einen gemeinsamen Boden katholischer und protestantischer Theologie in Weltanschauungsfragen kann man vom Standpunkte nationaler Kulturpolitik nur kräftig unterstreichen und dem Buche von Kiesl in beiden Konfessionen recht viele verständnisvolle Leser wünschen. Kiesl hat die protestantische Philosophie und Theologie gründlich studiert. Man darf hoffen, daß andere Katholiken ihm darin nacheifern und daß umgekehrt auch protestantische Gelehrte der katholischen Weltanschauung immer mehr liebevolle Beachtung schenken werden. Jedenfalls brauchen Protestanten, wenn sie das Buch von Kiesl zur Hand nehmen, nicht zu fürchten, auf vermeintlich unverdauliche thomistische Scholastik zu stoßen, sondern sie werden eine allerdings kritische, aber höchst scharfsinnige und verständnisvolle Auseinandersetzung auf dem Boden modernster Wissenschaft kennen lernen.

Im Kriege selbst und unter dem Eindruck der Burgfriedensbestrebungen ist das andere Buch von Kiesl geschrieben: „Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums" (Kösel, Kempten und München 1915, geb. 3 Mark). Galt das erste Werk der Kritik des philosophischen Idealismus und gipfelte es in der Anerkennung des christlichen Charakters auch der protestantischen Theologie gegenüber diesem Idealismus, so berührt das zweite nun enger die Sphäre der eigentlichen Politik und grenzt

die Aufgaben des Christentums gegen die der modernen sozialistischen Bewegungen ab. Auch hier ist das Ergebnis geeignet, dem Frieden zu dienen. Kiesl erbringt — im Rahmen des Gesamtwerkes auch durch eine exegetische Einzeluntersuchung über ein Pauluswort — den Nachweis, daß das Christentum seinem Wesen nach nur eine religiöse, niemals eine sozialpolitische Botschaft sein könne. Die Arbeitsgebiete des Christentums und des Sozialismus werden damit grundsätzlich geschieden. Gerade weil Kiesl auch hier wieder die Weltanschauung des philosophischen Idealismus, insofern sie auch den Kern der sozialistischen Weltanschauung bildet, als unchristlich zurückweist und die religiöse Eigenart des historischen Christentums verteidigt, gewinnt er anderseits alle wünschenswerte Neutralität gegen die modernen sozialpolitischen Bestrebungen. Die christliche Caritas ist religiöse, aber überhaupt keine sozialpolitische Gesinnung. Man wird Kiesl gern zugestehen, daß die moderne rein sozialpolitische Stimmung, die nur Rechte für die Menschen beansprucht und die Liebe als demütigend verachtet, einseitig ist, und daß der sozialreligiösen christlichen Gesinnung unbeschadet aller Sozialpolitik eine gründliche Erneuerung von Herzen zu wünschen wäre.

Solche Anschauung, die dem Christentum neben dem Sozialismus und demzufolge der Kirche neben dem Staate ihre souveräne Sphäre läßt, entspricht den kulturellen Notwendigkeiten unserer Zeit und darf in unserm innerpolitischen Leben in Zukunft noch weniger stumm bleiben als bisher.

Jahreswende

Der letzte Tag im Jahr,
Er ist, wie jeder war.
Leise geht eine Türe zu:
Da liegt eine Hoffnung in ewiger Ruh'.
Leise hat eine sich aufgetan:
Da tragen wir hin den alten Wahn,
Der immer noch hoffen will.

Dann kommt die letzte Nacht . . .
Es dunkelt schon, die Flocken fallen still,
Und sieh! am Weihnachtbaum,
Wo wir als Kinder gejauchzt und gelacht,
Brennen zum letztenmal die Kerzen
Wie ein heimlich leuchtender Kindertraum,
Wie Sehnsucht in Menschenherzen.
Und horch — nun schallen die Glocken!
Dichter und dichter
Fallen die Flocken,
Am Baum verlöschen die Lichter.
Du neigst das Haupt, des Schicksals müdes Kind,
Und weißt es nun, was Erdengäste sind:
Lichter, die im Dunkel stehen,
Flocken, die zur Erde gehen,
Klänge, die im Wind verwehen.

Karl Berner

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

YD 11455

467727 AP30.
G7
W75:4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY